0

Geschichte

des

deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von

Johannes Janssen.

Sechster Band.

Kunst und Volkslitteratur bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Kulturzustände

des

deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Erstes und zweites Buch.

Von

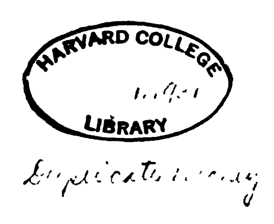
Johannes Janssen.

Fünfzehnte und sechzehnte, verbesserte und vermehrte Auflage,

besorgt von

Ludwig Pastor.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort zur dreizehnten und vierzehnten (fünfzehnten und sechzehnten) Auflage.

Über die Grundsätze, welche bei Besorgung neuer Auflagen der Geschichte des deutschen Volkes von Janssen maßgebend waren, habe ich mich in der Vorrede zur dreizehnten und vierzehnten Auflage des fünften Bandes ausgesprochen. Indem ich auf das dort Gesagte verweise, füge ich hinzu, daß mir auch für die vorliegende Auflage des sechsten Bandes zahlreiche handschriftliche Notizen des verewigten Verfassers vorlagen. Daneben konnte ich noch mündliche Äußerungen verwerten, welche mir Janssen im Juli 1891 machte; damals hatte ich mit dem unvergeßlichen Lehrer und Freunde eine längere Unterredung namentlich über die im ersten Buche des sechsten Bandes bei einer neuen Auflage vorzunehmenden Änderungen, deren Einzelheiten ich mir sofort aufschrieb. Wie bei dem fünften Bande, so habe ich auch in dem vorliegenden meine Zusätze, soweit es irgend anging, in die Anmerkungen verwiesen; sie sind dort durch zwei Sternchen (**) kenntlich gemacht.

Für wertvolle Beiträge zur neuen Auflage dieses Bandes spreche ich dem hochw. Herrn Professor und nunmehr Bischof von Rottenburg P. W. v. Keppler, Professor Wackernell in Innsbruck, Dr. Bäumker in Kurich, Dr. Bertram in Hildesheim sowie meinen lieben Freunden Nikolaus Paulus in München und Pfarrer Joseph Graën in Hildesheim meinen herzlichsten Dank aus.

Innsbruck, den 6. Januar 1893. — 8. September 1900.

Ludwig Pastor.

Inhalt.

IV. Tonkunst, Kirchenlied und geistliches Lied.

Zweites Buch.

Volkslitteratur.

I. Volkslied — Gelegenheitsgedicht und ‚hochfürstliche Hofpoesie' — Meistergesang — Hans Sachs.

II. Satiren und Schmähschriften — Zeit- und Sittenbilder — Johann Fischart und seine Verteidigung der Hexenverfolgung.

V. Wunder- und Schauerlitteratur.

VI. Geheimkunst-, Zauber- und Teufelslitteratur — ‚der Teufel selbst‘.

Vollständige Titel der wiederholt benutzten Bücher.

Die nach der zwölften Auflage durch den Bearbeiter neu herangezogenen Werke sind mit ** bezeichnet.

Abry L. Les hommes illustres de la nation liégeoise. Liège 1867.

Ackermann's und Voith's Dramen, herausgegeben von H. Holstein, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 170. Tübingen 1884.

[Adelung J. Chr.] Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager und anderer philosophischer Unholden. 7 Bde. Leipzig 1785—1789.

Alberdingk Thijm J. A. De la littérature néerlandaise. Amsterdam 1854.

Albertinus A. De conviviis et compotationibus, darin mit lustigen Historien und Exempeln von den Gebräuchen der Gastereyen, Pancketen und Zechens rc. discurirt wird. München 1598.

Albertinus A. Der Kriegßleut Weckuhr. Begreifft zween Theyl: im ersten werden alle und jedes Standtspersonen trewlich ermahnt zum ernstlichen Krieg . . wider den Erbfeindt christl. Namens, den Türken. Im andern wird ausführlich gehandelt vom Ampt und Verhalten der Kriegsobristen rc. München 1601.

Albertinus A. Haußpolicey, begreifft vier unterschiedliche Theil. München 1602. Fünffter, Sechster und Siebenter Theyl der Haußpolicey [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 580 Nr. 15]. München 1602.

Albertinus A. Der Landstörtzer: Gusman von Alfarche oder Picaro genannt . . theils auß dem Spanischen verteutscht, theils gemehrt und gebessert . . [Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 577 Nr. 9.] München 1616.

Albertinus A. Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Acht Theil begreifend. Darinnen gehandelt wirdt von deß Lucifers Königreich, Macht, Gewalt, Diener und Hofgesind und durch was unterschidliche Mittel, List, Künst und Renck er die Seelen jage rc. München 1616.

Ambros A. W. Geschichte der Musik (Bd. 3) im Zeitalter der Renaissance bis zu Palestrina. Breslau 1868.

Andresen A. Der deutsche Peintre-graveur oder die deutschen Maler als Kupferstecher nach ihrem Leben und ihren Werken von dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts. 3 Bde. Leipzig 1864—1866.

Apollinaris O. Ein newer Albertus Magnus von Weibern und Geburten der Kinder, von Tugenden etlicher fürnemer Kräuter, von Kraft der edlen Gestein rc. Franckfurdt a. M. Ohne Jahr.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgeg. von der Historischen Kommission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler Bd. 1—10. Leipzig 1878—1886.

Archiv für Litteraturgeschichte. Bd. 1—2 herausgeg. von R. Gosche, Bd. 3—15 von Fr. Schnorr von Carolsfeld. Leipzig 1870—1887.

Arnold G. Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie, von Anfang des neuen Testamentes bis 1688. Neue Auflage. Bd. 2. Schaffhausen 1741.

Ayrer's Dramen, herausgegeben von A. v. Keller, 5 Bde., in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 76—80. Stuttgart 1865.

Baader J. Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. Erste und zweite Reihe. Nördlingen 1860. 1862.

Baechtold J. Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Basel 1876.

Baechtold J. Niklaus Manuel, in der Bibl. älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Frauenfeld 1878.

** Baechtold J. Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 1—20. Stettin 1832—1864.

Bartsch A. Le Peintre-Graveur. tom. 3—11. Vienne 1803—1808.

Baumgart J. Juditium das Gericht Salomonis, zu Ehren einem erbarn Rath und der christlichen Schulen der löblichen und alten Stadt Magdeburg in eine Action einer Comedien gefast und zu Reim gemacht &c. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 362]. 1561.

Bäumker W. Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland von den ersten Anfängen bis zur Reformation. Freiburg i. Br. 1881.

Bäumker W. Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Zweiter Band. Freiburg i. Br. 1883. Erster Band. Freiburg i. Br. 1886.

Bechstein R. Aus dem Kalendertagebuch des Wittenberger Magisters und Marburger Professors Victorin Schönfeld 1555—1563. Rostock 1875.

Becker A. W. Kunst und Künstler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig 1863 bis 1865. Bd. 1: Kunst und Künstler des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1863.

Becker C. und J. v. Hefner. Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1852.

Beinhaus K. Predig auf das Fest der unschuldigen Kinder, in ernstlicher Vermahnung wider die Verführung der Jugend. Mainz 1617.

Beissel St. Geschichte der Ausstattung der Kirche des hl. Victor zu Xanten. Freiburg i. Br. 1887.

Bekker B. Die bezauberte Welt, in vier Büchern. Aus dem Holländischen übersetzt. Amsterdam 1693.

Bergau R. Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg. Berlin 1885.

Bertuch J. Teutsches Pfortisches Chronicon. Leipzig 1734.

** Bezold G. v. Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Holland, Belgien und Dänemark (Handbuch der Architektur Teil 2, Bd. 7). Stuttgart 1899.

Bieberstedt D. H. Geist des pomrisch-rügenschen Predigtwesens von der Kirchenverbesserung bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. In Auszügen. Stralsund 1821.

X Birlinger A. Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsaßes, Oberrheins und Schwabens. Bd. 1—13. Bonn 1873—1885.

Blum R. Historische Erzehlung, was sich mit einem fürnehmen Studenten, der von dem leidigen Teufel zwölf Wochen besessen gewesen, verlaufen und zugetragen habe rc. Leipzig 1606.
Bobertag F. Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. 2 Bde. Berlin 1876. 1884.
Bodemann E. Herzog Julius von Braunschweig, Kulturbild deutschen Fürstenlebens und deutscher Fürstenerziehung im sechzehnten Jahrhundert, in Müllers Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Neue Folge 4, 192—289. 311—348. Hannover 1875.
** Bolte J. Ein Spandauer Weihnachtsspiel. 1549 (von Christoph Lasius: Von der Geburt Christi rc.), in den Märkischen Forschungen 18, 109—222. Berlin 1884.
Boos H. Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1878.
Braun H. Drei christliche und in Gottes Wort gegründte Donner- und Wunderpredigten. Franckfurt am Mayn 1604.
Braun H. Zehn christliche Lehr- und Trost-, Straf- und Warnungs-Predigten. Giessen 1614.
Buch Weinsberg, das. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Bearbeitet von K. Höhlbaum. Bd. 2. Leipzig 1887.
** Buchenau G. Leben und Schriften des Burcard Waldis. Marburg 1858.
Bücherschatz der deutschen National-Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts (von K. Heyse). Berlin 1854.
Burckhardt J. Geschichte der Renaissance in Italien. Stuttgart 1868. (** 3. Aufl. 1891.)
** Burckhardt J. Die Cultur der Renaissance in Italien. 3. Aufl., besorgt von L. Geiger. Leipzig 1877. (7. Aufl. 1899. 2 Bde.)
Butsch A. F. Die Bücherornamentik der Renaissance. Bd. 1: Aus der Zeit der Frührenaissance. Bd. 2: Die Hoch- und Spätrenaissance. Leipzig 1878. 1881.
Caesius G. Prognosticon Astrologicum, oder Teutsche Practick auff das Jar nach unsers Herrn und Seligmachers Jesu Christi Geburt. S. Johann 1598.
Canditto, comte A. E. de. Jacob de Barbari et Albert Durer. La vie et l'oeuvre du maître au caducée, ses élèves Durer, Titien, Marc-Antoine, Mabuse, Marguerite d'Autriche. Bruxelles 1881.
Celichius A. Notwendige Erinnerung von des Sathans letzten Zornsturm, und was es auff sich habe und bedeute, daß nu zu dieser Zeit so viel Menschen an Leib und Seel vom Teuffel besessen werden. Wittenberg 1595.
Cholevius C. L. Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Erster Theil. Leipzig 1854.
Chrysander Fr. Jahrbücher für musikalische Wissenschaft. Bd. 1 und 2. Leipzig 1863. 1867.
Chryseus J. Hoffteufel. Das sechste Capitel Danielis, den Gottesfürchtigen zum Trost, den Gottlosen zur Warnung Spilweiß gestellen und in Reimen verfaßt. Franckfurt a. M. 1562.
** Cordatus Dr. C. Tagebuch über Dr. Martin Luther, geführt von Dr. C. C. Zum erstenmal herausgeg. von H. Wrampelmeyer. Halle 1885.
Cramer D. Das große Pomrische Kirchen-Chronicon. In vier Büchern. Alt-Stettin 1628.
** Creizenach W. Das Schauspiel der englischen Komödianten. Berlin und Stuttgart [1889].

Cunz F. A. Geschichte des deutschen Kirchenliedes vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit. Theil 1. Leipzig 1855.

Dahlmann P. Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten. Leipzig 1710.

Dederding G. Zur Charakteristik Fischarts, im elften Jahresbericht über die Louisenstädtische Gewerbeschule in Berlin. Berlin 1876.

Dejob Ch. De l'influence du concile de Trente sur la littérature et les beaux-arts chez les peuples catholiques. Paris 1884.

Descamps J. B. La vie des peintres flamands, allemants et hollandais. Paris 1753.

Devrient E. Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Bd. 1. Leipzig 1848.

Dieterich C. Sonderbare Predigten von unterschiedlichen Materien. 4 Bde. Leipzig 1622. 1632.

Döllinger J. Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses. 3 Bde. Erster Band. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Regensburg 1848.

Drugulin W. Historischer Bilderatlas. Verzeichniß einer Sammlung von Einzelblättern zur Cultur- und Staatengeschichte vom fünfzehnten bis in das neunzehnte Jahrhundert. Zweiter Theil. Chronik in Flugblättern. Leipzig 1867.

Ebe G. Die Spät-Renaissance. Kunstgeschichte der europäischen Länder von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 2 Bde. Berlin 1886.

Ebeling Fr. W. August von Sachsen (1553—1586). Eine Characterstudie. Berlin 1886.

Eggers Fr. Deutsches Kunstblatt. Jahrgang 1—9. Leipzig 1850—1858.

Ein durch Nothgedrungens Außschreiben Mein: Leonhardt Thurneyssers zum Thurn, der Herbrottischen Blutschandsverkeufferey, Falschs und Betrugs: Auch der Mir und meinen Kindern zu Basel beschehenen Injurien, Gewaldtthat, Spolirung und Rechtßversagung halber. [Berlin] Anno 1584.

Ein Erklerung des Vater Unsers. Zur klärlichen Belehrung und Beherzung der Christgläubigen. Ohne Ort. 1617.

Elich Ph. L. Daemonomagia etc. Francofurti a. M. 1607.

Elucidarius von allerhandt Geschöppfen Gottes, den Engeln, den Himmeln, Gestirn, Planeten und wie alle Creaturen geschaffen seyndt auf Erden ꝛc. Mit angehencktem Bauren Compaß ꝛc. Franckfort a. M. 1602.

Engelische Comedien und Tragedien ꝛc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 543 Nr. 4]. Ohne Ort. 1620. Ander Theil: Liebeskampff [Goedeke 2, 544 Nr. 6]. 1630.

Ennemoser J. Geschichte des thierischen Magnetismus. Erster Theil: Geschichte der Magie. Leipzig 1844.

Ernstinger H. G. Raisbuch, herausgeg. von Ph. A. F. Walther, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 135. Tübingen 1877.

Etliche chymische und verborgene magische und astrologische Mittel wider die stetig zunehmenden Krankheiten durch Verzauberung aus Gottes Verhengnuß, und über die Kenntniß der Krankheiten aus den Gestirnen. Erfurt 1561.

[Evenius S.] Speculum intimae corruptionis, das ist: Spiegel der Verderbniß, allen und jeden Ständen der wahren Christenheit zur gründlichen Beschawung und Nachrichtung ꝛc. Vorrede: ‚Scriptum posthumum'. Lüneburg 1640.

Eye A. v. Führer durch das Museum des königl. sächs. Alterthumsvereins im königl. Palais des großen Gartens zu Dresden. Dresden. Ohne Jahreszahl.

Eyering E. Proverbiorum Copia, etlich viel Hundert lateinischer und teutscher schöner und lieblicher Sprichwörter . . . mit schönen Historien, Apologis, Fabeln und Gedichten geziert. 3 Bde. Eisleben 1601—1604.

Falke J. Geschichte des modernen Geschmackes. Leipzig 1866.

Falke J. Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung. Gekrönte Preisschrift der fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig 1868.

Falke J. v. Zur Cultur und Kunst. Studien. Wien 1878.

[Fickler Joh. Bapt.] Tractat Herrn Gabriel Putherbeien von Thuron ꝛc. von Verbot und Auffhebung derer Bücher und Schrifften, so in gemein one Nachtheil und Verletzung des Gewissens . . nit mögen gelesen und behalten werden . . Erstlich bei Lebzeiten Kaiser Carls des V. in Latein beschriben, dieser Zeit aber in das hoch Teutsch transferiret. München 1581.

Fincelius J. Wunderzeichen. Warhafftige Beschreibung und gründlich Verzeichnus schrecklicher Wunderzeichen und Geschichten, die von dem Jar an 1517 bis auf das Jar 1556 geschehen und ergangen sind. Ursel 1557.

Fiorillo J. D. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden. Bd. 2 und 3. Hannover 1817. 1818.

Fischart J. Vom ausgelaßnen wütigen Teufelsheer ꝛc. [vergl. unten S. 274]. Straßburg 1581. 1586. 1591. 1598.

[Fischart J.] Affentheuerlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung ꝛc. Ausgabe von 1590.

Fischart J. Sämmtliche Dichtungen. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von H. Kurz. 3 Bde. Leipzig 1866—1867.

Fischer K. Goethe's Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition. 2. Aufl. Stuttgart 1887.

Fornerus Fr. Panoplia armaturae Dei, adversus omnem superstitionum, divinationum, excantationum daemonolatriam, et universas magorum, veneficorum et sagarum et ipsiusmet Sathanae insidias, praestigias et infestationes, concionibus Bambergae habitis instructa et adornata. Ingolstadii 1625.

Förstemann K. E. und H. E. Bindseil. D. Martin Luther's Tischreden oder Colloquia ꝛc. Nach Aurifaber's erster Ausgabe. Abth. 1—4. Leipzig 1844—1848.

Förster E. Geschichte der deutschen Kunst. Theil 2 und 3. Leipzig 1853. 1855.

Franck S. von Wörd. Chronica: Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegin biß in biß gegenwertig 1565. jar verlengt. In drey Chronick- oder Häuptbücher. Ohne Ort. 1565.

Frenzel F. A. Der Führer durch das historische Museum zu Dresden mit Bezug auf Turnier und Ritterwesen und die Künste des Mittelalters. Leipzig 1850.

Freytag G. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. 2, Abth. 2. Aus dem Jahrhundert der Reformation. Leipzig 1867.

Fridrich S. Von wunderlicher Verzückung etlicher Menschen. . . Alles voller seltsamen Historien. Ohne Ort. 1592.

[Friedländer G.] Eine kurtze Comödien von der Geburt des Herren Christi. Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churfürstl. Hofes im Jahr 1589 in Berlin aufgeführt. Nach der Handschrift, nebst geschichtl. Einleitung herausgegeben. Berlin (1839).

Friese T. Müntz Spiegel, das ist ein new und wolaußgeführter Bericht von der Müntz . . . sampt einem nützlichen Tractat M. Cyriaci Spangenberg vom rechten Brauch und Mißbrauch der Müntze. Franckfurt a. M. 1592.

Frischlin N. Deutsche Dichtungen, herausgeg. von D. F. Strauß, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 41. Stuttgart 1857.

Fürstenau M. Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen Johann Georg II. bis Johann Georg IV., unter Berücksichtigung der ältesten Theatergeschichte Dresdens. Dresden 1881.

Gaedertz K. Th. Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur, des deutschen Dramas und der deutschen Dialektdichtung. Leipzig 1881.

[Gaupp A.] Die Reformation und die bildende Kunst, in den Histor.-polit. Blättern 97, 341 fll. München 1886.

Gehrken F. J. Heinrich Aldegrever, Goldschmied, Maler, Kupferstecher und Prägschneider. Münster 1841.

Genée R. Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1882.

** Gény J. Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, herausgeg. von L. Pastor [Bd. 1, Heft 5 u. 6]). Freiburg 1900.

Gervinus G. G. Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 2 und 3. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig 1853.

** Geschichte der deutschen Kunst. 5 Bde. 1. Dohme R. Die Baukunst. 2. Bode W. Die Plastik. 3. Janitschek H. Die Malerei. 4. Lützow C. v. Der Kupferstich und Holzschnitt. 5. Falke J. v. Das Kunstgewerbe. Berlin 1887—1891.

Goedeke K. Burchard Waldis. Hannover 1852.

Goedeke K. Johannes Römoldt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts, in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1852 S. 293—409. Hannover 1855.

Goedeke K. Pamphilus Gengenbach. Hannover 1856.

Goedeke K. Every-Man, Homulus und Hekastus. Ein Beitrag zur internationalen Literaturgeschichte. Hannover 1865.

Goedeke K. und J. Tittmann. Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig 1867.

Goedeke K. Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer. Leipzig 1880.

Goedeke K. Dichtungen von D. Martin Luther. Mit einem Lebensbilde Luther's von J. Wagenmann. Leipzig 1883.

Goedeke K. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band: Das Reformationszeitalter. Dresden 1886.

Gödelmann G. Von Zauberern, Hexen und Unholden wahrhaftiger und wohlgegründeter Bericht. Frankfurt 1592.

Görres J. v. Die christliche Mystik. Bd. 4, Abth. 2. Regensburg 1842.

Gottsched J. Chr. Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß aller deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele, die im Druck erschienen von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts. Leipzig 1757. Des nöthigen Vorraths zweiter Theil oder Nachlese. Anhang: Freyeslebens Nachlese. Leipzig 1765.

Graus J. Die katholische Kirche und die Renaissance. Separatabdruck aus dem ‚Kirchenschmuck'. Graz 1885.

Grimm H. Ueber Künstler und Kunstwerke. Erster und zweiter Jahrgang. Berlin 1865—1867.

Grimm H. Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Berlin 1871.

[Groß H.] Magica, dasz ist: Wunderbarliche Historien von Gespensten und mancherlei Erscheinungen der Geister, von zauberischen Beschwerungen, Beleidigungen, Verblendungen und dergleichen Gaukelwerk. Item von Oraculis, Verkündigungen 2c. 2 Bde. Eisleben 1600.

Grüneisen C. Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechszehnten Jahrhundert. Stuttgart und Tübingen 1837.

Grüninger E. Sündenzedell und Tugendregister, in achtundzwanzig Predigten. Frankfurt a. M. 1614.

Guarinoni H. Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts 2c. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 585 Nr. 21]. Ingolstadt 1610.

Guhl E. Künstlerbriefe. 2 Bde. Berlin 1853—1856.

Gumpelzhaimer Chr. G. Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten. Abth. 2. Regensburg 1837.

** Gurlitt C. Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland. Stuttgart 1889.

Hagen C. Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 3 Bde. 2. Ausg. Frankfurt a. M. 1868.

Hänichen D. Acolastus, das ist der ungerathene, verlorene, jedoch wiederkerende Sohn. Vier Predigten. Leipzig 1604.

Hans Sachs, herausgegeben von A. v. Keller, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart. 19 Bde. Tübingen 1870 fll.

Hayn H. Bibliotheca Germanorum erotica. Zweite, umgearbeitete Aufl. Berlin 1885.

** Hefner-Alteneck J. H. v. Lebenserinnerungen. München 1899 (nicht im Buchhandel).

Hegner U. Hans Holbein der Jüngere. Berlin 1827.

Heinnitz S. Historia laquei venatoris, wahrhafftige Geschicht von etlichen geoffenbarten und zerstörten Gifftwerken deß Hellischen Jägers in der Pest Anno Christi 1606 zu Franckenstein in Schlesien. Beneben sechs Predigten aus H. Schrifft und denkwürdigen Historien nach Hinrichtung des mörderischen Todengräberischen Gesindleins und ihrer Gehülfen gethan. Leipzig 1609.

Helbach F. Olivetum, das ist Kunstbuch . . wie man aus allen Erdgewächsen, Metallen . . . Oel und Saltz nach alchymistischer Art extrahiren könne. Frankfurt 1605.

Heller J. Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1850.

Herold J. Wunderwerck oder Gottes unergründlicher Vorbilder 2c. Aus Conrad Lycosthenis latinisch zusammen getragener Beschreybung . . . in vier Bücher gezogen und verdeutscht. Basel 1557. 1567.

Hirn J. Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. Bd. 1 und 2. Innsbruck 1885. 1887.

Hocker J. Wider den Bannteufel, das ist eine getrewe, wolmeinende christliche Warnung wider die gottlosen Teufelsbeschwörer oder Banner. Frankfurt a. M. 1564.

Hoffmann von Fallersleben. Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Breslau 1833.

Hoffmann von Fallersleben. Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1844.

Hohenland Th. v. Merces Alchimisticarum in singulari et plurali numero, das ist artliche Schulführung und Unterweisung, wie ein filius doctrinae, der sich nicht will warnen lassen, mit geringen in effectu Experimenten und leichtem Fewer sein Hauß und Hoff und alles was er hat verdestilliren könne ꝛc. Franckfurt a. M. 1610.

Holstein H. Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 14. 15. Halle 1886.

Hormayr J. v. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Neue Folge. Fortgesetzt von G. Th. Rudhart. 22 Bde. Stuttgart 1830—1853.

Hotho H. G. Die Malerschule Huberts von Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen. Berlin 1855.

Houbraken A. Große Schouburgh der niederländischen Maler und Malerinnen. Uebersetzt von A. v. Wurzbach. Bd. 1. Wien 1880.

Jacob G. Die Kunst im Dienste der Kirche. Ein Handbuch für Freunde der kirchlichen Kunst. Vierte Auflage. Landshut 1885.

Jahrbuch für Münchener Geschichte, begründet und herausgegeben von K. v. Reinhardstöttner und K. Trautmann. Bd. 1 ff. München 1887 ff.

** Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, herausgegeben von J. Elias, M. Herrmann, S. Szamatólski, M. Osborn, W. Fabian. Bd. 1 fll. Stuttgart 1892 fll.

** Janitschek H. Repertorium für Kunstwissenschaft. Bd. 9 fll. Berlin und Stuttgart 1886 fll.

** Ilg A. Kaiser Rudolph II. als Kunstfreund, in ‚Die Dioskuren'. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Neunter Jahrgang. S. 55—74. Wien 1880.

** Ilg A. Kunstgeschichtliche Characterbilder aus Österreich-Ungarn unter Mitwirkung von M. Hoernes, R. R. v. Schneider, J. Strzygowski, J. Neuwirth, H. Zimmermann, A. Nossig. Wien 1893.

Jostes F. Daniel von Soest. Ein westfälischer Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben und erläutert. Erster Band der Quellen und Untersuchungen zur Geschichte, Kultur und Litteratur Westfalens. Paderborn 1888.

Irenäus Chr. De monstris. Von seltzamen Wundergeburten. 1584. Am Schluß: Ursel 1585.

Jungmann J. Aesthetik. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Freiburg i. Br. 1884.

Kaufmann A. Cäsarius von Heisterbach, ein Beitrag zur Culturgeschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Zweite Auflage. Cöln 1862.

** Kawerau W. Thomas Murner und die deutsche Reformation. Halle 1891.

Kehrein J. Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen, aus den ältesten deutschen gedruckten Gesang- und Gebetbüchern zusammengestellt. 3 Bde. Würzburg 1859 bis 1863.

Keller A. v. Amadis. Erstes Buch, nach der ältesten deutschen Bearbeitung herausgegeben, in der Bibl. des Literarischen Vereins zu Stuttgart Bd. 40. Stuttgart 1857.

** Keppler P. Württembergs kirchliche Kunstalterthümer. Rottenburg 1888.



** Kirchenschmuck, Der. Blätter des christlichen Kunstvereins der Diöcese Seckau, herausgeg. von J. Graus. 31 Jahrgänge. Graz 1869—1900.

Kirchhof H. W. Wendunmuth, herausgeg. von H. Österley. 5 Bde., in der Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart Bd. 95—99. Tübingen 1869.

Kirchhoff A. Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 2 Bde. Leipzig 1851. 1853.

Kirchner A. Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1810.

** Klemm A. Württembergische Baumeister und Bildhauer bis ums Jahr 1750. Stuttgart 1882.

Koch E. E. Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. Dritte Auflage. Bd. 1 und 2. Stuttgart 1866. 1867.

Köhler J. F. Lebensbeschreibungen merkwürdiger deutscher Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Malers Lucas Kranachs. Nebst einigen Abhandlungen über deutsche Litteratur und Kunst. 2 Bde. Leipzig 1794.

Kopp H. Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. 2 Bde. Heidelberg 1886.

Kornmann H. Templum naturae historicum, in quo de natura et miraculis quatuor elementorum disseritur etc. Darmstadii 1611.

Köstlin A. H. Geschichte der Musik. Freiburg und Tübingen 1884.

** Kraus F. X. Geschichte der christlichen Kunst. 2 Bde. Freiburg 1896 ff.

Kugler Fr. Museum, Blätter für bildende Kunst. Jahrgang 1—5. Berlin 1833 bis 1837.

Kugler Fr. Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. 3 Bde. Stuttgart 1853. 1854.

Kurtzer und gründlicher Bericht von erschrecklichen und grausamen Zeiten, auch Verenderung im gantzen Römischen Reich rc. Halle 1612.

Kurz H. Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Dritte Auflage. Bd. 2. Leipzig 1861.

Kurz H. Siehe Fischart, Murner und Wickram.

Lang K. H. Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth (von 1486—1603). 3 Bde. Göttingen 1798. 1801. Nürnberg 1811.

** Lange K. Peter Flötner. Ein Bahnbrecher der deutschen Renaissance. Auf Grund neuer Entdeckungen geschildert von K. L. Mit 11 Lichtdrucktafeln und 47 Textabbildungen. Berlin 1897.

Lappenberg J. M. Dr. Thomas Murner's Ulenspiegel. Leipzig 1854.

Lasaulx E. v. Philosophie der schönen Künste. München 1860.

Lauterbach A. Tagebuch auf das Jahr 1538; die Hauptquelle der Tischreden Luthers, herausgegeben von J. K. Seidemann. Dresden 1872.

Lauterbecken G. Cornelius. Ein schöner, lustiger und gar nützlicher Dialogus oder Gespräche von rechtschaffener Auffziehung und Unterweisung der Jugend rc. Franckfurt a. M. 1564.

x Lecky W. E. H. Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Deutsch von H. Jolowicz. Zweite Auflage. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg 1873.

** Lehfeldt P. Luther's Verhältniß zu Kunst und Künstlern. Berlin 1892.

Leixner O. v. Die bildenden Künste in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis auf die Neuzeit. Stuttgart 1880.

x / Rise & Influence of Rationalism in Europe. 5th ed. Vol 1. p. 242.

Lercheimer A. von Steinfelden. Christlich Bedencken und Erinnerung von Zauberey. Woher, was und wie vielfältig sie sey, wem sie schaden könne oder nicht, wie diesem Laster zu wehren, und die, so damit behaft, zu bekehren, oder auch zu straffen seyn. Basel 1593.

Leuchter H. Discurß von etlichen Zeichen . . im Jahre 1612 und 1613 am Himmel und auf Erden, als Finsternissen an Sonn und Mond, Erdbeben, Regenbogen feurigen Aspecten ꝛc. Darmstadt 1613.

** Lichtenberg R. v. Über den Humor bei den deutschen Kupferstechern und Holzschnittkünstlern des 16. Jahrhunderts. Mit 17 Tafeln. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte Heft 11.) Straßburg 1897.

Liliencron Frhr. v. Mittheilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in den Abhandl. der histor. Classe der bayerischen Academie der Wissenschaften Bd. 12, Abth. 3, 105 bis 170 und Bd. 13, Abth. 1, 123—178. München 1874. 1877.

Lindau M. B. Lucas Cranach. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Leipzig 1883.

Lorichius J. Christlicher Laienspiegel, das ist ein newer außführlicher Tractat von allen weltlichen Ständen ꝛc. 2 Th. Freiburg im Preißgaw 1593.

Lorichius J. Aberglaub, das ist kurtzlicher Bericht von verbottenen Segen, Artzneien, Künsten, vermeintem Gottesdienst und anderen spöttischen Beredungen ꝛc. Von newem übersehen und gemehrt. Freiburg im Preißgaw 1593.

Löschke K. J. Die religiöse Bildung der Jugend und der sittliche Zustand der Schulen im sechzehnten Jahrhundert. Breslau 1846.

Lotz W. Statistik der deutschen Kunst des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. Cassel 1862 und 1863.

Lübke W. Kunsthistorische Studien. Stuttgart 1869.

Lübke W. Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Dritte Auflage. 2 Bde. Leipzig 1880.

Lübke W. Geschichte der Renaissance in Deutschland. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. Stuttgart 1882.

Lübke W. Bunte Blätter aus Schwaben. Berlin und Stuttgart 1885.

Lübke W. Kunstwerke und Künstler. Dritte Sammlung vermischter Aufsätze. Breslau 1886.

Luther M. Sämmtliche Werke. 67 Bde., herausgegeben von J. G. Plochmann und J. A. Irmischer. Erlangen 1826—1868. Zweite Auflage, herausgegeben von E. L. Enders. Bd. 1 ffl. Frankfurt a. M. 1862 ffl.

Luther und das Zauberwesen, in den Histor.-polit. Blättern 47, 890—918. München 1861.

** Lützow C. v. Zeitschrift für bildende Kunst. Mit dem Beiblatt Kunstchronik. Bd. 1 bis 24 und 1 ff. Neue Folge. Leipzig 1866—1899.

Mathesius J. Historien von des ehrwürdigen, in Gott seligen theuren Mannes Gottes Doctoris Martini Lutheri Anfang, Lere, Leben und Sterben. Nürnberg 1570.

Meder D. Acht Hexenpredigten, darinnen von des Teufels Mordkindern, der Hexen, Unholden, Zauberischen, Drachenleuten, Milchdieben ꝛc. erschrecklichem Abfall, Lastern und Uebelthaten . . . bericht wird ꝛc. Leipzig 1605.

Meissner J. Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich. Wien 1884.

Mentzel E. Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main, von ihren Anfängen bis zur Eröffnung des städtischen Komödienhauses, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge Bd. 9. Frankfurt a. M. 1882.

Menzel K. A. Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. Zweite Auflage. Bd. 2 und 3. Breslau 1854.

Menzel W. Geschichte der deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. 2. Leipzig 1875.

Merlo J. J. Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Köln 1850.

Merlo J. J. Die Meister der altkölnischen Malerschule. Urkundliche Mittheilungen. Köln 1850.

Meß-Memorial des Frankfurter Buchhändlers Michel Harder, Fastnachtsmesse 1569, herausgeg. von E. Kelchner und R. Wülcker. Frankfurt a. M. 1873.

Meyer F. H. Studentica. Leben und Sitten deutscher Studenten früherer Jahrhunderte. Leipzig 1857.

Meyer K. Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst, in L. Geiger's Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance 1, 162 fll. Leipzig 1886.

Michiels A. Histoire de la peinture flamande et hollandaise. Tome 2—4. Bruxelles 1845. 1846.

Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Bd. 1—8. Wien 1856—1865.

Moehsen J. C. W. Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. Berlin und Leipzig 1781.

Moehsen J. C. W. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. Berlin und Leipzig 1783.

Molanus J. De historia SS. imaginum et picturarum pro vero earum usu contra abusus (1570), bei Migne, Theologiae cursus completus 27, 1—425. Parisiis 1843.

Molmenti G. P. Die Venetianer. Uebersetzt von M. Bernhardi. Hamburg 1886.

Mone F. J. Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt. 2 Bde. Karlsruhe 1846.

Müller K. A. Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. Lieferung 1—3. Dresden und Leipzig 1838. 1841.

Münster Joh. v. zu Vortlage. Ein christlicher Unterricht von Gespenften, welche bei Tag oder Nacht den Menschen erscheinen. Hanau (1591).

Münzenberger E F. A. Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Ein Beitrag zur Geschichte der vaterländischen Kunst. Frankfurt a. M. 1886—1888.

Murner Th. Gäuchmatt (Basel 1519), abgedruckt bei Scheible, Das Kloster 8, 893 bis 1122. Stuttgart 1847.

Murner Th. Gedicht vom großen lutherischen Narren, herausgegeben von H. Kurz. Zürich 1848.

Murner Th. Die Schelmenzunft, nach der Frankfurter Ausgabe von 1567 abgedruckt bei Scheible, Das Kloster 1, 824—903. Stuttgart 1855.

Murner Th. Die Narrenbeschwörung, mit Einleitungen und Worterklärungen herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Leipzig 1879.

Musculus A. Wider den Fluchteufel. Von dem unchristlichen, erschröcklichen und grausamen Fluchen und Gotteslästerung treue und wohlmeinende Vermahnung und Warnung. Franckfurt a. M. 1562.

** Nagl J. W. u. Zeidler J. Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Wien 1899.

Naumann E. Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart. Erster Band. Berlin und Stuttgart (1885).

Neudörffer J. Schreib- und Rechenmeister zu Nürnberg, Nachrichten von Künstlern und Werkleuten daselbst aus dem Jahre 1547, herausgeg. von G. W. K. Lochner. Wien 1875.

Neumann W. Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Esth- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Reval 1887.

Niessen J. Führer in den geistigen Inhalt des Museums Wallraf-Richartz in Köln. Fünfte Auflage. Köln 1883.

Nigrinus G. Apocalypsis, das ist die Offenbarung S. Johannis [in sechzig Predigten] erkläret und ausgelegt. Am Schluß: Franckfurt a. M. 1593.

** Oldecop J. Chronik. Herausgegeben von Karl Euling, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 190. Tübingen 1891.

Olorinus Variscus J. [Joh. Sommer aus Zwickau.] Ethnographia Mundi: lustige, artige und kurtzweilige, jedoch wahrhafftige und glaubwirdige Beschreibung der heutigen newen Welt ꝛc. Magdeburg 1614. Pars secunda: Malus mulier, das ist gründtliche Beschreibung von der Regimentssucht der bösen Weiber ꝛc. Magdeburg 1614. Pars tertia: Imperiosus mulier, das ist das regiersüchtige Weib ꝛc. Magdeburg 1614. Pars quarta: Geldtklage ꝛc. Magdeburg [1614]. Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 584 Nr. 8—11.

Overbeck J. Geschichte der griechischen Plastik für Künstler und Kunstfreunde. 2 Bde. Leipzig 1857. 1858.

Pallmann H. Sigmund Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. 7. Frankfurt a. M. 1881.

Pancratius A. Allgemeine, immerwährende geistliche Practica ꝛc. Franckfurt a. M. 1605.

Passavant J. D. Le Peintre-Graveur. Tome 3 et 4. Leipsic 1862 et 1863.

** Pastor L. Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. 1 u. 2, zweite Auflage. Bd. 3, dritte und vierte Auflage. Freiburg 1891—1899.

** Pastor L. August Reichensberger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt. 2 Bde. Freiburg 1899.

Perty M. Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Leipzig und Heidelberg 1861.

Pilger R. Die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert. Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas, in der Zeitschrift für deutsche Philologie 11, 129—217. Halle 1880.

Pohlmann A. W. und A. Stöpel. Geschichte der Stadt Tangermünde aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten. Stendal 1829.

Pontoppidan E. Annales Ecclesiae Danicae diplomatici, oder nach Ordnung der Jahre abgefaßte und mit Urkunden belegte Kirchenhistorie des Reiches Dänemark. Bd. 3 u. 4. Kopenhagen 1747 (1752).

Portig G. Religion und Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Bd. 1. Iserlohn 1879—1880.
Prätorius A. Lippiano-Westphalus, Gründlicher Bericht von Zauberey und Zauberern, deren Ursprung, Unterscheid, Vermögen und Handlungen ꝛc. Männiglich, sonderlich aber den hohen und niederen Obrigkeiten, Richtern und Gerichten zu nohtwendiger Nachrichtung sehr dienlich und nützlich zu lesen. (Erschien zuerst im Jahre 1602.) Vierter Druck. Frankfurt am Mayn 1629.
Preſſel Fr. Ulm und sein Münster. Ulm 1877.
Prölß R. Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart. Bd. 1. Leipzig 1883.
Prutz R. E. Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen bearbeitet. Halle 1845.
Prutz R. E. Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1847.
Quaden M. v. Kinckelbach. Teutscher Nation Herligkeitt, eine außführliche Beschreibung des gegenwertigen alten und uhralten Standts Germaniä ꝛc. item etlicher fürnehmer Personen ꝛc. Cöln a./Rh. 1609.
Rahn J. R. Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters. Zürich 1876.
Rathgeber G. Beschreibung der herzoglichen Gemälde-Gallerie zu Gotha. Gotha 1835.
Rathgeber G. Annalen der niederländischen Malerei, Formschneide- und Kupferstecherkunst. 5 Abtheilungen. Gotha 1844.
Reber Fr. Geschichte der neuern deutschen Kunst. München 1879.
Reber Fr. v. Kunstgeschichte des Mittelalters. Leipzig 1886.
Reber Fr. v. Katalog der Gemäldesammlung der königl. älteren Pinakothek in München. Amtliche Ausgabe. Zweite Auflage. München 1886.
Rebhun P. Dramen, herausgeg. von H. Palm, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 49. Stuttgart 1859.
Rée P. J. Peter Candid. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1885.
Reichensperger A. Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Leipzig 1854.
Reichensperger A. Vermischte Schriften über christliche Kunst. Leipzig 1856.
Reichensperger A. Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Trier 1860.
Reichensperger A. Allerlei aus dem Kunstgebiete. Brixen 1867.
Reichensperger A. Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk nebst Glossen dazu. Köln 1880.
Reichensperger A. Zur Profan-Architectur. Köln 1886.
** Reinhardstöttner K. v. Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns. Bd. 1 ffl. München 1893 ffl.
Reißmann A. Allgemeine Geschichte der Musik. Bd. 2. München 1864.
Retberg R. v. Kulturgeschichtliche Briefe. Leipzig 1865.
Reuss R. La justice criminelle et la police des moeurs à Strasbourg au XVIe et au XVIIe siècle. Causeries historiques. Strasbourg 1885.
Richard A. V. Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhundert. Leipzig 1861.
Riederer. Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Bücher-Geschichte. 4 Bde. Altdorf 1764—1768.
Riegel H. Deutsche Kunststudien. Hannover 1868.
Riegel H. Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Bd. 1. Berlin 1882.

Riehl W. H. Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1862.
** Riezler S. Geschichte Bayerns. 4. Bd. 1508—1597. Gotha 1899.
Ringwaldt B. Die lauter Warheit, darinnen angezeiget, wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf vorhalten soll rc. Erfordt 1586.
Ringwaldt B. Christliche Warnung des trewen Eckarts rc. Frankfurt a. d. O. 1588.
Ringwaldt B. Speculum mundi, eine feine Comödie, darinne abgebildet, wie übel an etlichen Orten getrewe Prediger, welche die Warheit reden, vorhalten werden rc. Franckfurt a. d. O. 1590.
Rio A. F. De l'art chrétien. 4 tom. Paris 1861—1867.
Rivius G. H. Vitruvius Zehn Bücher von der Architectur und künstlichem Bauen. Basel 1614.
Rosenberg A. Sebald und Barthel Beham. Zwei Maler der Renaissance. Leipzig 1875.
Roskoff G. Geschichte des Teufels. 2 Bde. Leipzig 1869.
Röslin H. Historischer, politischer und astronomischer natürlicher Discurs von heutiger Zeit Beschaffenheit rc. Straßburg 1609.
Rübinger J. De magia illicita decas Concionum. Zehn gründliche Predigten von der Zauberei und Hexenwerk aus Anleitung heiliger Schrift rc. Jehna 1630.
Sattler Chr. Fr. Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Herzogen. Bd. 4—7. Ulm 1771. 1774.
Schade O. Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit. 3 Bde. Hannover 1856—1858.
Schaffroth J. G. Der Reformator Niklaus Manuel von Bern. Basel 1885.
Schauspiele, die, des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Nach alten Drucken und Handschriften herausg. von W. L. Holland, in der Bibl. des Literar. Vereins Bd. 36. Stuttgart 1855.
Scheible J. Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. 12 Bde. Stuttgart 1845—1849.
Scheible J. Das Schaltjahr, welches ist der teutsch Kalender mit den Figuren, und hat 366 Tag. 5 Bde. Stuttgart 1846. 1847.
Scheible J. Die fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts in sogenannten Einblattdrucken mit Kupferstichen und Holzschnitten. Stuttgart 1850.
Schenck v. Grafenberg J. G. Wunder-Buch von menschlichen unerhörten Wunder- und Mißgeburten rc. wie nicht minder von Mißgeburten der unvernünftigen Gethier rc. Aus dem Lateinischen als eine gedenckwürdige Histori ins Teutsch übersetzt. Frankfurt a. M. 1610.
Schenk C. G. F. Geschichte der deutsch-protestantischen Kanzelberedsamkeit von Luther bis auf die neuesten Zeiten. Berlin 1841.
Scherer W. Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar. Straßburg 1877.
Scherer W. Deutsche Studien, in den Sitzungsber. der kaiserl. Academie der Wissenschaften, philos.-histor. Classe 90, 185—242. Wien 1878.
** Scherer W. Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1883.
Scherr J. Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert. Dritte Auflage. Stuttgart. Ohne Jahr.
Schertlin L. Die vol Bruderschafft. Straßburg 1543.
Schindler H. B. Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau 1858.

Schlayß J. Joseph. Die ganze Historia von dem frommen und keuschen Joseph ꝛc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 387 Nr. 294]. Tübingen 1593.

Schlegel J. K. F. Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland und den Hannoverschen Staaten. 2 Bde. Hannover 1828. 1829.

Schmidt E. Johann Fischart, Art. in der Allgem. Deutschen Biographie 7, 31—47. Leipzig 1878.

Schmieder K. Chr. Geschichte der Alchemie. Halle 1832.

Schmitt K. Jakob Ayrer. Marburg 1851.

Schnaase K. Niederländische Briefe. Stuttgart und Tübingen 1834.

Schnaase K. Geschichte der bildenden Künste. Achter Band. Erste Abtheilung. Düsseldorf 1876.

Schneider W. Der neuere Geisterglaube. Paderborn 1882.

** Schnorr v. Carolsfeld, Erasmus Alber. Dresden 1893.

Schönermark G. Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Halle 1884—1886.

** Schönherr D. v. Gesammelte Schriften, herausgeg. von Dr. M. Mayr. Bd. I: Kunstgeschichtliches. Innsbruck 1900.

Schöpf J. B. Johannes Nasus, Franziskaner und Weihbischof zu Brixen. Bozen 1860.

Schopper J. Neuwe Chorographia und Histori teutscher Nation. Franckfort a. M. 1582.

Schoppius A. Triumphus muliebris. Darinnen sampt Auslegung des Buches Tobiä in fünffzig Predigten Alles was christlichen Eheleuten und tugendlicher Jugend zur Lehre, Trost und Warnung dienlich. Jehna 1604.

Schoppius A. Corona dignitatis muliebris, das ist frommer Frawen und Jungfrawen Ehren- und Gewissen-Schildt, oder Bestätigung der Lehre, daß sie wahrhafftig Menschen ... sind. Jehna 1604.

Schorn L. Kunstblatt. 22 Bde. Stuttgart und Tübingen 1820—1841.

Schreiber H. Das Theater zu Freiburg (im Breisgau), im Freiburger Adreß-Kalender für das Jahr 1837 S. 27—68.

Schuchardt Chr. Lucas Cranach des Aeltern Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 3 Bde. Leipzig 1851. 1870.

Schuegraf J. R. Lebensgeschichtliche Nachrichten über den Maler und Bürger Michael Ostendorfer in Regensburg, in den Verhandl. des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 14, 1—76. Regensburg 1850.

Schultz A. Urkundliche Geschichte der Breslauer Maler-Innung in den Jahren 1345 bis 1523. Breslau 1866.

Schulz H. W. Vortrag über die Geschichte der Kunst in Sachsen. Dresden 1846.

Schwetschke G. Codex Nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meß-Jahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meßcatalogs im Jahre 1564 bis zu der Gründung des ersten Buchhändler-Vereins im Jahre 1765. Mit einer Einleitung. Halle 1850.

Scultetus A. Warnung für der Warsagerey der Zäuberer und Sterngucker, verfaßt in zween Predigten. Amberg 1609.

Seibt W. Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte. I. Hans Sebald Beham, Maler und Kupferstecher, und seine Zeit. II. Franciscus Modius, Rechtsgelehrter, Philologe und Dichter, der Corrector Sigmund Feyerabends. III. Helldunkel: Von den Griechen bis Correggio. IV. Helldunkel: Adam Elsheimers Leben und Wirken. Frankfurt a. M. 1882—1885.

Semper G. Kleine Schriften. Stuttgart und Berlin 1884.
Sigfridus Th. Richtige Antwort auf die Frage: ob die Zeuberer und Zeuberin mit ihrem Pulfer, Kranckheiten oder den Todt selber beibringen können ꝛc. Mit warhafftigen alten und newen Historien ꝛc. Erfurt 1594.
Sighart J. Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1862.
Sigwart Chr. Kleine Schriften. Erste Reihe. Freiburg i. Br. und Tübingen 1881.
Sigwart J. G. Eilff Predigten von den vornehmsten und zu jeder Zeit in der Welt gemeinesten Lastern. Tübingen 1603.
Soden Fr. L. v. Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld 1631. Bd. 1. Erlangen 1860.
Sommer J. Siehe Olorinus Variscus.
Spangenberg Cyr. Ehespiegel, das ist Alles was von dem heyligen Ehestande nützliches, nötiges und tröstliches mag gesagt werden, in LXX Brautpredigten zusammen verfaßt. Straßburg 1570.
Spangenberg Cyr. Von der Musica und den Meistersängern (1598), herausg. von A. v. Keller, in der Bibl. des Literarischen Vereins Bd. 62. Stuttgart 1861.
Spengler Fr. Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Literatur im sechzehnten Jahrhundert. Wien 1883.
** Spengler Fr. Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts. Zur Geschichte des Dramas von F. Sp. Innsbruck 1888.
Spieker Chr. W. Lebensgeschichte des Andreas Musculus. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Frankfurt a. d. O. 1858.
Spittler L. T. Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge. Göttingen 1783.
Sprengel K. Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Dritte Auflage. Bd. 3 u. 4. Halle 1827.
Springer A. Kunsthistorische Briefe. Die bildenden Künste in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Prag 1857.
Springer A. Bilder aus der neuern Kunstgeschichte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage mit Illustrationen. 2 Bde. Bonn 1886.
** Steinhausen G. Die Anfänge des französischen Literatur- und Cultureinflusses in Deutschland in der neueren Zeit. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N. F. VII, 349 fll. Weimar und Berlin 1894.
Stetten P. v. Kunst-Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg. 2 Bde. Augsburg 1779. 1788.
Stockbauer J. Die Kunstbestrebungen am bayerischen Hofe unter Herzog Albert V. und seinem Nachfolger Wilhelm V. Wien 1874.
Stöcker J. Spiegel christlicher Haußzucht Jesu Sirachs. In hunderteinundsiebenzig Predigten erkleret und ausgelegt. Jehna 1616.
Strauß D. F. Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1856.
Strigenicius G. Diluvium, das ist Außlegung der schrecklichen und doch auch zugleich tröstlichen Historien der Sündflut. In hundert Predigten. Leipzig 1613.
Svatek J. Culturhistorische Bilder aus Böhmen. Wien 1879.
Teufelsbanner und Beschwerer, eine erschröckliche Landplage. Von einem Diener am Wort warnungsweise gestellet. Ohne Ort. 1563.

Theatrum de veneficis, das ist: Von Teufelsgespenst, Zauberern und Gifftbereitern, Schwartzkünstlern, Hexen und Unholden vieler fürnemmen Historien und Exempel ꝛc. Franckfurt a. M. 1586.

Theatrum Diabolorum, das ist warhaffte eigentliche und kurtze Beschreibung allerley grewlicher, schrecklicher und abschewlicher Laster ꝛc. 2 Bde. Franckfurt a. M. 1587.

Tholuck A. Das academische Leben des siebzehnten Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf die protestantischen theologischen Facultäten Deutschlands. Erste Abtheilung: Die academischen Zustände. Zweite Abtheilung: Die academische Geschichte. Halle 1853. 1854.

Tholuck A. Das kirchliche Leben des siebzehnten Jahrhunderts. Erste Abth.: Die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Berlin 1861.

Thurneisser zum Thurn L. Archidoxa ꝛc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 571. 2 Nr. 1]. Berlin 1575.

Thurneisser zum Thurn L. Εὐποραδήλωσις, das ist ein gnugsame überflüssige und ausfierliche erklerunge, oder erleuterunge der Archidoxen ꝛc. [Goedeke, Grundriß 2, 572 Nr. 2]. Berlin 1575.

Thurneisser zum Thurn L. Siehe Ein durch Nothgedrungens Außschreiben ꝛc.

Tieck L. Deutsches Theater. 2 Bde. Berlin 1817.

Tittmann J. Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig 1868.

Van Mander C. Het Schilder-Boeck etc. Het Leven der doorluchtighe Nederlandtsche en Hooghduytsche Schilders. Haerlem 1604. Alckmaer 1604.

** Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte. Unter Mitwirkung von Erich Schmidt und Bernhard Suphan herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 1 ff. Weimar 1888 ff.

Vischer Fr. Th. Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. 3 Theile. Reutlingen und Leipzig 1846—1851. Stuttgart 1853—1857.

** Vogt F. u. Koch M. Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Leipzig und Wien 1897.

Voigt J. Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in Raumer's Histor. Taschenbuch, Jahrg. 9, 321—524. Leipzig 1838.

Voigt J. Hofleben und Hoffitten der Fürstinnen im sechzehnten Jahrhundert, in A. Schmidt's Zeitschr. für Geschichtswissenschaft 1, 62—80. 97—133 und 2, 220 bis 265. Berlin 1844.

Vom Bapstum eine newe seer schone Tragedia Thome Naogeorgi, aus dem Latin verdeudscht durch Justum Meni sampt einer Vorrede. Wittenberg 1539.

Von der Werlte Eitelkeit. Ein nützlich und anmuthlich Gesprech. Maynz. Ohne Jahr.

Von grewlichen Misgeburten und vielen andern in jetzig Zeit sich mehrenden Zornzeichen Gottes. Von einem Diener des hl. Evangelii wahrhafftig beschrieben. Ohne Ort. 1562.

Von Höllenzwängen und Teufelsbeschwörungen, ein kurtzer christlicher Unterricht und Vermahnung. Ohne Ort. 1563.

[Vulpius Chr. A.] Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt. 10 Bde. Weimar 1811—1823.

Waagen G. F. Kunstwerke und Künstler in Deutschland. 2 Bde. Leipzig 1843 bis 1845.

× Waagen G. F. Handbuch der Geschichte der Malerei. Erster Band. Die deutschen und niederländischen Malerschulen. Stuttgart 1862.

× Translated, with many additions, by Crowe & Cavalcaselle "Handbook of Painting, German, Flemish & Dutch Schools;

Wackernagel W. Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch. Dritte Abtheilung. Basel 1855.

Wackernagel Ph. Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1855.

Wackernagel Ph. Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. 5 Bde. Leipzig 1864—1877.

Wackernagel W. Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm. Basel 1870.

Wackernagel W. Geschichte des deutschen Dramas bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, in Kleinere Schriften 2, 69—145. Leipzig 1873.

Waldschmidt B. Pythonissa Endoria, das ist: achtundzwanzig Hexen- und Gespenstpredigten . . . gehalten in der Kirchen zun Barfüssern in Franckfurt. Franckfurt 1660.

Wangemann. Kurze Geschichte des evangelischen Kirchenliedes. Treptow a. d. Rega 1855.

Weber J. Vierzehen kurtze historische Predigten von der Bekehrung der Deutschen und Thüringer . . wie dieselbigen aus dem Heiden- zum Bapstumb und wiederumb aus dem Bapst- zum Christenthumb . . bracht worden seind. Jehna 1606.

Weber K. v. Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden. 2 Bde. Leipzig 1857—1858. Neue Folge. 2 Bde. Leipzig 1861.

Weber K. v. Anna, Churfürstin von Sachsen, geboren aus königlichem Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem sechzehnten Jahrhundert. Aus archivalischen Quellen. Leipzig 1865.

Wedel J. v. Hausbuch, herausgegeben von J. v. Bohlen-Bohlendorff, in der Bibl. des Literar. Vereins in Stuttgart Bd. 161. Tübingen 1882.

Wedewer H. Johannes Dietenberger (1475—1537), sein Leben und Wirken. Mit vier Tafeln. Freiburg i. Br. 1888.

Weilen A. v. Der ägyptische Joseph im Drama des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Wien 1887.

Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oscar Schade. Bd. 1—6. Hannover 1854 bis 1857.

Weinhold K. Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Gräz 1853.

Weller E. Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1862. 1864.

Weller E. Der Volksdichter Hans Sachs und seine Dichtungen. Eine Bibliographie. Nürnberg 1868.

Weller E. Die ersten deutschen Zeitungen, herausgegeben mit einer Bibliographie (1505—1599), in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 111. Tübingen 1872.

Wendeler C. Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach. Mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen. Halle 1879.

Wessely J. E. Das weibliche Modell in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1884.

** Wessely J. E. Die Gestalten des Todes und des Teufels in der darstellenden Kunst. Leipzig 1876.

Wickgram Gr. Die Biecher Vincentii Obsopei: von der Kunst zu trincken, aus dem Latein in unser Teutsch Sprach transferiert. Freiburg i. Br. 1537.



Wickram J. Das Rollwagenbüchlin, Anno 1555, herausgegeben von H. Kurz. Leipzig 1865.

Wickgram J. Die Siben Hauptlaster sampt ihren schönen Früchten und Eygenschafften. Straßburg 1556.

Winter C. Encaenia, fünfzehn Kirmeßpredigten .. zu unterschiedlichen Jahren gehalten. Leipzig 1599.

Winterfeld C. v. Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Bd. 1 und 2. Leipzig 1843. 1845.

Winterfeld C. v. Zur Geschichte heiliger Tonkunst. 2 Bde. Leipzig 1850. 1852.

Wolf A. Geschichtliche Bilder aus Oesterreich. Erster Band. Aus dem Zeitalter der Reformation (1526—1648). Wien 1878.

Wolfii J. Lectionum memorabilium et reconditarum tomus secundus. Lauingae 1600.

Wolf R. Geschichte der Astronomie. Bd. 18 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. München 1877.

Woltmann A. Holbein und seine Zeit. 2 Bde. Leipzig 1866—1868.

Woltmann A. Die deutsche Kunst und die Reformation. Zweite Auflage. Berlin 1871.

Woltmann A. Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß. Mit 74 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig 1876.

Woltmann A. Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte. Berlin 1878.

Woltmann A. und K. Woermann. Geschichte der Malerei. Zweiter Band: Die Malerei der Renaissance. Leipzig 1882.

Zahn A. v. Dürer's Kunstlehre und sein Verhältniß zur Renaissance. Leipzig 1866.

Zahn A. v. Jahrbücher für Kunstwissenschaft. 6 Bde. Leipzig 1868—1873.

** Zeitschrift für deutsche Philologie, herausgegeben von E. Höpfner und J. Zacher, später von H. Gering und O. Erdmann. Bd. 1 ff. Halle 1869 ff.

** Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur, herausgegeben von Dr. M. Koch und Professor L. Geiger. Neue Folge. Bd. 1 ff. Berlin 1887 ffl.

Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Erstes und zweites Buch.

(while nominally seeking to throw off the foreign Roman yoke F.W.)

Einleitung[1].

Als Markgraf Joachim Ernst von Ansbach beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges in einem Briefe an Christian von Anhalt die Zuversicht aussprach: ‚Wir haben die Mittel in der Hand, die Welt umzukehren‘, hatte die deutsche Welt im Laufe eines Jahrhunderts auf allen Gebieten ihres Lebens bereits ‚schier ihr ganzes Angesicht und Wesen verändert‘. Der tiefste Grund dafür lag in der Scheidung von der großen Vergangenheit des Volkes, in dem gewaltsamen Bruche mit den Überlieferungen der Vorzeit. Die weit überwiegende Mehrzahl der Deutschen hatte nicht allein die treuherzige Hingabe an den alten Glauben der Väter verloren, sondern dieser Glaube wurde gar als Abgötterei und Gotteslästerung verschrieen: ‚der Teufel‘, sagte man, habe ‚das Papsttum erfunden‘, und ‚die Werke des Papsttums‘ seien ‚Ausgeburten der Hölle‘. Alles, was das Mittelalter auf geistigem Gebiete geschaffen hatte, galt als Erzeugnis der Finsternis. Der wildeste Religionshader entbrannte; allmählich riß eine theologisierende Barbarei ein, welche fortschreitend allen festen Glaubenshalt im Volke untergrub, das sittliche Urteil abstumpfte, den Verfall und die Verachtung der Wissenschaften zur Folge hatte. Die Vernunft wurde von stimmführenden Theologen für ‚eine Hure des Teufels‘ ausgegeben.

Während man das angeblich ‚fremde römische Joch‘ in Religionssachen abschütteln wollte, verfiel man immer mehr dem fremden byzantinischen Sklavenrecht, fremder Kunst, fremder Sitte, fremder Mode, fremder Bildung. ‚Man spricht annoch viel von dem antichristisch welschen Papstthumb, so unsern Vorfahrern auf dem Nacken gesessen und alles ehrlich teutsche Maul verschmiert habe, aber wenn selbige Vorfahrer jetzund‘, schrieb ein ehrlich vaterländisch gesinnter Prediger im Jahre 1603, ‚die alles Welschthumb und Französerei anstaunigen unzählich viel teutsche Maulaffen sehen könnten, so würden sie nicht Händ genug haben, um wider selbige Teutsch-Welsche gepürlich teutsche Maulschellen klingen zu lassen.‘

[1] Die Quellenbelege für die Citate folgen später bei der näheren Ausführung des hier nur kurz Angedeuteten.

Von ausländischen Einflüssen überschwemmt, verlor der deutsche Geist alle Kraft, sich zu schöpferischer Selbständigkeit aufzuraffen, bis endlich Deutschland, von den Nachbarvölkern geistig längst beherrscht, in dem dreißigjährigen Vernichtungskriege als deren Beute erbarmungslos zertreten wurde. Es bewahrheitete sich, was Sebastian Brant gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorausgesagt hatte:

Es wird solch Wirrwarr überall,
So grußelich Zufall ufferstan,
Als ob all Welt solt untergan . .
Das römsch Reich wird uff Stelzen gan,
Leider der Dütschen Ehr zergan.

Infolge des allgemeinen ‚Wirrwarrs' hatte das römische Reich deutscher Nation bereits vor dem Beginne des Vernichtungskrieges seine Weltstellung eingebüßt und war kaum noch den Großmächten Europas beizuzählen. Unter Kaiser Maximilian I. hatte sich die Schweiz von demselben losgerissen. Zur Zeit der Regierung Karls V. wurde der deutsche Ordensstaat Preußen ein polnisches Lehen; Frankreich nahm im Westen die drei wichtigsten Grenzfestungen in Besitz. Unter den folgenden Kaisern gingen im Nordosten die drei großen Grenzmarken an die Russen verloren; Spanier und Holländer erhoben sich als die ‚Herren am Rhein', die Holländer sogar als ‚principale Gebieter im Reiche', während die Kaiser den Fürsten gegenüber machtlos und thatlos dastanden und Zinspflichtige der immer weiter vordringenden Türken geworden waren. Im Bunde mit dem Auslande konnten deutsche Fürsten wiederholt eine völlige Vernichtung des Kaisertums planen und die Überlieferung des Reiches an einen fremden Potentaten.

‚Das römische Reich, Anfangs stark und eisen, ist jetzund', schrieb Lambert Floridus Plieninger im Jahre 1583, ‚irden und schwach worden, auf's Aeußerste kommen, von allen umliegenden Königreichen bedrängt und angefochten; die Zahl der römischen Kaiser läuft zu Ende.' Dagegen ist ‚jeder Fürst und Herr seines Landes gleich ein König und Rex, und ist ihm gegeben, mit seinen Unterthanen zu handeln und zu gebieten, wie er will und ihm für gut ansicht, beides in Religionssachen und bürgerlichen Handlungen'.

Auf den Trümmern des Kaisertums hatten die Reichsfürsten ihre Macht gegründet, hatten alle religiös-politischen und sozialen Revolutionsbewegungen des Jahrhunderts zu ihrem Vorteil auszunutzen verstanden und verfügten nach und nach fast ausschließlich über die Geschicke des Volkes.

Diejenigen Fürsten, welche dem ‚neuen Evangelium' sich anschlossen, wußten dasselbe ihren Sonderzwecken dienstbar zu machen. Als ‚unbeschränkte Oberbischöfe' verübten sie eine unberechenbare Willkür in allen geistlichen Angelegenheiten. Sie wollten über Glauben und Gewissen der Unterthanen ‚gleich

so wohl wie über Brücken, Wege und Stege regieren'. Zu derselben Zeit, als protestantische Theologen und Prediger selbst die Herrschaft der Fürsten über die freigeborene Kirche durch förmliche Erklärungen anerkannten und unaufhörlich wider ‚den römischen Antichrist' eiferten, bekamen sie ‚sattsam und allerorts Gelegenheit, zu verkosten', wie ‚der politische Antichrist der evangelischen Oberkeiten zu beurtheilen' sei; Johann Valentin Andreä war nicht der Einzige, welcher den Cäsaropapat für eine Erfindung des Teufels erklärte.

Furchtbar waren die Wirkungen dieses von Fürsten und städtischen Obrigkeiten ausgeübten Cäsaropapats auf das religiös-sittliche Leben des Volkes. In Verbindung mit ihm stand die Wegnahme und die Verschleuderung der Kirchengüter, welche das Volkswohl und die Volkswirtschaft auf das tiefste schädigte. Wenn viele protestantische Theologen und Hofprediger den Kirchenraub billigten und den Machthabern bei demselben Hilfe leisteten, so gab es deren auch viele, welche offen wider ‚die Gewalträuber des Kirchen- und Armengutes, diese wahren Gottesräuber', auftraten, sie auf die in der Heiligen Schrift verkündeten Strafen des Gottesraubes verwiesen und die häufig schon in den Stiftungsbriefen ‚auf die Häupter der Entwender und Verschleuderer herabgerufenen schweren Flüche' ihnen vor Augen stellten. Zahllose milde Stiftungen der Voreltern für den Pfarr- und Kirchendienst, für Schulen, Hospitäler und Armenhäuser gingen zu Grunde, große Scharen von Armen sahen sich ins Elend verstoßen; das ehemalige ‚nützliche christliche Wesen', klagte der protestantische Edelmann Joachim von Wedel, werde allenthalben ‚umgekehrt und fast aufgehoben'. ‚Man läßt Gott in Kirchen und Schulen schmachten, daß ihm', meinte ein Prediger, ‚das Herz im Leibe wehe thut.' Landgüter, Pachthöfe, Äcker und Gebäude, Zehnten und Renten wurden zur eigenen Bereicherung weggenommen, und wenn einzelne fürstliche und städtische Obrigkeiten einen Teil des früheren Kirchen- und Klostervermögens zu guten Zwecken verwendeten, so galt doch im allgemeinen selbst von diesen, was Nikolaus Selnekker sagte: ‚Sie geben eine Mücke und haben ein Kameel genommen, oder da sie einen lausigen Heller geben, stehlen sie ein Pferd.' Mahnungen an den Rechtssinn und an wirtschaftliche Rücksichten waren bei den allermeisten vergebens. Und die allermeisten erfuhren auch, daß, wie es in der pommernschen Kirchenordnung hieß, ‚das weggenommene geistliche Gut nicht gedeiht', sondern ‚das andere Gut mit sich auffrißt'. Es wurde ein allgemeiner Erfahrungssatz, auch für die katholisch gebliebenen Gebiete:

> Wer geistlich Güter macht gemein,
> Wird, ehe er meint, ein Bettler sein.

Auf andere bereits eingetretene Folgen des Gottesraubes wies der braunschweigische Hofprediger Basilius Sattler freimütig hin.

Man hatte den Klerus als einen ‚das Nationaleigentum verschlingenden Riesen‘ dargestellt; dieses Eigentum wurde aber jetzt erst recht verschlungen auf Kosten der Kleinen und Bedürftigen, welchen früher aus dem Kirchenvermögen Hilfe und Unterstützung zugeflossen war.

Zugleich verloren die ehemaligen Grundeigentumsverhältnisse mit dem Falle des Kircheneigentums ihren festen Halt.

Je mehr die fürstliche Landeshoheit sich entwickelte und kraft des zu immer größerer Geltung gelangenden römischen Rechtes allmählich, alle organischen Gebilde des Volks- und Staatswesens zerstörend, eine unbeschränkte Herrschergewalt erreichte, desto größer wurden die Bedürfnisse der Fürsten, ihres Hofwesens, ihrer Verwaltung und Beamtenschaft. Diese fortwährend steigenden Bedürfnisse durch neue Steuern und Schatzungen aller Art zu decken, wurde die eigentliche Aufgabe damaliger Finanzkunst. Man ging gleichsam von dem Satze aus, daß die Einkünfte des Staates vor allem bestimmt seien für den Fürsten selbst, der den Mittelpunkt des Hofes bildete: für kostspielige Bauten, ungemessenen Prachtaufwand in Kleidern und Schmuck, für Spielschulden, ‚fürstliche Großmahle und Trünke‘ und unzählige Hoffeste und Feuerwerke, sowie für alle andern das Mark des Volkes aussaugenden Lieblingsvergnügungen, zu welchen nicht am wenigsten ‚die heilige Kunst‘ des Goldmachens gehörte. Grenzenlos wurde in vielen Gebieten die Verschwendung und die Unordnung in den Finanzen. Eine ganz besondere Berücksichtigung verdient auch das ‚hochfürstliche Jagdwesen‘, welches eine Hauptschuld trug an dem Verfalle des Ackerbaues und der Verarmung der Bauern. Berechtigt wurde die Frage: Wer es besser habe, das lang gehegte und kurz gehetzte Wild, oder der stets gehetzte und nie gehegte Unterthan?

Das Leben und Treiben an den Höfen diente dem Adel zum Vorbild. Man konnte ‚unter Grafen und Herren gleich wie einen Wetteifer erkennen, es den Hochfürstlichen gleich zu thun in Übermaß von Speis und Trank, Menge der Dienerschaft, Jagden, glänzenden Festivitäten und unerhörtem Prunk, wälschen Moden und Luxuria‘. ‚Woher dann auch übermäßig unter den Adelichen wie schier an allen fürstlichen Höfen eine exorbitante Verschuldung und Verarmung‘ eintrat. Was über diese Verschuldung und Verarmung sehr zahlreicher Fürsten, Grafen und Herren berichtet wird, müßte unglaublich erscheinen, wenn nicht genaue, unzweifelhafte Angaben darüber vorlägen.

Im Zusammenhang mit dem Adel steht das Kriegs- und das Söldnerwesen. Letzteres wurde auch in Friedenszeiten ‚aller Welt Plag und Pestilenz‘; denn ‚Jedmänniglich bekam trübselig Erfahrung‘, was die Kriegsleute seien, nämlich ‚Hausräuber und Freibeuter, Würger, Peiniger, Angstmeister, Henker und Bauernteufel‘. Nicht erst im Dreißigjährigen Kriege schrieb Adam Jung-

Hans von der Olnitz in seinem Kriegsbuche: ‚Das ist das rechte Landsknechtsfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehen.‘

Für die allgemeine Wohlfahrt nicht wenig verhängnisvoll wurde das rastlose Streben der Landesherren, ihre unbeschränkte Machtvollkommenheit auch auf das volkswirtschaftliche Leben auszudehnen. Die einzelnen fürstlichen Gebiete trennten sich durch maßlose Zölle, Aus- und Einfuhrverbote, sogar bezüglich der unentbehrlichsten Bedürfnisse für Nahrung und Kleidung voneinander ab, und innerhalb eines jeden Gebietes wurde nach und nach alle wirtschaftliche Bewegung und Thätigkeit in Fesseln geschlagen. Unter dem Titel ‚Regal‘ bemächtigten sich die Landesherren der Forstwirtschaft, der Berg- und Hüttenwerke und mancher gewerblichen und kaufmännischen Unternehmungen. Fürsten selbst, wie Herzog Julius von Braunschweig, wurden die bedeutendsten Handelsleute ihres Landes; andere, wie Kurfürst August von Sachsen, beteiligten sich eifrig an der Ausbeutung der Monopolien.

Mit der Blüte der Volkswirtschaft, wie sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestanden hatte, war es schon um die Mitte des sechzehnten vorüber.

Hatten früher die deutschen Städte die große Bewegung des Welthandels geleitet, sowohl den Binnenverkehr als die Meere und die Häfen des europäischen Nordens beherrscht, so fiel jetzt der weltverbindende Großhandel England und den Niederlanden zu. Durch die niederländische Revolution versiegte die stärkste Goldquelle Oberdeutschlands, der Handel mit Antwerpen. An Stelle Antwerpens kam Amsterdam empor, und deutsche Kaufleute selbst waren thätig bei der Gründung der Handelsmacht dieser allen deutschen Handel untergrabenden Stadt; die Holländer sperrten erst den Rhein, dann die Schelde; für Dänemark wurde der Sund die ‚größte Intrada‘; der Handel auf dem Belt wurde durch Schweden vernichtet; die Königin Elisabeth schuf den Handel Englands auf den Trümmern des hanseatischen; fast allenthalben erfuhr die einst so mächtige Hansa einen tief demütigenden Ausgang.

Im Anfange des Jahrhunderts hatten die Städte noch für ‚den Kern des Reiches‘ gegolten; um das Jahr 1550 befanden sie sich bereits im tiefen Niedergange ihrer politischen und gewerblichen Bedeutung und standen sich, voneinander losgerissen, zusammenhangslos gegenüber. Aus den inneren Zuständen der städtischen Verfassungen selbst erwuchs die Saat des Verderbens. In manchen Städten wurden die alten Zunftordnungen durchbrochen; in den meisten verfielen dieselben der Verknöcherung; der Zunftzwang verwandelte sich in ein drückendes Monopol für eine geringe Anzahl von Meisterfamilien, welche eng verbündet, trotz der wiederholten, aber machtlosen Beschwerden der Reichsabschiede, den städtischen Markt ausbeuteten, oft ungeheure Vermögen

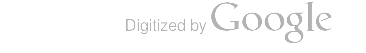
ansammelten, während die Gesellenschaft, die kaum noch zum Meisterrecht gelangen konnte, der Verarmung anheimfiel. Schon Hans Sachs klagte darüber: das Handwerk werde unwert, weil man den Arbeitern den gebührlichen Lohn vorenthalte, und den habsüchtigen Arbeitgebern trotzige und faule Arbeiter gegenüberständen. Die Kunsthandwerker in den großen Städten waren für die Bedürfnisse des Luxus vollauf beschäftigt, aber ‚das gemeine Handwerk' geriet zusehends in Verfall.

Das schwerste und drückendste Los traf den Bauernstand. Das Joch, welches derselbe in der sozialen Revolution abzuschütteln versucht hatte, verwandelte sich fast allerwärts in eine harte und grausame Leibeigenschaft. Von ‚rechtsgültigen Satzungen' und von ‚bäuerlicher Wohlbehäbigkeit' war keine Rede mehr, sondern fast nur noch von ‚Ungemessenheit der Frohnden', ‚Richterblichkeit der Höfe', ‚Legung der Dörfer und Abschlachten der Bauern'. In Bezug auf die Bauern ‚thut man jetzt', sagte der Edelmann Matthäus von Normann († 1556), ‚alles, was man will'; der Görlitzer Bürgermeister Johann Haß fügte als gemeingültig hinzu: ‚Die Bauern werden gehalten wie unter Heiden und Türken.' Entsetzlich ist, was beispielsweise Cyriakus Spangenberg über das Los der Bauern mitteilt. Römische Juristen stellten es als ‚rechtskräftig' hin, daß Fürsten und Grundherren über die Bauern gebieten könnten ‚wie über Sklaven'; nicht allein über deren Arbeitszeit und Arbeitskraft, sondern auch über deren ganzes Privateigentum hätten sie ‚volles Besitzrecht'. Es gab Theologen, welchen der alte Begriff von der Ehre der landwirtschaftlichen Arbeit derart abhanden gekommen war, daß sie verlangten, der Ackerbau solle lediglich von Sklaven oder dazu gedungenen barbarischen Menschen betrieben werden.

Die neuen sozial-politischen und volkswirtschaftlichen Grundsätze, welche allmählich an Stelle des mittelalterlichen christlich-germanischen Rechts- und Wirtschaftswesens und der mittelalterlichen Sozialordnung sich einbürgerten, führten, wie zur Unterdrückung, so auch zur Verarmung der Masse des Volkes.

Die Ursachen dieser ‚Verarmung und Erschöpfung des Volkes', welche in allen Landtagsverhandlungen, in allen Chroniken und Berichten eine stehende Klage bildet und thatsächlich für sämtliche deutsche Länder im einzelnen nachzuweisen ist, lagen aber nicht allein in den politischen und volkswirtschaftlichen, sondern wesentlich auch in den religiös-sittlichen Zuständen der Zeit. Unter den damaligen Schriftstellern hat sie niemand besser in Kürze zusammengefaßt als der braunschweigische Bergrat Georg Engelhart Löhneiß. Einen überwältigend reichen Stoff bietet dafür, wie überhaupt für die Kenntnis damaligen Lebens, der tiroler Arzt Hippolytus Guarinoni.

Der Verkommenheit des wirtschaftlichen Lebens folgte die in allen Schichten des Volkes zunehmende Sittenverderbnis auf dem Fuße nach. Wie



gräßlich dieselbe in den höheren Ständen wucherte, beweisen allein schon die Denkwürdigkeiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen; wie es damit in bürgerlichen Kreisen aussah, kann man aus dem umfangreichen ‚Nothgedrungenen Ausschreiben‘ des kurfürstlich brandenburgischen Leibarztes Leonhard Thurn von Thurneissen genugsam ersehen. Sehr viele andere Schriften, darunter mehrere des herzoglich bayrischen Hofsekretärs Ägidius Albertinus, entwerfen dasselbe beschämende Bild. Als tief verderblich für die Sittlichkeit des Volkes werden von den Zeitgenossen die damaligen Predigten wider die guten Werke bezeichnet. Das Volk werde dadurch, sagte der Protestant Melchior von Ossa in Übereinstimmung mit sehr vielen andern Protestanten, ‚ganz roh und leichtfertig, so daß weder Treue, Ehre noch Glauben bei dem gemeinen Manne sei, aber Untugend und Laster ganz gemein‘.

Daß die Zeitgenossen über die erschütternden Thatsachen sich nicht hinwegtäuschten, beweisen namentlich alle jene Klag- und Strafpredigten, welche im einzelnen die Sünden, Laster und Verbrechen schilderten, deren Zeugen die Prediger in ihren Gemeinden oft lange Jahre hindurch gewesen waren. Vorzugsweise unter den Protestanten ist die Zahl solcher ‚Zeugnisprediger‘, welche ihre Reden in Druck gaben, sehr groß. Nächst Luther gehören dahin aus den verschiedenen Teilen Deutschlands Kanzelredner wie Melchior Ambach, Jakob Andreä, Hartmann Braun, Kaspar Chemlin, Nikolaus Cornopöus, Matthäus Friedrich, Erasmus Grüninger, Johann Mathesius, Andreas Musculus, die beiden Lukas Osiander, Andreas Pancratius, Andreas Schoppius, Nikolaus Selnekker, Johann Georg Sigwart, Cyriakus Spangenberg, Jakob Stöcker, Gregor Strigenicius, Erasmus Winter und viele andere. Eine wie reiche Fundgrube enthalten beispielsweise die hundert Predigten, welche Strigenicius, Superintendent zu Meißen, über die Sintflut hielt, um seiner Zeit einen Spiegel ihres Lasterlebens vorzuführen! Wohlthuend berührt bei ihm wie bei nicht wenigen andern Predigern der Freimut und die Unerschrockenheit, womit auch den ‚Gewaltgebietigern‘, den Fürsten und Herren ‚mitsammt ihren Hofschranzen, adelichen hohen Gefolgschaften und Frauenzimmern‘, die volle Wahrheit gesagt wurde.

Von einem Jahrzehnt zum andern wurden die gesellschaftlichen Krankheitserscheinungen immer bedrohlicher. Die Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigentums und der Person, gegen die gesetzliche Gewalt und den öffentlichen Frieden, Raub, Mord und Totschlag, Notzucht und unnatürliche Laster nahmen in erschreckender Weise zu, insbesondere wuchs auch die Zahl der jugendlichen Verbrecher. Was sich an Kriminalstatistik aus den einzelnen deutschen Gebieten beibringen läßt, macht den Eindruck eines wahren Schauergemäldes. ‚Das Henkeramt‘, sagte man, sei eine der schwersten Beschäftigungen, komme ‚an Schwere und täglicher Arbeit schier gleich dem Amte der Schulmeister

bei der verlotterten, viehisch gewordenen Jugend'. Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung das Tagebuch des Nürnberger Nachrichters Franz Schmidt, welcher des Genaueren verzeichnete, wie er 361 Personen hingerichtet und an 345 Personen die Strafe des Rutenstreichens, Ohrenabschneidens, Fingerabschlagens vollzogen habe.

Mit dem Wachstum der Verbrechen im Zusammenhange stand die Entwicklung der Strafrechtspflege, welche dann ihrerseits einen schlagenden Beweis für die Verwilderung des Zeitalters darbietet, insbesondere die Zunahme der Hexenverfolgung, dieser gräßlichsten Ausgeburt jener Verwilderung, verschuldet. Die Beschaffung neuer Marter- und Hinrichtungswerkzeuge wurde wie eine Kunst betrieben, ‚so man gemeinem Vaterland zu Nutzen nicht weniger lernen und üben sollte, dann ander Kunst und künstlich Handwerk'. Besäße man über die Kunst des Folterns auch nur die Berichte des Predigers Johann Greve aus Cleve, so würde man schon deutlich erkennen können, wie die damalige Strafrechtspflege die eigentliche Lehrmeisterin aller Grausamkeiten und Scheußlichkeiten war, welche später in dem Dreißigjährigen Kriege von den Söldnerheeren auf deutschem Boden verübt wurden.

Die ganze Darstellung dieser Zustände, welche aus der Erschütterung des einheitlichen Glaubens und religiösen Friedens, der angestammten kirchlichen Autorität und aller alten Rechtsgrundsätze und Rechtsverhältnisse sich entwickelten, ist für den Kulturhistoriker eine der traurigsten Aufgaben. Aber wie viel Trauriges er auch aus allen Schichten des Volkes zu berichten hat, so wird er doch, will er gerecht und besonnen sein, sich vor voreiligen Schlußfolgerungen hüten, als sei überhaupt das ganze Volk ‚in Grund und Boden verdorben' gewesen. Denn neben den Unzähligen, welche in den furchtbaren Wirrsalen der Zeit ihren festen Glaubens- und Lebensgrund verloren hatten und durch ihren Wandel aller christlichen Sitte und Bildung hohnsprachen, und neben den unzähligen verkommenen Existenzen, welche durch ihre Laster und Verbrechen die Augen aller Welt auf sich zogen, gab es noch Millionen ‚frommer christlicher Seelen, so in alter Gottesfurcht, Treue und Schlichtheit des Friedens' genossen und sich ernst und ehrlich durchs Leben arbeiteten, ohne über ihre nächste Umgebung hinaus bekannt zu werden.

Der Verfasser eines geistlichen Unterrichtsbuches wies gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts darauf hin, um ‚das mitlebende Geschlecht vor Kleinmütigkeit und Verzweiflung' zu warnen. ‚Da vor unseren Augen', schrieb er, ‚alles so schlecht worden und sich stetig noch verbösert, so ist die Zahl solcher, so noch guten Muth haben, klein und winzig worden, fragen, wer noch könnt Hoffnung haben auf Besserung, und wünschen sich den Tod. Man hört, sagen sie, schier nichts denn Sünd, Schand, Laster und Verderben, und sieht nichts andres, und werden wir alle darin eingewickelt werden, wenn Gottes Rach

und Strafe kommt; was sollt ich noch länger leben?' Die Nachwelt werde sagen, ‚die Menschen dieser unserer Zeit seien schlimmer gewesen, denn die zu Sodoma und Gomorrha'. Wenn aber die Nachwelt, tröstete der Verfasser, ‚auch das viel Gute wissen' würde, was ‚noch im täglichen Leben bei Hoch und Niedrig' geübt werde, so würde sie ihr Urteil mildern. Aber so sei es ‚jetzund, wie es zu allen Zeiten gewesen': die in der Stille geübten Tugenden würden in ‚Archivis, Bibliotheken und Chroniken' nicht verzeichnet und kämen so den späteren Geschlechtern nicht zur Kunde. ‚Solcher gottesfürchtiger, in Liebe thätiger Tugendmenschen' gebe es ‚doch noch viele in jedem Stand, in Städten und Dörfern'.

Besonders bedenklich sei allerdings, daß ‚in jetziger Zeit Unthat und Laster nicht mehr als solches' gelten wolle, sondern ‚wol gar, als wäre es Ehre und Ruhm, sich herfürwage'. Das bedenklichste ‚allgemeine Merkzeichen' der Zeit, welches auch die Nachkommen als solches erkennen würden, sei ‚dieses: das Ehrwürdige und Heilige findet in Schrift- und Bildwerken nur noch eine geringe Stätte, wogegen die Gemeinheit darin schier überall den Zepter führt'. Was dem Volke als geistige Nahrung geboten werde, sei ‚mehrsten Theils verdorben Waar, Wust, wenn nicht tödtlich Gift'. Deshalb wirke, ‚was doch zur Erkräftung, Sittigung und Seligkeit' gereichen solle, ‚viel eher zum Siechthum, Schandleben und Seelentod'.

Inwieweit alles dieses in Wirklichkeit der Fall war, spiegelt sich am anschaulichsten ab in der Kunst und in der Volkslitteratur. Diese beiden Gebiete geistigen Schaffens, für das Volk in seiner Gesamtheit bestimmt, kennzeichnen deutlichst das innere und das äußere Wesen eines Zeitalters, die treibenden Kräfte und den Erfolg ihrer Wirksamkeit.

Erstes Buch.

Bildende Kunst, Tonkunst und Kirchenlied.

Rückblick auf die bildende Kunst des Mittelalters [1].

Die deutsche Kunst des Mittelalters, wie überhaupt die damalige Kunst, erfüllte den hohen Beruf, Gott zu verherrlichen, das Volk zu erbauen, das religiöse Leben zu befördern, zugleich auch zur Verschönerung und Erheiterung des täglichen Lebens, überhaupt zur Veredlung des Volksgeistes beizutragen.

Wie nach der allgemein herrschenden Überzeugung alle Dinge ihren Maßstab und ihr Ziel in der göttlichen Offenbarung besaßen und demnach alle Gebiete des natürlichen und des geistigen Lebens nur die höchste Wahrheit abspiegeln und den Glauben an die göttliche Weisheit stärken sollten, so sollte auch die Kunst als ‚edelste Sprache der Begeisterung des menschlichen Herzens' diesen erhabenen Gedanken zum Ausdrucke bringen, ihn bildlich verklären. Sie sollte die Lehrerin und Erzieherin des Volkes sein, dasselbe ‚erbauen', das heißt aus dem alltäglichen Getriebe, aus dem Drange und der Not des Endlichen zum Unendlichen erheben, ihm seine höchsten Anschauungen in lebensvollen Gestalten verkörpern, durch deren überwältigende Macht auf seinen Geist, sein Herz und seinen Willen nachhaltig einwirken: sie sollte das Volk begleiten auf allen Wegen des Lebens, in Freud und Leid.

Die Kunst war deshalb nicht das Gut einzelner durch Stand und Reichtum bevorzugter Kreise, nicht Erzeugnis der Prunksucht und der Mode, sondern das Eigentum aller Schichten der Gesellschaft. Wie die Religion selbst, der sie diente und von der sie ihre Kraft und Läuterung empfing, Sache des ganzen Volkes war, so wurde auch sie ‚jedermanns Sache', eines der tiefsten Lebensbedürfnisse des Volkes, in dessen Bewußtsein sie ihren Inhalt wie ihre Formen fand, aus dessen lebendigem Born sie schöpfte. Sie war Volkskunst im besten Sinne des Wortes: ihre Meisterwerke waren nicht allein erhabene Denkmale der Gottinnigkeit und der Schönheit, sondern auch des Volksgeistes, der in hervorragendem Maße an den Schöpfungen der Künstler beteiligt war.

Weil aber die Kunst im Volksgeiste wurzelte, der unmittelbarste Ausdruck der herrschenden Überzeugungen war und für die allgemeinen Bedürfnisse

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 156—251. ** Bd. 1, 2 und 3 sind nach der siebzehnten und achtzehnten, Bd. 4 nach der fünfzehnten und sechzehnten Auflage, 5 nach der dreizehnten und vierzehnten Auflage angeführt.

arbeitete, so kannte sie kein unruhiges Suchen nach besondern Aufgaben: diese boten sich ihr von selbst in unerschöpflichem Reichtume dar. Die religiöse Begeisterung und Opferfreudigkeit des Volkes drängte zu großartigen kirchlichen Denkmalen hin. In regem Wetteifer bauten die Städte ihre Kathedralen, ihre Stifts- und Pfarrkirchen, selbst Flecken und Dörfer ließen Bauten von hoher künstlerischer Schönheit errichten [1].

Kaum geringer war der Wetteifer der Städte in Errichtung von Gebäuden für die Zwecke des Gemeinwesens, von Rathäusern, Kauf- und Gildenhallen, schützenden Mauern, Türmen und Turmkronen. Auch diese Gebäude, wie die unzähligen Burgen, deren Trümmer von den Bergen herabschauen, forderten die Meisterschaft der Künstler heraus und empfingen in ihrer Eigenart, in Zweckmäßigkeit und Schönheit die Weihe künstlerischer Vollendung. Matthias Merians Topographie legt ein beredtes Zeugnis ab für die turmreichen Prachterscheinungen der deutschen Städte und Städtchen des Mittelalters [2].

Unerschöpflich waren auch die Aufgaben für die Bildner und Maler, welche die kirchlichen und die weltlichen Gebäude und den häuslichen Herd mit dem edelsten Schmucke versahen [3].

Die würdige Stellung der Kunst in der Kirche und im öffentlichen Leben begründete ihre Blüte; ihre innige Verbindung mit dem Handwerk verschaffte ihr die weiteste Verbreitung. Es gab damals keine über dem Handwerk thronenden Künstler, sondern nur Meister, Gesellen und Lehrlinge [4].

---

[1] Über die ‚dem Zeitalter der Aufklärung und Reformation' vorausgegangene ‚Epoche wahrer Kirchlichkeit und Frömmigkeit' urteilt van Eye: ‚Wie überhaupt Demut der Anfang aller Weisheit ist, so arbeitet auch hier ein reines, von allem Übermute freies Geschlecht sich zur schönsten Palme menschlicher Tugend, zum Genusse selbsterworbener Freiheit und selbstgetragenen Rechtes empor. Aus unzähligen uns erhaltenen Denkmälern leuchtet solch ein Geist uns entgegen.' Bei Eggers, Jahrg. 5, S. 225.

[2] Näheres bei A. Reichensperger, Matthias Merian und seine Topographie. Leipzig 1856.

[3] Vergl. unsere näheren Angaben Bd. 1, 176—186.

[4] Sehr schön sagt Kugler, Museum 1, 14: ‚In ihrem Ursprung saß die Kunst tief im Schoße der heiligen und bürgerlichen Sitte. Sie war im Dienste des Glaubens: daher bekam sie ihren Inhalt und Bedeutung; in der Umfriedigung der Sitte: daher bekam sie ihre Gestalt und Art; sie war Handwerk: daher bekam sie Mittel und Nahrung. Ebendaher hatte sie auch ihr Verständnis und ihre Geltung. So wuchs die Kunst heran, kindlich und tiefsinnig.' Als sie sich aber unabhängig machte, trat ‚bald mit der bewußten Freiheit auch Vielseitigkeit, absichtliche Ausdehnung, bald Zerstreuung ein. . . Die Wirkung der Zünfte wich der von Mustern oder hervorstechenden Individuen. . . Der Künstlerstand wurde fast der heimatloseste, abenteuerndste von allen'; ‚fortlebend in Geschichtsperioden, welche selbst auflösend und formzerstörend waren, artete die Kunst aus in Affektation oder Gemeinheit, Übereilung oder Kleinlichkeit, kurz in eine neue Barbarei'.

Die Königin aller bildenden Künste, der Mittelpunkt des gesamten Kunstlebens, war die Architektur, und in dieser behauptete die Gotik noch beim Ausgange des Mittelalters eine unbestrittene Herrschaft. Als erhabenste Verkörperung der herrschenden Lebensanschauungen bekundete sie trotz ihrer strengen Gesetzmäßigkeit einen solchen Grad von Freiheit, daß sie innerhalb derselben Grundformen allenthalben, wo sie sich einbürgerte und volkstümlich wurde, die Art und die Verhältnisse des besondern Volkstums, sogar der einzelnen Meister, widerspiegelte[1]. Nur Willkür und Laune war durch das feste Recht der Überlieferung ausgeschlossen. Die Überlieferung erhielt die herrschenden Kunstideen in dem Bewußtsein langer Zeiträume wach und war die rechte Schule, welche auch geringer begabten Talenten die Kraft erhöhte,

---

[1] In dieser Mannigfaltigkeit, schreibt Lübke, Kunsthistor. Studien 206, ist die gotische Baukunst ‚der treue Ausdruck der christlichen Kultur im Gegensatz zur antiken. Denn wenn letztere keine Völkerindividuen anerkannte, sondern die Formen der hellenisch-römischen Gesittung ohne Unterschied über alle Teile des Erdkreises ausbreitete, so gesteht jene den einzelnen Völkern die volle Eigenartigkeit ihrer nationalen Entwicklung zu, die als Grundton in reicher Variation durch alle gemeinsamen Lebensformen durchklingt und darin dem antiken Dasein ebenso weit überlegen ist, wie die Polyphonie der christlichen Musik der Monodie der antiken‘. Vergl. Reichensperger, Vermischte Schriften 65 fll. Förster 2, 1 fll. ‚Religiöse Erhebung folgt dem Betrachten eines gotischen Werkes unmittelbar nach; für das Machtvolle und Erhabene liefert der gotische Stil die reichsten und trefflichsten Beispiele; auch volkstümlich ist er geworden und geblieben, wie kaum eine andere Kunstweise.‘ Springer, Bilder 1, 223. Die Gotik ist keineswegs bloß eine allmähliche Fortbildung des ihr vorausgegangenen romanischen Stils, sondern ein Sprung in ein ganz neues System, eine prinzipielle Loslösung von der im romanischen Stil noch immer durchwaltenden Antike, eine neue Sprachenbildung, in welcher natürlich die vorausgegangene aufgenommen und verarbeitet wurde. Der gründlichste Kenner der Gotik, Viollet-le-Duc, handelt darüber in seinem Dictionnaire de l'Architecture française du XI[e] au XVI[e] siècle unter dem Worte Style. Dort heißt es unter anderem: ‚Si du romain à ce qu'on appelle l'art gotique il y a des transitions dans la forme, il n'y en a pas dans le principe de structure.‘ Das Wesen der Gotik besteht darin, daß sie aus geometrischen Grundfiguren, einem geometrischen Grundrisse, sich in festen Maßverhältnissen aufbaut. Dem germanischen Geiste entsprossen (vergl. Reichensperger, Profanarchitektur 20 fll. ** S. auch Kraus, Gesch. d. christl. Kunst II, 1, 148 ff. und Pastor, A. Reichensperger II, 283), wurde die Gotik sehr rasch die herrschende Kunstsprache des ganzen christlichen Occidentes, in die verschiedensten Mundarten sich ausgestaltend, je nach der Natur des betreffenden Volkes, dem Klima, dem Werkstoff u. s. w. Da ihr eine gewaltige Bildungskraft innewohnte, und sie nicht, wie die Antike, mit fertigen Gestaltungen, sondern aus mathematischen Grundformen heraus arbeitete, so hätten wohl noch weitere Spielarten sich entwickeln können, falls nicht die ‚Renaissance‘ ihr Wurzelwerk angegriffen hätte. — Übrigens laufen endgültig, wie auf allen anderen Gebieten, so auch auf dem Gebiete der Kunst alle Nebenfragen in der Hauptfrage zusammen: entweder christlicher Idealismus oder glaubensloser Materialismus, schließlich Anarchie.

während später selbst große Talente ohne Hilfe der Überlieferung nur wenige Leistungen von bleibendem Werte hervorzubringen vermochten [1]. Auch in den Werken der Spätgotik offenbarte sich, ungeachtet der Lockerung der strengen architektonischen Disziplin, ungeachtet der phantastischen Spielerei mit Zierwerk und geometrischen Formen, noch viel kräftiger Kunstgeist. Mag auch bei Errichtung großer Bauten das Streben nach lebendiger Mannigfaltigkeit, nach Formenwechsel die Meister zu weit geführt haben, jedenfalls leisteten sie immer noch höchst Achtungswertes, besonders in Werken untergeordneteren Ranges [2].

Während aber die gotische Baukunst und die mit ihr verbundenen Künste der Bildnerei und Malerei ‚dem Göttlichen und Ewigen nach-

---

[1] Vergl. Schorn, Kunstblatt, Jahrg. 1820 S. 217 fll. Zwölf Bücher eines ästhetischen Ketzers 78.

[2] Vergl. Reber, Kunstgesch. 499. Pressel 77. ** E. Haenel, Spätgotik und Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur (Stuttgart 1899), will für die Spätgotik einen neuen, unterscheidenden Namen einführen. Er betont deshalb sehr energisch die neuen Stilmomente, namentlich die Neigung ins Breite zu kommen, helle, weite Saalräume zu schaffen, in welchen das Horizontale wieder zur Geltung kommt und die Decke als etwas Selbständiges sich den Wänden gegenübersetzt. Die Spätgotik ist Raumstil, ‚das gotische Bausystem, in der Zeit der höchsten Ausbildung gleichsam nur Knochen und Sehnen, erzeugt sich wieder Fleisch und Haut'. Haenel schließt: ‚Es liegt kein Grund vor, den architektonischen Stil, wie er auf deutschem Boden in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und dem fünfzehnten Jahrhundert auftritt, den Namen vorzuenthalten, den er verdient — er ist Renaissance, und so dürfen wir ihn nennen.' Etwas Wahres liegt in diesen Worten. Es würde trotzdem sicher kein Vorteil für die Kunstgeschichte sein, wenn diese Benennung durchdringen würde, da Mißverständnisse unausbleiblich wären. Auf eine Lücke der Beweisführung Haenels hat bereits H. Wölfflin im Literar. Centralblatt Zarnckes 1900 S. 61 hingewiesen: Haenel beschränkt sich nämlich auf die kirchlichen Denkmäler, berührt die Profanarchitektur gar nicht. Gegen eine solche Einseitigkeit und für die Schönheit der Spätgotik hat sich B. Riehl in seiner trefflichen Schrift ‚Die Kunst an der Brennerstraße' (Leipzig 1898) bereits früher ausgesprochen. ‚Ganz einseitig', heißt es hier (99), ‚betrachtet man die Spätgotik nur vom Standpunkte der kirchlichen Baukunst, wo dies übrigens auch nicht ganz gerechtfertigt ist, als eine Periode des Auslebens mittelalterlicher Kunst, geradezu sogar als eine Zeit des Verfalls, und übersah dadurch ganz, wie reich junges Leben in ihr keimt.' Lange vor B. Riehl ist übrigens A. Reichensperger für die Schönheit der Spätgotik energisch in die Schranken getreten; vergl. Pastor, A. Reichensperger I, 511. Wie ich nachträglich sehe, kommt auch J. Neuwirth hinsichtlich der Schrift Haenels zu einem keineswegs günstigen Resultate. In seiner Besprechung (Allgem. Litteraturblatt der Leogesellschaft 1900 Nr. 15) betont der genannte Forscher eine weitere Lücke in der Darstellung Haenels: die nahezu vollständige Außerachtlassung der in Betracht kommenden wichtigen Denkmale auf österreichischem Boden, und bemerkt dann: ‚Seine freilich durchaus nicht einwandsfreie Arbeit enthält eine Reihe neuer Gedanken, die weiterer Erwägung wert sind. Das von ihm angeschnittene Problem bedarf aber noch weiterer Beweise und einer breiteren Grundlage, ehe man geneigt sein wird, es allgemein zu acceptieren.' Vergl. auch Bezold, Baukunst der Renaissance 7.

gingen'[1], waren sie weit entfernt, der Natur feindlich entgegenzutreten oder auch nur den freien Blick auf dieselbe sich hemmen zu lassen. Die damalige Kunst haßte die Natur ebensowenig, wie die Kirche, der sie diente, dieselbe haßte. Allerdings predigt die Kirche einen beständigen Kampf gegen die sündhaften Regungen der Natur und fordert vor allem zur Einkehr in das innere Leben, zur Erkenntnis des menschlichen Herzens auf, sie lenkt den Blick und die von dieser Welt unbefriedigte Sehnsucht nach einem ewigen Dasein, aber sie ,verleugnet' die Natur nicht, sie freut sich vielmehr derselben, reinigt und verklärt sie in ihrer Lehre von dem Erlöser, welcher die menschliche Natur angenommen hat, in ihrem Gebrauche irdischer Stoffe zu den heiligenden Sakramenten, in ihrer Lehre von der Erhabenheit des Leibes als eines Tempels des Heiligen Geistes, von dessen Auferstehung und einstiger Verklärung. Auch aus der Hand der Kunst sollte die Natur eine höhere Weihe erhalten: die Baukunst benahm der Masse das Schwere und Drückende, der Stein wurde in das Reich der höheren organischen Erzeugnisse erhoben, Blumen und Blätter aus Feld und Wald wurden, in die Sprache der Kunst übertragen, zu Kränzen gewunden, welche durch den höchsten Adel des Kunstschönen erfreuen. Nicht weniger schuf die Bildnerei hervorragende Werke freudiger Auffassung und Verklärung der Natur[2].

Insbesondere aber erreichten die Gebilde der Malerei, wie sie von den Meistern der Kölner Schule und von den Gebrüdern van Eyck und ihren

---

[1] ** Vergl. F. X. Kraus, Gesch. d. christl. Kunst 2, 230—231, der an der spätgotischen Skulptur die Energie und den Ernst des religiösen Gedankens rühmt. Daß die deutsche Kunst des ausgehenden Mittelalters auch ihre Schattenseiten hatte, ist gleichwohl unzweifelhaft. Sehr energisch hat dieselben gegenüber Janssens Darstellung F. Schneider (Gotik und Kunst. Brief an einen Freund. 1888) betont. Der genannte Gelehrte urgiert namentlich, daß die Kunst damals in Deutschland in bürgerlich-handwerkliche Bahnen geriet, daß das Leben dieser Kreise den Maßstab für die Auffassungsweise abgab. ,Daher der hausbackene, vielfach an Trivialität streifende Ton, welcher den Bilderkreis beherrschte.' In der Bildnerei und Malerei, so führt Schneider weiter aus, war ,insbesondere der Zug zu äußerlicher Schaustellung und Kleiderpracht, Modetracht und -Pose, daneben die Freude an der Roheit, die Übertreibung des Nebensächlichen, der Manierismus und schablonenmäßige Formengebung so weit gediehen, daß man die Karikatur vielfach streifte.' Das Wort „vielfach" dürfte hier zu unterstreichen sein.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 195—208. ,Die Bildner waren weit davon entfernt, die Anregungen zu verschmähen, welche die Außenwelt ihnen darbot. Naturstudien und Zeichnungsübungen waren schon im dreizehnten Jahrhundert nicht unbekannt.' Überhaupt ,wird man niemals behaupten können, daß das Mittelalter die Natur gehaßt und dem Studium derselben gewehrt habe. Dagegen spricht allein schon der Ton der Minnesänger, die uns so anmutig die Bilder entwerfen, die Flur und Wald dem Auge darbieten'. Rahn 554.

Nachfolgern geschaffen wurden, hohe Naturwahrheit; sie atmen, nur den alten Volksliedern vergleichbar, das tiefste poetische Naturleben, während sie zugleich durch Erhabenheit und mystische Tiefe die Seele ergreifen und emporheben. Die dem deutschen Volke besonders eigene Freude am Verkehre mit der Natur brachten die Schöpfungen der flandrisch-deutschen Schulen zum reinsten Ausdruck: jeder Halm, jede Blume, jedes Insekt wurde mit der größten Liebe behandelt und dadurch bei aller Lebendigkeit und Wahrheit mit einem idealen Scheine umkleidet. In die mit aller Treue vorgeführte heimische Umgebung versetzten die Künstler ihre Darstellungen; auch hier machen alle Gestalten den Eindruck der vollsten Wahrheit und Wirklichkeit bei tiefster religiöser Wärme. Ein frommer kindlicher Sinn beseelte diese Gebilde von unschuldiger Schönheit des Ausdrucks und keuscher Anmut. Ein heiterer Ton, gleichsam die göttliche Lösung irdischer Verwicklungen verkündend, ließ allen Zwiespalt in vollen Einklang aufgehen: die Natur und die Menschen erscheinen wie in sonntäglicher Ruhe, wie verklärt [1].

Und alle diese Gebilde waren von echter deutscher Art, aus dem Geiste und aus dem Gemüte des Volkes entsprossen [2]. Wenn auch die Künstler in

[1] ‚Van Eyck schuf einen nationalen Stil, welcher die höchste Treue und Wahrhaftigkeit der Darstellung mit geistigem Adel in gleich ausgezeichnetem Grade verband.‘ — ‚Von dem bei einigen späteren altniederländischen und altoberländischen Malern ausgebildeten System eines vielfach gebrochenen, höchst kleinlichen und manierierten Faltenwurfs, der häufig aus Unkenntnis allen altdeutschen Malern zugeschrieben wird, findet sich bei van Eyck, wie bei Hemmelink (Memling), Schoreel und andern der besten, keine Spur.‘ Schorn, Kunstblatt 1820, S. 230—233. Vergl. Schnaase, Niederländ. Briefe 237—241. ‚Wenn ich mich im Haag‘, heißt es dort S. 313, ‚an den heitern Niederländern der späteren Zeit ergötzte und mich mit ihnen und ihrer Stellung auszusöhnen suchte; wenn ich nachher Rubens mich hingab, auch bei ihm das geistig Höhere fühlte: wie sehr viel größer ist der Genuß, den mir diese älteren Meister geben! Dort blieb noch immer, wenn ich auch härtere Angriffe ruhig zurückweisen konnte, ein leiser Vorwurf des Ungenügens oder der Entheiligung, während ich hier ohne Rückhalt mich der Freude des Anschauens überlassen kann.‘ Ähnlich Schorn, Kunstblatt 1828, S. 380. Auch in den Bildnissen überragt insbesondere Jan van Eyck fast sämtliche späteren Künstler. Über das von ihm im Jahre 1434 angefertigte Doppelbildnis des Giovanni Arnolfini und seiner Frau sagt Reber, Kunstgesch. 634, ‚daß die Porträtartigkeit eine schlagende, wäre noch das geringste. Höher noch steht die Malerei des Interieurs und alles Beiwerks, welche nicht bloß an delikater und vollendeter Ausführung von keinem Werke aller Zeiten übertroffen wird, sondern an Lichtführung und koloristischer Stimmung des Ganzen selbst von keinem späteren Holländer bis Pieter de Hooghe herab überboten erscheint.‘ — Es verdient hervorgehoben zu werden, wie frühzeitig Hegel in seinen Vorlesungen über Ästhetik (die ältesten für die Ausgabe benutzten Hefte sind aus dem Jahre 1818; vergl. 1, Vorrede VII und XI) Bd. 3, 118 fll. die Vorzüge der beiden van Eyck zu würdigen wußte.

[2] ** Über die Volkstümlichkeit der mittelalterlichen Kunst vergl. Kraus, Gesch. d. christl. Kunst II, 1, 457. — Um die verhältnismäßig bedeutungslose Leere der sogenannten

Bezug auf Durchbildung aller Körperteile es nicht selten an einer näheren Kenntnis der Anatomie fehlen lassen, so heimeln doch jeden Beschauer die treuherzigen deutschen Gestalten an, welche, obgleich in einem und demselben Stilgefühl ausgeführt, in so mannigfacher Art das Gepräge der einzelnen deutschen Volksstämme vor Augen stellen. Die Gebilde machten deshalb auch auf das ganze Volk den tiefsten Eindruck und bestimmten fast ein Jahrhundert lang (1420—1520) den Charakter der gesamten einheimischen Kunst [1]. Selbst nach Frankreich, nach Italien und weiterhin drang die deutsche Kunstweise vor [2].

‚deutschen Renaissance' mit großartigen Werken auszufüllen, sind neuere, von dieser ‚Renaissance' begeisterte Kunstschriftsteller darauf verfallen, dieselbe fast um ein Jahrhundert früher beginnen zu lassen, als sie wirklich begann. So sagt Woltmann, Aus vier Jahrhunderten 2 ffl., die flandrische Malerei habe ‚mit der Gesinnung und Empfindung des Mittelalters' gebrochen und müsse, weil sie die Natur so herrlich dargestellt habe, zur ‚Renaissance' gerechnet werden, denn diese sei, wie Schnaase ausdrücklich angegeben, nicht allein eine ‚Wiedergeburt des klassischen Altertums', sondern auch ‚eine Wiedergeburt der Natur, eine Wiederherstellung der Natur für den Menschen'. Es handelt sich also bereits um eine doppelte ‚Wiedergeburt'. Folgerichtig gehört dann auch das deutsche Volkslied mit seiner unvergleichlichen Naturfreude und seiner Beobachtung des Naturlebens zur ‚Renaissance'; nicht weniger das deutsche Recht, welches in seinen Bezeichnungen, Formeln und Sinnbildern sich durch die lebendigste Naturanschauung auszeichnete, und selbst auch die deutsche Baukunst, welche das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen umsetzte und dasselbe mit zahllosen aus der Tierwelt entnommenen Gebilden bevölkerte. Treffend erörtert Reber, Kunstgesch. XXXII: ‚Die flandrisch-brabantische Malerei ist die höchste Erscheinung der mittelalterlichen Malerei in den nördlichen Ländern und der Abschluß der gotischen Periode, nicht der Anfang einer neuen.' ‚Auch in der Kölnischen, Schongauerschen, Zeitblomschen, Wohlgemuthschen Malerei, wenigstens zum Teil von der brabantischen abhängig und der Zeit nach der van Eyckschen Periode sogar um ein halbes Jahrhundert nachstehend, können wir so wenig etwas über das Mittelalter Hinausliegendes erkennen, als in den von Gutenberg gebrauchten Typen, soviel auch dessen Erfindung im weiteren Verlauf zum Umschwung der Anschauungen beitrug. Und wie das zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstandene Krailsheimer Altarwerk des älteren Holbein noch entschieden gotisch, so finden wir es auch unmöglich, in einem von unten bis oben gotischen Sakramentshäuschen Adam Krafts eine andere als mittelalterliche Kunst zu erblicken. Kurz, vor dem sechzehnten Jahrhundert giebt es in Deutschland keine Renaissance, und selbst von den Begründern derselben liegen die Anfänge Hans Holbeins des Jüngeren allein schon auf dem neuen, jene eines Peter Vischer und Albrecht Dürer aber noch auf mittelalterlichem Boden.'

[1] ‚Noch in Quentin Massys scheint sich die Energie Rogers van der Weyden und die Zartheit Memlings zu vermählen.' Lübke, Kunstwerke und Künstler 418; vergl. 548. 575.

[2] Über die ‚ungewöhnliche Anziehungskraft', welche überhaupt die frühere deutsche Kunst besaß, heißt es bei Springer, Bilder 2, 11—12: ‚Von Michelangelo wissen wir, daß er sich für deutsche Kunstschöpfungen in so hohem Grade interessierte, daß er selbst die mühselige Arbeit des Kopierens (eines Stiches von Martin Schön) nicht scheute,

Das ganze bisherige Kunstleben nahm fast mit einem Schlag ein Ende, als die furchtbaren Wetter der Kirchenspaltung über Deutschland heraufzogen und sich entluden. Die Gebiete der Kunst wurden zuerst vom Hagelschlag betroffen. Man hatte nicht Zeit noch Sinn mehr für sie übrig. Die religiöse Umwälzung konnte eine direkt kunstfeindliche Art nicht verleugnen. Soweit es noch eine Kunst und eine Kunstpflege gab, wurde dieselbe in die konfessionellen Kämpfe mit hineingezogen und verkümmerte dadurch. Der gotische Stil starb ab. Eine neue, fremdländische Kunst, die Renaissance, drang in Deutschland ein.

---

und ebenso ist Dürers ehrenvolle Anerkennung durch Rafael bekannt. Daß sich zahlreiche italienische Maler von den Produkten deutscher Phantasie nährten, diese fälschten, um Ruhm zu gewinnen, unter ihrem eigenen Namen herausgaben, würden wir durch Vergleichung erraten, auch wenn es nicht Vasari widerwillig genug berichtete.' Als später die deutsche Kunst der ‚Renaissance' verfiel und selbst nur eine kalte und manierierte Nachahmerin wurde, hörte ihre Einwirkung gänzlich auf.

I. Einwirkung der religiösen Umwälzung auf die bildende Kunst.

1. Kunstfeindliche Lehren und Bilderstürmerei — beginnender Verfall des Kunstlebens.

Unter den Verkündigern der neuen Lehrmeinungen gab es unzählige, welche, wie ehemals Wiclef, alle Künste und Wissenschaften für Teufelsschlingen ausgaben. Zwingli und seine Anhänger bezeichneten die christliche Kunst wenigstens innerhalb der Kirchen als eine Teufelsschlinge, welche der römische Antichrist mit seinem Geschwarm über die Seelen geworfen habe. Sie nahmen gegen die christliche Kunst überhaupt eine feindliche Stellung ein. Das göttliche Wort, sagt Zwingli, erkläre deutlich, daß man Bilder nicht allein ‚nicht ehren, sondern daß man sie auch nicht haben und nicht malen solle'; sogar die Bilder Christi wollte er nicht dulden. Die von Bullinger abgefaßte Helvetische Bekenntnisschrift verwarf die Bilder der Christen wie die Götzenbilder der Heiden, weil ‚der Herr befohlen habe, das Evangelium zu predigen, nicht zu malen'. In der von Oecolampadius eingeführten Baseler Kirchenordnung vom Jahre 1529 hieß es: Gott habe ‚alle verflucht, so Bilder machen'. Wilhelm Farel erklärte das Anfertigen von Gemälden und Bildwerken sogar für eine Versündigung gegen die Natur; die Kaiserin Helena sei ‚die Vermaledeite unter den Weibern', weil sie durch Auffindung des Kreuzes den Götzendienst eingeführt habe. Calvin nannte die Aufstellung von Bildern in den Kirchen eine Entweihung des Gottesdienstes, ‚einen schauerlichen Unsinn, der bisher alle Frömmigkeit auf dem Erdkreis vernichtet habe'; auch Ereignisse aus der heiligen Geschichte darzustellen, sei verdammlich. Theodor Beza ereiferte sich insbesondere auch gegen die Bilder des Gekreuzigten, welche er ‚verabscheue'; er wünschte, ‚daß die christliche Obrigkeit alle Bilder zerschmettern möchte'.

Für die Entfernung und Zerstörung der Bilder sprach noch ein besonderer Grund: man wollte dadurch dem Volke die Erinnerungen an die katholische Vorzeit benehmen, die Rückkehr zum alten Glauben zu verhindern suchen. ‚Bilder weg!' sagte Zwingli, ‚denn sie sind eine Stütze der Päpstler; sind die Nester abgethan, so kehren die Störche nicht wieder.'[1] ‚Es fehlt nicht

[1] Gaupp 691—708, wo die näheren Quellenbelege. ** Vergl. Janssen, Ein zweites Wort an meine Kritiker. Neue Aufl. Besorgt [illegible]. Pastor (Freiburg 1895) S. 50 fll.

an frommen und gelehrten Männern,‘ schrieb der protestantische Professor Zanchi, ‚welche der Ansicht sind, daß man alle Kirchen der papistischen Götzendiener wie auch alle anderen Denkmale des Aberglaubens von Grund aus zerstören müsse; jede Spur davon solle man austilgen, damit später das Volk nicht an den früheren Aberglauben erinnert werde und demselben sich nicht wieder zuwende. Aus diesem Grunde und auch wegen des göttlichen Befehls behaupteten etliche, und zwar sehr gelehrte und fromme Männer, die Kirchen, in denen Götzendienst getrieben worden, besonders wenn sie Heiligen gewidmet sind, müssen gänzlich zerstört werden; auch zieme es sich nicht, daß die Christen an solch unreinen Orten ihren geläuterten Gottesdienst halten.‘ Grundsätzlich ist Zanchi hiermit vollkommen einverstanden; er lobt die Zerstörung katholischer Kirchen und betont, daß es oftmals und an vielen Orten ratsam sei, die alten katholischen Gotteshäuser dem Boden gleichzumachen; doch meint er, daß es allenthalben auch den Obrigkeiten freistehe, dieselben für den protestantischen Gottesdienst zu verwenden. Unerbittlich ist Zanchi aber für die Zerstörung alles dessen, was die Frömmigkeit und der Kunstsinn der Vorzeit zum Schmuck der katholischen Kirchen gespendet hatten. Alle Altäre, erklärte er, alle Kruzifixe, Gemälde und Bilder, die priesterlichen Kleider, die goldenen Kelche, die Weihrauchfässer und andere dergleichen Sachen, alle diese Werkzeuge des alten Aberglaubens müßten gänzlich vernichtet werden, insbesondere seien die Bilder wegzunehmen, die Gemälde müsse man auskratzen, die Standbilder zerschlagen oder verbrennen. Petrus Martyr Vermigli, ein abgefallener Priester und später protestantischer Professor, mahnte noch besonders, ‚man möge sich hüten, dergleichen Dinge bloß aus den Kirchen zu entfernen; man müsse sie gänzlich vernichten und nicht irgendwo aufbewahren, sonst könnten sie später wieder einmal in den Kirchen aufgestellt werden‘ [1].

Furchtbare Bilderstürme erfolgten, zunächst in der Schweiz: in Zürich, Bern, St. Gallen, Basel und an andern Orten [2]. In St. Gallen wurden

---

[1] ** Vergl. Paulus im Katholik 1891, 1, 210, der treffend hinzufügt: ‚Wenn „hochgeachtete“ (Schmid, Stud. und Krit. 1859, S. 625) Universitätsprofessoren eine solche Sprache führten, darf es uns da noch wundern, daß so manche unersetzliche Erzeugnisse der mittelalterlichen deutschen Kunst dem Vandalismus der sogen. Reformation zum Opfer gefallen sind? Statt so sehr sich zu ereifern gegen die Heiligenverehrung, diesen vorgeblichen „Götzendienst“ und Aberglauben, hätten die Neuerer weit besser daran gethan, den wahren Aberglauben jener Zeit, die Hexensucht, zu bekämpfen. Aber weit entfernt, dagegen aufzutreten, bestärkten sie darin ihre Zeitgenossen. Im Jahre 1574 fragte der Prediger von Arfeld, in der Grafschaft Wittgenstein, bei Zanchi an, ob man die Hexen verbrennen müsse. — Ganz gewiß, erwiderte der Heidelberger Professor den 22. Oktober. Ganz dieselbe Antwort gab Zanchi dem Arzte Thomas Erastus.‘

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 95—104.



im Jahre 1529 alle Altäre zertrümmert, alle Bilder mit Äxten zerschlagen, mit Hämmern zerschmettert, ‚es war ein wunderbarlich Getümmel und Geprächt; auf vierzig Wagen wurden die Trümmer aus der Kirche geschafft, und von Stund an ward ein Feuer bereitet und alles verbrannt‘. Über die Stürme in Basel berichtete Erasmus als Augenzeuge an Pirkheimer: ‚Solch ein Spott wurde mit den Heiligenbildern und selbst mit den Kruzifixen getrieben, daß man denken sollte, es hätte ein Wunder geschehen müssen. Nichts blieb an Bildwerken übrig, weder in den Kreuzgängen, noch an den Portalen, oder in den Klöstern; was an gemalten Bildern da war, wurde mit Tünche überschmiert, was brennbar war, auf den Scheiterhaufen geworfen, was nicht, in Stücke geschlagen; weder Geldwert noch Kunstwert vermochte irgend etwas zu retten.‘ Über die Vorgänge in Neuenburg schrieb der dortige Statthalter: ‚Sie schlugen die Bilder in Stücke, den Gemälden schnitten sie die Nasen weg, stachen ihnen die Augen aus, sogar der Mutter Gottes.‘ Nur ‚gar schwache und zänkische Gemüter‘, sagte Zwingli, ‚könnten sich über das Abthun der Götzen beklagen‘ [1].

In Deutschland waren schon früher, namentlich während des Bauernkriegs, unzählige Kunstwerke von den ‚wilden trunkenen Stürmern‘ vernichtet worden. Später begann eine ‚obrigkeitlich vorgeschriebene Vernichtung‘ in jenen süddeutschen Reichsstädten, welche den Zwinglianismus angenommen hatten. ‚Alles, was die Vorfahrer in Züchtigkeit und Kunstsinnigkeit und Förderung edler Meister der Kunst zur Ehre Gottes, seiner gebenedeiten Mutter aufgerichtet und der Frömmigkeit des Volkes ausgestellt hatten‘, wurde, sagt ein Chronist, durch ein ‚verwildert Geschlecht zu nicht kleinem Entsetzen der christlichen Menschen zu Boden geschlagen, geschändet, vermaledeit‘. Solches geschah in Straßburg, Konstanz, Lindau, Reutlingen, Ulm, Memmingen, Biberach, Geislingen, Eßlingen, Isny, Augsburg und anderwärts. Prädikanten leiteten das Zerstörungswerk und legten bisweilen selbst Hand an, um ‚die verfluchten Kunstgötzen zu stürzen‘. In Memmingen zum Beispiel hat der Prädikant Schenk, heißt es in einem Bericht, ‚die Bilder über die Altäre heruntergerissen und unter die Füße geworfen, ganze Karren geladen, zu Haus führen lassen und verbrannt‘ [2]. In Ulm waren im Juni 1531 die Prädikanten Butzer, Blarer und Öcolampadius ‚die Ursächer der Aussäuberung aller abgöttischen Substanz‘. Über fünfzig Altäre, alle Heiligenbilder an Säulen und Wänden wurden ‚in Grund zerrissen und zerbrochen‘; was nicht wegzubringen war, wurde ‚zerpickelt, zerhackelt, zerstümmelt und zerstümpelt‘, so daß selbst ein Anhänger des neuen Glaubens in die Klage ausbrach: Man hat ‚dem schönen, herrlichen Münstergebäu einen solchen

[1] Gaupp 699. 705. [2] Vergl. Näheres bei Gaupp 720 fll.

Schandfleck angeklekert, der in Ewigkeit davon nicht wird ausgewischt werden'. Man verschonte nicht einmal die zwei prachtvollen Orgeln, weil auch sie als ,ein Teufelswerk' angesehen wurden. Noch im folgenden Jahrhundert berichtete der lutherische Superintendent Dietrich voll Abscheu seinen Zuhörern über die Greuel der Zerstörung: ,Sie haben die zwo schönen Orgeln über einen Haufen heruntergestürmt, und als sie das Corpus mit den Pfeifen in der großen Orgel nicht füglich haben abheben können, haben sie Seile und Ketten darum gebunden, an selbige nachmals Pferde gespannt und durch deren Gewalt auf einmal herunterreißen und über einen Haufen stürzen lassen.' [1]

Überall, wo der Bildersturm wütete, wurden gleichzeitig die kostbarsten goldenen und silbernen Kirchen- und Kunstschätze, Monstranzen, Kelche und Gefäße meist zusammengeschlagen, verkauft oder in die Münze geschickt [2].

Auch im Herzogtum Württemberg, in Hessen, in der Pfalz gingen unzählige Kirchen- und Kunstschätze zu Grunde. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz ordnete wiederholt persönlich die Zerstörungen an, ließ in seiner Gegenwart ,Bilder und Kirchenzier verwüsten, zerschlagen und verbrennen'. Wie Theodor Beza, so erachtete auch er, daß nicht nur Altäre und Taufsteine, sondern auch die Kruzifixe ,Götzenwerke' seien; alles, verordnete er, solle ,gänzlich weggeräumt und zerschlagen werden, ob es erhabenes oder flaches Gemäldewerk sei' [3]. Manche Fürsten wollten selbsteigen sich als ,Gottesstreiter wider den papistischen Unrat' auszeichnen; so beispielsweise Graf Johann von Oranien-Nassau, der im Jahre 1577 zu Diez einem lebensgroßen, kunstvoll geschnitzten und vergoldeten Muttergottesbild mit seinem Schlachtschwert in die Stirn hieb [4]. ,Unsere Imaginarii von der neuen Sekte', schrieb Georg Wizel, ,hassen und verwerfen die heiligen Bilder, jüdisch und felicianisch genug, reißen sie hernieder, zerhauen und verbrennen sie, gerade als wollten sie am Holze zu Rittern werden, wie sie denn hier ihre Mannheit beweisen an den toten Bildern.' [5]

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 244 fll. Lübke scheint von all diesen Greueln nichts zu wissen. Er rechnet (Bunte Blätter 94) das Ulmer Münster zu denjenigen Kirchen, welche ,den alten Bestand ihrer Denkmäler' aus dem Mittelalter ,noch unversehrt bewahren'.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 196 Note 1, 207 Note 4; Bd. 3, 95 fll. 244 fll.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 200 fll. [4] Bd. 4, 512.

[5] Vergl. Döllinger, Reformation 1 (2. Aufl.), 101. ** Die Kunstwerke, die nicht zerstört oder verschleudert wurden, besonders Heiligenbilder, wanderten in die jetzt entbehrlich gewordenen Sakristeien. Da das Volk nach dem Vorgange der neuen Religionsstifter die Heiligen ,Götzen' nannte, erhielten die Räume, welche zur Aufbewahrung der entfernten Kunstwerke dienten, den Namen ,Götzenkammern'. Sogar in technische Wörterbücher ging dieser Ausdruck über! S. Falk im Katholik 1891, 1, 500.

Luther war mit einer wilden Bilderstürmerei, wie sie von Carlstadt und sonstigen ‚Schwarmgeistern' in Wittenberg und an vielen andern Orten in Sachsen ins Werk gesetzt worden, keineswegs einverstanden; er verurteilte es vielmehr entschieden, daß der Pöbel ohne Wissen und Willen der Obrigkeit vorgehe und die Bilder vernichte und schände. Auch war es nicht seine Meinung, daß es notwendig sei, alle Bilder abzuthun: es stehe den Christen frei, sie zu haben oder nicht zu haben, und es sei sogar ‚löblich und ehrlich', ‚Gedenkbilder oder Zeugenbilder' zu besitzen, aber wenn man sie, was er ‚zugegeben und nicht gewehret' habe, abthun wolle, so müsse es ‚ohne Schwärmerei und Stürmen durch ordentliche Gewalt' geschehen. ‚Wir lesen', schrieb er, ‚im Alten Testament allwege, wo Bilder oder Abgötter abgethan sind, daß da nicht der Pöbel, sondern die Oberkeit das Werk geführet hat'; der Pöbel dürfe nicht ohne die Obrigkeit vorgehen, ‚auf daß der Hund nicht lerne an den Riemen das Leder fressen, das ist, an den Bildern sich gewöhne zu rotten auch wider die Oberkeit: man darf den Teufel nicht über die Thüre malen'. Man müsse die Obrigkeiten ersuchen, die Bilder abzuthun; ‚wo sie nicht wollen, haben wir dennoch das Wort Gottes dieweil, damit wir sie aus den Herzen stoßen, bis sie auch mit der Faust durch die, so es gebührt, weggethan werden äußerlich'. ‚Auf evangelisch aber von den Bildern zu reden, sage ich und setze, daß niemand schuldig ist, auch Gottes Bilder mit der Faust zu stürmen; sondern ist alles frei, und thut nicht Sünde, ob er sie nicht mit der Faust zerbricht.'[1] Thatsächlich gingen die ‚ordentlichen Gewalten' lutherisch gesinnter Obrigkeiten im Stürmen der Bilder sehr häufig nicht anders vor als die Zwinglianer und Calvinisten. Im Deutschordenslande Preußen wurden seit dem Jahre 1525 Kreuze und Heiligenbilder vernichtet; aus den silbernen Kunstschätzen der Kirchen verfertigte man Schüsseln und Trinkgefäße für den Herzog; ‚als alles Silber weg war, griff man auch die Glocken an'[2]. In Stralsund wurden im Jahre 1525 fast sämtliche Kirchen und Klöster erstürmt und im Beisein von Ratspersonen die Kruzifixe und Bilder zerschlagen. In der Stadt Braunschweig, wo Luthers ‚Freund und Beichtvater' Bugenhagen das Luthertum eingeführt hatte, riß man im Jahre 1528 die Altäre nieder, zertrümmerte und verbrannte die Bilder, schmolz die Kelche und andere kirchliche Gefäße ein. Gleichzeitig fanden in Hamburg Bilderstürmereien

---

[1] Sämtl. Werke 29, 141 fll. In der Auslegung des ersten Gebotes sagte er im Jahre 1528: ‚Die Bilderstürmer fahren zu, reißen die Bilder äußerlich ab. Das wollt ich nicht so fast anfechten. Aber sie setzen hinzu, es müsse sein und gefalle Gott wohl. Damit machen sie nichts anderes, denn daß sie die Bilder aus den Augen ziehen und setzen sie den Leuten ins Herz', indem nämlich der Pöbel in falschem Vertrauen meine, ‚er thue Gott einen Gefallen mit dem Umreißen der Bilder'. Bd. 36, 54.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 84.

statt[1]. Nicht weniger wurde in Magdeburg gewütet[2]. Was Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen im Bunde mit dem Landgrafen Philipp von Hessen im Jahre 1542 im Herzogtum Braunschweig verüben ließ[3], war hinsichtlich der Zerstörungswut gegen die Denkmale alter frommer Verehrung auf gleiche Stufe zu stellen mit den wildesten Bilderstürmereien, welche im Jahre 1566 in den Niederlanden ausbrachen. Dort wurden binnen wenigen Tagen über vierhundert Kirchen, unzählige Altäre, Sakramentshäuslein, Gemälde und Werke der Bildnerei verheert und vernichtet; selbst die Grabmäler blieben nicht verschont[4]. Es gab hoch angesehene lutherische Prediger, welche selbst über diese Greuel öffentlich frohlockten. ‚Mancher Mann‘, der da höre und sehe, daß so viel Kirchen und Klöster verwüstet, und sonderlich in Frankreich und Brabant verbrannt würden, trauere darüber, predigte der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1570, und meine, ‚solch Werk sei der Menschen Bosheit‘: dasselbe werde ‚zum ärgsten aufgemessen nicht allein den Herren des

[1] Bd. 3, 87—88. In Zerbst wurden im Jahre 1524 die Bilder und Kirchengeräte dazu gebraucht, ‚um das Feuer zum Bierbrauen zu unterhalten‘. Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt 6, 43. ** Bei Abbruch eines Bauteils des Zerbster Rathauses fand sich als Füllmasse der Mauer eine Anzahl verstümmelter Heiligenfiguren, von Gold und Farbe strahlend, aber ohne Köpfe vor, ‚die einen Blick thun lassen in die Greuel des Bildersturmes, welcher in den nahen Kirchen arg gehaust hat‘. Repert. f. Kunstwissenschaft 20, 46.

[2] Vergl. Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste 2, 184. ** Von der barbarischen Zerstörung der steinernen Standbilder der Apostelfürsten Petrus und Paulus, welche vor der Kreuzkirche zu Hildesheim standen, durch Hildesheimer Bürger berichtet der Chronist Oldecop (284—285) zum Jahre 1548: ‚Des andern Tages nach Papst Damasus waren Bürgerkinder zu Hildesheim, zum Teil auf dem „Neuen Schaden“ (ein Gasthaus), zum Teil vor dem heiligen Kreuzthor, zum Biere. Darunter war auch ein Schalkstück, Sander Bruns aus der Judenstraße; der nahm einen grünen Knüppel aus des Wirtes Hofe und stieg auf die Mauer gegen die Kirchenthüre zum heiligen Kreuze und schlug dem steinernen Bilde Sankt Pauli den Kopf ab. Dem Bilde Sankt Petri war die Nacht zuvor der Kopf bereits abgeschlagen worden. Des folgenden Tages ward ausgekundschaftet, wer der Missethäter war. Der verzweifelte Bube blieb unverzagt und nahm zwei Totenköpfe aus dem Leichenhause und setzte diese wieder auf die Rümpfe der Apostel. Und zur Vesperzeit kamen etliche Jungen, mehr als vierzig, und jeder hatte seine Schürze voll Steine, und warfen nach den Totenköpfen, bis sie dieselben von den Apostelrümpfen wieder herabgeworfen. Und das war etlichen Te deum laudamus. Auf daß nun niemand über den Bruns klagte, nahm der Rat die Vorklage, und man nahm zwanzig Gulden von dem Missethäter. Und danach ward er einem andern Richter befohlen; denn das Kapitel sanctae Crucis befahl die Rache den Aposteln, denen der Hohn geschehen war, und Gott, der ein gerechter Richter ist, der da jeden nach seinen Werken belohnt.‘

[3] Bd. 3, 545.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 273 ff. Genaue Mitteilungen bei Rathgeber, Annalen 196—199.

Krieges, sondern dem Evangelium selber'. Aber nur ,wer ihres Gepäckes' sei, empfinde darüber Mitleid. ,Wir wissen, daß es Gottes Gericht und Strafe sei, der hat es den geistlichen Hurenhäusern und Götzentempeln lang gedreuet, er wolle sie in die Eschen legen. So muß es je ins Werk kommen. Ja, wenn er keinen Menschen dazu könnte aufbringen, so würde er sie doch mit Donner und Blitz in die Erde schlagen.' ,Sein Bogen ist noch gespannt, sein Schwert schmeißt noch getrost darein, sein Feuer brennet immer fort, verbrennet und verzehret ein Bistum, ein Kloster nach dem andern.' ,Lasset uns nur nicht Mitleiden mit ihnen haben, sondern Gott, den gerechten Richter, preisen, uns freuen und fröhlich sein im Himmelreich, in dieser Gnadenzeit der Predigt des Evangelii.'[1] Ein anderer Kanzelredner, der ,alle Bilder von Grund aus zerstört' haben wollte, erinnerte daran, daß Luther selbst wiederholt gepredigt habe, ,es wäre besser, daß man alle Kirchen und Stift in der Welt auswurzele und zu Pulver verbrenne, wäre auch weniger Sünde, ob's auch jemand aus Frevel thät, denn daß eine einzige Seele in papistischen Irrtum verführt und verderbt werde'. Wenn man seine Lehre nicht annehmen wolle, da wolle er, habe ,der Gottesmann Lutherus ausgerufen, nicht allein, daß seine Lehre Ursache wäre, die papistischen Kirchen und Klöster zu zerstören, sondern er wolle, sie lägen schon auf einem Haufen in der Asche'[2].

Was die christliche Kunst anbelangte, so hatte sich Luther wiederholt entschieden zu Gunsten derselben geäußert. ,Ich bin nicht der Meinung,' schrieb er in der Vorrede seines Geistlichen Gesangbüchleins vom Jahre 1524, ,daß durchs Evangelion sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gerne sehen im Dienste dessen, der sie gegeben und geschaffen hat.'[3] Im folgenden Jahre sprach er sich alter kirchlicher Auffassung gemäß dafür aus, ,Bilder an die Wände zu malen um Gedächtnis und besser Verstandes willen'. ,Es ist', schrieb er, ,je besser, man male an die Wand, wie Gott die Welt schuf, wie Noah die Arca bauet und was mehr guter Historien sind, denn daß man sonst irgend weltlich unverschampt Ding malet; ja wollt Gott, ich kunnt die Herren und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern für jedermanns Augen

---

[1] Nigrinus, Apocalypsis 631. 643. 649. Dem Titel nach sollten solche Predigten ,allen rechten Christen zum Trost und Besserung' gereichen. In der Vorrede vom 25. Januar 1572 heißt es, die Predigten seien ,vor zwei Jahren gehalten' worden.

[2] Ein Pfingstpredig von K. Reinholdt (1560) Bl. A[2]. Die angezogenen und noch andere derartige zeitweise Äußerungen Luthers in dessen Sämtl. Werken 7, 121. 131. 222—223. 330. ** Vergl. die oben S. 24 mitgeteilten Äußerungen des protestantischen Professors Zanchi.

[3] Sämtl. Werke 56, 297.

malen ließen: das wäre ein christlich Werk.' ‚Ist's nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christus' Bild im Herzen habe, warum soll's Sünde sein, wenn ich es in Augen habe?' [1]

Aber er hob gerade diejenigen Glaubenssätze auf, welche bisher der christlichen Kunst die fruchtbarste Anregung und Förderung geboten hatten [2]. In der katholischen Vorzeit hatte insbesondere der Glaube an die wahre Gegenwart des Heilandes in der heiligen Hostie und die Aufbewahrung derselben in den Kirchen nicht allein die zahllosen Sakramentshäuschen geschaffen, sondern auch die Gotteshäuser selbst gleichsam zu Tabernakeln Gottes ausgestaltet und in Übereinstimmung mit der alttestamentlichen Fürsorge für die Bundeslade und das heilige Gezelt und später für den Salomonischen Tempel nichts als zu kostbar für ihren Schmuck erscheinen lassen [3]. Zugleich hatte die kirchliche

---

[1] Sämtl. Werke 29, 158—159. Vergl. C. Grüneisen, De Protestantismo artibus haud infesto. Stuttg. et Tubingae 1839. Citate daraus in Schorns Kunstblatt 20, 258. ** P. Lehfeldt, Luthers Verhältnis zu Kunst und Künstlern (Berlin 1892), zeigt, daß Luther das ‚Verständnis für die Ausdrucksmittel der bildenden Kunst, für das, was Malerei und Plastik erreichen und leisten können, sich nicht aneignen konnte, da seinem ganzen Empfinden diese Seite abging; die mancherlei Aussprüche Luthers über Kunstwerke bestätigten diesen Mangel des Kunstverständnisses' (S. 93). S. 21 ff. zeigt Lehfeldt, wie Luther auf seiner Romreise ‚mit dem, was wir heute Sehenswürdigkeiten nennen, sich gewissermaßen nur abfand'. So erscheinen denn auch seine Reiseeindrücke ‚nach dieser Richtung hin äußerst dürftig, seine Äußerungen über sie ohne Eigentümlichkeit, seine Angaben oft irrig'. ‚Bezüglich einiger Werke der Bildnerei und Malerei hat sich Luther geradezu wohl von anderen Mönchen, wie man zu sagen pflegt, einen Bären aufbinden lassen.' Einigen ‚scheinbar besonderes Verständnis für die Malerei bekundenden Äußerungen Luthers', heißt es S. 32, ‚stehen solche von ihm gegenüber, welche schlagend die schiefe Auffassung des die Kunst nur als untergeordnet betrachtenden Dilettantismus beweisen'. Nun war aber ‚der Einfluß der Persönlichkeit Luthers' ‚wie auf allen Gebieten, auch auf diesen der Kunst, besonders in dem näheren Kreis der sächsischen und thüringischen Künstler so mächtig wie gefährlich, denn er zwang die Künstler, die Grenze der Kunst zu überschreiten, und trieb sie auf falsche Bahnen' (S. 94—95). Näheres darüber vergl. S. 93—97. Die allgemeine Entwicklung der Kunst im sechzehnten Jahrhundert betreffend, sagt Lehfeldt S. 84: ‚Die Klippe, an der die Kunst scheiterte, war nicht, wie ein neuerer Kunstschriftsteller sagt, der Umstand, daß die deutsche Kunst „zu frühe aus dem Bunde mit der Kirche herausgerissen wurde", sondern, daß sie in ihrem Inhalt und in ihrer Ausdrucksweise von den Männern der geistigen und geistlichen Bewegungen in falsche Dienstbarkeit gebracht wurde.' Wie hätte sie aber in diese ‚falsche Dienstbarkeit' gebracht werden können, wenn sie im Bunde mit der Kirche geblieben wäre? Über Protestantismus und Kunst vergl. auch Nagl-Zeidler 654 ff. L. Vaury, Le protestantisme et l'art. Thèse. Montauban 1899, und Müntz in der Revue des Revues, Mars et Juillet 1900.

[2] Näheres bei Gaupp 566—584. Vergl. Graus 29.

[3] Bezüglich der Einwirkung des Protestantismus auf die kirchliche Kunst sagt Alberdingk Thijm 123: ‚Il suffit de remarquer que le protestantisme avait mis

Lehre von den guten Werken den mächtigsten Hebel der Kunstentwicklung gebildet: die herrlichsten Schöpfungen der Baukunst, Bildnerei und Malerei waren dem Glauben entsprossen, daß es vor Gott wohlgefällig und verdienstlich sei, Kirchen zu errichten und mit dem Schönsten, dessen die Künstlerhand fähig, zu zieren.

Diese Anschauung aber erregte Luthers tiefsten Unwillen; er erklärte dieselbe nicht allein ‚für den höchsten Mißbrauch‘, sondern sogar für ‚Abgötterei‘. Als er in den Jahren 1522 und 1523 gegen die Bilderstürmer predigte und schrieb, fand er es verwerflich, daß dieselben zur Verteidigung ihres Vorgehens angegeben hatten, man habe die Bilder angebetet; denn ‚die Papisten‘ könnten erwidern: ‚Du wärest unsinnig, daß du ihnen Schuld giebst, sie beten Stein und Holz an.‘ Man müsse den Bilderstürmern auf diese ihre Anschuldigung antworten: ‚Bist du der Mann, der uns schuldigen darf, daß wir die Bilder haben angebetet? Wie kannst du in unser Herz sehen, wie kannst du wissen, ob wir sie angebetet haben oder nicht? Über dieser Antwort müssen sie verstummen.‘ ‚Ich halt dafür, daß keiner hie sei, der den groben unsinnigen Verstand habe, daß er denke: dies Kruzifix da ist mein Christus und mein Gott, sondern er hält's allein für ein Zeichen, dabei er des Herrn Christi und seines Leidens gedenke.‘ Dagegen bestehe ‚die größte und fürnehmste Ursache‘, weshalb es besser sei, ‚gar keine Bilder zu haben‘, darin, daß ‚wenn einer ein Bild in einer Kirche setzen läßt, er balde meinet, er thue Gott einen Dienst und Wohlgefallen daran und habe ein gut Werk gethan, damit er etwas von Gott wolle verdienen, welches dann rechte Abgötterei ist‘. Von dieser aber sei die Welt voll. ‚Denn wer wollt irgend ein hölzen, schweig denn ein silbern oder güldenes Bild in die Kirche stellen, wenn er nicht gedächte, Gott einen Dienst daran zu thun? Meinet ihr auch, daß Fürsten, Bischöfe und andere große Hansen mehr so viel köstlicher, silberne und güldene Bilder würden haben in die Kirchen und Stift machen lassen, wenn sie es nicht dafür hielten, daß es etwas für Gott gelten solle? Ja, sie würden's wohl lassen.‘ Man müsse predigen, daß ‚die Bilder nichts‘ seien, daß ‚man Gott keinen Dienst daran thäte, wenn man Bilder aufrichte‘; alsdann würden diese von selbst vergehen und umkommen[1]. Fünf Jahre später sagte Luther

au rang des damnables hérésies le principe même de l'art, c'est-à-dire le protestantisme avait proscrit l'apparition matérielle de l'essence spirituelle, la manifestation de l'infini dans le fini. Combattre et abolir le mystère de la Sainte-Eucharistie ... c'était défendre à l'art de se produire dans ses expressions les plus sublimes, dans la représentation matérielle de la Divinité. Au fond de toute question se retrouve la question religieuse ou théologique; personne ne s'en étonnera, puisque le principe de toutes choses se trouve en Dieu.‘

[1] Sämtl. Werke 28, 225—229. 309—310. Vergl. auch den Brief vom 25. April 1522 an den Grafen Ludwig zu Stolberg, bei de Wette 2, 188.

in seiner Auslegung des ersten Gebotes: ‚Wo das Volk unterweiset würde, daß für Gott nichts helfe denn sein Gnad und Barmherzigkeit, so würden die Bilder von ihnen selber wohl fallen und in Verachtung kommen, denn sie würden gedenken: Soll's denn kein gut Werk sein, Bilder machen, so mache der Teufel Bilder und gemalte Tafeln; ich will nun fortan mein Geld wohl behalten oder besser anlegen.‘ [1]

Diese Lehre wurde häufig nur zu treu befolgt. Man beließ an vielen Orten lutherischen Bekenntnisses noch Bilder und andere Kunstwerke in den Gotteshäusern, aber neue wurden wenig mehr bestellt. Überall, wo die neue Lehre vom ‚Alleinglauben‘ durchdrang, traf alsbald ein, was Luther gepredigt hatte: ‚Man würde nicht lang Kirchen stiften, Altar bauen, Bild aufrichten, wo man nicht meinte, man thät Gott einen Dienst damit.‘ [2]

Die kirchliche Baukunst, welche, von der Frömmigkeit und Opferfreudigkeit des Volkes getragen, früher die großartigsten Werke geschaffen und das ganze Bauwesen beherrscht hatte, trat in sämtlichen protestantischen Gebieten in den Hintergrund. Es fehlte nicht allein an größeren Neubauten, sondern auch viele der bereits begonnenen blieben unvollendet; viele wurden abgebrochen, weil der neue Geist ihrer nicht mehr bedurfte, mit ihren Steinen fürstliche Schlösser gebaut [3]; viele wurden zu weltlichen Zwecken verwendet. In Ulm zum Beispiel hörte man schon im Jahre 1529 auf, am Münster zu bauen, und richtete die Valentinskapelle zum Schmalzverkauf ein, mußte aber gleichzeitig dem Volke verbieten, auf dem Kirchhof ‚zu kegeln, zu messerln, in die Fenster zu werfen und sich seines Gemachs zu begehen‘ [4]. In Braunschweig wurde der Bau des Turmes der St. Andreaskirche eingestellt, ‚weil man zur Lehre Luthers übergetreten‘ sei [5].

Vor dem Ausbruch der religiösen Umwälzung hatten Künstler und Kunsthandwerker aller Art ‚vollauf zu thun‘ gehabt infolge der allgemein herrschenden Bauthätigkeit und der unzähligen Bestellungen ‚an Bildern und Geschnitz, an Gold- und Silberschmuck und an andern kirchlichen Kleinodien und Kirchengerät und kostbaren Gewändern für den göttlichen Dienst, so hoch und niedrig, Bruderschaften, Zünfte und christliche Personen männlichen und weiblichen Geschlechts anfertigen ließen‘. ‚Mit allem diesem‘, heißt es in einer Schrift vom Jahre 1524, ist ‚es jetzt fast gar zu End‘. ‚Kirchen und Klöster werden nicht mehr gebaut und geschmückt, wohl aber

---

[1] Sämtl. Werke 36, 50. [2] Sämtl. Werke 15, 518.

[3] Zum Beispiel in Wismar und Güstrow; vergl. Lisch, Jahrbücher 3, 59 und 5, 15 Note 2; 23 Note 1; 51. In Schleswig, Wiburg u. s. w. wurden zehn und noch mehr große Kirchen zu Grunde gerichtet. Pontoppidan, Annales 3, 34.

[4] Pressel, Ulm und sein Münster 114. 115.

[5] Vergl. Gesch. der deutschen Kunst 1, 288.

zerstört, und stehen gar viele Hände müßig'; ‚edel Kunst wird nicht viel mehr begehrt'[1].

Künstler und Kunsthandwerker brachen darüber in Klagen aus. Sie warfen, sagt Hans Sachs, Luther vor:

All Kirchen Bäu, Zier und Geschmuck,
Veracht er gar, er ist nit cluck;

aber das sei eine ‚Klage der Gottlosen', über die man Christi Urteil hören wolle:

Glockengiesser und Organisten,
Goltschlager und Illuministen,
Handmaler, Goltschmit und Bildschnitzer,
Rotschmit, Glasmaler und Seidenfitzer,
Steinmetzen, Zimmerleut, Schreiner . . .
Den allen ist Luther ein Bschwert,
Von dir wird ein Urtheil begert.

Als Urteil Christi wird dann angeführt: die Klagenden, welche sein Wort, nämlich Luthers Lehre,

verachten mit Drutz
von wegen ihres Eigennutz,

sollten nicht ‚sorgfältig sein um zeitlich Gut, gleich den Heiden, sondern das Reich Gottes mit Freuden suchen, das Zeitliche werde ihnen wohl zufallen; sonst werde die Hölle ihr Lohn sein'[2].

Aber bald erfolgten andere Klagen, welche Hans Sachs nicht mehr den Künstlern und Kunsthandwerkern, sondern ‚den Musen' in den Mund legte: früher seien die Künste in Deutschland ‚ehrlich gehalten worden von Jungen und Alten'; der Gelehrten seien alle Winkel voll gewesen, und ‚überall freie Künstler und sinnreiche Werkleute ohne Zahl'; jetzt dagegen würden alle Künste unwert gehalten und verachtet, man suche nur noch Wollust, Gewalt und Pracht und gehe nur auf Gelderwerb aus:

Ach merk doch du,
Wie Wucher und Betriegerei
So unverschämt in Teutschland sei.
Wer Geld hat, der hat was er will,
Deshalb so gilt die Kunst nit viel . . .
So müssen wir nun wol Hungers sterben,
Mit dem thörichten Volk verderben,
Drum wolln wir räumen Teutschland,
Lassen es kunstlos und ohn Verstand[3].

---

[1] Glos und Comment uff LXXX Artickeln und Ketzeryen der Luterischen ꝛc. (Straßburg 1524) Bl. K[3]. ** Vergl. auch Basler Chroniken, herausg. von Vischer-Stern (Leipzig 1872) I, 388.

[2] Vergl. Weller, Hans Sachs 118—120.

[3] Hans Sachs 4, 124—127. Vergl. seine Klage vom Jahre 1558 Bd. 8, 615.



Es war dieselbe Klage, welche der protestantische Kunstschriftsteller Walter Rivius aus Nürnberg im Jahre 1548 erhob: es sei ‚zu erbarmen, daß etwa dieser Zeit treffliche Künstler nicht allein keine gebührliche Ehr erlangen, sondern etwa ihr täglich Brot nicht dabei haben mögen'. Auch Rivius gab als Grund dafür an: es seien ‚Finanz, Wucher und Betrug dermaßen erhaben und unverschämt in Schwang gekommen, daß man sich der guten Künste als eine brotlose Unruhe nicht allein wenig achtet, sondern aufs höchste verachtet und verspottet'[1]. Ziemlich gleichzeitig äußerte sich ein dritter Protestant, Heinrich Vogtherr aus Straßburg, in der Vorrede seines ‚Kunstbüchlein' unumwunden, daß durch das aufgekommene neue Evangelium die Künste in Verfall geraten seien. Gott habe, sagt er, ‚aus sonderer Schickung seines heiligen Wortes jetzt zu unseren Zeiten in ganzer deutscher Nation allen subtilen und freien Künsten eine merkliche Verkleinerung und Abbruch mitgebracht, dadurch viele verursacht' worden, ‚sich von solchen Künsten abzuziehen und zu anderen Hantierungen zu greifen'. Es lasse sich ‚deshalb wol ansehen, als ob in kurzen Jahren wenig, deren Handwerk als Maler und Bildschnitzer, in deutschen Landen gefunden werden sollten'[2].

---

[1] Rivius, Vitruv (Baseler Ausgabe von 1614) S. 45—46. 181. 369.

[2] Vorrede zum ‚Kunstbüchlein', Straßburg 1545. ** Daß auch vor der kirchlichen Umwälzung häufig Klagen über den Rückgang der Kunst vorkommen, wie Lange, Flötner 17 betont, ist richtig. Dies nimmt aber den von Janssen angeführten Stellen ihre Beweiskraft nicht. Lange muß a. a. O. selbst zugestehen, daß ‚die spezifisch kirchliche Kunst durch die Reformation einen Rückgang erfahren mußte'. ‚Die Reformation', urteilt Bezold (Baukunst der Renaissance in Deutschland 14), ‚hat keine unmittelbaren Beziehungen zu den bildenden Künsten und war ihnen nicht förderlich, am wenigsten der Baukunst.' ‚Wir können nicht verkennen,' sagt ein anderer protestantischer Forscher, ‚daß infolge der Kirchenreformation bei uns, gleichwie in den anderen lutherischen und noch mehr den calvinistischen Ländern das Interesse für Kunst sich verminderte. Wenn auch bei uns die Bilderstürmer keinen Eingang fanden, so blieben doch die Gemüter von den Lehren des Johann von Leyden und der Münsterschen Wiedertäufer nicht unberührt. Wäre diese Thatsache nicht anderweitig festgestellt, wie namentlich durch die Erlassung der Mandate gegen die Wiedertäufer im Jahre 1535, so müßte sie aus der Wahrnehmung folgern, daß zahlreiche große Bilder aus älterer Zeit sich in unseren Kirchen fanden, jedoch kaum ein beachtenswertes aus der späteren Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.' ‚Die goldenen und silbernen Kirchenschätze wurden ohne Rücksicht auf deren Kunstwert öffentlich veräußert, wie unter anderen die der St. Petrikirche vermutlich schon 1535 und ferner 1560 Juli 7 und 1565 März 19.' Zeitschr. f. Hamburger Gesch. 5, 258. Bemerkenswert für Janssens Ansicht ist auch ein Straßburger Ratsprotokoll, 3. Februar 1525: ‚Maler und Bildhauer suppliciren, dieweil durch das Wort Gottes ihr handtierung abgond, sie mit ämter vor andern zu versehen.' — Erkannt: ‚Ihnen sagen, so ämter ledig werden, mögen sie sich geschrieben geben, wolle man der Bitte ingedenk sein . . .', in Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß 15 (Straßburg 1892), 248.

In Basel stellten bereits im Jahre 1526 sämtliche Maler dem Rate vor, wie übel es ihnen, die sie doch Weib und Kinder hätten, aus Mangel an Arbeit ergehe; nun würden sie auch noch durch die Krämer geschädigt, welche falsche Bärte und Fastnachtsmasken feil böten: das möge der Rat doch verbieten, da es allein den Malern zustehe[1]. Der Berner Maler Niklaus Manuel griff zum Kriegsdienst, weil die Kunst seine Familie nicht mehr ernährte[2].

‚Von wegen hochnötiger Erhaltung von Weib und Kindern, da im Maler- und ander künstlich Werk ohnehin wenig mehr zu thun, und gekauft wird', wurde in den Städten schärfer als jemals früher ‚die Konkurrenz von Ausheimischen' ferngehalten und die freie Ausübung der Kunst beschränkt. In Regensburg zum Beispiel wurde dem ausheimischen Maler Georg Böheim nur gestattet, das Grabmal Sebastian Schilters auszumalen, bei Strafe aber verboten, irgend eine andere Arbeit vorzunehmen[3]. Dem Maler Matthias Kager, der sich in Augsburg niederlassen wollte, wurde zur Bedingung gemacht, nur auf Naßkalk, nicht aber in Öl zu malen[4]. Weil es den Brieger Malern an Arbeit fehlte, ließen sie sich verbriefen, daß nicht mehr als drei aufgenommen werden dürften[5]. Manche berühmte Künstlerfamilie, wie die des Hans Burgkmair, endete in Elend[6]. Der tüchtige Maler und Holzschnitzer Michael Ostendorfer lebte in Regensburg in den ärmlichsten Verhältnissen; für seine Kunstwerke erhielt er von dem protestantischen Stadtrate so geringe Preise, daß er damit kaum seine Auslagen für Farben, Öl und Leinwand decken konnte. Er war und blieb ‚der arme Michel', ‚der trübselige Michel'. ‚Wenn mir meine Herren', schrieb er einmal, ‚auch ein Maß Mehl günstlich ließen verabfolgen, so wäre mir dies eine sondere Freude, ja selbst der Arbeit groß behülflich.' Hunger und Kummer über die Geringschätzung seiner Kunst trugen wesentliche Schuld an seinem oft leichtsinnigen Wandel, über den wiederholt schwere Klagen ergingen[7]. In Frankfurt am Main erhängte sich

---

[1] Woltmann, Holbein 1, 340.

[2] Grüneisen 89. ** Über die Schlettstadter Bildhauer Paul Windeck und Sixt Schultheiß, die städtische Boten wurden, siehe Gény, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausg. von Ludwig Pastor, Bd. 1, Heft 5. u. 6 [Freiburg 1900], 149). Zuweilen bewirkten auch rein wirtschaftliche Gründe, daß die Künstler in Armut gerieten. Hinsichtlich Flötners betont dies richtig Lange, Flötner 18 ff.

[3] Gumpelzhaimer 2, 980. [4] Rée 83.

[5] v. Zahn, Jahrbücher 2, 356. Weitere Belege, wie sehr die freie Ausübung der Kunst sich beschränkt sah, bei Andresen 2, 211. Rée 83—84. Merlo, Meister der altkölnischen Malerschule 220. [6] Vergl. v. Lützow, Zeitschr. 19, 399.

[7] Näheres bei Schuegraf 8—76. Besonders beachtenswert sind die Einzelheiten über die Anfertigung seines Altarwerks für die Pfarrkirche 34—43. Vergl. Gumpelzhaimer 2, 893.

der Maler und Kupferstecher Hieronymus Wannecker aus Mangel und Schwermut [1].

Ein anschauliches Bild von den Wirkungen der religiösen Umwälzung auf die deutsche Kunst liefert das Leben Hans Holbeins des Jüngeren. Noch im Jahre 1526 schuf er, der alten katholischen Auffassung und Kunstübung mit inniger Empfindung und frommer Andacht getreu, seine unvergleichliche ‚Madonna des Bürgermeisters Jakob Meyer', eine Darstellung der heiligen Jungfrau als der Mutter der Barmherzigkeit, welche ihren Mantel über die vor ihr Knieenden ausbreitet [2]. Es war sein letztes großes religiöses Werk, überhaupt eines der letzten religiösen Meisterwerke deutscher Kunst im sechzehnten Jahrhundert. In Basel, wo Holbein lebte, trat infolge des religiösen Umsturzes eine völlige Stockung aller Kunstthätigkeit ein. Holbein mußte seine herrlichen Wandbilder am dortigen Rathause [3] aufgeben und um das tägliche Brot gewöhnliche Anstreicherarbeiten verrichten. Erwerbslosigkeit zwang ihn, nach England auszuwandern. ‚Hier frieren die Künste', schrieb Erasmus im Jahre 1526 in einem Briefe, in welchem er den abreisenden Künstler einem Freunde in Antwerpen empfahl. Im Jahre 1528 kehrte Holbein nach Basel zurück. Fastnacht des folgenden Jahres brach der große Bildersturm aus. Auch mehrere Werke Holbeins wurden damals vernichtet. Die Anweisung, welche der Baseler Rat in seiner neuen ‚Ordnung' bezüglich der religiösen Bilder erteilte: Gott habe ‚alle diejenigen verflucht, so Bilder machen', gab dem großen Künstler wenig Aussicht auf neue Bestellungen; es wurde ihm nur die Vollendung der Bilder im Rathaussaal und der Auftrag zu teil, am Uhrwerk des Rheinthores das Bild des ‚Lalenkönigs' neu anzustreichen. Dann mangelten neue Aufträge. Um Arbeit zu suchen, zog er wiederum nach England [4], und er kam nicht zurück, obwohl der Baseler Rat ihm zusicherte, inskünftig besser für ihn sorgen zu wollen, damit er Weib und Kinder ernähren könne. In England wurde er Hofmaler Heinrichs VIII. und mußte den König, dessen Höflinge und Kebsweiber darstellen. Überhaupt blieb seine höhere Thätigkeit auf Bildnisse beschränkt. Daneben beschäftigte er sich vorzugsweise mit allerlei Vorlagen für die Kleinkunst: für Tafelaufsätze, Becher, Uhren, Dolchscheiden und anderes. Bei seinem Tode im Jahre 1543 hinterließ er Schulden und als Besitz nur ein Pferd und



[1] Kirchner, Gesch. von Frankfurt 2, 460.

[2] Vergl. C. v. Lützow in der Separatbeil. zur ‚Chronik für vervielfältigende Kunst' 1888, Nr. 1. In eine frühere Zeit als 1526 kann diese Meisterschöpfung nicht versetzt werden; vergl. E. His in v. Zahns Jahrbüchern 3, 157.

[3] Vergl. Woltmann, Holbein 1, 293—302.

[4] ** ‚Damit verlor Deutschland den größten Geschichtsmaler, den es je besessen, ohne seine Kraft benutzt zu haben', sagt Janitschek in der Geschichte der deutschen Kunst 3, 463.

einige Habe. Für die deutschen Künstler war es kein gutes Beispiel, daß er sich um seine Frau und Kinder in Basel nicht mehr gekümmert hatte. Von denselben ist auch in seinem Testamente nicht die Rede, sondern nur von zwei andern Kindern, die er außerehelich in England erzeugt hatte. Diese sollten aus dem Erlös seiner Habe, nachdem die Schulden bezahlt worden, ein Monatsgeld von sieben Schilling und sechs Pence erhalten [1].

So endete heimatlos in der Fremde einer der größten Künstler, welche je auf deutschem Boden geboren worden [2].

Die alte Kirche war die Mutter und Ernährerin der Künste gewesen, die neue Kirche brachte es zu keinen hervorragenden künstlerischen Schöpfungen religiöser Art. In der Malerei gingen aus der Werkstätte Lukas Cranachs, der als ‚der größte Maler im Dienste des heiligen Evangeliums' gefeiert wurde, manche dogmatisierende Tendenzbilder zur Darstellung der lutherischen Rechtfertigungslehre hervor, aber die Kunst kommt bei all diesen Bildern kaum zu Wort [3]. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war es im

---

[1] Woltmann 2, 358—360. Grimm, Künstler und Kunstwerke 2, 129. Daß Holbein seine Familie in Basel im Stiche ließ, weiß W. A. Becker 1, 391 so zu entschuldigen: ‚Wenn man das Bild derselben, welches er von Frau und Kindern malte („die reizlose und verdrießliche Frau mit geröteten Augen, das unschöne Mädchen und den verkümmerten Knaben"), betrachtet, so läßt es sich denken, daß es ihm unthunlich schien, diese Frau in die Zirkel einzuführen, in denen er sich in London bewegte, abgesehen davon, daß er es gern vermeiden mochte, die neue Lebenssphäre, in welcher er sich bewegte, von ehelichen Gewittern trüben zu lassen!'

[2] ** ‚Hans Holbein der Jüngere', sagt Sighart (Gesch. der bildenden Künste im Königreich Bayern 599), ‚war ein künstlerisches Genie von einer Allseitigkeit, wie wenige vor und nach ihm vorkommen.' Vergl. auch den Aufsatz von A. Zottmann, Hans Holbein der Jüngere. Ein Gedenkblatt zu dessen vierhundertjährigem Geburtstagsjubiläum. Beil. zur Augsburger Postzeitung 1897, Nr. 34 ff.

[3] Darüber sind die meisten protestantischen Kunsthistoriker einig; vergl. Rosenberg 25. Waagen, Malerei 1, 249—252. Woltmann, Deutsche Kunst und Reformation 35—36. Das den Bildern zugeschriebene Wort mußte ‚den Rebus des Gedankens erläutern'. Lindau 239—240. Cranachs ‚Sündenfall' wurde mit eigens dazu bedruckten Zetteln beklebt. Schuchardt 3, 200; vergl. 2, 107—109. Cranachs ‚große Altarbilder in den Stadtkirchen zu Wittenberg, Weimar zeigen den Mangel an Tiefe und Originalität am meisten; sie predigen Glaubenssätze, aber nur selten zeigt sich ein Kopf von tieferer Auffassung und starkem geistigem Leben'. Leixner 231. Cranach, sagt Schnaase (Kunstblatt 1849, Nr. 14), ‚geht zwar mit Hinterlassung einer stereotypen Schule, deren Bilder nur durch die Verminderung des Kunstwertes, nicht durch irgend ein eigenes Talent von denen des Meisters zu unterscheiden sind, aber ohne bleibenden Einfluß auf die Kunst unter'. — ‚In der Zeit, wo der Bruch mit der vorreformatorischen Tradition in der deutschen Kunst im allgemeinen kenntlich hervortritt — und das wäre die Periode, die man als die der „protestantischen Kunst" bezeichnen könnte —, ist dieselbe ein von den Religionsstürmen des sechzehnten Jahrhunderts entlaubter Baum,

protestantischen Deutschland mit aller religiösen Kunst zu Ende[1]. Man konnte von neuem erkennen, wie innig die Kunst mit den Ereignissen im allgemeinen Leben eines Volkes zusammenhängt, wie getreu sie das ganze Bild einer Zeit wie im Spiegel zeigt. Abgesehen von allen andern Ursachen, welche den Verfall der religiösen Kunst herbeiführten, mußte diese schon deshalb allmählich zu Grunde gehen, weil ihr infolge der Religionsstreitigkeiten ein tödliches Gift eingeimpft worden war.

Früher war die Kunst die ‚Erklärerin der heiligsten und höchsten Empfindungen' gewesen, sie hatte die Menschen aus der irdischen Not emporgehoben und ‚die frohe Botschaft aus dem Jenseits' verkündigt, hatte zur Andacht und Erbauung gedient und als ‚edle Himmelstochter' den Frieden gepredigt; jetzt sah sie sich in den wilden Strudel des religiösen Parteitreibens hineingezogen, dem Dämon des Hasses und des Hohnes dienstbar gemacht.

---

dessen letzte Blüten Cranach und Holbein gleichzeitig mit in ihr Grab genommen hatten.' Lindau 122—123. ** Vergl. auch Janitschek in der Gesch. der deutschen Kunst 3, 495 und Lehfeldt in der oben S. 30 Anm. 1 angegebenen Stelle.

[1] ‚Die abgeschlossenen Konfessionen, welche aus den reformatorischen Bewegungen hervorgingen, hatten keine Kunst. Selbst die katholische Gegenreformation besaß mehr schöpferische Kraft.' ‚Durch sie ging ein Strom des Lebens, der dem Protestantismus fehlte, hin.' Woltmann, Deutsche Kunst und Reformation 37. ‚Nur konfessionelle Beschränktheit könnte leugnen, daß die deutsche Kunst, vorab die bildende, vor der Reformation höher stand als nach derselben. Nahezu zwei Jahrhunderte lang brachten die Baukunst, Bildnerei und Malerei nichts mehr in Deutschland zuwege, was den Schöpfungen dieser Künste unmittelbar vor oder gleichzeitig mit der Kirchenspaltung gleichzustellen wäre.' Scherr, Germania 240. ‚Die protestantische Welt überließ sich der Knechtung der Geistlichen.' ‚Das frische religiöse Leben war gänzlich verschwunden; Formeln beherrschten alles.' ‚Hier Buchstabenglauben, dort Moral, damit sollten sich die Gewissen beruhigen — wie konnte daraus eine religiöse Kunst hervorgehen, wie Begeisterung zur Ausführung großer Kirchenbauten, wie zur Schöpfung tiefempfundener Bilder religiösen oder biblischen Lebens!' Falke, Gesch. des Geschmacks 148—149. Im allgemeinen bemerkt Riegel, Grundriß der bildenden Künste 279: ‚Es giebt keine protestantische Kunst, denn sobald die Kunst kirchlich werden will, wird und muß sie sofort katholisch werden.' ** ‚Nach dem Sturz des Katholizismus durch Luthers Kirchenreformation,' sagt Bergau (Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg [Berlin 1885] S. 7), ‚hörte die kirchliche Baukunst im Lande Brandenburg zunächst ganz auf.' Vergl. Reichensperger im Lit. Handweiser 1886, S. 21.

F. 22

2. Die Kunst im Dienste konfessioneller Polemik [1].

Wie im fünfzehnten Jahrhundert die Hussiten ‚viel schändliche Gemälde‘ zur Verspottung des Papstes und der gesamten Geistlichkeit gefertigt hatten [2], so glaubten ‚jetzo in Deutschland sehr viele Stecher, Holzschneider und Maler sich dafür herfürthun zu müssen und viel Geldes zu gewinnen, daß sie, ohngeachtet die Kunst doch auf Frommheit, Frieden und Beseelung sollte bedacht sein, ungezählte Spott=, Schand= und Lasterbilder, so zu nichts anderem denn zu Häßigem und unreinen Gelüsten förderlich, wider Geistliche und Weltliche‘ anfertigten und ausbreiteten [3].

Bezeichnenderweise verbindet sich in diesen Darstellungen mit dem Ausdruck des Hasses eine Vorliebe für Gemeines und Unzüchtiges. Ein Hauptvertreter dieser entarteten Kunstrichtung war der Berner Maler Niklaus Manuel, der mit giftiger Wut und schamlosem Spott die ganze alte Kirche überschüttete. Selbst eine ‚Auferstehung Christi‘ benutzte er, um eine unzüchtige Scene zwischen einem Mönch und einer Nonne anzubringen [4]. Hans Holbein war besonders während seines Aufenthaltes in England, nachdem er dem Könige Heinrich VIII.

[1] Dem Leser wird es nicht weniger widerwärtig sein, in diesem Abschnitt so viel Abstoßendes aneinander gereiht zu finden, als es dem Verfasser widerwärtig war, dasselbe zu sammeln. Aber die Arbeit erschien notwendig, um ein Gesamtbild der Zeit zu geben und um durch die Masse des Materials darzuthun, daß es sich hier nicht um vereinzelte Auswüchse handelt, sondern um eine das ganze Zeitalter hindurch herrschende Richtung. Wie auf litterarischem, so ging gewissermaßen auch auf künstlerischem Gebiete dem dreißigjährigen Vernichtungskrieg ein hundertjähriger geistiger Kriegszustand voraus. ** Jener Krieg, gesteht auch Lehfeldt 99, ‚ist der Abschluß dieses Verlaufes (des Sinkens der Kunst), durchaus nicht der Beginn der Unkultur und Kunstlosigkeit, wie oft angenommen wird‘.

[2] Vergl. Schultz, Gesch. der Breslauer Maler-Innung 12 Note 2.

[3] Eine Erklerung des Vater Unsers (1617) Bl. 9 a.

[4] Grüneisen 185. Auf seinem Wappen finden sich zwei Priester in Wolfshäuten, die mit ihren Krallen den Rosenkranz halten. S. 183. Über Manuel als Maler sagt F. S. Vögelin bei Baechtold CX: ‚In der katholischen Weltansicht aufgewachsen und als Künstler ihr dienend, hat Manuel frühzeitig die Waffen seines Geistes und seiner Kunst gegen das Gebäude des Katholizismus gerichtet. Er hat nicht am mindesten zum Sturze desselben in unseren Gegenden beigetragen, damit aber auch den Boden seiner eigenen Kunstthätigkeit erschüttert. Die Reformation zerstörte die kirchliche, aber sie erzeugte keine nationale Kunst.‘

als Hofmaler dienstbar geworden, für die Protestanten thätig. In einer Reihenfolge von Zeichnungen, die ‚Passion Christi‘ darstellend, bestehen die Richter, Widersacher und Henker des Heilandes aus Papst, Mönchen und Priestern. Judas ist ein Mönch, Kaiphas ist der Papst, welcher das Urteil spricht, Geistliche geißeln und verspotten den Heiland und führen ihn zum Tode [1]. Die zahllosen, seit Anfang der zwanziger Jahre massenhaft verbreiteten Schmähschriften waren sehr häufig mit Holzschnitten versehen, welche ‚das verfluchte teuflische Pfaffengeschlecht dem gemeinen Mann fein hübsch abcunterfeien und einbilden‘ sollten. Auf einer Holzschnittbeigabe zu einer solchen Schrift sitzt ein Geistlicher auf einer Bank gegenüber einer Kirche: ein in der Luft schwebender Teufel hat ihm die abgebrochene Turmspitze in den Mund gesteckt, ein anderer Teufel in der Luft trägt in jeder Hand eine Tafel, auf der zwei Schlüssel sich kreuzen. Eine zweite Schrift hat als Titelbild einen feisten Papst, welchen Teufel emportragen; eine dritte den Papst auf dem Throne, Kardinäle, Bischöfe, Geistliche und Mönche, alle mit Wolfsköpfen; Gänse gehen umher und beten, während ein Mönch mit einem Katzenkopf die Laute schlägt; eine vierte zeigt einen Bischof und einen Mönch mit einem Katzenkopf, einen andern mit einem Bockskopf, welche gegen ein Kreuz anstürmen [2]. Die wiederholten kaiserlichen Verbote, daß ‚nichts Schmähliches, Pasquills oder anderer Weise, geschrieben, in Druck gebracht, gemalt, geschnitzt, gegossen‘, und dergleichen Schriften, Gemälde, Abgüsse, Geschnitztes und Gemachtes feilgeboten und umgetragen werden dürften, blieben meist wirkungslos [3]. Der Rat zu Nürnberg ließ einmal im Jahre 1549 ärgerliche und schmähliche, gegen die katholische Kirche, ihre Lehren und Priester gerichtete Gemälde wegnehmen und die Verbreiter derselben aus der Stadt weisen. Aber solch ‚schmälige Gemeld‘ erschienen immer von neuem. Als sich der Kaiser wiederholt darüber beschwerte, schob der Rat im Jahre 1551 die Schuld auf die fremden Boten und Briefträger, welche ‚dergleichen unter gemeine Bürgerschaft geschoben‘ [4].

[1] Woltmann, Holbein 2, 225 fll. Über zwei dem Künstler zugeschriebene Holzschnitte aus früherer Zeit, ‚Ablaßhandel‘ und ‚Christus das wahre Licht‘, vergl. Woltmann 2, 74—76. Passavant 3, 380 no. 28. 29. Auf letzterem Blatte wenden der Papst, ein Bischof, ein Chorherr und Mönche dem Lichte den Rücken zu und eilen mit geschlossenen Augen in den Abgrund, ihnen voran Aristoteles und Plato; letzterer ist bereits in den Abgrund gefallen. Der Künstler brachte hier die durch zahlreiche Prädikanten beförderte Mißachtung der griechischen Philosophie zum Ausdruck.

[2] Schade 1, 181 (vergl. 180) und 2, 352 und 3, 221. 255. Hagen 2, 181.

[3] Dergleichen Verbote verzeichnet Voigt, Ueber Pasquille 351—358.

[4] J. Baader in v. Zahns Jahrbüchern 1, 225—226; vergl. 233 die Ratserlasse von 1535 und 1546 gegen die Formschneider, die sich ‚aller schändlichen Gedicht und Gemäld‘ enthalten sollten.

Über die Wirkungen solcher Spottbilder sprach Luther sich bereits zur Zeit des Bauernkrieges aus. ‚Der gemeine Mann', schrieb er am 2. Juni 1525 an den Erzbischof Albrecht von Mainz, ‚ist nun so weit berichtet und in Verstand kommen, wie der geistliche Stand nichts sei: an alle Wände malete man auf allerlei Zettel, zuletzt auch auf den Kartenspielen, Pfaffen und Mönche', so daß es ‚gleich ein Eckel worden, wo man eine geistliche Person sieht oder hört' [1].

Luther selbst war keineswegs bemüht, die Kunst vor solchen Ausschreitungen zu bewahren. Im Jahre 1526 forderte er seine Anhänger auf, ‚das edle Götzengeschlecht' des römischen Antichristes auch mit ‚Malen' anzugreifen; man müsse dessen Dreck, ‚der so gern stinken wolle, weidlich rühren, bis sie Maul und Nasen voll kriegen': ‚unselig sei, der hie faul ist, weil er weiß, daß er Gott einen Dienst daran thut' [2]. Am willigsten folgte Lukas Cranach dieser Mahnung. Bereits im Jahre 1521 hatte er in einem ‚Passional Christi und Antichristi' das Papsttum bekämpft [3]; später vertrieb er aus Wittenberg alle möglichen Zerrbilder und Schmachbilder, und noch als dreiundsiebzigjähriger Greis fertigte er als ‚Abbildung des Papsttums' jene zum Teil unsagbar gemeinen Holzschnitte an, welche Luther unter seinem Namen und mit Reimen versehen im Jahre 1545 herausgab. Luther, sagt dessen begeisterter Verehrer Mathesius, ‚ließ' im Jahre 1545 ‚viel scharpffer Gemelde abreißen, darin er den Leyen, so nicht lesen konnten, des Antichrists Wesen und Gräuel fürbildet, wie der Geist Gottes in der Offenbarung Johannis die rothe Hure von Babilon hat abcontrofactirt' [4].

Auf einem dieser Holzschnitte Cranachs hält der Papst eine Bannbulle, aus welcher Flammen und Steine nach zwei vor ihm stehenden Männern sprühen, die dem Papste ihren entblößten dampfenden Hintern zeigen. Auf einem zweiten reitet der Papst in vollem Ornate auf einer Sau und segnet

---

[1] Bei de Wette, Luthers Briefe 2, 674.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 610—611. Die Zeichnungen zu den Holzschnitten dieser Abmalung des Papsttums lieferte Hans Sebald Beham; vergl. Rosenberg 11—12. 126 Nr. 211.

[3] Passional Christi und Antichristi. Lukas Cranachs Holzschnitte mit dem Text von Melanchthon. Mit einer Einleitung von G. Kawerau. Berlin 1885. ** Lehfeldt 65. Über eine an diese Darstellungen sich anschließende, jetzt nicht mehr vorhandene Bilderreihe in der Schmalkaldener Schloßkapelle, deren Ausführung Landgraf Wilhelm um 1587 dem Schloßmaler Georg Kronhard übertrug, während sein fünfzehnjähriger Sohn Moritz die Verse dazu machte, vergl. O. Gerland, Die Antithesis Christi et Papae in der Schloßkirche zu Schmalkalden, in der Zeitschrift des Vereins für hessische Gesch. und Landeskunde. Neue Folge 16, 189—201.

[4] Historien von des ehrwürdigen in Gott seligen teuren Mannes Gottes Lutheri &c. (Nürnberg 1570) Bl. 167ᵇ.

mit der rechten Hand einen auf der linken Hand getragenen Haufen rauchenden Kothes, nach welchem die Sau den Rüssel streckt. Auf einem dritten entledigt sich ein Mann in die auf einen Tisch gestellte umgekehrte päpstliche Krone, ein anderer bereitet sich vor, dasselbe zu thun, während ein dritter neben dem Tisch sein Gewand wieder zuknöpft. Unter Berufung auf die Heilige Schrift lautet zu letzterem Blatte die Unterschrift Luthers:

> Bapst hat dem Reiche Christi gethon,
> Wie man hie handelt seine Cron.
> Macht's ir zwiefältig, spricht der Geist (Apok. 18),
> Schenckt getrost ein: Gott ist's, der's heist [1].

Peter Gottland, ein Schüler Cranachs, ließ einen triumphierenden Christusknaben den Schaft des Siegesspeeres einem vierfüßigen Ungeheuer mit drei Köpfen, deren einer ein Papstkopf mit der Tiara, in den Leib jagen: aus dem aufgerissenen Leibe dringen Schlangen hervor [2]. Ein anderer Künstler zeichnete den Papst als einen dreiköpfigen Drachen; ein dritter als einen Giftspeier; ein vierter als einen Kartenspieler in Gesellschaft von Teufeln, Türken und Juden; ein fünfter als einen Schwelger bei einem unzüchtigen Gelage; ein sechster setzte ihn auf einen Drachen, dessen Schlund den Eingang zur Hölle bildete, in welche der Teufel mit einem Blendspiegel Kaiser, Könige, Bischöfe, Fürsten und Herren, Geistliche und Kaufleute hineinlockt [3]. Eine

[1] Schuchardt, Cranach 1, 176 und 2, 248—255; dazu 3, 231: am ersten Reformationsjubiläum im Jahre 1617 neu aufgelegt. Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 594 und Note 4. A. W. Becker 1, 360 bezeichnet diese Kunstleistungen Cranachs als ‚eine derbe Kost‘, welche ‚der gesunde Magen der damaligen Volksbildung und Sitte verdauen konnte‘! Lindau, der in seiner Biographie Cranachs diesen als den ‚echtesten Maler der Reformation‘ lobpreist (S. 401), macht seine Leser mit den Karikaturen gar nicht bekannt. Er führt dieselben (S. 341) nur an als eine ‚Sammlung einiger Bilder, die Cranach im Laufe der Zeit gegen das Papsttum gefertigt hatte‘. ** E. Wendeler, M. Luthers Bilderpolemik gegen das Papsttum von 1545, im Archiv für Litteraturgesch. 14, 17—40, bemerkt dagegen, daß ‚die grobkörnige Satire‘ jener Flugblattfolge in gewissen Einzelheiten selbst dem an Nuditäten jeder Art gewöhnten Geschmack des 16. Jahrhunderts roh und widerwärtig erschien. Auch Lehfeldt (S. 67) spricht von ‚zum Teil höchst anstößigen und widerwärtigen Blättern‘, erklärt sich gegen die Autorschaft Cranachs und sagt zum Schlusse: ‚Wir haben, wer auch der Maler gewesen sei, als uns hier interessierendes Ergebnis festzustellen: In der Holzschnittfolge von 1545 ist im Verhältnis zu den früheren Holzschnitten gleicher Tendenz eine starke Einwirkung Luthers auf die künstlerische Darstellung zu merken; diese Einwirkung ist für das Künstlerische keine glückliche gewesen.‘

[2] Schuchardt, Cranach 3, 105—106.

[3] Verzeichnis dieser und vieler anderen Schmachbilder bei Drugulin 21 Nr. 112. 115. 119, ferner 22 Nr. 120—124. 136 und 39 Nr. 322. 324. Bartsch 8, 413 und 9, 157. Passavant, Peintre-Graveur 3, 126. 309 (Cyklus von zehn Karikaturen) und 4, 182. 224. 227. 281. Heller 361. 872. 873. 893. Andresen 3, 46—48. Vergl.

leicht kolorierte Federzeichnung von Peter Vischer aus dem Jahre 1524 richtet sich in heftiger Weise gegen den Papst. Man sieht auf derselben, wie der Vatikan in Flammen aufgeht; die Bewohner desselben liegen teils am Boden, teils fliehen sie; ein armer Bauersmann, mit dem Dreschflegel auf dem Rücken, begleitet von dem gefesselten Gewissen als seinem Weibe, wendet sich von St. Peter ab und scheint sich an die links thronende weltliche Macht wenden zu wollen; aber Luther als jugendlicher Held, nur mit dem Schwerte des Glaubens bewehrt, tritt ihm in den Weg und verweist auf den im Hintergrunde aus den Wolken hervortretenden Christus. Sämtliche hier dargestellte Figuren, mit Ausnahme von Christus, Kaiser und Papst, sind unbekleidet, manche, wie Luther und die weiblichen Gestalten, mit besonderer Vorliebe ausgeführt [1].

Als ‚Gorgoneum Caput', ‚ein fremd Römisch Meerwunder, neulicher Zeit in den neuen Inseln gefunden', verfertigte Tobias Stimmer im Jahre 1577 ein Spottbild: der Papst trägt statt der Tiara eine mit Kerzen und andern Gegenständen besetzte Glocke, die Nase bildet ein Fisch, das Auge ein Hostienbecher, den Mund eine Kanne mit halb geöffnetem Deckel, den Rücken ein Missale mit dem päpstlichen Wappen; im Schweifwerk ist unter anderem ein Wolf im Bischofsornat mit einem Schaf im Maul und ein Schwein mit einem Rauchgefäß angebracht [2]. Auf einem andern Blatte Stimmers hält ein Teufel den Stab des Papstes, welcher von dem hl. Petrus, dem er den Schlüssel des Himmelreichs entreißen will, mit geballter Faust geschlagen wird. Johann Fischart erläuterte ‚zur Schand dem finstern Eulengesicht' beide Blätter durch Reime [3]. Im Geiste Cranachs verfertigte ein Künstler im Jahre 1586 ein großes farbiges Spottbild auf ein vom Papste Gregor XIII. verkündetes

---

auch die Schmähbilder in der Antithesis de praeclaris Christi et indignis Papae facinoribus . . . per Zachariam Durentium (ist der Buchdrucker). 1557, ohne Ort. Der westfälische Kupferstecher Heinrich Aldegrever gab in seinen Arbeiten ‚die geistliche Gewalt auf jede Art dem Spotte und der Verachtung des Pöbels preis'; seine Werke ‚erhielten immer mehr den Beifall der durch die fanatischen Wiedertäufer stärker aufgeregten Bürger' zu Soest. Gehrken 7—8. ** Ob der Nürnberger Künstler Peter Flötner (vergl. Neudörffer 115) Karikaturen auf den katholischen Klerus machte, ist nach Lange, Flötner 7, zweifelhaft. Bezüglich H. Aldegrevers vergl. jetzt noch K. v. Lützow in der Gesch. der deutschen Kunst 4, 211. Vergl. auch das Verzeichnis von Spottblättern gegen Papsttum und Geistlichkeit in dem Antiquarischen Katalog von F. A. Brockhaus: Histor. Flugblätter des 16. bis 19. Jahrh. (Leipzig 1890) Nr. 1061. 1063. 1084. 1102. 1106. 1109.

[1] ** Das merkwürdige Blatt wurde Goethe im Jahre 1818 zum Geburtstage vermacht; es bildet noch einen Bestandteil der Goethe-Sammlung zu Weimar, s. Zeitschrift f. bildende Kunst 21, 12.

[2] Andresen 3, 47. Passavant 3, 457 no. 90.

[3] Andresen 3, 45. Vergl. Kurz, Fischart 3, 243—246.

Jubiläum: der Papst mit Tiara und dreifachem Kreuz reitet auf einer Sau und trägt die Ablaßbulle, auf welcher ein Haufen rauchenden Menschenkothes; vor ihm knieen der Kaiser, ein Kardinal, die Kurfürsten von Mainz und Trier und andere, hinter ihm steht der Teufel mit herausgestreckter Zunge[1]. Auch Spottmedaillen wurden verbreitet. Eine derselben zeigt auf der einen Seite den Doppelkopf des Papstes und des Teufels, auf der andern den eines Kardinals und eines Narren[2]. Auf einem schön verzierten Teller, den Th. de Bry gestochen hat, sieht man den Kopf eines Papstes; wendet man, was unten war, nach oben, so erscheint eine Teufelsfratze[3].

Der Franziskaner Johannes Nas sprach von ‚mehr denn dreißig' Künstlern, welche es darauf abgesehen hätten, ‚den Papst und ganze Klerisei als Christi Feinde, Ungetüme und Sendboten des Teufels hinzustellen und dem Volke gehässig zu machen'. ‚Sie geben auch', schrieb er, ‚der Jugend unzüchtige Bilder von Mönchen, Geistlichen und Nonnen in die Hand und setzen darunter schandbare Reime und schicken alles durch Briefträger und Hausierer ins Land.'[4]

Auf einem Holzschnitt entblößt ein Mönch eine auf der Erde liegende Nonne, um sie mit einem an einer Stange befestigten Fuchsschwanze zu geißeln. Die Unterschrift lautet: ‚Im Klostergarten wird verricht solch Disciplin wie man hie sicht.' Ein anderes Schmutzblatt gab Veranlassung zu der Erklärung:

Hie richten Münch und Nonnen an,
Was sie zuvor gekochet han,
Und schleifen aus ein schöne Zucht,
Die da ist ihrer Keuschheit Frucht,
Dazu der Bapst ihn leuchten thut
Und siehet durch die Brille gut;

[1] Im Thesaurus picturarum auf der Hofbibliothek zu Darmstadt, Bd. Calumniae et Sycophantiae etc. fol. 113.

[2] R. Lepkes Kunstkatalog (Berlin 1888) Nr. 644. 886. — In der Kölner Erzdiözese verhöhnten reformierte Topfwarenbäcker zu Frechen im Jahre 1604 durch bildliche Darstellungen die katholischen Lehren und Einrichtungen, einen celebrierenden Mönch u. s. w.; vergl. Ennen, Gesch. der Stadt Köln 5, 383. Rosellen, Gesch. der Pfarreien des Dekanates Brühl (Köln 1887) S. 274—275. ** Auf einem Geschütze in Küstrin vom Jahre 1545 war der Papst als wilder Mann abgebildet mit der Umschrift: ‚Der Papst heißt recht der wilde Mann, der durch seine falsche Schalckes Bahn all Unglück angerichtet an, das Gott und Menschen nicht leiden kann. 1545.' Märkische Forschungen 13, 496 Anm. Im Lüneburger Museum befindet sich ein Pokal, sogen. Interimsbecher von 1548. Den Fuß bildet der segnende Heiland, der auf einem Drachen mit drei Köpfen (eines Papstes, Türken, Engels) steht; oben die babylonische Hure und ein Wappen. Lotz, Kunsttopogr. 1, 410.

[3] ** Wessely, Gestalten des Todes und Teufels 112.

[4] Angeführt in: Ein Erklerung des Vater Unsers (1617) Bl. 9a. Vergl. Gretser, Opera 6, 8—12.

der Teufel bläst dem mit einer Nonne buhlenden Mönch mittelst eines Blasebalgs ins Ohr. Gleich widerlich ist ein weiteres Blatt: zwei Nonnen ziehen einen auf einer Karre liegenden betrunkenen Mönch, eine dritte treibt sie mit einer Peitsche an, zwei Nonnen folgen; darunter steht:

O ihr lieben Schwestern alle,
Eilend bald mit großem Schalle
Mit diesem Bruder zum Arzte gut,
Dem sein Birschl auch vast we tut.

Ein viertes großes Blatt mit der Aufschrift ‚Der Münch und Nunnen Kirwei und Ablaß‘ stellt eine Prozession von Mönchen und Nonnen dar: sie wird eröffnet durch einen Fuchs, über welchen ein feister Mönch das Weihrauchfaß schwingt; mehrere Mönche saufen, mehrere übergeben sich und so weiter. Ein fünftes Blatt zeigt oben drei nackte Teufel auf einem Galgen; aus dem Körper des mittleren gehen auf natürlichem Wege die Mönche hervor . . . eine längere Erklärung verdeutlicht den Vorgang[1]. Daß der Teufel immer dabei, wenn zwei Mönche sich begegnen, sollte ein sechstes Blatt versinnbilden[2]. Auf einem Holzschnitt von Geron von Launingen aus dem Jahre 1546 sieht man einen großen Kessel, in welchem katholische Geistliche über einem mächtigen Feuer lebendig gebraten werden; ein protestantischer Prediger facht mit dem Blasebalg das Feuer an, dem ein Teufel Holz und Kohlen nahelegt[3]. Im Jahre 1569 wurde ein mit einem erklärenden Gedicht versehener Holzschnitt verbreitet, welcher ‚der Suiten, welche sich Jesuiten nennen, Ankunft, Art und Eigenschaft‘ schildern sollte. Der Papst, als Schwein auf einem Kissen liegend, gebiert die Jesuiten unter dem Gebet der Geistlichkeit und dem Beistand der Furien, welche Hebammendienst leisten; sie bilden Schweinen ähnliche Ungetüme, wühlen in einer Kirche die Gräber auf und werden dann von einem Hund und einem Schwein in einem Stall unterrichtet[4].

---

[1] . . . cucullati dirupto podice fratres
Exiliunt, varia veste, colore, animo
. . . arridens totum dispersit in orbem
Tot monachos, mundi crimen et exitium.

[2] Diese sämtlichen Spottbilder im Thesaurus picturarum auf der Hofbibliothek zu Darmstadt, Bd. Antichristiana fol. 249. 253. 258. 263. 266. 270. ** Die Bilder sind von Heinrich Aldegrever, s. v. Lichtenberg 54, der sich deutlich über die Gemeinheit derselben ausspricht.

[3] ** Wessely, Gestalten des Todes und Teufels 112, welcher das Bild beschreibt, bemerkt dazu: ‚Merkte der Künstler nicht, daß hier für den Prediger die Gesellschaft und Mitarbeiterschaft eines Teufels gerade keine schmeichelhafte ist?‘

[4] Drugulin 41 Nr. 338.

‚Es ist sehr wohlgethan von den kunstreichen Menschen‘, verkündete ein Prediger am ersten Ostertage 1572 seiner Gemeinde auf der Kanzel, ‚daß sie nach des teuern Gottesmannes Martini Lutheri heilsamer Anweisung auch in Gemäl und Bildstichen das verfluchte Papsttum samt allem päpstlichen satanischen Geschmeiß, Teufeln und Hexen, so alle miteinander im Bunde Gottes Wort und heilige, um Hilfe schreiende Religion verfolgen und verdammen, zu Lieb der gottseligen Christen erschröcklich abconterfeien.‘[1] So hatte beispielsweise der Nürnberger Kupferätzer Matthias Zündt die christliche Religion dargestellt als ein schreiendes Weib: dämonische Vogelgestalten mit der päpstlichen Tiara mit einem Kardinalshut auf dem Kopf kommen aus der Hölle hervor; drei satanische Gestalten erheben sich aus dem Wasser; ein altes Weib mit Bocksfüßen steigt an das Ufer und hält mit einer Gabel einen rauchenden Topf[2].

Ein Spottlied auf die heilige Hostie, diesen ‚giftigen Brotgott‘, mit der Überschrift: ‚Die Geburt von Jan de Weißes‘[3], veranlaßte die Ausdeutung: ‚Dieses Brotgotts Vater, der Müller, der ihn mület, ist ein Dieb; die Nunn, die ihn backt, ist ein Hur; sein Pfetter, der Pfaf, der ihn konsekriert und den Namen giebt oder ihn zum Gott macht, ist gemeinlich ein verhurter Schandbub. Dieses ist des Brotgottes herrlich Geschlecht und stattlich Ankunft, der heutzutage schier die ganze Welt bedört.‘[4]

Selbst in den mit Bildern versehenen Bibelausgaben machte sich die Polemik geltend, zum Beispiel in der von Virgil Solis mit ‚schönen Figuren‘ versehenen Frankfurter Ausgabe der lutherischen Übersetzung. In der Apokalypse trägt das greuliche ‚Tier, das aus dem Abgrunde aufsteigt‘, eine päpstliche Tiara, und der Papst betet das siebenköpfige Ungeheuer an; Randbemerkungen fügen zur Erläuterung des Textes bei, daß hier von ‚päpstlichen Greueln‘ die Rede sei[5]. Überhaupt dienten insbesondere die Auslegungen der Apokalypse zu den maßlosesten Angriffen gegen Papsttum und ‚Papisten‘; sie würden mit Holzschnitten und ‚zierlichen Reimen‘ versehen, damit ‚das gemeine Volk die teuflischen Greuel der römischen Satansschule leibhaftig

[1] Osterpredigt von Melchior Zeysig (Jhena 1572) S. 8.

[2] Andresen 1, 16. [3] Jean le Blanc.

[4] Thesaurus picturarum auf der Hofbibl. zu Darmstadt, Bd. Calumniae etc. fol. 95. Calvinisten verfertigten Spottbilder auf den ‚lutherischen Brotgott‘, auf die Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes Christi und deren Hauptverfechter Jakob Andreä als neuen deutschen Papst mit einem Katzenkopf und päpstlichen Amtszeichen. In dem Band Calumniae fol. 82. 86. 88 ffl. Unter den Ubiquitätsbildern steht: Pandora ubiquistica concepit dolum, peperit mendacium et monstrum alit horrendum. Ein Spottbild der Lutheraner gegen die Calvinisten verzeichnet bei Drugulin 72 Nr. 790.

[5] Biblia, Teutsch (1561) Bl. 402 b ffl.

vor Augen habe und die Reime bedächtiglich im Sinn halten möge‘. So verfuhr unter andern der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1593 bei Herausgabe seiner sechzig Predigten über die Apokalypse. Wer, sagt er,

> Wer noch nicht kennt den Antichrist,
> Des Bapstthumbs Grund und Argelist,
> Gewalt, Frevel und böse Stück,
> Auch der Erzketzer hellsche Tück . .
> Betrachte wol diß Buchs Inhalt
> Und alle Bilder, darin fürgestallt,
> So würde er's gleich greifen mit Händt,
> Er sei denn ganz und gar verblendt [1].

Bei einem der Bilder lautet auch hier die Erklärung:

> Das scheuslich und grewliche Thier,
> So aus dem Abgrund kreucht herfür,
> Bedeut den Römischen Antichrist . . .

Bei einem andern:

> Das Thier, so auf dem Sand thut ston
> Mit zehn Hörnern und sieben Kron,
> Die Stadt Rom und ihr Reich bedeut,
> So herrschet über viel Land und Leut,
> Welches dem Satan gedient allzeit . . .
> Das ander Thier, so bei ihm steht
> Mit Lambshörnern, gleich eim Prophet,
> So prediget von großer Sach
> Und redet doch nur wie ein Drach,
> Den Bapst und sein Herrschaft vorbildt,
> Den man recht den Antichrist schildt:
> Vom Teufel solch Reich ist gestift,
> Ist nichts denn Mord, Lügen und Gift [2].

Auch ganze Sammlungen von Spott- und Schandbildern wurden verbreitet. Um das Jahr 1560 erschien zu Basel eine mit mehr als hundert Holzschnitten versehene Schrift ‚Von der erschröcklichen Zerstörung und Niederlage des ganzen Papstthums, geprophezeit und geweissagt durch die Propheten, Christum und seine Apostel und aus Johannis Apocalypsi figürlich und sichtlich gesehen, zu Nutz und Gut der Seelen zum ewigen Leben‘ [3]. Zehn Jahre später erschien unter dem Namen des Theophrastus Paracelsus eine Menge von ‚magischen‘ Papstbildern, welche einst, sagte er, zu Nürnberg gefunden worden seien und welche er nun ‚magisch erklären‘ wolle. Es sind Schmähbilder mit einer ebenso gehässigen wie verworrenen Ausdeutung. Auf

---

[1] Nigrinus, Apokalypsis Bl. jjjj[b].
[2] Apokalypsis 339. 424—425. Vergl. 271. 530.
[3] Weller, Annalen 1, 322 Nr. 159 und dazu 2, 549.

einem der Holzschnitte sieht man den Papst mit dreifacher Krone und Chorkappe, wie er mit der rechten Hand einen Adler erwürgt, ‚das ist der Kaiser'; in der linken hält er einen in eine dreizinkige Gabel auslaufenden Stab, ein Sinnbild der ‚falschen Gewalt', welche er ‚von der heiligen Dreieinigkeit herleitet'; zu seinen Füßen steht ein Hahn und eine Gans als Konterfei ‚der niedern Pfaffheit, welche die Laien und das gemeine Volk' verderbe; ein Mönch, auf dessen Kopf ein Teufel herabfliegt, ‚bedeutet alle Orden', ‚denn seit Barbarossa aufgetreten, hat kein Mensch je etwas anderes im Sinne gehabt, als Trug und Lug und Ränke' [1]. In einem im Jahre 1600 zu Lauingen erschienenen großen Werk des pfalzgräflich zweibrückischen Rates Johann Wolf finden sich zahlreiche wüste und zum Teil unzüchtige Abbildungen, um Papst und Geistlichkeit dem Ärgernis und dem Spotte preiszugeben; zu den verhältnismäßig anständigen gehören: ein Esel liest Messe; ein Wolf predigt in Mönchsgewand vor vielen, von einem Hanswurst bewachten Gänsen, deren jede eine Pater-Noster-Schnur im Schnabel hält [2]. Ein im Jahre 1615 mit erklärendem Text versehenes Bilderbuch ‚Von der schrecklichen Zerstörung des Papsttums' [3] führt die ‚Päpstin Agnes' vor als babylonische Hure auf der siebenköpfigen Bestie: sie tränkt den Kaiser und neun andere Fürsten, die auf den Knieen liegen, aus dem Kelche der Unzucht. Auf einem zweiten Bilde regnet der ‚Salvator' Feuer und Schwefel auf Papst, Bischöfe und Mönche. Auf einem dritten wird das Papsttum geplündert: der Kaiser greift nach Tiara und Kreuz, ein König zieht dem Papste das Meßgewand über die Ohren, Priester und Mönche liegen zwischen Teufelshunden halbnackt am Boden. Auf einem vierten werden sie alle in den Höllenrachen getrieben. Dagegen erscheinen auf einem andern Bilde neben dem Lamm im Glorienschein die auserwählten Prädikanten [4].

Sogar in den Kirchen kamen polemische Bilder zur Geltung. Lukas Cranach hat eine ganze Reihe von polemischen und tendenziösen Kirchenbildern

---

[1] Expositio vera harum imaginum olim Nurenbergae repertarum ex fundatissimo verae Magiae Vaticinio deducta, per Doctorem Theophrastum Paracelsum (1570, ohne Ort) Bl. 9—10. Vergl. dazu die mit dreißig großen satirischen Holzschnitten versehene ‚Wunderliche weissagung von dem Bapstum, wie es yhm bis an das ende der welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nürmberg, ym Chartheuser Kloster, vnd ist seher alt. Mit gutter auslegung... Wilche Hans Sachs yn Deudsche reymen gefasset'. Ohne Ort (Nürnberg) 1527.

[2] Lectiones 2, 711—747. 856. 908. 909. 920—921. Ein Mönchsfisch als Vorzeichen der Jesuiten ist abgebildet 2, 573. Vergl. F. Pieper, Einleitung in die monumentale Theologie 703—704.

[3] Ohne Namen des Verfassers und des Druckortes; wahrscheinlich zu Lauingen gedruckt, wo damals die wütendsten Polemiker am Werke waren.

[4] Bl. A 5b. A 6b. B 4a u. s. w.

gemalt. In vielen derselben wird namentlich die lutherische Hauptlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, welche die Werke des Gesetzes überflüssig macht, verherrlicht. Solche Tendenzbilder Cranachs finden sich in der Galerie zu Gotha, in der Moritzkapelle zu Nürnberg, in der Kunstsammlung zu Prag, auf der Wartburg, in den Stadtkirchen zu Schneeberg und Weimar[1]. Auf dem Weimarer Altarbild, vollendet 1555, erscheint im Vordergrund mit Johannes dem Täufer auch Luther, der in einem aufgeschlagenen Buche die Worte illustriert: ‚Das Blut Christi reiniget uns von allen Sünden. Darumb so laßt uns hinzutretten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfahen und Gnade finden auf die Zeit, wann uns hülff nodt sein wirdt' u. s. w. Auf den Altarflügeln sieht man die Bildnisse der Gönner Luthers, die Glieder der kurfürstlich-sächsischen Familie. Letztere erscheinen auch auf den Flügeln des Schneeberger Altares, ferner einige biblische Scenen, von welchen eine (Lot mit seinen Töchtern) auf einem Altarbilde sich mehr als seltsam ausnimmt[2].

Welchen Anklang die Ausprägung des lutherischen Lehrbegriffes durch Cranach fand, zeigt die merkwürdige Thatsache, daß seine Verherrlichung der lutherischen Rechtfertigungslehre von den Protestanten selbst in Steiermark und Kärnten nachgeahmt wurde. So in den Außenmalereien der gotischen Pfarrkirche zu Ranten in Obersteier, welche von dem zum Protestantismus abgefallenen Pfarrer Martin Zeiller[3] bestellt wurden[4]. Noch deutlicher spricht sich die lutherische Tendenz aus in einem Tafelgemälde der Deutschordenskommende zu Friesach in Kärnten, welches mit der Hauptdarstellung zu Ranten in auffallender Weise übereinstimmt. Die gleiche Tendenz kommt in freierer und künstlerisch höherer Ausführung zum Ausdruck auf einem Grabbilde, das der Heiligenblutkirche zu Wolfsberg in Kärnten entstammt[5]. Als das wichtigste Kunstwerk mit lutherischer Tendenz, welches in Österreich

---

[1] ** S. Schuchardt, Cranach 1, 212 ff.; 2, 63 ff. 104 ff. 107 ff. 112 ff.; 3, 199 ff. Reber-Bayersdorffer, Klassischer Bilderschatz, Tafel 488. Janitschek 498, u. Graus im Kirchenschmuck 1900, Nr. 6, S. 78.

[2] ** Graus a. a. O. 79.

[3] ** Vergl. Zahn, Styriaka II. Graz 1896.

[4] ** S. die Beschreibung dieser bisher nicht beachteten Malereien durch Graus im Kirchenschmuck 1898, Nr. 8.

[5] ** Beide Werke sind eingehend gewürdigt durch Graus im Kirchenschmuck 1900, Nr. 6. Auch ein Grabstein zu Scheifling enthält eine Beziehung auf die lutherische Rechtfertigungslehre, s. Kirchenschmuck 1898, S. 66 ff. Ebenda über ein katholisches Denkmal von 1555. Es sind jene Tafeln, welcher der Pfarrer zu Stallhofen im Seckauer Bistum an den Wänden der Eingangshalle seiner Kirche anbringen ließ; ihre Inschriften stellen dem Kirchgänger vor Augen das Symbolum apostolorum voll-

die Zeit der katholischen Restauration überdauert hat, muß endlich der Hochaltar von Schladming genannt werden. Dieses Werk, das sich jetzt im Landesmuseum zu Graz befindet, ist gegen 1570 entstanden. Auf demselben liest man den berühmten Bibelspruch aus dem St. Paulusbriefe an die Römer: ‚So halten wir es nun, daß der mensch gerecht werde von des gesetzes werkh (allein) durch den glauben.‘ Das interpolierte Wort ‚allein‘ fehlt jetzt; es wurde offenbar in der Zeit der katholischen Restauration, die überhaupt manche derartige Denkmale zerstört haben mag, entfernt [1].

Ein Gemälde in der Schloßkirche zu Wittenberg stellt Luther auf der Kanzel dar: mit der rechten Hand weist er auf den Gekreuzigten, mit der linken auf den Papst und die Kardinäle, die in den offenen Höllenschlund hineinfahren. Ein ‚Weinberg des Herrn‘ in der Stadtkirche zu Wittenberg von Cranach dem Jüngeren zeigt den Papst mit der Tiara, der mit seinem Kreuzstab ergrimmt die Trauben von den Stöcken herabschlägt, während die Geistlichkeit voll Wut die Weinstöcke ausrodet, die Brunnen mit Steinen verschüttet und allen möglichen Unfug behufs Verwüstung des Gartens treibt [2]. In Dresden wurde über einem Altar mit Schnitzwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert ein figurenreiches Ölbild angebracht zur Verspottung der Beichte, die sogenannte ‚Teufelsbeichte‘ [3]. Auch die Glasmalerei wurde an manchen Orten zu Angriffen dieser Art benutzt. Das historische Museum zu Frankfurt a. M. bewahrt eine Scheibe, welche hierher gehört. In einem Gemach sieht man einen reich gekleideten Mann, der sich selbstbewußt auf sein Schwert stützt. Es ist der Stifter, welchen eine Inschrift bezeichnet als ‚Balthasar von der Borcht, Bürger zu Frankfurt 1610‘. An der Decke schwebt aus den Wolken Christus, der auf eine Gruppe in dem Gemach deutet. Luther hat den Papst, der durch die dreifache Krone kenntlich gemacht wird und dem sein Bischofsstab entfallen ist, mit Gewalt gefaßt und hält ihn über einen Schleifstein, den ein anderer Prädikant, in welchem man

---

inhaltlich reproduziert mit lateinischem Texte und gegenüber den Dekalog, ‚als wollten sie die Grundpfeiler des christlichen Lebens ins Gedächtnis der Pfarrgemeinde rufen und zum unverbrüchlichen Festhalten daran mahnen‘.

[1] ** Auch dieses Kunstwerk wurde von Graus aufgefunden und beschrieben im Kirchenschmuck 1881, S. 104 ff.

[2] Lübke, Bunte Blätter 387. 397. Lübke spendet solchen Kirchenbildern vollen Beifall. ‚Unsere Voreltern‘, sagt er, ‚wußten sehr gut, daß mit Rom kein Pakt zu machen, daß dem Vatikan gegenüber nur unbedingte Unterwerfung oder Krieg auf Leben und Tod am Platze ist; ein Drittes gab und giebt es nicht.‘

[3] Vergl. v. Eye, Führer durch das Museum zu Dresden 69. ** Über ein in der Kirche zu St. Wenzel in Naumburg im Auftrage des Predigers Nikolaus Medler angefertigtes Schmähbild (Teppich) gegen Papst und Kaiser vergl. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete histor.-antiquarischer Forschungen 13, 528.

Melanchthon erkennen kann, dreht. Zwei Inschriften erläutern den Sinn des Bildes noch näher. Oben liest man:

> Mein heiliges Wort ein Rich[t]er ist,
> Zu Schanden wird der Antechrist.

Die zweite Inschrift lautet:

> Des wirde ich jetzt gar wohl gewahr,
> Sie schleifen mir weg haut und har.
> Far fort ach Luther from Gottes knecht,
> Den weg der Gnaden zeigst uns recht [1].

Ferner findet sich in der Schweiz aus dem Jahre 1556 eine Scheibe, auf welcher zwei Teufel in gestreiften Pluderhosen und vorgebundener Schürze einen Papst und andere Mitglieder der hohen Geistlichkeit in einen Mühlentrichter werfen; unten aus dem Mühlenkasten kommen Schlangen, Drachen und allerlei Gewürm hervor. Zwei andere Teufel sehen dem Schauspiele mit Ergötzen zu, während neben ihnen ein mit Prälaten angefülltes Faß ähnlicher Verarbeitung harrt. Oben steht der Spruch: ‚Wie's Korn ist, also wirt's Mäl.' [2]

Da glaubten denn auch traurigerweise die Katholiken, ‚wider die unzählig Hudeleien und Schandfiguren, wozu die Kunst wider sie mißbraucht und geschändt' wurde, „zu nötiger Defension', meinte Johannes Nas, ‚greifen' zu müssen, und ließen es nun auch ihrerseits ‚an ähnlichem Werkzeug' nicht fehlen [3].

---

[1] ** Die Scheibe ist, jedoch nicht ganz vollständig, beschrieben von Dr. Fries, Die Glasgemälde des städtischen Museums zu Frankfurt, in der Frankfurter Zeitung vom 3. August 1896. Über die Herkunft der Scheibe wußte der Museumsdirektor Dr. Cornill leider keine Auskunft zu erteilen.

[2] Lübke, Kunsthist. Studien 431—432. ** Kirchenglocken wurden gleichfalls zur Polemik gegen die alte Kirche benutzt. Vergl. Zingeler in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1895, Nr. 308, der bemerkt: ‚Auch zur Polemik müssen Glocken herhalten. Otte führt verschiedene Aufschriften an, die sich scharf gegen katholische Auffassung wenden. So: „Mir gilt nicht Weih' noch Tauf, ein antichristlich Zeichen" u. s. w. Oder:

> „Zu römischem Mißbrauch erst gezwungen
> Hab ich mit Freuden Dank gesungen
> Zum auferstandenen Gotteswort" u. s. w.

Oder:

> „Ich bin ja nicht getauft, vertreibe keine Noth,
> Kein Wetter, keinen Geist, ich ruf euch nur zu Gott" u. s. w.

Auf Glocken in katholischen Kirchen fand ich keine derartigen Aufschriften, nur zweimal die Bezeichnung: catholisch.'

[3] Die Worte von Nas angeführt in Ein Erklerung des Vater Unsers (1617) Bl. 9b.

Aber ihre Erzeugnisse sind im Vergleich zu den protestantischen sehr gering an Zahl[1].

Wider einen von Doktor Johann Kopp verfaßten ‚Laßbrief und Kalender', worin die katholischen Kantone der Schweiz und der Bischof von Konstanz ‚in einer Figur von wegen Abgötterei ihres Leibes und Lebens, Ehr und Guts beklagt' wurden, gab Thomas Murner im Jahre 1527 einen ‚lutherisch-evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender' heraus. Auf einem demselben beigefügten Holzschnitt verweisen Moses und Christus mehrere, geraubte kirch-

[1] Wir teilen mit, was uns an solchen Erzeugnissen zur Kenntnis gekommen ist. Vielleicht kann man uns noch auf weitere aufmerksam machen. ** Vier hierher gehörige Erzeugnisse vermag ich noch namhaft zu machen. 1. In der Altertumssammlung zu Karlsruhe sah ich 1880 unter der Signatur C 321 ein Spottbild auf Luther, dessen Ursprung unbekannt ist. Luther erscheint im Nonnenkloster: wie Moses oben im Bild aus dem Felsen Wasser schlägt, schlägt er aus dem Wandkasten gebratene Gänse, Schinken rc., dies alles für eine Nonne (Katharina v. Bora), welche die andern Fastenden (mit Eiern) zurückhält. Unter Luther die Inschrift: Luther lumen. 2. Scheible, Das Schaltjahr I (Stuttgart 1846), veröffentlicht S. 128 eine Handzeichnung, die ein heftiges Spottbild gegen Luther darstellt. Links erblickt man den Rachen des Höllenfürsten, dem Luther, auf einer Sau reitend, zueilt; ihm folgen zahlreiche Genossen, alle auf Schweinen reitend. ‚Komm Höllenbrand', lautet eine der satirischen Inschriften, ‚du bist schon mein, das soll der Lohn deines Glaubens sein. Reith Luther, reith, du hast schon die rechten Leuth.' 3. Hinter dem Hochaltar der berühmten Abteikirche zu Ottobeuren in Schwaben ist der Tabernakel aus der früheren von dem Abte Kindelmann erbauten und im Jahre 1558 konsekrierten Kirche in die Mauer eingelassen. Wird der Verschluß geöffnet, so zeigt sich der innere reichlich gezierte Raum so gut wie neu erhalten. Die Innenseite der Tabernakelthüre bietet ein interessantes Bild katholischer Polemik aus der Reformationszeit. Im oberen Felde sitzt Christus der Herr mit der konsekrierten Hostie in den Händen an einem Tische, während auf einem Spruchbande die Worte stehen: ‚Das ist mein Leib.' Auf der einen Seite des Tisches steht Luther im schwarzen Doktorgewande, ein offenes Buch in der Hand, worauf geschrieben ist: ‚Das wird mein Leib'. Die andere Seite nimmt Calvin ein, gleichfalls mit einem geöffneten Buch, welches die Worte enthält: ‚Das bedeutet meinen Leib.' Am Fuße der Darstellung steht die kurze Frage: ‚Wer hat recht?' Ganz analog ist die bildliche Darstellung auf dem unteren Felde. In der Mitte spendet ein Priester einem Kranken das heilige Sakrament der letzten Ölung. Wiederum erscheinen die beiden Reformatoren, Christi Stelle nimmt hier der heilige Apostel Jakobus ein. Aus den bekannten Worten des letzteren (Kap. 5, 14. 15 seines Briefes) und aus den Geständnissen, welche Luther und Calvin zu Gunsten der Krankenölung in ihren Schriften niedergelegt, wird dann gleicherweise in Frageform ein Argument für die Rechtgläubigkeit der Katholiken gezogen. S. Scheebens Period. Blätter zur wissenschaftlichen Besprechung der großen religiösen Fragen der Gegenwart 6 (Regensburg 1877), 192. 4. Der Frankfurter Buchhändler A. Th. Völcker besitzt (s. Lager-Katalog 174, Nr. 2116) ein höchst interessantes Flugblatt, das sich in scharfer Weise gegen die ausgelaufenen Mönche und Nonnen richtet. Es ist ein Kupferstich mit der Aufschrift: Typus piscationis novae novorum apostolorum und lateinischen Versen. Entstehungszeit ca. 1550. Höhe 26 cm, Breite 36 cm.

liche Gegenstände tragende Personen auf ein Spruchband mit den Worten: ‚Du sollst nicht stehlen'; an einem Galgen ‚henkt Zwingli in Person und Namen', weil er, nach Murners Erklärung, ‚ein vierzigmal meineidiger, ehrloser, diebischer Bösewicht, ein verleugneter Christ und Verfierer der armen Christenlüt' sei [1]. Ein großer Holzschnitt vom Jahre 1521 stellt einen Mönch dar, dessen Kopf einen Dudelsack bildet; in das Ohr bläst der Teufel als Sackpfeifer, während er mit den Fingern die zu einer Klarinette verlängerte Nase bearbeitet: dem Kopf des Mönchs wird eine große Ähnlichkeit mit einem Porträte Luthers zugeschrieben [2]. An einem im Jahre 1531 gefertigten Stationsbilde vor der St. Viktorskirche zu Xanten, die Verspottung Christi darstellend, werden zwei Figuren auf Luther und Calvin gedeutet [3]. Johannes Nas wollte seiner ‚Vierten Centuria' eine Darstellung der Hochzeit Luthers beifügen, aber der Holzstock wurde ihm in Augsburg von seinen Gegnern abgefangen [4]. Eine andere Schrift versah er mit einem kleinen Holzschnitt: Luther, zwei kleine Hörner auf dem Kopf, neben seiner halb entblößten Käthe im Bett, mit dem Teufel über die Messe disputierend [5]. Ein ‚Abbild von dem gebrandmarkten Sodomit Johann Calvin' hat drei Abteilungen: links wird Calvin in Noyon gebrandmarkt, in der Mitte steht Servet an einem Brandpfahl, rechts Beza mit seiner Zuhälterin Kandida und seinem Schandjungen Aubert. Ein gleichzeitiges Blatt vom Jahre 1569 zeigt Luther auf der Auswanderung: er trägt seine Anhänger in einem Nachtstuhl auf dem Rücken, seinen unmäßig dicken Bauch nebst den Büsten dreier Freunde auf einem von ihm selbst gezogenen Schiebkarren, und auf der Hand ein Weinglas; seine Frau, mager, mit Kind und Hund, folgt ihm. Auf einem Blatte vom Jahre 1587 wird ein auf einem Tisch liegender nackter Mann von Theologen gemartert, zerstückt und gegessen, und zur Erklärung gesagt: ‚Sieh, wie das elend Lutherthumb durch seine eigenen Verfechter gemartert und letztlich gar aufgefressen wird.' [6] Ein viel früheres Blatt stellt die katholische

[1] Der Kalender abgedruckt bei Scheible, Kloster 10, 201—215.

[2] Lindau, Cranach 175.

[3] Die Deutung aber kann, wenigstens was letzteren betrifft, ‚nicht richtig sein, weil Calvin zur Zeit der Anfertigung dieses Bildwerkes noch keine hervorragende Rolle spielte'. Beissel 51. Ich habe in meiner Jugend zu Xanten von einer solchen Deutung nie etwas gehört. ** Im Hildesheimer Dom befindet sich eine aus dem Benediktinerkloster St. Michael stammende Kreuztragung Christi; in dem Kopfe eines Henkers will man Luther erkennen, indessen ist nach gütiger Mitteilung von Pastor Graën keine Ähnlichkeit vorhanden und daher eine solche Deutung abzulehnen. [4] Schöpf 26.

[5] Im Examen Chartaceae Luther. Conc. (Ingolst. 1581) p. 98; vergl. Graesse, Trésor 4, 648.

[6] Drugulin 41, Nr. 341 und 342 und 68, Nr. 741. Vergl. 118, Nr. 1335: ‚Luther und Ketherle auf der Wanderschaft'.

Kirche dar als ein großes von Christus gelenktes Schiff; am Bug sitzt der hl. Petrus, mit der Tiara geschmückt, den Himmelsschlüssel haltend; im Schiffsraum befinden sich die Vertreter der Kirche; Engel rudern, und das Schiff fährt mit geblähten Segeln dem Himmelreich entgegen, an dessen Eingang Maria und die Heiligen der Ankunft desselben harren. Drei kleine Schiffe dagegen fahren in den geöffneten Höllenrachen: erstens die lutherische Kirche, Teufel rudern, Luther führt mit der einen Hand das Steuer, in der andern hält er eine Trompete, in die er kräftig stößt; zweitens die zwinglische Kirche, ebenfalls vom Teufel geführt, Zwingli steht trostlos am Steuer; drittens die Wiedertäufer, von denen sich einer übergiebt; zerbrochene Fahrzeuge mit den Bezeichnungen: Arianer, Mahomet, Wiclef, Hus treiben im Meere der Hölle zu[1]. Der westfälische Kupferstecher Anton Eisenhut bildete die dreiköpfige Göttin Häresis ab, halb Weib, halb Tier, über ein Ungetüm wegschreitend[2]. Ein ‚Stammbaum der Ketzerei‘ vom Jahre 1569 läßt diese aus dem am Boden liegenden Satan hervorwachsen[3]. Auf einem andern ‚Stammbaum der Ketzer‘ reicht in der Mitte am Stamm der siebenköpfige Luther den Kelch seiner Frau[4]. Als Antwort auf ‚der Suiten Ankunft‘[5] erschien ein Spottbild: der siebenköpfige Drache greift oben die Kirche an; Schweine, umgeben von mißgeborenen Kindern, dringen in der Mitte in eine Kirche ein; unten auf der linken Seite steht Christus als guter Hirt, auf der rechten Seite die babylonische Hure bei dem Höllenbrunnen[6]. Eustachius Günzberger verfertigte für das Kloster Wiblingen zur Befehdung des neuen Glaubens Glasmalereien, welche der Ulmer Rat in den Jahren 1564 und 1566 zu entfernen befahl[7]. Ein Glasgemälde aus dem Kreuzgange des Klosters Rathhausen bei Luzern enthält eine figurenreiche Darstellung des Jüngsten Gerichtes: inmitten des weit geöffneten Höllenrachens läßt der Künstler zwischen andern Verdammten Luther und Zwingli über der aufgeschlagenen Bibel disputieren, unbekümmert um einen gekrönten Teufel, der den einen beim Nacken, den andern beim Haupte ergreift[8].

Während die Kunst in völliger Verkennung ihres Berufes der religiösen Zwietracht diente, war sie zugleich in der Behandlung religiöser Stoffe von der Höhe des Ideals allgemach zum nackten menschlichen Dasein herabgesunken,

---

[1] Verzeichnet von dem Frankfurter Buchhändler A. Th. Völcker in seinem Antiquar. Lager-Katalog 127, Nr. 137.

[2] Drugulin 40, Nr. 326. [3] Drugulin 39, Nr. 325.

[4] ‚Soror mea sponsa‘. Drugulin 22, Nr. 126. [5] Vergl. oben S. 45.

[6] Drugulin 69, Nr. 761. Das Spottbild wurde als Ecclesia militans bezeichnet und mit einer ‚äußerst derben gereimten Erklärung‘ versehen.

[7] Schorn, Kunstblatt 1830, S. 27—28.

[8] Vergl. den Aufsatz von J. R. Rahn im ‚Geschichtsfreund‘ (Einsiedeln 1882) Bd. 37, 264. Lübke, Kunsthistor. Studien 432.

verfiel einem Naturalismus, dessen Schöpfungen weder den Adel wahrer Schönheit trugen noch die Weihe eines edlen Herzens offenbarten. In der Behandlung weltlicher Gegenstände, insbesondere in der Auffassung von Zuständen und Vorgängen des alltäglichen Lebens, artete bald alles in derbste Wirklichkeit aus, welche vielfach in Gemeinheit überging. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts trat dann in Deutschland ein völliger Verfall alles künstlerischen Schaffens ein: die deutsche Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes war so gut wie ausgestorben; nur noch das dem Luxus und der Mode dienende Kunsthandwerk behauptete ein vielfach in allerlei Verkünstelung sich offenbarendes Leben.

Die zunehmende Entartung und der Verfall waren aber keineswegs allein eine Folge der religiösen Umwälzung, welche die frühere Stellung der Kunst im kirchlichen und öffentlichen Leben veränderte, vielfach die Quellen ihrer Thätigkeit abgrub und infolge der sich häufenden inneren Kämpfe und Kriege lähmend auf die Kunstübung einwirkte, sondern sie lag auch wesentlich begründet in der Einführung einer neuen fremdländischen Kunstweise, welche, nicht im Volksleben wurzelnd, die alte einheimische Kunst verdrängte.

Diese fremdländische Kunstweise wurde zur Zeit ihrer Einführung als die ‚antikisch-wälsche Manier' bezeichnet, später ist der sehr wenig zutreffende Name Renaissance gebräuchlich geworden.

Die Renaissance, welche von Italien aus nach allen Ländern Europas vordrang, traf in Deutschland keine Vorbedingungen und Anknüpfungspunkte in der Vorzeit und keinen heimischen Boden, sondern occupierte zunächst als Eindringling den Boden. Ein fremder Stil verdrängte die einheimische Kunstübung und setzte sich an ihre Stelle, ein Stil, welcher dem Denken und Empfinden, dem künstlerischen Wollen und Können der Nation zunächst ganz fremd gegenüberstand, daher auch mehr äußerlich angenommen und in seinen Äußerlichkeiten nachgebildet wurde, vielfach fast ohne alles Verständnis seines eigentlichen Wesens und mit Bevorzugung gerade des Nichtnachahmungswerten, gerade der bedenklichen Seiten. So kommt es, daß die deutsche Kunst des sechzehnten Jahrhunderts dieselben Merkmale aufweist, welche die antike Kunst zur Zeit ihres Verfalles besaß, während die alte einheimische Kunst des späteren Mittelalters in mancher Beziehung unbewußt verwandt war mit der edlen Antike, der klassischen Kunst der Griechen zur Zeit ihrer höchsten Blüte.

II. Einwirkung der neu eingeführten ‚antikisch-welschen' Kunst — ihr Charakter und ihre Schöpfungen.

1. Innere Verwandtschaft der alten einheimischen Kunst mit der echten Antike — der Einfluß der entarteten Antike — die italienische Renaissance und die deutsche Kunst.

Wie in der Geschichte aller Völker, so hatte auch bei den Griechen die Kunst ihren Grund und Boden in der Religion. In ihrer Glanzperiode diente sie, nicht anders als zur Zeit des Mittelalters, wesentlich dem religiösen Kultus. Sie stand zugleich in einer festen und innigen Beziehung zu dem Gemeinwesen, welches die würdige Pflege der Kunst als eine Ehrensache betrachtete. In beiden Zeitaltern entwickelte sich aus der Größe der Volksgesinnung die Blüte der Kunst. Wie alle Schöpfungen derselben für die Gesamtheit des Volkes bestimmt und dem Volke gewidmet waren, so sah das Volk sie auch als sein Eigentum an, als Denkmale eigener Verherrlichung, Macht und Größe. Sie wirkten, gewaltige Gedanken verkörpernd, voll Kraft und Maß, bildend und läuternd nicht allein auf den künstlerischen Sinn und Geschmack, sondern überhaupt auf das gesamte geistige Leben derer ein, welche sie entstehen sahen und die vollendeten täglich vor Augen hatten.

Als Grundlage aller Künste erscheint in beiden Zeiträumen die Baukunst: das eigentliche Kennzeichen der geistigen Kraft und der religiös-sittlichen Bildungsstufe eines Volkes. Der Tempelbau war der Gipfel der Architektur[1]. Konnten auch die griechischen Tempel nicht jenen Charakter freudigen Aufschwungs zum Himmel, jene den Stoff mit einem höheren Lichte durchdringende Verklärung erreichen, welche den christlichen Gottesburgen eigen, so waren sie doch in religiösem Geiste geschaffen und erhabene Zeugnisse der Achtung vor dem Ehrwürdigen, Heiligen, welche die Künstler beseelte.

---

[1] ‚Aller Gipfelpunkt der Kunst vereinte sich zu allen Zeiten mit den religiösen Bedürfnissen und Verhältnissen des Lebens. Das höchste Kunstwerk entstand stets nur da, wo der höchste Inhalt, der religiöse Glaube, behandelt ward, und es diente ebensosehr dazu, diesem Inhalt die nötige, würdig entsprechende äußere Gestalt zu geben.' Kugler, Kleine Schriften 3, 231. ‚Erst bei dem Bau des Tempels entsteht die architektonische Kunst.' Schnaase, Gesch. der bildenden Künste 1, 33.

‚Die Kunst‘, sagte man, sei ‚eine Gabe der Götter‘, sie ‚müsse ihres Ursprungs stets eingedenk sein‘: auf keinem ihrer Gebiete sollte sie niedern Zwecken frönen, sondern veredeln und erbauen, den Menschen erheben über die Enge seiner persönlichen Verhältnisse; sie sollte, wie ein arkadisches Gesetz bezüglich der musikalischen Bildung sich ausdrückte, ein ‚Arzneimittel sein gegen die schädlichen Einflüsse eines mühseligen Lebens‘.

Diese Gesinnung durchdrang zur Zeit der höchsten Kunstblüte Griechenlands auch die Bildner und Maler und befähigte sie zu jenen religiösen Gebilden, welche, frei von verführerischem Reiz und üppigem Sinn, Strenge und Keuschheit atmen, und in der ihnen innewohnenden edlen Ruhe und Schlichtheit, ähnlich den Meisterwerken des Mittelalters, das Geheimnis ihrer Größe enthüllen. Die Standbilder wurden, wie in der christlichen Kunstepoche, bekleidet dargestellt; nicht allein Zeus und Hera, Apollo und die Musen und andere Götter und Göttinnen waren mit Gewändern angethan, sondern selbst Venus, die Göttin der Liebe, erschien stets bekleidet; erst in den Zeiten des Verfalls kamen die nackten Venusbilder auf.

Und noch in andern wesentlichen Punkten glich die griechische Blütezeit der mittelalterlichen. In beiden Zeitabschnitten trat der Kreis der Künste als ein Ganzes von notwendiger innerer Gliederung ins Leben, ging ein inniges Wechselverhältnis durch die gesamte Kunst. Die Bildnerei und Malerei ordnete sich der Baukunst unter, und aus diesem Verhältnis, welches keineswegs als eine störende Beengung oder als Zwang betrachtet wurde, entsprang der Einklang der Künste. Baumeister, Bildner und Maler arbeiteten in ihren Werkstätten wie die mittelalterlichen nach einem Grundgesetze, in einem Stile, und wählten für den Ausdruck ihrer Gedanken die reinsten und einfachsten Formen, welche den Grundgesetzen der Baukunst entsprachen. Innig verbunden mit der monumentalen Kunst, wurden auch die Kleinkünste und das Handwerk von einem höheren Leben ergriffen und zu den edelsten Leistungen befähigt[1].

Mit der inneren Einheit aller Künste bei den Griechen verband sich die äußere Einheit, welche besonders in der Polychromie, der Anwendung der Farbe bei Bauten und Bildwerken, sich kundgab. Die Werke eines Phidias stehen in dieser Beziehung mit den gemalten Schnitz- und Steinbildern der gotischen Dome auf einer Linie. Die Marmortempel selbst prangten wie im Mittelalter die Dome in herrlicher Farbenfülle. Nur durch

[1] Näheres über das Gesagte bei Curtius, Griech. Geschichte (Berlin 1861) 2, 277 ffl. Vischer 3, 260 ffl. Hegel 2, 409. Springer, Kunsthistor. Briefe 237. Lasaulx, Philosophie der schönen Künste 29 ffl. 65 ffl. Vergl. auch Reichensperger, Parlamentarisches über Kunst 52. Jungmann 603.

‚Barbarei‘, welche sich hohen Kunstsinns rühmte, wurden ‚die Monumente farblos‘ [1].

Auch darin endlich glichen sich beide Epochen, daß in ihnen die Ausbildung der Künstler dieselben Wege einschlug. Die Formen der mittelalterlichen Kunstschule: ‚Vererbung von Vater auf Sohn, lokale Meisterwerkstätte, Aufsuchen auswärtiger berühmter Meister‘, lassen sich in gleicher Weise in Griechenland unterscheiden [2].

Was die Schöpfungen selbst anbelangt, so hat die deutsche Kunst des späteren Mittelalters einen Vergleich mit der klassischen Zeit der griechischen Kunst nicht zu scheuen. Sie ist ihr vielfach ebenbürtig an innerlichem Gehalte, und was ihr an Formvollendung fehlen mag, ersetzt sie durch Gedankentiefe, Innigkeit und Wärme der Empfindung. Wie bei den Griechen, so war auch bei den Deutschen jedes Gebäude ein öffentliches Kunstwerk; nicht allein die Gotik, sondern auch die vollendetere romanische Kunst steht in der Größe und Stärke ihrer Gedanken wie in der Klarheit und strengen Durchbildung ihrer Gesetze gleichberechtigt da neben den besten Werken Griechenlands; dort wie hier waren Giebel und Wände mit kunstreichen Standbildern, Gruppen, Gemälden geschmückt; selbst das alltägliche Geräte war ein Erweis sinnreicher Erfindung, besaß durch Form und Schmuck eine Weihe, welche den Stoff veredelt, dem Gegenstande den höheren Ausdruck seiner Bestimmung verleiht; jede Fertigkeit war zur Meisterschaft durchgeübt [3]. Bis auf das Zierwerk

[1] Vergl. Kugler, Kleine Schriften 1, 265—327. Vischer 3, 248. Semper, Kleine Schriften 232 fll. 250—251. In Bezug auf die Polychromie ‚ging die gefeierte antike Kunst von Hellas genau nach denselben Grundsätzen vor, wie in den Tagen der Gotik das katholische Mittelalter‘. Feuerbach, Der vatikanische Apollo 187. ‚Alle Zeiten der hohen Kunstbildung stimmen überein in dem Prinzip, das bestritten wird. Wie hart und unbillig ist es, solchen Zeiten den Vorwurf der Barbarei zu machen!‘ Semper 236.

[2] Vergl. Vischer 3, 104—105. Portig 1, 27.

[3] Vergl. Hotho, Die Malerschule van Eycks 13. Rahn 550. 557—558. ‚Alle großen Kunstepochen haben das Gemeinsame, daß die Blüte des künstlerischen Schaffens aus dem gesunden Boden des Volkslebens erwächst, so daß die idealen Meisterschöpfungen die letzte und höchste Spitze jenes Schönheitsgefühles sind, welches in allen Äußerungen des nationalen Geistes zu Tage ringt und selbst den handwerklichen Hervorbringungen ein adelndes Gepräge verleiht. In solchen Zeiten ist jedes Gerät und Gefäß des alltäglichen Lebens ein Ausfluß selbständiger künstlerischer Begabung, und erst vom Boden des gediegenen, in ästhetischem Instinkt das Richtige und Schöne treffenden Handwerks erhebt sich die hohe Kraft ausgezeichneter Meister, welche die Ideale des Volkes zu Bildungen unsterblicher Schönheit gestaltet. Umgekehrt aber strömt in den Epochen der Kunstvollendung aus den Werken des hohen Stiles wiederum eine Flut von künstlerischen Gedanken und Anregungen, von köstlichen Erfindungen und edlen Formen in die Werke des alltäglichen Bedarfs hinein und erhebt die Erzeugnisse des Handwerks nicht selten zum Range wahrer Kunstgebilde, das niedere Gewerbe zur Stufe des Kunsthandwerks.‘ Lübke, Plastik 1, 341.

hin erstreckt sich die Verwandtschaft beider Kunstepochen: dasselbe sollte nicht bloß zum wesenlosen Schmucke dienen, sondern etwas bedeuten und in engster Beziehung stehen zu dem Kunstwerk, für welches es, auch seinerseits gleichem Bildungsgesetze sich fügend, bestimmt war [1].

Dieselbe innere Verwandtschaft, welche, wie verschieden auch der Charakter des christlichen und des antiken Kunstideals [2], in allen wesentlichen Beziehungen zwischen der griechischen und der mittelalterlichen Kunst während ihrer Glanzperiode vorwaltete, zeigt sich beim Vergleiche der verfallenden griechischen Kunst mit jener Kunst, welche in Deutschland der mittelalterlichen folgte und als eine ‚Wiedergeburt aus der Antike' gelten soll.

Der Verfall der antiken Kunst hält im großen und ganzen gleichen Schritt mit dem Verfall und Sinken der griechischen Nation. Wie nach dem Peloponnesischen Kriege in dem von Parteiungen zerrissenen, innerlich zerklüfteten Gemeinwesen alles höhere Streben zurücktrat, das Rechtsleben erschüttert wurde und Zweifelsucht, Spott und Verneinung die alten Glaubensvorstellungen allmählich zerstörten, so kam auch der Kunst die Fähigkeit abhanden, das Ideale und Reine zu schauen, das religiös Erhabene durch ihre Gebilde zu verkörpern. In der Malerei wurden zwar noch religiöse Stoffe zum Vorwurf genommen, aber in ihrer Behandlung trat vielfach eine komische, zum Possenhaften neigende Richtung ein, wenigstens wurde das Heilige nicht mit heiligem Ernste erfaßt.

Zugleich drängte sich jetzt, während zur Zeit der echten Kunstblüte das Private und Zufällige wertlos erschienen war, das Kleinleben, und zwar oft ein recht verächtliches, in den Vordergrund. Es entstand eine Kabinettsmalerei dreifacher Art: eine ‚Kleinkrammalerei', eine ‚Kotmalerei' und eine ‚Kunst der Unzucht'. Man entnahm die Gegenstände aus den niedrigsten Kreisen der Gesellschaft und ging in ihrer Darstellung nicht mehr auf Kunstwahrheit, sondern lediglich auf Naturwirklichkeit aus. Pauson hielt sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur; sein niedriger Geschmack drückte das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten aus. Peiraeikos, unter den Kleinkramkünstlern am meisten berühmt, malte Barbier-

[1] Man kann in dieser Beziehung von den Werken des Mittelalters dasselbe sagen, was Overbeck, Gesch. der griech. Plastik 2, 307, von den griechischen sagt: ‚So reich und mannigfaltig die architektonische Ornamentistik in Griechenland auch erscheint, so bleibt sie doch immer der Architektonik dienstbar, ordnet sie sich den von der Architektur geschaffenen Grundformen ein und unter, leitet sie die Prinzipien ihrer Formen aus der Bedeutung und dem Wesen der architektonischen Glieder ab, welche sie zu schmücken und deren Kernschema sie zur höheren künstlerischen Erscheinung zu bringen hat.'

[2] Vergl. darüber Kugler, Museum 1, 293—294 und 2, 17—19. Portig 1, 37—38. 290—292. G. H. Schubert, Die Alter der Kunst 18. 85. Reichensperger, Vermischte Schriften 129—130. Hettinger, Die Kunst im Christenthum 41.

stuben, schmutzige Werkstätten, Esel und Küchenkräuter. Die meiste Nahrung aber fand die Malerei in der Üppigkeit und Prunksucht des Zeitalters, in dessen vorherrschender Neigung für den sinnlichen Reiz der äußeren Erscheinung und in der allgemeinen Sittenverwilderung, welcher die Schaustellungen nackter, oft unzüchtig dargestellter Körper zur liebsten Augenweide dienten [1].

Wie die griechische Malerei, so wurde auch die griechische Plastik zum Spiegelbilde der allgemeinen Zustände, welche offenkundig zeigten, wie die alte Strenge und Sittenzucht geschwunden war, die Familienbande sich gelockert hatten, die Macht der Leidenschaft vorherrschte. Die Bildnerei verlor immer mehr die edle, einfache Erhabenheit der alten Kunst, alles Feste und Beständige des in sich beruhenden Charakters; sie suchte die Gemütsbewegungen und leidenschaftliche Empfindungen in ihren Werken auszudrücken, ging auf das bloß äußerlich Wirkungsvolle aus, wollte durch hervorragende Kunstfertigkeit glänzen [2]. Nachdem Skopas und Praxiteles angefangen hatten, die Aphrodite völlig unbekleidet darzustellen, verfielen die Bildner bald in schrankenlose Lüsternheit: die immer zahlreicheren Standbilder der Venus und anderer Göttinnen wurden in der griechischen wie später in der römischen Kunst eine Vergötterung des Fleisches. Neben Gebilden dieser Art kamen, dem neuen, mehr privaten als öffentlichen Charakter der Kunst entsprechend, Genredarstellungen, Tierbilder,

---

[1] Vergl. Reber, Kunstgesch. des Alterthums (Leipzig 1871) 370—371. Springer, Kunsthistor. Briefe 298 ffl. ‚Nach Rom übergesiedelt, bringt der Verfall, der schon in Griechenland nach Alexander eingerissen, unaufhaltsam vorwärts; rohe Sinnlichkeit, Luxusdienst, überhandnehmende Pornographie, Schnellmalerei sind Symptome der nahen Auflösung.‘ Vischer 3, 698. In Griechenland, sagt Lessing, ‚hielt es die Obrigkeit selbst ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten‘. ‚Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer recht, wenn wir lachen.‘ ‚Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einfluß, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt.‘ Im ‚Laokoon‘, Sämtl. Schriften, Ausgabe von Lachmann 6, 368—370.

[2] ‚Der nicht mehr hohe und erhaben schöne, sondern nur reizende und rührende und zugleich an die Grenze der Naturtreue fortgehende Stil geht unaufhaltsam in falschen Reiz und Effekt, prachtliebenden Dienst des Luxus, Naturalismus und Manier über. Diese Formen der Ausartung, in Werken der späteren griechischen Schulen, wie einem Laokoon, Apollo von Belvedere, erst als zarter Anflug einer theatralischen Wirkung angedeutet, treten nach der Verpflanzung in die römische Welt grell hervor. Der Effekt ist Zweck des Werks, die Grazie wird zum Sinnenreiz, der gefälligen Ausbildung des Einzelnen die Strenge der Komposition geopfert, die Idee unter prachtvoller Überladung erstickt, an die Stelle des innerlich Großen das äußerlich Kolossale gesetzt. Alle diese Züge haben in dem Übergewicht des Subjektiven über das objektive Gewicht der Sache ihren schließlichen Grund und fassen sich im Begriff der Manier zusammen.‘ Vischer 3, 134. 137—138.

besonders aber Porträte für die vornehme Welt und die Fürsten in Aufnahme. Der von den großen Künstlern der Vergangenheit verschmähte Individualismus war zur Herrschaft gelangt; nicht mehr das Innerliche und Seelische der Form, sondern die alleinige Formgebung selbst galt als höchstes Kunstideal: geschickte Technik und Manier hatten das Ideale des Inhalts überwuchert.

Dem Volke mehr und mehr entfremdet, wurde schließlich die Kunst eine Treibhauspflanze reicher sogenannter Kunstliebhaber, insbesondere der Fürsten; sie wurde von diesen gefördert, aber nur insofern sie deren Prunkliebe diente, deren Launen, allen, wenn auch häufig noch so geschmacklosen Aufträgen sich anbequemte. Da konnte von großen treibenden Gedanken, von frischer Schöpferlust, das heißt von den wesentlichen Lebensbedingungen der alten freien Volkskunst, nicht mehr Rede sein. Die vielen Kunstsammlungen, welche die Vornehmen anlegten, waren deutliche Kennzeichen abnehmenden Kunstlebens; sie wurden ‚die Kerker der Kunst‘ [1].

In sich selbst trugen die Künste die Keime ihres Verfalles, weil der festgefügte Organismus ihres Wesens auseinander ging, sie nicht mehr in edlem Wetteifer zusammenwirkten. Die Loslösung der Malerei und Skulptur von der Baukunst führte eine völlige Gesetzlosigkeit herbei. Jede Kunst wollte selbständig sein, um ihre Geschicklichkeit und Meisterschaft desto glänzender zu entfalten, aber je weiter die Künste sich voneinander trennten, je ausgesprochener sie ihre besondern Wege gingen, desto augenscheinlicher ging die Kraft der Kunst als solcher verloren: dem ohne Zusammenhang Entstandenen fehlte der tiefere Sinn und der Einklang.

Alle diese Erscheinungen einer vom Boden der alten Überlieferungen und des echten Volkstums losgelösten, innerlich entarteten, äußerlich dienstbar gewordenen Kunst machen sich, im allgemeinen gesprochen, auch bei jener deutschen Kunst vielfach nur zu sehr bemerkbar, welche im sechzehnten Jahrhundert sich für ‚antikisch‘ ausgab, eigentlich aber nur nach der ‚neuen welschen Manier‘ arbeitete, die aus Italien nach Deutschland sich verpflanzt hatte [2].

Für die italienischen Künstler lag in der ‚Wiedergeburt der Antike‘ ein gewisser Zauber. Die Anschauungen und Überlieferungen der römischen Vor-

[1] Plinius spricht von der zu seiner Zeit ersterbenden Kunst: Gemälde und Bildwerke schicke man auf die Landgüter ‚in die Verbannung‘; für den ausgezeichneten Maler Amulius sei Neros ‚goldenes Haus‘ der ‚Kerker seiner Kunst‘ geworden. ‚Um so ehrwürdiger‘, sagt er, ‚erscheint uns die Klugheit des Altertums‘, als die Maler noch ein gemeinsames Eigentum aller waren und man nicht die Wände der Häuser bloß für die Besitzer schmückte. Hist. natur. lib. 35, cap. 2, 11. 37.

[2] Über den Entwicklungsgang der bildenden Künste vor und nach der ‚Renaissance‘ hat sich niemand besser ausgesprochen als Goethe in seinem Leben Winckel-



zeit waren in Italien während des Mittelalters nie völlig untergegangen, die vielen noch vorhandenen und im fünfzehnten Jahrhundert neu ausgegrabenen Denkmäler erinnerten überdies lebhaft an die Zeiten der römischen Weltherrschaft; sie wurden als Erzeugnisse der einheimischen, durch die Gotik verdrängten Kunst betrachtet. Dieser alten einheimischen Kunst wollte man so gut wie der alten Litteratur, für welche die Humanisten eine unbegrenzte Begeisterung verbreitet hatten, zur Wiedergeburt verhelfen.

Wie auf litterarischem, so traten aber nur zu bald auch auf künstlerischem Gebiete verhängnisvolle und bedenkliche Seiten hervor[1]. Die Beschäftigung mit der alten Kunst wurde für viele eine große Gefahr. Man liebäugelte vielfach mit der kecken Sinnlichkeit und Lüsternheit der entarteten Antike; mitunter kam es auch zur Überschreitung der der Kunst und den einzelnen

manns (1805) S. 204 ſſ. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts (Leipzig 1885) S. 296, hat darauf treffend hingewiesen. In den späteren Ausgaben der Werke Goethes finden sich diese Aussprüche nicht. ‚Wir geben zu,‘ schrieb er im Jahre 1805, ‚die Griechen haben manche Vorteile genossen, deren die Neueren sich nicht erfreuen; doch weniger der Schönheit ihrer mythologischen Dichtungen, ihren Spielen u. dergl., als dem religiösen Eifer und, nebst demselben, dem patriotischen, oder wenn man dieses letztere mit einem geringeren Namen belegen will, dem allgemeinen National-Ehrgefühl und der Ruhmbegier jedes einzelnen Orts, vor dem andern Vorzüge, Merkwürdigkeiten zu besitzen, hatten sie wahrscheinlich den Flor ihrer Kunst zu danken; und auch wir, so scheint es, sind dem katholischen Religionseifer des dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten Jahrhunderts die Bildung und das Wachstum der bildenden Künste schuldig geworden. Solange die heiligen Stiftungen aller Art ihnen ein weites Feld, würdige und, man kann hinzusetzen, zahllose Gelegenheit gaben, sich zu zeigen, so lange stiegen sie rasch und freudig empor. Düstere mönchische Ideen scheinen dem Künstler wenig hinderlich zu sein, denn er bearbeitet, erheitert und verschönt dieselben. Betrachte man nur unbefangen von allen Seiten die schöne Stufe, worauf sich alle bildenden Künste zu Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts befanden, und es ist keineswegs schwer zu denken, daß sie auf diesem Wege noch weiter hätten fortschreiten, ja sich, wiewohl mit eigentümlichem Charakter, bis neben die Antike erheben können; aber die emporhebende Kraft war schwächer geworden und hatte ihnen ihr Ziel gesetzt; mächtige Beschützer fanden sich zwar noch, aber diese konnten das Heilige nicht ersetzen. Die Künste waren Mode, sie gefielen vielleicht, doch man bedurfte ihrer nicht mehr notwendig. Rafael bemalte Hallen und Säle. Des Michel Angelo hauptsächlichste Bildhauerarbeiten sind Grabmäler. Wir wollen nicht sagen, daß dieses unwürdige Beschäftigungen für diese großen Meister gewesen seien, allein es bereitete doch schon das Abnehmen der Kunst vor. In der Stille und Freiheit der Altäre fand sie nicht mehr volle Beschäftigung und mußte darum der Welt dienen, den Launen auf mancherlei Weise schmeicheln. Ihre Anwendung wurde ausgedehnter, aber auch gemeiner; die mindere Würde zog Bestreben nach größerer Fertigkeit, das Bedürfnis schnell zu arbeiten die Manier, die Manier aber das Geistlose, das Handwerksmäßige nach sich. Diese sind die Stufen, über welche die neuere Kunst von ihrer Höhe herabstieg, und wenig anders ist es auch mit dem Verfall der alten beschaffen gewesen.‘

[1] ** Vgl. Pastor, Gesch. der Päpste 3 (3. u. 4. Aufl.), 147 ff.

Künsten gezogenen Schranken. Der Titane Michel Angelo hielt sich ‚weder auf ein antikes noch auf ein modernes architektonisches Gesetz verpflichtet'. Er wollte ‚die Antike' nicht allein nachahmen, sondern noch überbieten, mit neuen Mitteln möglich stärkste Wirkungen erzielen. In den verschiedenen Zweigen der Kunst überschritt er die jedem einzelnen gesteckten Grenzen, und so vermischte er die verschiedenen Arten der Künste [1]. In kurzem bildete sich der Barockstil heraus, der an Stelle streng gesetzlicher Ordnung, allgemein gültiger Überlieferungen die schrankenlose Freiheit und persönliche Willkür des Künstlers setzte und einen raschen Verfall, schließlich ein Absterben aller Kunst naturnotwendig herbeiführte. Michel Angelo selbst († 1563) erlebte noch diesen Verfall, welcher in der Malerei schon unter den ersten Schülern Rafaels († 1520) eingetreten war.

In seinen kirchlichen Schöpfungen verkörperte der große Urbinate mit aller Meisterschaft die erhabensten religiösen Gedanken, erreichte in genialer Auffassung, formedler Zeichnung, prächtiger Farbenanwendung eine wunderbare Höhe; aber daneben finden sich unter seinen weltlichen Bildern (zum Beispiel in der Farnesina und in dem Badezimmer des Kardinals Bibbiena) solche, welchen der christliche Forscher seine unbedingte Huldigung nicht darbringen kann. Seine nur am Äußerlichen haftenden Schüler verfielen in Übertreibungen, Geziertheit und noch Schlimmeres [2]. Bald ging die Malerei, wie die Bildnerei, in schwülstigen Aufputz über. Viele deutsche und niederländische

---

[1] ‚Man begreift', schrieb Sulpiz Boisserée am 26. Juni 1837 aus Rom an seinen Bruder, ‚das gewaltsame Wesen des Michel Angelo um so weniger, wenn man ihn im Verhältnis zu den ihm vorhergehenden und gleichzeitigen hiesigen Bildhauern betrachtet. Denn diese sind so ausgezeichnet und so sehr von wahrem Kunstsinn beseelt, als es in der Malerei die Vorgänger Rafaels waren, dermaßen, daß auf sie ein christlicher Phidias hätte folgen können; nun aber kam dieser titanische Mensch, der in allen Zweigen der Kunst die Grenzen überschritt, dadurch Bildhauer, Maler und Architekten in Verwirrung, die Kunst überhaupt in unabsehbares Verderben brachte.' Carstens schrieb: ‚Michel Angelo ist der Vater des schlechten Geschmacks in der Baukunst, der unter seinen Nachfolgern bis auf unsere Zeit sich immer verschlimmert hat. An den Werken der gotischen Baukunst erblickt man überall Genie, an den Werken der Neueren nur Regeln.' Springer, Bilder 2, 313. ** Über den ‚buonarotischen Stil' urteilt Reumont, Gesch. der Stadt Rom 3, 2, 723: ‚In einer Nachahmung antiker Kunst befangen, welche statt des Geistes derselben Äußerlichkeiten aufgriff und durch einseitiges Streben nach angeblicher Freiheit sich von den bewunderten Vorbildern immer weiter entfernte, verfiel diese Kunst, unfähig, neue Typen zu schaffen, in eine Manier, deren Geistlosigkeit inmitten des anspruchsvollen Formenwesens nur um so greller ans Licht tritt. Je weiter man vorwärts schreitet, um so augenscheinlicher wird der Verfall.'

[2] Von den Schülern Rafaels sagt Rio, De l'art chrétien 4, 561: ‚Telle fut leur décadence, au point de vue des inspirations, que l'appréciation de leurs oeuvres n'appartient plus à l'histoire de l'art chrétien.' Die religiösen Ideale des Christentums wurden in gewissem Sinne heidnisch dargestellt; vergl. Springer, Bilder 2, 182.

Künstler aber, welche ihre Muster jenseits der Alpen suchten, hielten gerade diese Richtung besonderer Nachahmung wert.

Der ‚Kultus der Nacktheit‘, welcher in der entarteten Antike so mächtig hervorgetreten, fand selbst bei den bedeutendsten italienischen Meistern lebhafte Bewunderung. Michel Angelo trieb in einer seiner berühmtesten Schöpfungen, dem ‚Jüngsten Gericht‘, diesen Kultus aufs höchste[1]. Weit schlimmer ist, wie Correggio die ‚nackte sinnliche Schönheit‘ wahre Triumphe feiern ließ. Auch der große Tizian, der so viele heilige Stoffe ernst und würdig darstellte, verherrlichte in zahlreichen andern Gemälden denselben schamlosen, lüsternen Sinn, welchen sein vertrauter Freund Pietro Aretino, einer der sittlich verworfensten Menschen, in seinen Schriften anpries[2].

Gleich in der ersten Blüte der ‚Renaissance‘ hat es nicht an schlimmen Auswüchsen gefehlt. Einige italienische Künstler waren damals in jene ‚ganz besondere Gemeinheit‘ verfallen, welche Plinius zur Zeit der entarteten römischen Antike an dem Maler Arellius auf das schärfste gerügt hatte. ‚Arellius‘, schrieb er, ‚war kurz vor der Zeit des Augustus in Rom als Maler berühmt, aber er entehrte seine Kunst durch eine ganz besondere Gemeinheit: er brannte nämlich beständig in Leidenschaft für irgend ein Mädchen; darum malte er Göttinnen unter der Gestalt seiner Geliebten, so daß man nach seiner Malerei seine Buhlschaften zählen konnte.‘[3] Ähnlich verfuhr einmal in Florenz der hochbegabte, von Cosimo de' Medici und seinen Söhnen am meisten begünstigte Maler Fra Filippo Lippi. Als er im Jahre 1458 eine Novize, Lucrezia Buti, verführt hatte, lachte man am Hofe über diese Verirrung des Künstlers und gestattete, daß derselbe seiner Schande durch ein öffentliches Gemälde, auf dem er dreimal das Bildnis der Verführten als Tochter der Herodias anbrachte, an geweihter Stätte ein Denkmal setzte; auf einem andern Gemälde stellte er die Buti sogar als die heilige Jungfrau Maria dar[4]. In solcher

[1] ** Bezüglich der unbekleideten Gestalten im ‚Jüngsten Gericht‘ Michel Angelos hebt P. Keppler in den Hist.-pol. Bl. 91, S. 755 mit Recht hervor, daß Michel Angelo immerhin noch sehr zu unterscheiden ist von jenen, welche die Kunst zur Buhldirne herabwürdigen und in lasciver Absicht das Fleisch um des Fleisches willen malen. Übrigens finden sich auch im ‚Jüngsten Gericht‘ von H. Memling und in der gleichen Darstellung des Meisters Stephan von Köln zahlreiche Nuditäten.

[2] Vergl. Springer, Bilder 1, 349. ‚Die idealisierende Weise des Künstlers unterscheiden wir sehr wohl von dem Cynismus des Schriftstellers. Der Grundton aber bleibt schließlich doch derselbe.‘ — Vergl. Molmenti, Kap. 5: ‚Die Kunst ein Spiegelbild der Sitten‘ 241 ffl.

[3] Hist. natur. lib. 35, cap. 37.

[4] Vergl. Rio, De l'art chrétien 1, 361—364. v. Reumont, Lorenzo de' Medici II (2. Aufl.), 129. 134 ff. Jungmann 412. ** Vgl. Kraus, Gesch. d. christl. Kunst II, 2. Erste Hälfte S. 186. Dies geschah wenige Jahre nach dem Tode jenes durch gotterfüllte Innigkeit des Gemütes und engelgleiche Lauterkeit der Seele fast einzig da-

Entweihung der heiligen Kunst fand er Nachfolger, besonders unter Cosimos Sohn, Lorenzo de' Medici, dem ‚Prächtigen‘, welcher die neu aufgekommene naturalistisch-sinnliche Kunstrichtung nicht weniger beförderte als sein Vater. Dem christlichen Volke, welches in den Kirchen Andacht und Erbauung suchte, wurden vielfach Weiber von üblem Rufe unter den Gestalten der hl. Maria, der hl. Magdalena, des hl. Evangelisten Johannes vorgeführt. Auch erschienen die heiligen Frauen oft in ihren Gewandungen wie vornehme Buhlerinnen. ‚Ihr Maler‘, sagte Savonarola, ‚laßt die heilige Jungfrau auftreten wie eine öffentliche Dirne gekleidet.‘ [1] Bei Tintoretto erscheint der Heiland einmal inmitten halbnackter Frauen! [2] ‚Wer‘, fragte Kardinal Contarini im Jahre 1536, ‚sollte nicht jenen Kanon loben, welcher unter Strafe der Exkommunikation verbietet, Tafeln oder sonst etwas mit Bildern zu bemalen, durch welche die unreine Lust angereizt werden könnte? In unsern Zeiten aber, um nicht von Privathäusern und von öffentlichen Gebäuden zu reden, glauben wir sogar die Tempel Gottes, die Monumente der Heiligen, ja die Altäre mit derartigen Bildern und Statuen schmücken zu können, was gewiß ein arger Mißbrauch ist.‘ [3]

Sehr heilsame Bestimmungen gegen derartige Mißbräuche traf das Konzil von Trient. In der fünfundzwanzigsten Sitzung dieser Kirchenversammlung ward nachdrücklich eingeschärft, die Künstler sollten nichts darstellen, was in irgend einer Weise den Glauben gefährden, Irrtum oder Aberglauben in dem Beschauenden veranlassen könnte; an den kirchlichen Bildwerken solle nur Würdiges und Erhabenes erscheinen; alles, was unanständig oder die Sinne reizend, oder nur für weltliche Zwecke geeignet erachtet werden müsse, solle vermieden werden [4]. Daß solche Bestimmungen nötig waren, zeigt deutlich den Niedergang der Kunst.

stehenden Fra Angelico da Fiesole, der die schönste Vereinigung christlicher Kunst und christlicher Heiligkeit offenbart hatte. Bei vielen Kompositionen Fiesoles ist der Einfluß der Antike unverkennbar, aber stets bleibt der christliche Gedanke intakt, ja wird in höchster Vollendung ausgedrückt. Vergl. Pastor, Geschichte der Päpste I (2. Aufl.), 435—436.

[1] Rio 2, 60—61. 423—424. Unter Savonarolas Leitung wurden unzüchtige Bilder öffentlich verbrannt 450—452. [2] Rio 4, 282.

[3] Dittrich, Gasparo Contarini (Braunsberg 1885) S. 338—339.

[4] Jakob 111. Dejob 246 ffl. bespricht die italienischen Kunstschriftsteller, welche auf Grund der Dekrete des Konzils gegen die Profanierung der religiösen Kunst auftraten. Sonderbar ist S. 240 sein Satz: ‚L'art de la Renaissance n'avait point été licencieux.‘ Gerade mit der sogenannten Renaissance fing die Lizenz bei den Künstlern an, und Dejob sagt 251 mit Recht über die von ihm besprochenen christlich-ernsten Theoretiker: ‚On s'étonne que les théoriciens qui voulaient ramener l'esprit chrétien dans l'art, procédassent uniquement par préceptes, sans jamais proposer l'exemple des artistes antérieurs à la Renaissance proprement dite.‘

Ein Zeichen dieses Niederganges war es auch, daß sie allgemach mehr und mehr ihren volkstümlichen Charakter verlor und zur Dienerin der Vornehmen und der Höfe herabsank. Diesem höfischen Wesen entsprechend, bestanden denn auch vielfach ihre Hauptleistungen in der Erbauung und prunkvollen Ausschmückung von Palästen, Schlössern und Lusthäusern.

Mit dem Charakter der Kunst veränderte sich auch die äußere Stellung der Künstler. Künstlergilden waren zwar noch immer vorhanden, aber die meisten Künstler lösten sich vom Zunftverbande los und besaßen keinen festen Platz mehr innerhalb der bürgerlichen Ordnung.

Viele unter ihnen zeichneten sich so gut wie die alten Meister durch Demut und Herzenseinfalt, stilles Arbeitsleben und werkthätige Liebe aus und hegten trotz aller Vorliebe und Begeisterung für ‚die Antike‘ dieselbe tief christliche Gesinnung, welche Michel Angelo als fünfundsiebzigjähriger Greis mit den Worten ausgesprochen hatte: die Kunst wie alles Irdische sei nichtig und könne den Geist nicht befriedigen, dieses vermöge allein die Liebe zum Gekreuzigten [1].

Aber nur zu groß war die Zahl derjenigen, welchen die ungebundene Stellung zum höchsten Nachteil gereichte. Aus schlichten Bürgern waren sie vornehme Leute geworden mit allen Bedürfnissen und Gewohnheiten der höheren Gesellschaft jener üppigen und genußsüchtigen Zeit.

Wie es in dieser Hinsicht in Venedig aussah, schon zur Zeit als Dürer dort im Jahre 1506 verweilte, läßt sich aus dessen Briefen an Willibald Pirkheimer genugsam erkennen. Wohlgesinnte Italiener selbst warnten ihn ausdrücklich, mit dortigen Malern zu essen und zu trinken. Dürer fand allerdings ‚viele artige Gesellen, vernünftige Gelehrte, gute Lautenschläger und Pfeifer, Kenner in der Malerei und Leute von viel edeler Gesinnung und rechter Tugend‘, aber auch ‚die untreuesten, verlogene, diebische Bösewichter, von denen ich‘, schrieb er, ‚nicht geglaubt hätte, daß sie auf dem Erdreich lebten‘. ‚Sie wissen, daß man diese ihre Bosheit kennt, aber sie fragen nichts danach.‘ ‚Fast jedermann‘ leide an ‚den Franzosen‘, der ansteckenden Lustseuche; ‚ich weiß nicht, was ich jetzt mehr fürchtete; viele Leute fressen sie ganz auf, daß sie daran sterben.‘ Der häufig, milde ausgedrückt, lockere Ton seiner Briefe verrät übrigens, daß das dortige Leben auf ihn nicht ohne Einfluß blieb und das vornehme Wesen sein Gefallen erregte. Mit schwerem Herzen nahm er Abschied von Venedig. ‚O wie wird mich nach der Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer‘, das heißt Bettler [2].

---

[1] Guhl, Künstlerbriefe 1, 238—239. 242. Vergl. mehrere Zeugnisse bei Graus 12—14.

[2] M. Thausing, Dürer's Briefe, Tagebücher und Reime (Wien 1872) S. 5. 6. 7. 13. 15. 17. 21. 22. Über das Wort Schmarotzer oder Schmorotzer = Bettler vergl. Weigands Deutsches Wörterbuch.

Spätere deutsche und niederländische Künstler, welche in großer Zahl die Lagunenstadt aufsuchten, hatten volle Freude an der mit äußerlichem Glanze umkleideten Liederlichkeit.

Die ‚neue antikisch-welsche Kunst‘ wurde nach Deutschland verpflanzt, die alte einheimische, durch viele Jahrhunderte geübte, durch die großartigsten Leistungen bewährte Kunst fiel ihr zum Opfer. In Italien konnte die Vorliebe für ‚die Antike‘ sich auf alte volksmäßige Überlieferungen berufen, besaß sie eine gewisse geschichtliche Berechtigung; in Deutschland dagegen fehlte ihr jegliche nationale Grundlage: die neue Kunstweise wurde als eine völlig fremde dem deutschen Wesen aufgepfropft. In Italien war sie unter Führung der bedeutendsten Künstler während ihrer kurzen Blüte reich an Werken gediegener Pracht und vollendeter Technik; in Deutschland hatte sie, wenigstens auf dem Gebiete der hohen Kunst, nicht einen einzigen Meister ersten Ranges aufzuweisen und brachte auch nicht ein einziges Kunstwerk zu stande, welches an wahrer Größe und Schönheit und an unvergänglichem Werte mit den vollendeten Schöpfungen der alten einheimischen Kunst einen Vergleich aushalten könnte. Diese einheimische Kunst hatte sich, als die fremde Kunstweise eingeführt wurde, keineswegs ‚erschöpft und ausgelebt‘, so wenig wie das Christentum sich ausgelebt hatte, als die Humanisten für den heidnischen Götterhimmel zu schwärmen begannen; das deutsche Volksrecht sich ausgelebt hatte, als man dasselbe durch das fremde römische Recht verdrängte; die deutsche Sprache sich ausgelebt hatte, als die Gelehrten dieselbe für ‚eine barbarische‘ ausgaben und ihre deutschen Namen mit latinisierten und gräcisierten vertauschten. Wie das deutsche Volkswesen auf allen Gebieten durch den Einfluß der Machthaber und Tonangeber zurückgedrängt wurde, dem Fremden weichen mußte und allmählich in eine völlige Ausländerei verfiel, so verlor sich auch die einheimische Kunst.

Während noch am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts die gesamte Kunstthätigkeit von dem Geiste des Mittelalters beseelt und getragen worden, schrieb Dürer schon zwanzig Jahre später: Heutzutage muß alles antikisch sein. Bloße Nachahmung war das Höchste, was man beabsichtigte, manchmal erreichte. Die deutsche ‚Renaissance‘ ist im Grunde nur eine Wiedergeburt der welschen Wiedergeburt, eine Nachgeburt derselben[1]. Nur so lange man noch

[1] Treffend sagt Riehl, Kulturstudien 129—130: ‚In der Renaissance wurden die antiken Formen wiedergeboren, zunächst in und neben den mittelalterlichen, dann zur Besiegung derselben. Kunstformen anpassen ist aber ebenso schwer, als Röcke zu verändern. Nur wenigen der größten Baumeister und Bildner gelang es auf kurze Frist, den inneren Widerspruch zwischen dem neuen Leben und der alten Kunst zu beschwören. Keine Kunstperiode hat eine so spannenkurze Blüte gehabt wie die echte Renaissance; schon da sie zur Welt kam, trug sie das Muttermal der Manier auf der Stirne. Diese Manier in ihrer Fülle und Reife ist das Rokoko.‘

an den alten Überlieferungen zehrte und das innere Gefüge der alten Zunftmeister aufrecht stand, wurde manches Schöne und Bewundernswerte zu Tage gefördert. Je mehr aber diese Überlieferungen abhanden kamen oder verächtlich beseitigt wurden und die Bauhütten und zünftigen Werkstätten in Verfall gerieten, desto sichtbarer wurde auch die Entartung der ganzen Kunst. Der allmählich sich ausbildende schroffe Gegensatz zwischen Kunst und Handwerk trug hierzu wesentlich bei [1].

Die neue Kunstrichtung hatte, im allgemeinen gesprochen, keinen Boden in den breiten Schichten des Volkes, empfing keine Nahrung aus dem Volksgeiste, war eine Kunst der Höfe und der vornehmen Leute geworden, sie mußte deren Willkür und Laune und der herrschenden Mode sich fügen. Sie erlag, wenn auch noch so kräftig von den Höfen gestützt, doch innerer Haltlosigkeit, weil sie nicht organisch entstanden war, ihr von vornherein alle harmonische Einheit fehlte. Die verschiedenen Kunstzweige traten selbständig nebeneinander auf; die Baukunst, welche in allen Zeiten wahrer Kunstblüte den Mittel- und Ausgangspunkt des gesamten Kunstlebens bildet, nahm eine untergeordnete Stellung ein. Nicht sie, sondern die Ornamentik wurde zunächst die künstlerische Vormacht und blieb auch das Wesentlichste in der ganzen neuen Kunst [2]. Hatte doch der Italiener Gioviano Pontano schon um das Jahr 1500 dem Ornamente die erste Stelle in der Kunst angewiesen und es für löblich erklärt, dasselbe zu übertreiben [3].

---

[1] Vergl. Rahn 766. A. Schultz in v. Zahns Jahrbüchern 2, 358—359. ** Siehe dazu Lange, Flötner 176 ff.

[2] ** Für alle ‚Meister der älteren Generationen war die Kunst ein so durchaus innerliches Wesen, daß das Ornament in ihrem Schaffen keine große Rolle spielen konnte. Sein Lebenselement ist äußerlicher, sinnenfälliger Natur. Erst nachdem die Kunst sich von ihrem volkstümlichen Kern und von dem geistigen Boden ihrer Existenz loszulösen begonnen hatte, sehen wir daher das gesamte Verzierungswesen zu besonderer Ausbreitung und Blüte gedeihen‘. C. v. Lützow in der Gesch. der deutschen Kunst 4, 214. F. Schneider in der oben S. 19 Anm. 1 citierten Schrift betont sehr zutreffend: ‚Es ist für die kleinbürgerlich-pedantische Art unserer Deutschen sehr bezeichnend, daß sie von dem großen Zug, der in allen Gebieten der italienischen Kunst damals herrschte, so gut wie nicht berührt werden, sondern nur an Äußerlichkeiten hängen bleiben. Über dekorativen Neuheiten übersehen sie das Wesentliche.‘ ‚Es läßt sich nicht leugnen‘, urteilt Lange (Flötner 164), ‚daß in diesen modernen Bestrebungen, besonders in der rückhaltslosen Hingabe an die Gedanken- und Formenwelt der italienischen Renaissance eine große Gefahr für die deutsche Kunst lag, eine Gefahr, die schließlich wenigstens mit zu ihrem Verfall beigetragen hat.‘

[3] ‚Et in ornatu quidem, cum hic maxime opus commendet, modum excessisse etiam laudabile est‘; vergl. Burckhardt, Gesch. der Renaissance in Italien 46. (** Dritte Aufl. 1891, S. 48.) Die antiken Vorbilder, welche man vor Augen hatte, entsprachen diesen Ansichten. ‚So wie ein Hauptcharakterismus der römischen Architektur in dem Streben nach Glanz und Pracht gefunden werden muß, so bildet sie auch die dekorative

Was das Verhältnis der neuen ‚antikisch-welschen‘ Kunstweise zu der religiösen Umwälzung anbelangt, so war dieselbe keineswegs ein Erzeugnis der letzteren. In dem protestantischen wie in dem katholischen Deutschland entschied man sich für die neue Kunst [1]. ‚Mit der Herrschaft der Gotik war

---

Ornamentistik zu überwuchernder Fülle aus und verbindet sich mit der Plastik zur Herstellung eines Ganzen, in dem das Ornament nicht mehr allein als schmückendes Beiwerk, sondern als integrierender Teil, ja sogar als dasjenige sich geltend macht, um dessentwillen die Architektur vorhanden zu sein scheint.‘ Overbeck, Gesch. der griech. Plastik 2, 307. — Den Deutschen, welche den neuen Kunststil in Italien kennen lernten, erschien er, sagt R. Dohme in der Gesch. der deutschen Kunst 1, 287, ‚nur als eine Dekoration, nicht mehr‘. ‚Den für phantastisch-üppigen Schmuck besonders empfänglichen Sinn des Deutschen reizte das barocke Element der norditalienischen Frührenaissance‘, und die ihn ‚anziehenden Eigentümlichkeiten verzerren sich nur zu leicht gelegentlich bis zur Karikatur‘.

[1] ** Sehr beachtenswerte Ansichten über das Eindringen der Renaissance in die nordische Kunst entwickelt G. Schneeli, Renaissance in der Schweiz. Studien über das Eindringen der Renaissance in die Kunst diesseits der Alpen. München 1896. Vergl. H. A. Schmid im Repertorium für Kunstwissenschaft 20, 480 ff., der Schneelis Ansichten über das Eindringen des neuen Stils kurz also zusammenfaßt: ‚Die politischen Zustände, die unaufhörlichen Kriegszüge waren nicht bloß auf den Inhalt, sondern auch auf die Form der bildenden Kunst von Einfluß. Das Auge gewöhnte sich in Italien an die Renaissance, und das kriegerische Leben verlangte eine Reihe von neuen Gegenständen, zu deren Schmuck die bildende Kunst in Anspruch genommen wurde, und so bildeten sich neue Typen. Während dann der Bildersturm nur eben so viel von früherer Kunst übrig ließ, daß man die Entwicklung der Kunst in großen Zügen noch erkennen kann, hat der Humanismus den Charakter der fortan weltlich-bürgerlichen Kunst bestimmt. Wenn auch den Humanisten selbst der Sinn für Kunst ganz abging, so lenkte doch nach Schneeli der geistige Inhalt der neuen Stoffe, die der Humanismus brachte, den Realismus in eine „höhere Darstellungsweise“. So vermochten die politischen Verhältnisse und die geistigen Strömungen den Stil „immerhin leicht zu beeinflussen“. Der Umschwung, der sich vollzog, entsprach aber keinem Bedürfnisse, prinzipiell hat sich nichts geändert. Lediglich die Dekoration, die sich mit andern Elementen leicht vermischt, schleicht sich ein, während die Gotik noch lange fest eingebürgert bleibt und im Grunde ebensogut den Bedürfnissen hätte genügen können. Der Prozeß ist eine äußerliche, glückliche, aber zufällige Erscheinung, eine richtige Mode, von der die großen Künstler mitgerissen wurden, oft ohne ihren freien Willen behaupten zu können. Freilich haben doch erst wieder die großen Künstler der Bewegung ihre Kraft verliehen. Dürer steht in seinem Innersten einer Kunst, bei der die Form Selbstzweck ist, fern, weniger schon Peter Fischer. Erst Holbein aber erfüllte die neue Mode mit dem Geiste der italienischen Kunst, dem undefinierbaren Gefühl für Rhythmus und Harmonie. Die eigentlichen Gründe des Stilwandels liegen in der Einsicht von der Knechtung der freien Dekoration durch die Gotik. Diese Einsicht haben zuerst die van Eyck. Daher die Vorliebe für romanische Formen, für Teppiche und Draperien. Dann brachte die Kleinkunst das spätgotische, naturalistische Ornament hervor. Dies hat dann das Eindringen der Renaissance vorbereitet. Den Hauptanstoß aber gab der Buchdruck. In den neunziger Jahren kam in Oberitalien eine reichere Dekoration der Titelblätter auf, bald darauf

es überall zu Ende. In den katholischen Kreisen ward sie sogar noch weiter zurückgedrängt als in den protestantischen Landschaften.' [1]

drang dann das Renaissanceornament in Deutschland ein. Ein übriges haben dann auch die italienischen Künstler auf deutschem Boden gethan.' Hierzu bemerkt H. A. Schmid: Schneelis ,Hypothese über die äußere Veranlassung des Eindringens der Renaissance ist höchst einleuchtend und, ob genau zutreffend oder nicht, einer der glücklichsten Gedanken des Buches. Es scheint aber in der That, daß Schneeli hier endgültig das Richtige gefunden. Dagegen müssen die eigentlichen Gründe tiefer liegen, als er annimmt. Uns scheint, daß immer die gleichen Veränderungen im Nationalcharakter, die gewisse politische Zustände unmöglich machen, neue litterarische und gelehrte Bewegungen heraufführen und so weiter, auch den kleinen, für bildende Kunst empfänglichen Teil der Bevölkerung zwingen, etwas für schlecht und unschön zu halten, das früher für schön gegolten hat. Es giebt keine solchen Moden, wie Schneeli annimmt, und keine solchen Zufälle. Es regt sich auch im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts das Bedürfnis nach etwas Neuem nicht bloß bei einer kleinen Gruppe von Malern, sondern in ganz Deutschland, und nicht bloß im Ornament, sondern auch in der Architektur; das beweist u. a. das Aufkommen der weiträumigen Hallenkirchen (vergl. hierzu oben S. 18). Das Bedürfnis nach etwas Neuem war vorhanden. Man war im Begriffe, die Gotik völlig umzugestalten, als das Neue von außen kam. Der Einwirkung antiker Stoffe auf die Kunst können wir dagegen keine große, und vor allem keine fördernde Bedeutung beimessen, denn gerade mit der Darstellung der Stoffe aus der römischen Geschichte bringt ein grundprosaischer Zug in die Tafelmalerei.'

[1] Worte von Springer, Bilder 2, 136. ,Die gotische Architektur', urteilt Lübke, Plastik 2, 678, war ,die reinste Tochter des mittelalterlichen Geistes'. Naumann 1, 388 fll. findet dagegen in derselben ,etwas Protestantisches', weil in ihr ,das Kreuz alles und jedes dominiert', denn dieses ,mahnt an die Vorliebe der protestantischen Kunst für die Passion und den darin gefeierten Kreuzestod'. Nicht weniger erkennt er ,protestantische Ahnungen' in den in der Malerei des ausgehenden Mittelalters ,immer entschiedener in den Vordergrund tretenden Passionsdarstellungen im Gegensatz (!) zu den bis dahin vorwaltenden Heiligenanbetungen (!) und Marienverherrlichungen'. Besonders originelle Kunstanschauungen bietet Richard Fischer in seiner Schrift ,Ueber Protestantismus und Katholizismus in der Kunst' (Berlin 1853). Da steht zu lesen: ,Der Protestantismus ist in allem die Grundbedingung aller Kunst und alles Kunstlebens' (S. 13); ,die Lüge aller Transcendenz, alles Supernaturalismus vernichtend, setzt er den Geist des Wirklichen als das wahre Ideelle ein' (S. 15); er ist ,die Quelle aller monumentalen Kunst' (S. 16); ,von einer katholischen Kunst, von einem katholischen Kunstschönen kann eigentlich nicht die Rede sein' (S. 23); ,das protestantische Element' des Bürgertums waltet schon seit der Neige des vierzehnten Jahrhunderts, namentlich bei den Kölner Meistern Wilhelm und Stephan (S. 38); die Gebrüder van Eyck waren bereits weit vorgeschrittene Protestanten, bei ihnen ,schwindet das Mysterion des Dogmas vor der Naturreligion, der sie als Künstler huldigen' (S. 48) u. s. w. Zu den Teufelswerken und ,ketzerischen Revolutionen gegen Gottes Majestät' gehört nach katholischer Anschauung ,beispielsweise die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche unter den Verfluchungen der Mönche und Priester das Licht der Welt erblickte' (S. 22); ,der gespenstische Geist des Katholizismus' (S. 83) läßt dem Verfasser keine Rast und Ruhe.

2. Kunstschriften zur Beförderung der ‚antikisch-welschen Manier'.

Einen merkwürdigen Einblick in die erste Entwicklung der deutschen Renaissance gewähren uns einige Schriften des sechzehnten Jahrhunderts, welche für dieselbe Propaganda machen und zugleich in ihre Kenntnis und Praxis einführen wollen. Aus ihnen ist klar zu ersehen, daß die deutsche Renaissance nicht aus wahrhaft innerlicher Aneignung der italienischen heraus sich bildet, sondern aus äußerlicher Nachahmung, nicht aus tieferer Erfassung ihrer Gesetze, geschweige aus erleuchtetem Verständnis der ihr zu Grunde liegenden Antike, sondern lediglich aus dem Spiel mit ihren Formen.

Man begegnet hier zunächst keinem Geringeren als Dürer. In fast allen großen künstlerischen Leistungen auf dem Gebiete der Malerei, des Kupferstichs und des Holzschnitts ist er noch keineswegs ‚ein Meister der Renaissance', sondern steht noch durchaus auf dem Boden der christlich-germanischen Weltanschauungen und der mittelalterlichen Kunstüberlieferungen. Auch diejenigen künstlerischen Arbeiten, welche er nach seiner Rückkehr aus Venedig schuf, lassen, mit Ausnahme des antikisierenden Beiwerks und abgesehen von seinem bereits zu dem Barocco neigenden Triumphbogen Kaiser Maximilians, nur sehr geringen Einfluß der Renaissance erkennen.

Anders aber verhält es sich mit seinen gelehrten Untersuchungen, welche er in seiner ‚Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit' vom Jahre 1525 und in der erst nach seinem Tode gedruckten ‚Proportionslehre' niederlegte.

In dem ersteren Werke sprach er sich dahin aus, daß erst die Welschen die rechte Kunst, die der Griechen und Römer, wieder an den Tag gebracht hätten. ‚In was Ehren und Würden diese Kunst', schrieb er, ‚bei den Griechen und Römern gewest ist, zeigen die alten Bücher genugsam an, wiewohl sie nachfolgend gar verloren und ob tausend Jahren verborgen gewest und erst in zweihundert Jahren wieder durch die Walhen (Welschen) an Tag gebracht ist worden. Denn gar leichtlich verlieren sich die Künste, aber schwerlich und durch lange Zeit werden sie wieder erfunden.' ‚Die alten Bücher der Griechen und Römer' sollten dem Kunstunterrichte zu Grunde gelegt werden, insbesondere die Bücher des ‚großen Meister Vitruvius', der ‚von der Beständigkeit, Nutzbarkeit und Zierden der Gebäu' so ‚künstlich' geschrieben habe, daß ihm ‚vor anderen zu folgen und sich seiner Lehr zu brauchen' sei.

Bei Erfindung eines neuen Baustils, mit der sich Dürer beschäftigt zu haben scheint [1], konnte er auf den Beifall seiner, der Neuerungssucht meist verfallenen deutschen Zeitgenossen rechnen; denn ‚gewöhnlich', sagte er, ‚wollen alle, die etwas Neues bauen wollen, auch gern eine neue Fasson dazu haben, die zuvor nie gesehen wäre'.

Was er aber selbst in ‚Aufrissen' für eine Denksäule auf eine gewonnene Schlacht, für ein Siegesdenkmal über die geschlagenen aufrührerischen Bauern und für das Grabdenkmal eines Trunkenboldes ‚Neues' lieferte, läßt es für seinen Ruhm nicht bedauern, daß er durch den Tod daran verhindert wurde, die ‚noch gar viel wunderliche, seltsame und künstliche Dinge' zu veröffentlichen, welche er nach Pirkheimers Angaben in der Seele trug [2].

Bei ersterem Denkmal besteht die Säule aus einem aufgerichteten Geschützrohr, Pulvertonnen und Geschützkugeln sind auf die Ecken des Unterbaues gestellt; bei dem zweiten umgeben angebundene Kühe, Schafe und Schweine den viereckigen Sockel. Vier Körbe mit Käse, Eiern, Butter, Zwiebeln und Kräutern krönen die Ecken des Unterbaues: der ausführende Künstler könnte auch, sagte er, sonst noch, was ihm ‚einfalle', darauf stellen. Er selbst setzte noch auf den Unterbau einen Haferkasten, über diesen einen umgestürzten Kessel und auf den Kessel einen mit einem Teller zugedeckten Käsenapf; auf dem Teller erhebt sich ein Butterfaß, auf diesem ein Milchkrug. Letzterer trägt eine Korngarbe, in welche Schaufeln, Flegel, Mistgabeln eingebunden sind. Ein umgestürzter Hühnerkorb bildet den Knauf, ein ‚trauernder' Bauer, auf einem Schmalzhafen sitzend und von einem Schwerte durchbohrt, schmückt die Spitze der Triumphsäule [3].

Eine einschneidendere Satire auf die neu aufkommende Kunstweise hätte nicht leicht geschaffen werden können.

Nicht weniger ‚Neues' in der Kunst findet sich auf Dürers Denkmal eines Trunkenboldes: auf dem Unterbau eine mit einem Brettspiel zugedeckte Biertonne, darauf zwei Schüsseln übereinander mit der Weisung: ‚Darin wird Fresserei sein'; dann folgt ein ‚weiter niederträchtiger Bierkrug mit zwei Handhaben', bedeckt von einem Teller mit einem hohen umgekehrten Bierglase, endlich ein Korb mit Brot, Käse und Butter [4].

---

[1] Vergl. v. Zahn, Dürers Verhältnis 96—97.

[2] Vergl. v. Eye, Albrecht Dürer 466.

[3] Hermann Grimm, Künstler und Kunstwerke 2, 228, meint: Dürers ‚Entwurf für eine Denksäule auf die besiegten Bauern (1525) ist eine so barocke und zugleich dennoch a n m u t i g e Übereinandertürmung naturalistischer Elemente, wie sie niemand vor ihm und nach ihm zu stande gebracht hat'.

[4] Die Abbildungen in der ‚Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheyt' (Nürnberger Ausgabe von 1538) Bl. J—J².

Bei dem hohen Ansehen, welches Dürer allgemein genoß, mußten solche ‚Erfindungen‘ die Einbildungskraft der ohnehin von allerlei Phantastereien ergriffenen Künstler nachhaltig befruchten, und es hätte nicht mehr seiner ausdrücklichen Mahnung bedurft, daß jeder streben solle, ‚etwas weiteres und Fremdes zu finden‘. Wie ganz anders offenbarte sich Dürers großartiger künstlerischer Sinn sowohl in der Erhabenheit der Auffassung als in der Kraft des Ausdrucks, solange noch, zum Beispiel in der ‚Apokalypse‘ oder in ‚Ritter, Tod und Teufel‘, dem ‚hl. Hieronymus im Gehäuß‘ und in der ‚Melancholie‘ [1], keine Einwirkung eines falschen Naturalismus an ihn herangetreten war! [2]

Zwei Jahrzehnte später zimmerte ein anderer Theoretiker, der Nürnberger Arzt und Mathematiker Walter Rivius, bereits die Wiege für den deutschen Zopf. Er veröffentlichte ‚in müßigen Zeiten zu sonderlicher Ergötzung und Rekreation‘ im Jahre 1547 eine ‚Neue Perspektiv‘ und im folgenden Jahre einen ‚deutschen Vitruv‘, und diese umfangreichen Werke erlebten mehrere Auflagen [3]. In letzterem Werke schwelgt Rivius förmlich in Vitruvius und dessen Nachfolgern. Die Widmung des Buches an den Bürgermeister und Rat zu Nürnberg läßt sich derart aus, als ob es vor der Wiederbelebung des römischen Baumeisters keine nennenswerten Baumeister gegeben habe. Nur in der Antike wollte Rivius ‚die rechte gründliche Architektur‘, welche ‚in Deutschland verloschen‘ sei, erkennen, und er verlangte vor allem ‚gelehrte‘ Baumeister, wie sie in Italien zu Hause [4]. Der deutsche Baumeister, sagte er, müsse Latein und Griechisch und womöglich neuere Sprachen lernen, ‚dieweil in keiner barbarischen fremden Sprache bisher weniger gute Schriften und Bücher denn in der teutschen Sprache von neu erfundenen Künsten ausgangen sind, ausgenommen des weit berühmten künstlichen Albrecht Dürers Bücher‘; ferner müsse der Baumeister auch Musik, Arzneikunde und Astronomie verstehen; vollkommen aber werde er erst, nach dem Ausspruche Vitruvs, durch die Philosophie [5].

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 233—235.

[2] Im Jahre 1531 gab Hieronymus Rodler, fürstlicher Sekretär zu Simmern, ‚Ein schön nützlich Büchlin von Unterweisung der Kunst des Messens mit dem Zirkel, Richtscheidt oder Linial‘ heraus, weil die zwei Bücher Albrecht Dürers ‚die Kunst und Unterweisung der Messung‘ und die ‚Proportz menschlicher Bild‘ ‚so überkünstlich und unbegreiflich gemacht‘ und deshalb nicht den Anfängern in der Kunst, sondern ‚allein den Hochverständigen dienlich‘ seien. — Man sieht hier, sagt Lübke, Renaissance in Deutschland 1, 152, ‚überall eine steigende Lust zur Anwendung von Renaissanceformen, die aber gleichwohl von einem wirklichen Verständnis weit entfernt sind‘.

[3] Vergl. Lübke, Renaissance 1, 152. [4] Rivius, Vitruv 18. 19. 34. 189. 249.

[5] Vergl. Lübke, Renaissance 1, 160—163. ‚Im Norden hinderte glücklicherweise die mittelalterliche Überlieferung noch lange Zeit an einer ähnlichen Auffassung.‘ In

Um seine eigene Gelehrtheit zu zeigen, empfahl Rivius, unter Benutzung ausländischer Kunstbücher, die ‚Veränderung der Possen, so ein verständiger Baumeister weiter nach seinem Gefallen in mancherlei Werk bringen möge': zum Beispiel ‚karyatische Weiber und Matronen' in gestickten und betroddelten Gewändern, Gesimse von knieenden Kriegern ‚in antikischer Tracht' emporgehalten, ‚wie man solche', wußte er, in der persischen Halle der Lacedämonier ‚mit großer Fürsichtigkeit und sonderer Listigkeit und scharfem Bedacht von den alten Baumeistern gemacht worden'. Daneben verwies er auf ‚künstliche Säulen von Bildwerk, wie solche dieser Zeit bei den Welschen in Brauch': Hermen, halb in Windeln eingewickelt oder in einen Baumstamm auslaufend, mit türkischem Turban und Troddelmantel, oder mit zwei weiblichen Oberkörpern. Im Anschluß an italienische Vorgänger wollte er den griechischen Tempel verwirklichen, indem er dessen Grundformen und Fassaden nach mehrschiffigen Renaissancekirchen mit Kreuzgewölben und Kuppeln vorführte, Voluten und Giebel bisweilen mit liegenden Drachen und Hirschen bekrönte. Auf Grund von Vitruv schärfte er den Baumeistern die Unterschiede der Tempel nach verschiedenen Gottheiten, besonders nach männlichen und weiblichen Gottheiten, ein. Vornehmlich seien ‚Göttinnen und zarte Jungfrauen mit solchen zierlichen Gebäuden zu verehren, so fast artlichen und wohlgeschmückt und verziert, daß solcher zarten Göttin in Wollust hofirt werde'. Der Turm des Andronikus Cyrrhestes ist nach seinen Vorstellungen ein achteckiger Bau mit fünf Geschossen und allerlei herrlichem Schmuck von ruhenden Löwen, Delphinen und Drachen, einem Engel mit Schwert und Schild, einem Gerippe des Todes, einem nackten Weibe mit dem Zifferblatt einer Uhr, einer Madonna mit dem Kinde, posaunenden Engeln, mehreren Glocken; als Windfahne liegt auf der Spitze des Daches ein blasender Triton auf dem Bauche. Das Grabmal des ‚großmächtigen Königs Mausoli' besteht bei Rivius aus einem Quadrat mit Kreuzgewölben, zu einem griechischen Kreuz erweitert; es baut sich mit Pilastern und giebelgekrönten Fenstern auf, mit kleinen Kuppeln über den Kreuzarmen; eine Stadt mit mittelalterlichen Thoren und zinnengekrönten Mauern und ein königlicher Palast mit Türmen und Erkern, Bogenfriesen und Zinnenkranz bilden die Umgebung [1].

Derart ‚Wunderbarliches und Neues' hervorzubringen, war natürlich nicht jedem gegeben, weshalb Rivius denn auch wohlweise junge Künstler davor warnte, das Amt eines ‚wahrhaftigen Architecti' zu übernehmen; denn dieses

---

seiner ‚Neuen Perspektiv' gab Rivius unter anderem umständliche Anleitung, wie man mit einer Unmasse von geometrischen Linien aus einem Ei einen antiken Pokal machen könne, ‚wie es selbst vom weitberühmten kunstreichen Albrecht Dürer nicht angezeigt worden'. Die geometrischen Spielereien der Spätgotik wurden hier weit überboten.

[1] Lübke, Renaissance 1, 162.

sei keine leichte Sache bei der wunderbarlichen Scharfsinnigkeit der jetzigen Welt, so alle Ding untersteht auf das Höchste zu bringen und zu überkünstlen'. Verächtlich sah Rivius auf die alten Bauhütten, ‚die gemeinen Werkmeister und Steinmetzen' herab; diese sind, sagte er, ‚solch groben Verstandes, daß sie die Dinge nicht begreifen und machen können' [1].

Je mehr die wirkliche Kunst des Bauens, die Bildnerei und die Malerei verfielen, desto zahlreicher wurden die Schriften, welche diese Kunst ‚allen Wohl- und Scharfsinnigen beibringen und lehren' und ‚die recht antikische Art wiederum in Schwang bringen' wollten [2]. Unter vielen andern glänzte als ein solcher Lehrmeister ‚der vitruvianische Architekt' Rutger Käßmann, für den die ‚Architectura nach antiquitätischer Lehr' schon ‚zu den Zeiten Salomonis' blühte, ‚welcher den Tempel zu Jerusalem auf korinthische Manier hat lassen bauen' [3].

Am erfindungsreichsten erwies sich der Straßburger Baumeister und Maler Wendel Dietterlein, ein hochangesehener Mann, der neben andern Künstlern von dem Herzog Ludwig von Württemberg gelegentlich der Erbauung des neuen ‚weitberühmten Lusthauses' nach Stuttgart berufen wurde. In dem Jahre 1593 gab er daselbst eine ‚Architectura und Austheilung der fünf Säulen' heraus, die sich großen Beifalls erfreute und im Jahre 1598 in verbesserter Auflage erschien [4]. Er gehe, sagte Dietterlein in der Vorrede, nicht auf eigenen Ruhm oder Nutzen aus, sondern wolle lediglich aus Liebe zur Sache den rechten Kunstgeschmack verbreiten, ganz besonders zum Vorteile der Jugend, welche bisher in den rechten Grundsätzen der Kunst nicht unterrichtet worden sei.

Dietterlein ist in Deutschland der Großmeister des Barockstils, welcher das Verhältnis der verschiedenen Künste zu einander vollständig verkennt. Bei ihm ist alles schwer und massig, und doch scheint das gesamte Mauer-

---

[1] Aus der ‚Neuen Perspectiv', bei Lübke 1, 164.

[2] Außer den bei Lübke 1, 165 angeführten Büchern vergl. die von Pieter Koeck, citiert bei Fiorillo 2, 461, und 485 die Angaben über Johann Fredemann de Vries, der nicht weniger als sechsundzwanzig Bände herausgab. Carl van Mander legte (1603—1604) die Metamorphosen des Ovid aus, um den Künstlern eine Anweisung zur Ausbildung der Figuren zu geben; vergl. Schnaase 8, 109. Über den Nürnberger Buchdrucker Johannes Petrejus berichtet Neudörffer 177: ‚Seine Gedanken stehen für und für dahin, wie man gute Bücher in ehrlichen Künsten herfürbringen möcht.'

[3] Lübke 1, 166.

[4] Nürnberg 1598. Wendel Dietterlein ist nicht zu verwechseln mit dem in München thätigen Baumeister Wendel Dietrich; vergl. Rée 33. ** Bezüglich Dietterleins vergl. die Ausführungen von Klemm, Württemb. Baumeister und Bildhauer 145 fl. R. v. Lützow in der Gesch. der deutschen Kunst 4, 232 und die Monographie von Ohnesorge. Leipzig 1893. Bezold, Baukunst der Renaissance in Deutschland 97, bezeichnet Dietterleins Architectura als ‚ein würdiges Seitenstück zu Fischarts Gargantua. Wer sich die Mühe nimmt, beide Werke zu vergleichen, wird über den Parallelismus der

werk mit allem ornamentalen Beiwerk in Bewegung zu geraten[1]. In seinen ‚über alles wunderbarlichen Erfindungen‘ konnte er sich auf Dürers Mahnung berufen: Jeder Künstler solle sich bestreben, etwas Fremdes aufzustellen; ‚denn wenn auch der hochberühmte Vitruvius und andere gesucht und gute Dinge gefunden hätten, so sei damit nicht aufgehoben, daß nichts anderes, das auch gut sei, möge gefunden werden‘. Dürers wunderliche Gedenksäulen dienten Dietterlein offenbar zum Muster, als er zum Beispiel sein oft beschriebenes ‚kulinarisches Portal‘ vorführte mit einem feisten Koch als Atlanten, welcher als Kapitäl zwei Schüsseln auf dem Kopfe trägt, am Gürtel zwei Bündel von Schnepfen und ein Küchenmesser, in der Hand einen Schöpflöffel; am Fries sind gekreuzte Kochlöffel, am Gesimse Wildschweinsköpfe angebracht und darüber als Bekrönung eine Gruppe von Hasen, Rehen nebst Küchenkesseln und einem Bratspieß mit Würsten: zur Erinnerung an die Antike durfte dabei eine selbstverständlich fast unbekleidete Ceres nicht fehlen[2]. Wenn Vitruv die dorische Säule mit einem Manne verglich, so ging Dietterlein ernster auf die Sache ein: er stellte die Säule einfach als einen Mann, und zwar, um das kriegerische Wesen der Dorer hervorzuheben, als einen vollständig bewaffneten Krieger dar[3]. Pilaster-Hermen erscheinen bei ihm als Bauern, mit einer Weinbütte so umkleidet, daß nur die Füße mit Holzschuhen und der Kopf mit einem Handfaß als Kapitäl herausschauen; einmal wachsen aus einem Hermenpfeiler Hirschfüße heraus, während der Kopf eines Hirsches mit Geweihen nebst einem Jagdhorn als Kapitäl dienen muß[4]. Solche ‚sinn-

---

Phantasie staunen. Auch W. Dietterlein verfügt über einen erstaunlichen Formenvorrat, den er maßlos in seinen Entwürfen ausstreut. Er ist einer der reichsten Geister der deutschen Renaissance; aber von dem Verhängnis dieser Kunst, daß sie in den Kleinkünsten befangen blieb, hat auch er sich nicht befreit; ja er hat es gar nicht als solches empfunden, sondern mit Behagen Kunst und Kunstgewerbe vermengt. Er nimmt bei seinen Entwürfen keine Rücksicht auf Material und Ausführung; so wie sie hier vorgezeichnet sind, konnten große Architekturen niemals gebildet werden. Selbst auf die Gotik greift er zurück und knüpft da an, wo man vor hundert Jahren aufgehört hatte. Nimmt man ihn aber, wie er ist, so muß man seinen Formenreichtum, seine unerschöpfliche Phantasie und die plastische Kraft bewundern, mit der er die widersprechendsten Formen zu einheitlicher Wirkung zu vereinigen weiß.‘

[1] Vergl. v. Leixner 248—250. Falke, Geschmack 166.

[2] Figur 75. Vergl. Lübke 1, 170—171. Dem kulinarischen Portal entspricht an Geschmacklosigkeit Figur 144.

[3] Figur 46. Die korinthische Säule (Fig. 136) wird als ein üppiges, nur um die Lenden bekleidetes Weib dargestellt.

[4] Die wunderlichsten Phantastereien finden sich auf Figur 36. 76. 82. 83. 146. 164. 183. Vergl. Lübke 1, 170. J. Waßler, Das Dorische in der Renaissance, in v. Lützows Zeitschr. 14, 338—339. ‚Die eigentliche Zopfzeit der deutschen Renaissance fördert‘, sagt Waßler, ‚ganz Unglaubliches zu Tage. Der deutsche Zopf als Kind des

reiche‘ Erfindungen mochte Dürer kaum geahnt haben, als er selbst an den von ihm angegebenen Kapitälen allerlei willkürlichen Schmuck anbrachte und die Künstler aufforderte, ‚etwas von schönen Dingen‘ daran anzubringen, ‚als von Laubwerk, Tierhäuptern, Vögeln und allerlei Dingen, die nach dem Gemüte derer sind, die solches arbeiten‘. Dem ‚Gemüte‘ Dietterleins entsprachen auch die ‚antikischen‘ Nuditäten. Das äußerste in dieser Beziehung liefert eine Skizze zu einem Kamin: die nackte Juno auf dem Schoße Jupiters [1].

Bei einer solchen Entartung der Baukunst und Bildnerei war man gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland angekommen. Denn wie die Theoretiker das Recht der frei schaffenden Einbildungskraft in Erfindung immer neuer Formen aufstellten, so ging man vielfach auch in der Praxis vor. Selbst Dietterleins phantastisch wilde Gebilde fanden mancherlei Nachfolge [2].

---

italienischen wächst weit über den Kopf seines Vaters hinaus. Die italienische Kunstlitteratur hat kein Buch aufzuweisen, das unserem Wendelin Dietterlein in Übertreibungen und Extravaganzen nur im entferntesten nahe käme: gegen Dietterlein ist Pozzo eine keusche Seele.‘ ‚Dietterlein ist ein wahrer architektonischer Höllenbreughel.‘

[1] Figur 149 (vergl. Andresen 2, 270). Vergl. die Figur 76, bei Lübke 1, 168.

[2] Vergl. R. Dohme in der Gesch. der deutschen Kunst 1, 327. 369. Ebe 1, 235 bis 236. Lübke 1, 170 eifert gegen Dietterleins ‚wahren Hexensabbath des in der schönsten Blüte der Flegeljahre sich befindenden Barockstils‘, aber er macht für die Nachahmungen des protestantischen Baumeisters den Jesuitenorden verantwortlich. ‚Es war die Zeit, da der Jesuitenorden für den neu aufgewärmten Katholizismus alle Mittel, erlaubte und unerlaubte, in Bewegung setzte. Die schwülen Ausgeburten des Barocco paßten trefflich in diese Richtung.‘ Woltmann, Kunst im Elsaß 315, sagt, diese Bemerkung Lübkes sei ‚treffend‘. Während aber Lübke den Dietterlein zuerst einen ‚wahren Hexensabbath‘ aufführen läßt, sagt er S. 270 lobend: ‚Die Meister von Straßburg haben immer noch etwas von dem Charakter der alten deutschen Bauhütte und stehen fortwährend in lebhaften Beziehungen zu Deutschland [aber gehörten denn die Straßburger etwa damals schon zu Frankreich und standen trotzdem ‚fortwährend in lebhaften Beziehungen zu Deutschland‘?]. Am Ende des Jahrhunderts ist es Wendel Dietterlein, der, nach Stuttgart berufen, dort seine einflußreichen Kupferwerke herausgiebt‘; S. 376 rechnet Lübke denselben ‚zu den tüchtigsten Künstlern der Zeit‘, die nach Stuttgart berufen wurden.

3. Baukunst und Bildnerei nach ‚antikisch-welscher Manier' — ‚die Prunksucht der Vornehmen und Fürsten'[1].

Von Anfang an besaß die ganze neue Baukunst, welche man als eine Kunst der ‚deutschen Wiedergeburt' bezeichnet, keinen eigentlichen Stil, am

---

[1] „Deutsche Renaissance" ist das Schlagwort für die heutige deutsche Kunstthätigkeit und Kunstwissenschaft, insbesondere für die Kunstindustrie. Man glaubt in der Architektur und Ornamentik des sechzehnten Jahrhunderts ein echt nationales Element entdeckt zu haben, dessen Entwicklung unsere deutsche Kunst zu neuer eigenartiger Blüte zu führen im stande sei — eine Täuschung, die gegenüber der Verwilderung, welche sie bereits hervorgerufen hat, schwerlich lange anhalten wird.' Wilhelm Bode in der Gesch. der deutschen Kunst 2, 228. Will man dagegen Woltmann glauben, so verhielt es sich so: ‚In Italien konnte der gotische Stil am leichtesten beseitigt werden, als er sich überlebt hatte; hier fand sich durch erneuerten Anschluß an die klassische Tradition ein Ersatz. Als dann der *klassisch geschulte Renaissancestil* von dorther in Deutschland eindrang, war er kein *fremdes*, bloß importiertes Produkt, sondern er war schon längst *ersehnt*, längst durch *eigene Arbeit vorbereitet*, und er wurde nun auch in der Umprägung aufgenommen, die der nationalen Eigentümlichkeit entsprach.' Durch die ‚Ausbildung der Renaissance-Architektur erlebte der deutsche Baustil *eine neue Periode der Herrlichkeit*' (Aus vier Jahrhunderten 19. 26). Worin diese angebliche ‚neue Periode der Herrlichkeit der deutschen Baukunst' bestand, hat R. Dohme, dieselbe mit der Periode des Mittelalters vergleichend, schlagend zusammengefaßt: ‚Die mittelalterliche Entwicklung ergiebt ein Bild *fortschreitenden Ausreifens* einem bestimmten Ziele zu, an dessen Verwirklichung die Künstler der verschiedenen Zeiten und Gegenden unbewußt arbeiten. Als dann die Aufgabe der mittelalterlichen Kirchenbaukunst in der Schaffung der fünfschiffigen gotischen Kathedrale in möglichster Vollkommenheit gelöst ist, bietet die weitere Durchbildung der Hallenkirche bis zum Schluß der Periode noch eine Variante des Problems. Mit der *Renaissance* aber tritt an Stelle dieser Zielstrebigkeit ein *planloses Umhertasten*: das, was bis dahin der Führer der architektonischen Entwicklung gewesen, die kirchliche Baukunst, tritt infolge der reformatorischen Bewegung in Deutschland zurück. Aber auch die Profanarchitektur krankt an den politischen Verhältnissen des Landes.' ‚Die politische und finanzielle Kraft der deutschen Fürsten reibt sich auf in Sonderinteressen; in Sonderinteressen auch die des Kaiserhauses.' ‚Und wie auf politischem Gebiet fehlt der große Sinn auch auf architektonischem. So sehr geht diese Zeit in der Kunst im kleinen auf, daß selbst das, was einzelne kunstliebende Fürsten von der Produktion ihrer Zeit fordern, klein gedacht ist.' ‚Auch derjenige Kirchenfürst, in dem wirklich ein Stück italienischen Mäcenatentums steckt,

wenigsten einen ‚nationalen' Stil: sie schuf keine organisch sich entwickelnden Neubildungen der konstruktiven Gedanken; vielmehr bestand das Neue meist lediglich in einer mehr oder weniger antikisierenden Dekoration [1]. Sie wiederholte nur und verkümmerte sogar teilweise das, was das fünfzehnte Jahrhundert Neues in der Raumentwicklung und in den Verhältnissen geschaffen hatte,

---

Kardinal Albrecht von Brandenburg, hat sich trotz der Fülle seiner Unternehmungen nur einmal zu großen Gesichtspunkten aufgeschwungen, und auch dieses eine Mal fällt die Lösung kleinlich aus; es ist die durchaus monumental intendierte Friedhofsanlage zu Halle mit ihren ringsum laufenden Arkaden, eine Schöpfung einzig in ihrer Art in Deutschland — aber ohne jede Großartigkeit in der Ausführung. Wie schwächlich erscheinen diese Bogengänge neben der vornehmen Bildung jeder Loggia an einer toskanischen Villa!' Selbst die bedeutendste Leistung ‚der Renaissance' in Deutschland, der Otto-Heinrichs-Bau zu Heidelberg, ist nur ‚Stückwerk'. ‚Als der Kurfürst Ottheinrich den nach ihm genannten Flügel am Heidelberger Schloß aufführen läßt, da plant er keineswegs einen Umbau der alten unregelmäßigen Burganlage im ganzen, wie jeder Italiener oder Franzose in seiner Lage gethan hätte, sondern von Anfang an will er dem bestehenden Konglomerat von Bauteilen nur ein neues Glied hinzufügen; dieses freilich so vollkommen wie möglich. Ganz Deutschland vermag in dieser Zeit nicht ein einziges groß konzipiertes und groß durchgeführtes Werk aufzuweisen, wie es unter vielem andern aus romanischer Zeit etwa die Burganlage Heinrichs des Löwen zu Braunschweig, aus gotischer das Haupthaus des Deutschen Ordens zu Marienburg und an der Schwelle des siebzehnten Jahrhunderts wieder der Residenzbau zu München ist.' Nur in den Kleinkünsten zeigt sich noch ‚die künstlerische Kraft', aber die Einwirkung des Kunsthandwerks auf die architektonische Arbeit wirkt nicht zum Vorteile derselben. Denn der Sinn für reiche Ausbildung des Details überwuchert allmählich die tektonischen Grundgedanken. Dazu die willkürliche Umdeutung des klassischen Kanons der Gliederungen. So macht denn schließlich die Hochrenaissance kaum noch einen Unterschied zwischen der Formgebung bei Holztäfelungen im Innern der Häuser und der ornamentalen Ausbildung der Fronten in Haustein; denn es fehlt dem ganzen Stil der feste, die Ornamentik in bestimmte Bahnen bannende konstruktive Hintergrund; in der That ist derselbe nur eine willkürliche, die bisherigen Formen verdrängende Dekoration, welche mit dem inneren Wesen des jedesmaligen Baues nichts zu thun hat.' Gesch. der deutschen Kunst 1, 290—291. Vergl. auch C. Schnaase bei v. Lützow, Zeitschr. 9, 212. Lotz, Statistik 1, 15—16, sagt: ‚Bald warf man alle die reichen Mittel beiseite, welche die christliche Baukunst in einer Entwicklung ohnegleichen während vieler Jahrhunderte errungen hatte. Mit seltenen Ausnahmen entbehren die Werke der „Renaissance" des wahren Lebens, der inneren Notwendigkeit und tragen das Gepräge willkürlicher Äußerlichkeit oder geistloser Nüchternheit. Die Kirchen, soweit sie nicht Übersetzungen aus dem Gotischen sind, wie die Marienkirche zu Wolfenbüttel und der Oberbau am Kiliansturm zu Heilbronn, gelingen diesem Stil meist am wenigsten.'

[1] Kugler, Kleine Schriften 1, 394: ‚Es war ein Zwitterzustand, ganz so und noch mehr, als wie in der alten römischen Kunst.' Vergl. Lübke, Plastik 2, 678—679. Wie die Renaissance vorwiegend dekorativ, vergl. auch Carriere, Renaissance und Reformation 70—73.

während sie die Formensprache entweder der italienischen Kunst unmittelbar und nur halbverstanden entlehnte, oder, im Norden, von der niederländischen Kunst vermittelt übernahm und kümmerlich ausbildete [1]. Wirklich Hervorragendes wurde nur dort geschaffen, wo der Baumeister, noch auf dem Boden der alten Überlieferungen stehend, den gotischen Grundgedanken festhielt [2] oder sich ganz der italienischen Renaissance zuwandte.

Nachdem man durch die vielen Lehrbücher die antiken Formen etwas näher kennen gelernt hatte, verband man dieselben mit den gotischen zu einem sogenannten ‚Mischstil‘, vielmehr Zwitterstil, der binnen kurzem ins Barocke überging, die Zierformen bis zur Überladung häufte. Anfangs verwendete man für das Ornament noch Vorlagen aus dem Pflanzenreiche, aber schon seit der Mitte des Jahrhunderts kam das ‚Cartouchenwerk‘ und der ‚Metallstil‘ zur Herrschaft, und alle wirkliche Baukunst hörte auf, als die Konstruktion mit den Zierden ihrer Formen in sichtbaren Widerspruch trat. Jede Rücksicht auf die Natur des Materials, wie sie in der Gotik strenge Beachtung gefunden hatte, wurde beiseite gesetzt: die Holztechnik wurde auf Stein übertragen; die Steinhauer entlehnten der Schmiedekunst die Beschläge an Portalsäulen, Pfeilern und

[1] Sagt Wilhelm Bode in der Geschichte der deutschen Kunst 2, 228. ‚Die deutsche Renaissance-Architekturdekoration hat nur wenige vollendete Werke aufzuweisen.‘ v. Lützow 11, 111. ‚Den späteren in Renaissanceformen ausgeführten deutschen Bauten sieht man es deutlich an, daß jene durch die Hände der Maler und Zeichner bereits gegangen waren, ehe sie der Architekt empfing und sich aneignete. Was man an der deutschen Renaissance-Architektur mit Recht tadelt, die geringe Rücksicht auf das Material, die lockere Verbindung des Ornamentalen und Konstruktiven, so daß das letztere von dem ersteren stets überwuchert wird, das erklärt sich ganz natürlich und hört auf als Vorwurf (!) zu gelten, wenn man dieselben Formen vom Zeichner in einer dekorativen Absicht angewendet gewahrt.‘ Springer, Bilder 2, 38—39. Der italienische Kunsttheoretiker Leon Battista Alberti ‚leitete sogar die Baukunst von einer präexistierenden Malerei ab: der Baumeister habe erst von dem Maler seine Säulen und Gebälke gelernt‘. Burckhardt, Gesch. der Renaissance in Italien 42.

[2] ‚Der Hauptreiz derjenigen Bauten, welche die Renaissancisten als Muster empfehlen, beruht in den aus der gotischen Periode, trotz des Einflusses der Renaissance, herübergeretteten mittelalterlichen Bestandteilen derselben; er beruht darin, daß dieselben das deutsche Wesen nicht vollständig verleugnet, mit den alten Traditionen nicht ganz und gar gebrochen, vielmehr den gotischen Grundgedanken festgehalten und nur in Bezug auf Äußerlichkeiten bald mehr, bald weniger von der Antike geborgt haben. Ganz dasselbe hat aber auch in andern Ländern, namentlich in Frankreich stattgefunden, wo gar viele Bauwerke den nämlichen Charakter an sich tragen, wie die bei uns zu Land unter die Rubrik „Deutsche Renaissance“ gebrachten. Es kann daher von spezifischem Deutschtum, von „nationalem“ Stil da nicht die Rede sein.‘ ‚Allerdings haben alte Meister der Frührenaissance Bewundernswertes geschaffen; allein in ihnen war die mittelalterliche Tradition noch nicht erloschen, und es stand ihnen überdies noch die gerade während der spätgotischen Periode so glänzend entwickelte frühere Technik zu Gebote.‘ Reichensperger, Zur Profan-Architektur 39.

Sockeln; Zierformen der Holzbauten wurden der Steinarchitektur entnommen; den figürlichen Schmuck suchte man aus verschiedenen Kunstkreisen zusammen [1]; die Verzierung der innern Räume wurde ähnlich behandelt wie die der Fassade. Man erging sich in Zwecklosigkeiten aller Art, schuf Säulen lediglich um der Gesimse, Gesimse um der Säulen willen. Auf diesem Wege wurde das Ornament Hauptmerkmal des neuen Stils, das Wesentliche der ganzen Baukunst. Die Üppigkeit und die Prunksucht der Zeit gaben sich in den Ornamenten kund, welche, auch darin dem waltendem Zeitgeiste entsprechend, gar bald allerlei ungeheuerliche Formen annahmen [2].

Auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst blieb man in einigen Gegenden noch bis weit über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus der Gotik

[1] Springer, Bilder 2, 152, meint, gerade ‚dieses Vermischen des besondern Ursprunges, das Heranziehen der Ornamente aus verschiedenen Kunstkreisen‘ beweise ‚die *Selbständigkeit* der dekorativen Kunst‘. ‚Im *Ornamente*‘ müsse ‚der *künstlerische Wert* der deutschen Renaissance aufgesucht werden‘.

[2] ** Die im obigen angedeutete Entwicklung läßt sich auch dort überblicken, wo der neuerdings zu gebührender Anerkennung gelangte norddeutsche Holzbau die edelsten und reichsten Blüten getrieben und bis in die Gegenwart bewahrt hat: im alten Niedersachsen, namentlich in der herrlichen Kunststadt Hildesheim. Vor dem Eindringen der Renaissance zeigt das gotische Holzhaus noch ganz seinen einheitlichen, aus Stil und Material hervorgewachsenen Charakter. Sein energisch hervortretendes und malerisches Profil gewinnt dasselbe durch die Vorkragung der einzelnen Geschosse, von denen jedes obere das untere bedeutend überragt. Durch schräg gestellte Holzstreben, die sogen. Kopfbänder, wird der Druck der weit vorspringenden Tragbalken auf die untern Ständer übertragen, welch letztere durch schräg angebrachte Schubriegel befestigt werden. Die Winkel zwischen den Kopfbändern werden mit ansprechend bemalten oder mit Flachschnitzerei belebten Füllbrettern verkleidet. Ebenso werden auch die Schwellbalken mit Friesen geschmückt, die Balkenköpfe als Gesichter ausgeschnitten, die Kopfbänder mit Figuren oder Wappen versehen, die Thüren und Fenster mit Schnitzwerk umrahmt, die Ziegel der Füllungen in wechselnden Mustern geschichtet, nur die Ständer bleiben schmucklos. Über diesen Unterbau, ihn manchmal an Höhe übertreffend, erhebt sich ein steiles Satteldach, welches in Westfalen die Giebelseite der Straße zuwendet, im Osten der Weser dagegen mit derselben parallel läuft. Aber auch nach dem Eindringen der Renaissance wird dieser gotische Charakter des Holzbaues mit niedersächsischer Zähigkeit festgehalten, nur im Ornament zeigen sich die ‚antikischen Bildungen‘. So ist es bei der herrlichsten Schöpfung der Holzarchitektur der Fall, dem Hildesheimer Knochenhauer-Amthause vom Jahre 1529, dessen mächtiger Aufbau mit seinen acht vorkragenden Stockwerken majestätisch auf den schönen Marktplatz hinabsieht. Die Schnitzereien an den Schwellen, Balkenköpfen und Kopfbändern, welche meist dem neuen Stile angehören, sind von vollendeter Schönheit und meisterhafter Technik. Der weitere Verlauf des sechzehnten Jahrhunderts läßt den Kampf der Holzgotik mit den dem Steinbau entnommenen Renaissanceformen erkennen und verfolgen. Statt der Schubriegel mit Ziegelfüllungen treten seit 1540 Brüstungsplatten, statt der Füllbretter seit

treu; aber infolge der durch die religiöse Umwälzung herbeigeführten Wirren und materiellen Notstände wurden im Vergleich zu früher längere Zeit auch im katholischen Deutschland nur mehr wenige bedeutende Bauten ausgeführt [1]. Erst mit dem Durchdringen der katholischen Restauration wurde dies anders. Die Neubefestigung des kirchlich-religiösen Lebens, die sich unter dem Einfluß der streng kirchlichen Richtung vollzog, hatte eine lange Reihe von kirchlichen Denkmalen und Kunstwerken im Gefolge, die fast sämtlich dem neuen Stil der Zeit, der Renaissance, angehören [2]. Namentlich in Bayern und Österreich, aber auch in vielen geistlichen Territorien entstanden neue Kirchen; zugleich wurden alte im Stile der Zeit umgemodelt, nicht stets zum Vorteil der wahren Kunst. Die Kirchen füllten sich nun wieder mit Werken der neuen Kunst, oft derart, daß die Denkmale der alten Zeit gänzlich verschwinden [3]. Man mag diese Kunst in ästhetischer

---

1578 kantige oder abgerundete Füllhölzer auf. Die früher so beliebten Heiligenfiguren haben mythologischen und allegorischen Gestalten Platz gemacht, welche, weil dem Volke völlig fremd, erst durch beigefügte Namen verständlich gemacht werden müssen. Am Ende des Jahrhunderts haben wir nur noch eine ins Holz übersetzte Steinarchitektur vor uns: die Kopfbänder werden als Steinkonsolen behandelt, den Ständern werden Pilaster eingeschnitten, Zahnschnitt, Perlenschnüre und ähnliches verdrängen die der Natur des Holzes entsprechenden gotischen Kehlungen, die Schwellen werden zu Architraven, die Fensterbrüstungen zu Metopen. Die Ornamente, selten von Pflanzen, meist von Stein oder Metall hergenommen, werden flach modelliert und heben sich mit scharfem Rande vom Grunde ab. Nur eine konstruktive Neuerung ist in dieser Zeit zu verzeichnen. Das sind die sogen. Ausluchten, rechteckige Vorsprünge der Fassade, die in der Art eines Erkers von der Straßensohle aus in die Höhe, später sogar bis zum Dache aufsteigen — ja es bleibt nicht bei einer, sondern es werden ihrer mehrere demselben Gebäude vorgelegt, so daß die Fassade dadurch in Gruppen aufgelöst und so eine reiche malerische Wirkung erzielt wird. Auch sonst muß man sagen, daß die Häuser aus dem Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts durch ihre glückliche Disposition, malerische Anlage und reiche ornamentale Ausstattung immerhin günstig wirken. Erst im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges beginnt für den Holzbau die Periode des gänzlichen Verfalles, seine charakteristischen Eigenschaften werden völlig preisgegeben, zuletzt verschwindet auch die Vorkragung der Geschosse und damit die letzte Reminiszenz an die Kunst des Mittelalters. Über die Hildesheimer Hochbauten vergl. neben dem Werke von C. Lochner noch den geistreichen Vortrag von Pastor Graën in dem Jahresbericht des Görres-Vereins für 1891. S. auch K. Steinacker, Die Holzbaukunst Goslars. Ursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls. Diss. Heidelberg 1899.

[1] Vergl. Lübke, Renaissance in Deutschland 2, 230. Neumann 112—113.

[2] Ausbauten an gotischen Kirchen erfolgten unter andern noch in Magdeburg bis zum Jahre 1520, in Zerbst bis 1530, in Zwickau bis 1536, in Merseburg bis 1540, in Xanten am Niederrhein bis 1525, in Lüdinghausen in Westfalen bis 1558, in Münster bis 1568. Eine etwas regere Thätigkeit herrschte in Bayern und Schwaben: in Amberg bis 1534, in Freising bis 1545, in Scheyern bis 1565, in Lauingen bis 1576, in Landshut bis 1580, in Böblingen bis 1587; an der Ulrichskirche in Augsburg wurde bis 1594 weitergebaut. Vergl. H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie 506 ffl.

[3] ** Vergl. Graus im Kirchenschmuck 1897, S. 41.

Hinsicht beurteilen, wie man will, zahllose Denkmale derselben legen lautes Zeugnis ab von dem Glaubensbekenntnis und der frommen Opferfreudigkeit zur Verherrlichung des Heiligtums, dem unstreitigen Verdienst der katholischen Restaurationszeit, welche von der tridentinischen Kirchenreform ihren Ausgang nahm[1].

Vom künstlerischen Standpunkte aus war es sicher ein Vorteil, daß die beiden deutschen Fürstenhäuser, die treu an der alten Kirche festhielten, die Habsburger und Wittelsbacher, nicht aus dem ‚Reich' Künstler beriefen, welche in ‚deutscher Renaissance' gebaut und gebildet hätten, sondern daß sie Italiener heranzogen, welche in der ihnen von Hause aus geläufigen Art echter, südlicher Renaissance schufen. ‚Als Veranlassung zu dieser für die heimische Kunst folgenreichen Maßregel läßt sich angeben der innige Verkehr der Häuser Habsburg und Wittelsbach mit der katholischen Zentrale Rom, weiter ihre Verbindung mit den regierenden Familien Italiens (zu Mantua, Florenz) sowie mit der spanischen Regierung zu Mailand, endlich der Rückhalt, welchen die Verfechter der katholischen Kirche in Deutschland überhaupt am katholischen Kernlande Italien besaßen.' Auch der Umstand, daß die italienischen Meister im Festungsbau einen unbestrittenen Ruf genossen, hat deren Verpflanzung nach Österreich und Bayern mächtig gefördert[2]. Schon Kaiser Ferdinand I. hatte seit 1534 Meister der venetianischen Schule Sansovinos in Prag beschäftigt. Erzherzog Karl II. von Steiermark trat in die Fußstapfen seines Vaters. Unter ihm und unter Erzherzog Ferdinand entwickelte sich am Hofe zu Graz ein reges Kunstleben, das erst neuerdings näher bekannt geworden ist[3]. Folgereich war namentlich die Berufung des Salustio Peruzzi, des Sohnes des berühmten römischen Künstlers, welcher die Renaissance unmittelbar und rein nach der Steiermark verpflanzte[4].

Ein noch bedeutenderer Mittelpunkt für die Kunst war im katholischen Deutschland München. Während hier unter Albrecht V. und namentlich Wilhelm V. die religiöse Kunst bevorzugt wurde, stand am Kaiserhofe zu Prag und am erzherzoglichen zu Innsbruck die weltliche im Vordergrund der Interessen[5].

---

[1] ** Vergl. Graus im Kirchenschmuck 1897, S. 41.

[2] ** Graus a. a. O. 1897, S. 41—43. Über italienische Festungsbaumeister in der Steiermark s. Wastler in den Mitteil. d. Vereins f. Geschichte in Steiermark 43, 167 ff. Im allgemeinen vergl. noch Bezold, Baukunst 16.

[3] ** J. Wastler, Das Kunstleben am Hofe zu Graz unter den Erzherzogen Karl II. und Ferdinand. Graz 1898.

[4] Das vornehmste Denkmal der Regierung des Erzherzogs Karl ist das schöne Mausoleum im Dom zu Seckau (1587): ‚wenngleich kein selbständiger Aufbau, umfaßt es einen solchen Aufwand an Kunstwerken von Marmor und Metall, Stuccos und Gemälden, daß es eine ganze Summe von künstlerischem Können jener Periode vorstellen mag'. ** Vergl. den schönen Aufsatz von J. Graus, ‚Ein Andenken an die Erzherzogin Maria von Bayern' im Kirchenschmuck 1897, Nr. 4.

[5] ** Näheres unten.

Unter den geistlichen Fürsten ragte durch Begeisterung für die Baukunst und aufrichtigen kirchlichen Eifer in der Ausführung von Bauten der Würzburger Fürstbischof Julius von Mespelbrunn (1573—1618) hervor. Als er starb, zählte man an dreihundert Kirchen, welche er in seinem Bistum erbaut oder wiederhergestellt hatte [1]. Seine hervorragendsten Schöpfungen sind das Juliusspital mit der Kilianskirche zu Würzburg und der dortige Universitätsbau mit der sich anschließenden Kirche. Besondere Hervorhebung verdient, daß er fast ausschließlich deutsche Baumeister beschäftigte; erst im Jahre 1609 sah er sich genötigt, einen Italiener als Dombaumeister anzustellen [2]. Seine vielen Kirchen im Lande erkannte man an den ‚spitzigen Türmen', welche, sagt ein gleichzeitiger Biograph, ‚allenthalben an Tag geben, was dem Bischof zu Würzburg und Herzog zu Franken eigentümlich und unterworfen ist' [3]. Von einem eigentümlichen ‚Juliusstil' kann keine Rede sein; denn Julius übte, Gotisches und Barockes mischend, die neue Kunstweise nicht anders, als im übrigen Deutschland geschah.

Auch einen sogenannten ‚Jesuitenstil' gab es bis nach den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland nicht. Die Kirchen und Kollegien, welche die Jesuiten selbst erbauten oder welche für sie errichtet wurden, entsprachen durchaus den übrigen Bauten jener Periode [4]. Sie gehören aber zu

---

[1] Im ‚Fränkischen Ehrenpreis' vom Jahre 1604 wird gerühmt: ‚Es seien so viele Kirchen gebauet,

Daß man sich gleich verwundern soll,
Wie es habe mögen geschehen woll,
Daß bei Ein's Fürsten Regiment
So vil neue Kirchen seynd vollendt,
So vil der alten renovirt,
Erweitert, g'schmückt und geziert.'

[2] Näheres über die Bauten und die gesamte Kunstthätigkeit des Bischofs bei Niedermayer, Kunstgesch. von Würzburg (Würzburg 1860) S. 265—280. Vergl. Sighart 678 flf.

[3] Niedermayer 271. Buchinger, Julius Echter von Mespelbrunn 206.

[4] ** ‚Sollen wir etwas bestimmt Jesuitisches in den Ordenskirchen bezeichnen,' sagt Graus (Kirchenschmuck 1897, S. 107), ‚so wäre dies außer der strengen Zweckmäßigkeit und vollkommenen Eignung für den Kultus eine gewisse Noblesse in der Form und namentlich auch im Material, als welches natürlich Marmor bei den Altären, gelegentlich auch die Verwendung von Intaglio mit kostbaren schönfarbigen Steinarten und der Intarsia neben üppiger Skulptur bevorzugt wurde. — Imponierende Würde, blendender Glanz und erhabene Größenentfaltung sollten eine festliche Stimmung erwecken. Auf die Wirkung des Festgepränges für religiöse Zwecke verstanden sich die Jesuiten ausgezeichnet; Bauten, Altäre, Gemälde und Statuen sollten das Volk heben zur festlichen Freude an den überirdischen Gütern des Jenseits. Die Kostbarkeit der Stoffe, die Fülle des Schmuckes, die energische Bewegtheit und der Schwung in der Haltung der Heiligenfiguren, der Prunk in den Gefäßen und den Gewändern am Altare, die rauschende Musik beim Gottesdienste, alles wirkte zusammen mit der außerordentlichen

den anerkennenswertesten Leistungen derselben. Die für den Orden in München (1582—1597) durch Herzog Wilhelm V. erbaute St. Michaelskirche ist die gewaltigste kirchliche Schöpfung der sogenannten deutschen Renaissance [1]. Sie ist zugleich ‚das großartigste kirchliche Denkmal des Ordens in Deutschland und das klarste Spiegelbild seines volkstümlichen Wirkens' [2]. Auch die Jesuitenkirche in Koblenz (1609—1617) ist ein stattlicher kirchlicher Bau von technischer Tüchtigkeit [3]. In Dillingen entstand (1607—1617) eine schöne Ordenskirche der Jesuiten [4].

Der herrliche Schmuck dieser Kirchen entsprach durchaus dem Geschmack jener Zeit; ‚volkstümlich weit dehnten sich die Schiffe aus, festlich froh und reich entfalteten sich die Dekorationen und malerischen Kompositionen,

---

Ausschmückung der Kirchenfeste, einen wahren Festjubel in den Gemütern wachzurufen. Im übrigen ist noch als sehr belangreich gutzuschreiben, daß die Jesuiten regelmäßig ihre Künstler nicht aus weiten Fernen zu berufen pflegten, sondern daß sie nahmen aus dem Lande, was sie da erprobt fanden an einheimischen Arbeitskräften.' Vergl. auch Bezold 130 ff.

[1] Sagt Lübke 2, 22. Er nennt sie eine ‚in technisch konstruktivem Sinn eminente Leistung'. ‚Das Innere ist von außerordentlicher Schönheit und Großartigkeit der Verhältnisse, dabei von einer maßvollen Einfachheit der Dekoration, welche die Raumschönheit noch erhöht, so daß kein gleichzeitiger Bau in Italien sich damit messen kann.' Ebe 236 bezeichnet ‚das riesige Tonnengewölbe des Schiffs' als ‚eines der mächtigsten Gewölbe aller Zeiten'. ‚Die Jesuiten Eisenreich, Haindl und Valerian fertigten die ersten Pläne zur St. Michaelskirche; eigentlicher Baumeister war zuerst Wilhelm Eggl.' Fr. Trautmann, Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 21. ** Gegenüber den Ständen, welche auf die schlimme Lage der Finanzen hinwiesen, machte Wilhelm V. geltend, daß in dieser sündigen Zeit Gottes Zorn beschwichtigt werden müsse. Auch sonst stellten sich dem Bau große Schwierigkeiten in den Weg, die jedoch den frommen Herzog nicht entmutigten, s. Riezler 4, 631. Vergl. auch Gurlitt 16, Bezold (Baukunst) 117 ffl. und A. Schulz, Die St. Michaelshofkirche in München. Festschrift zum 300jährigen Jubiläum der Einweihung. München 1897. Hier weitere Litteraturangaben. Die Entwürfe für die Münchener Michaelskirche schuf Wendel Dietrich, der von 1587—1597 Hofbaumeister Herzog Wilhelms war, welcher ihm die damals nicht unbeträchtliche Besoldung von 300 Gulden gab. Wendel Dietrich lieferte wahrscheinlich auch die Entwürfe für die 1580 und 1581 erbaute Jesuitenkirche St. Salvator in Augsburg, s. Buff, Augsburg in der Renaissancezeit. Bamberg 1893.

[2] ** Vergl. J. Graus im Kirchenschmuck 1897, S. 102—103. Derselbe verdiente Kunstforscher bemerkt weiterhin: ‚Der großartige und für Deutschland einzige Innenraum dieser Kirche ist mit architektonischer Gliederung und Stucco-Dekoration reich bedacht; aber gerade der Innenschmuck beweist, daß nicht mehr das Gefühl italienischer Meister, sondern der Geschmack nordischer Kräfte mit ihrer „deutschen Renaissance" an der Bauvollendung wirkte. Auch die Faſſade bekundet denselben Charakter; ihre Stockwerksteilungen und die Giebelform erinnern an die Manier eines deutschen Bürgerhauses. Vornehm wie das Innere ist auch die Einrichtung der Kirche, Altäre, Chorgestühl, Altarschranken ꝛc.; der Hochaltar mit dem schönen Tabernakel und dem großen Gemälde des heiligen Erzengels Michael ist noch ein Werk des Meisters Wendel Dietrich von Augsburg aus der Bauzeit der Kirche.'

[3] Vergl. Lübke 2, 462. Kugler, Kleine Schriften 2, 249. ** Vergl. ferner Gurlitt 20.

[4] ** E. O. von Lochner, Die Jesuitenkirche zu Dillingen. Stuttgart 1895.

imposant war der Aufbau der Altararchitekturen mit ungeheuern Gemälden zwischen goldstrahlenden Heiligenstatuen'[1]. Einer späteren Zeit gehört dann die lange Reihe der in ihrer Art großartigen Klosterkirchen an, welche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert im Barockstil besonders in Süddeutschland gebaut wurden[2].

Das protestantische Deutschland hat dieser gewaltigen Thätigkeit nichts an die Seite zu stellen. Neue Kirchen wurden verhältnismäßig nur selten gebaut[3], viele alte verfielen. Bei einigen protestantischen Kirchenbauten wirkt die Gotik noch ziemlich lange nach und kommt ein Stil in Aufnahme, der ein Amalgam von Gotik und Renaissance ist. Der württembergische fürstliche Baumeister Heinrich Schickhardt von Herrenberg (1558—1634) baute in diesem Mischstil eine Reihe von Kirchen[4]. An der protestantischen Schloßkapelle zu Liebenstein bei Heilbronn findet man im Innern Kreuzgewölbe auf Rippen, aber statt der Pfeiler korinthische Säulen; an der Fronte zwei Renaissanceportale, darüber einen Giebel mit Halbsäulen, Medaillons, Voluten und Spitzsäulen; alles zierlich, aber profan[5].

---

[1] ** Siehe den wichtigen Aufsatz von J. Graus, ‚Von alten Jesuitenkirchen und Jesuitenkunst' im Kirchenschmuck 1897, Nr. 8 ff.; vergl. besonders von Nr. 11 über die 1613—1615 gebaute Jesuitenkirche zu Laibach.

[2] ** Keppler, Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten (Hist.-pol. Bl. 1888). Württemb. Kunstalterthümer XXXIV.

[3] ** Bemerkenswert ist die Kirche, welche die protestantischen Landstände in Klagenfurt erbauten. Dieses 1597 eingeweihte Gotteshaus zeigt nämlich in Anlage und Aufbau durchaus die Traditionen und den Modus katholischer Barockkirchen (s. Grazer Kirchenschmuck 1884, S. 44 ff. und 1897, S. 129). Die Kirche ging 1604 in den Besitz der Jesuiten über, ein Fall, der wohl einzig dasteht.

[4] ** Keppler, Württemb. Kunstalterthümer XXXIV.

[5] ** Keppler, Württemb. Kunstalterthümer 21 ff. Dem protestantischen Deutschland eigentümlich sind die sogen. Saalkirchen. Hierher gehört die 1544 von Luther geweihte Schloßkapelle zu Torgau. Vergl. die freilich nicht einwandfreien Ausführungen von R. Müller, Über die deutschen evangelischen Kirchengebäude im Jahrhundert der Reformation. Leipzig 1895. R. Dohme, in der Gesch. der deutschen Kunst 1, 368. 370, betont: ‚Man versucht nicht einmal die monumentale Ausbildung der Empore, dieses der evangelischen Kirche so wichtigen Baugliedes, die doch schon in der Spätzeit des Mittelalters angestrebt und jetzt im katholischen Würzburg (1582—1591) in einem glänzenden Beispiel durchgeführt wurde. Wohl beschäftigt die Frage nach der Gewinnung eines normalen Grundrisses für den evangelischen Ritus schon seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Architektenwelt, aber die Lösungen, welche man vorerst bietet, haben keine tiefere Bedeutung. So bildet Schickhardt 1599 seine Freudenstädter Kirche aus den zwei Seiten des rechten Winkels, und in Hanau versucht man sogar zwei polygone Anlagen, eine größere und eine kleinere, so aneinander zu schieben, daß Glockenturm und ein Teil der Außenmauer beiden gemeinsam sind: ein architektonisches Ungeheuer.' Im allgemeinen gilt vom ganzen protestantischen

Wie der Mangel an großen, neuen künstlerischen Schöpfungen religiösen Charakters wesentlich den Geist des protestantischen Deutschland bezeichnete, welcher, wie viel auch die Religion im Munde geführt und darüber gestritten wurde, keineswegs ein religiöser war, so wird der Geist des Zeitalters anderseits ebensosehr bezeichnet durch das, was auf dem Gebiete der Profanarchitektur in zahlreichen Gebäuden mit üppiger, ja überschwenglicher weltlicher Pracht geschaffen wurde; freilich ist hier kein Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Landesteilen zu bemerken. Gerade diese Architektur ist eines der wichtigsten Zeugnisse für die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Zeit. Wie damals nicht mehr die Rücksichten auf das allgemeine Wohl, auf das dem ganzen Volke Gemeinsame vorherrschten, sondern die eigensüchtigen Strebungen der durch ihre äußere Stellung bevorzugten Kreise, so traten auch in der Kunst das allgemeine Bedürfnis und der öffentliche Zweck weit zurück: der Luxus, das persönliche Wohlbehagen und die Laune der Vornehmen und Reichen wurden in der Kunstübung maßgebend. Wenn auch in manchen Städten an den dem öffentlichen Wesen dienenden Gebäuden, insbesondere den Rathäusern, prächtige Umbauten und Anbauten oder neue Rathäuser erstanden [1], so wurde doch die meiste Kunst und äußere Pracht auf die dem vornehmen Leben dienenden Räume verwendet, auf ‚goldene Säle' für die großartigen Festlichkeiten und Schmäuse, welche als eine der Hauptsachen des öffentlichen Lebens betrachtet wurden. So gehören zum Beispiel in dem seit dem Jahre 1615 von Elias Holl [2] erbauten Augsburger Rathause die zu solchen Festlichkeiten bestimmten vier ‚Fürstenstuben' und der 100 Fuß lange, 50 Fuß breite

---

Deutschland, was Naumann 119 von den baltischen Provinzen sagt: ‚Großartige kirchliche Bauten, wie sie der tiefe Frömmigkeitssinn des Mittelalters geschaffen, sah das Land in der Folge nicht mehr entstehen. In die, freilich ihres einstigen Schmuckes beraubten Kirchen des Katholizismus hielt die neue Lehre ihren Einzug, sich darin einrichtend, wie es dem neuen Ritus Bedürfnis erschien.'

[1] ** Vergl. Bezold, Baukunst 49 ff. S. auch 11 ff. über das reiche Bürgertum und die Fürsten als Hauptförderer der neuen Kunst.

[2] ** Elias Holl wird gewöhnlich den Renaissancebaumeistern zugerechnet. Buff (Augsburg in der Renaissancezeit. Bamberg 1893) setzt ihn jedoch richtiger unter die ersten Meister des Barock, ‚nicht weil er öfter Architekturformen anwendete, die, wie die aufsteigenden Schneckenlinien an vielen seiner Giebel, eigentlich schon dem Barock zuzuzählen sind, sondern weil gerade seine wichtigsten Bauten mit ihren auf starke Effekte berechneten Fassaden im Wesen und Charakter eher diesem späteren Stile angehören. Selbst bei dem Rathause, dessen Äußeres doch in ziemlich einfachen, um nicht zu sagen nüchternen Formen gehalten ist, und dessen Fassaden keine stark hervortretende Gliederung zeigen, sieht man leicht, daß es dem Meister nicht sowohl darum zu thun war, ein schönes, harmonisch wirkendes Architekturgebilde zu schaffen, als durch die massige Wucht des Baues einen gewaltigen Eindruck hervorzubringen. Die architektonische Wirkung des Barock, nicht die der Renaissance!'

Saal zu den am reichsten ausgestatteten Räumen; letzterer strotzt von Gold und Farben und ist überaus reich an allerlei phantastisch barockem Schmuck [1]. Obgleich der wirtschaftliche Niedergang der Städte schon offen hervortrat, so wurde doch mit möglichster äußerer Prachtentfaltung gebaut und verschönert. So sind beispielsweise in dem Bremer Rathause von 1612 alle Flächen mit Bildwerken bedeckt, mit antiken Gottheiten, wunderlichen Meeresgeschöpfen, Säulenstellungen, Hermen und sonstigen Gebilden barocker Erfindung, auch unzüchtige Darstellungen fehlen nicht; an einer Wendeltreppe ist geradezu alles in geschnitzte Ornamente und Figuren aufgelöst [2].

Auch im Bau der Wohnhäuser vornehmer Herren entfaltete sich, je mehr die Fragen des Gemeinwohles zurücktraten, der äußerste Prunk ‚nach antikisch-welscher Manier'. Am weitesten berühmt und von Reisenden als eine Merkwürdigkeit der Stadt angestaunt war das Pellerhaus zu Nürnberg [3]: ein prächtiges, in übertrieben italienischer Weise, ohne Verständnis der ‚Antike', welche nachgeahmt werden sollte, ausgeführtes Denkmal des Zwitterstils von Willkür und künstlerischer Laune beherrscht [4].

[1] Vergl. Lübke, Renaissance in Deutschland 1, 424—428. ** Siehe A. Buff, Der Bau des Augsburger Rathhauses mit besonderer Rücksichtnahme auf die decorative Ausstattung des Innern, in der Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 14, 221—301. ‚Elias Holl baute in Augsburg mit seinem Rathause zugleich die ganze Stadt um. ‚Den gotischen Türmen nahm er die spitzen Hüte ab und setzte ihnen runde welsche Kappen auf, so daß in der ganzen Stadt auch nicht eine einzige gotische Turmpyramide übrig geblieben ist; Zuchthäuser und Kirchen, Paläste und Festungstürme wurden binnen wenigen Jahrzehnten so massenhaft in den Renaissancestil umgeschmolzen, daß die halbe Stadt wie uniformiert erscheint bis auf diesen Tag.' ‚Wie die Volkspoesie gegen die Kunstpoesie, so tritt das alte Augsburg jetzt gegen das neue zurück.' ‚Die Chronik berichtet von einem Metzger, der den ganzen Rat der Reichsstadt durch seinen patriotisch-historischen Sinn beschämte. Als nämlich 1615 das alte Rathaus abgebrochen wurde, rettete ein Metzger nur dadurch das kunstvolle gotische Getäfel des Saales, daß er es sich schenken ließ.' Riehl, Kulturstudien 289. 302. Nicht erst für das ‚achtzehnte Jahrhundert' gilt, was Riehl 313 sagt: ‚Die Mißachtung der vaterstädtischen Denkmale ist das sicherste Wahrzeichen der Auflösung des alten Bürgersinnes.'

[2] Lübke 2, 285 bewundert die Schöpfungen, aber, fügt er hinzu: ‚Es ist die Blechmusik des beginnenden (?) Barocco in ihrem berauschendsten Fortissimo.' ** Vergl. jetzt auch G. Pauli, Die Renaissancebauten Bremens im Zusammenhange mit der Renaissance Norddeutschlands (Leipziger Dissert. 1891) 99 fll., und Pauli, Das Rathaus zu Bremen. Berlin 1898.

[3] Vergl., was Erstinger in seinem ‚Raisbuch' 264 darüber sagt.

[4] Vergl. v. Rettberg, Nürnberger Briefe 85—86. Förster 3, 12. Waagen, Kunst und Künstler 1, 284—285. ‚Es ist von großem Interesse,' schreibt J. Waßler bei v. Lützow, Zeitschr. 14, 338, ‚die Anwendung der antiken Formen in der deutschen Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts zu verfolgen. Überall regt sich das Bedürfnis, „antikisch" zu bauen; aber nur zu oft gleicht die naive Kunst dem Wilden, der in den



‚Die Überzahl von übermäßig köstlichen Gebäu, so man', schrieb ein Zeitgenosse, ‚in teutschen Landen erstehen sieht, wird auf fürstlichen Befehl errichtet'; ‚und machen sich dabei viele etliche sonderliche Gedanken und sagen: Das Mehrste davon ist dem Volke nicht allein gar unnütz, sonder verzehrt sein Fleiß, Arbeit, Hab und Gut in kostspieligen Schlössern und Lusthäusern. Man ist gleich wie wütig in solch Gebäu, und helfen die Klagen darwider gar nicht.'[1] Ähnlich schrieb Ägidius Albertinus im Jahre 1616: ‚Wir sehen, daß es den Fürsten und Herren nicht genug ist, daß sie in den Städten stattliche Paläste bauen, sondern sie lassen auch in den Einöden und wüsten Orten Lusthäuser und Festungen zurichten, unangesehen sie dieselben selten oder niemaln sehen. Desgleichen lassen sie dermaßen große, weite, herrliche und stattliche Häuser und Wohnungen machen, daß sie den Einöden gleichsehen. Zu solchem End aber ziehen sie fremde Wiesen, Äcker, Felder und Häuser mit Gewalt ein.' Diese und andere Übergriffe rechnete Albertinus zu den ‚Zeichen eines unmenschlichen und tyrannischen Gemütes', welches ‚im wenigsten nichts zu schaffen' habe ‚mit der Barmherzigkeit, Gütigkeit, Mitleiden Christi, der da sagte: „Es erbarmet mich das Volk."'[2]

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts gehörte zu den ‚wütigsten' Bauherren der Kardinal Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Mainz, ‚ein genereuser und magnifiquer Herr, der eine große Hofstatt hielt und starken Aufgang hatte, auch daher in großen Schulden stack'. In seiner Residenz Halle, wo er die ‚Renaissance' einführte, riß er, unbekümmert um die Beschwerden der Geistlichkeit und des Volkes, Kirchen, Kapellen, Klöster und Krankenhäuser ein, unversehrte und schöne Bauwerke, lediglich um Baumaterial für die neue Stiftskirche[3] und andere Bauten aus denselben zu

---

Besitz eines Frackes gelangt und ihn dann verkehrt anzieht. Zwei Kapitäle übereinander oder ein Kapitäl am obern Ende, das andere am Fuß der Säule, und dergleichen Anordnungen beweisen, wie wenig unsere biedern Vorfahren in den Geist der Antike eindrangen; nicht minder der Umstand, daß am Beginne des siebzehnten Jahrhunderts z. B. in Nürnberg neuerdings das gotische Maßwerk sich zwischen die antiken Formen einzwängt, wie wir am Pellerschen Hofe von 1605 und andern Bauten sehen.' — An einem Hause in Braunschweig findet man neben allerlei Mittelalterlichem ‚die Elemente der Renaissance in Delphinen, Kandelabern, Putten, Gottheiten und Helden des Altertums, auch Genrescenen, Possenhaftes und Unflätiges': ‚es ist ein wahrer Fasching der Phantasie.' Lübke, Renaissance 2, 404—405.

[1] Von der Werlte Eitelkeit Bl. B².

[2] Lucifers Königreich 74. 75—76.

[3] ** Diese Kirche wurde 1523 eingeweiht. Mit der malerischen Ausschmückung derselben wurden Grünewald und Cranach beauftragt. Die Kirche sollte auch in kostbaren Behältern die zahlreichen Reliquien bergen, welche Albrecht der Sitte der Zeit gemäß eifrigst sammelte. Über diesen sogen. ‚Halleschen Domschatz' oder richtiger Heiligtum orientiert das mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattete sogen. Hallische Heiligtumsbuch

gewinnen. Seinem Günstling Hans von Schönitz schenkte er mehrere Kapellen am Markt, um aus deren Steinen stattliche Häuser zu errichten. Berüchtigt im Volke war ‚der kühle Brunnen‘, dessen Obergeschosse mit prunkvoll ausgestatteten Gemächern der unselige Kirchenfürst zum heimlichen Verkehr mit einer Maitresse benutzte. Was er am Dome baute, trug mehr ein weltliches als kirchliches Gepräge; zwei Türme, die er daran aufrichten ließ, waren so schlecht gebaut, daß man sie wieder abtragen mußte. Da ihm die Moritzburg für seine prächtige Hofhaltung nicht ausreichte, erstand noch ein neuer Palast; denn ‚er wollte gewaltig sein und hatte keinen Kummer, wenn man ihm sagete, daß die Schulden übermäßig wurden, und Gottes und der Menschen Ehre brüchig unter seinem Regimente‘ [1]. Man mochte wohl eine gerechte Strafe darin erkennen, daß Albrecht, als er ‚in Todesnöten lag‘,

---

von 1520 und der für das Kunstgewerbe so sehr wichtige Prachtcodex der Aschaffenburger Bibliothek, berühmt durch seine zahlreichen Miniaturen. Dieser ‚illustrierte Katalog‘ ist nach G. v. Terey (Albrecht v. B. und das Hallische Heiligtumsbuch von 1520. Straßburg 1892; vergl. Hefner-Alteneck, Trachten und Kunstwerke 7 [Frankfurt 1886], Tafel 484—485 und Lebenserinnerungen 61) zwischen 1521 und 1526 entstanden. Es waren darin 353 Reliquien beschrieben, jedoch nur 350 abgebildet. Die Miniaturen sind von verschiedenen Künstlern, deren Stil durchgängig an Cranach anklingt; neun derselben fehlten bis vor kurzem, sie waren herausgeschnitten. 1896 gelang es Prälat F. Schneider, sechs dieser fehlenden Blätter aufzufinden und für Aschaffenburg zurückzuerwerben. S. Schneider im ersten Bande des Hohenzollern-Jahrbuchs. Berlin 1897; vergl. auch Mainzer Journal 1897, Nr. 295: ‚Vom Kirchenschatz des Kardinal-Erzbischofs Albrecht von Mainz‘, und namentlich P. Redlich, Cardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle 1520—1541. IV. Kapitel: Das Heiligtum. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie. Diss. Leipzig 1899. In Aschaffenburg befindet sich auch das große Missale, welches Albrecht v. B. durch Nik. Glockendon unter der Leitung Dürers ausführen ließ. Über die Gebetbücher Albrechts s. Zeitschrift f. christl. Kunst 11, 149 ff. Ebenda 2, 305 ff. über ein Kußtäfelchen des Kardinals. Der Bischofsstab desselben befindet sich jetzt im National-Museum zu Stockholm (s. Zeitschrift für christl. Kunst 11, 109 ff.). Über ein Porträt Albrechts s. Allg. Ztg. 1900, Beil. Nr. 94. S. auch F. Schneider, Die Brandenburgische Domstiftskurie zu Mainz. Berlin-Leipzig 1899.

[1] Ausführliches bei Schönermark 7 fll. 300. 387 fll. Vergl. auch Schönermarks Aufsatz: Kardinal-Erzbischof Albrecht von Brandenburg als Kunstfreund, in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1884, Nr. 260. Die kirchlichen Folgen der Bauwut Albrechts gut hervorgehoben bei Woker, Gesch. der norddeutschen Franziskaner-Missionen (Freiburg 1880) S. 144—148. ** Kardinal Albrecht von Brandenburg ließ 1526 auf dem Marktplatze zu Mainz zur Feier des Sieges Karls V. über Franz I. bei Pavia und des siegreich beendigten Bauernkrieges einen Brunnen errichten, der wichtig ist, weil er den ältesten ausgebildeten Renaissancebau in den Rheinlanden darstellt. Der Entwurf des Ganzen wie auch der einzelnen Ornamente geht sicher auf Peter Flötner zurück, s. F. Schneider im Mainzer Journal 1890, Nr. 276 und Lange, Flötner 81 ff. Abbildung bei Seemann, Deutsche Renaissance Bd. 1, Abteil. VI, Tafel 13—15, u. Fritsch. Denkmäler deutscher Renaissance 3, 181.

dem Mainzer Domkapitel melden mußte, ‚Churfürstl. Gnaden hätten schier weder zu essen noch zu trinken‘ [1].

Unvergleichlich schöner als alles, was Albrecht bauen ließ, ist der von dem pfälzischen Kurfürsten Otto Heinrich (1556—1559) dem Heidelberger Schlosse hinzugefügte ‚Otto-Heinrichs-Bau‘: er gehört zu dem Besten, was die neue Kunstweise auf deutschem Boden geschaffen hat, aber das Volk konnte wenig Freude hegen über die fürstliche Prachtentfaltung, da das Land tief verschuldet war. Wenn Otto Heinrich stirbt, so werden wir, schrieb die Pfalzgräfin Maria, die Gemahlin des späteren Kurfürsten Friedrich III., an Herzog Albrecht von Preußen, ‚zweimal mehr Schulden finden, als wir in unserem ganzen Fürstentum Einkommen haben‘ [2]. Sehr bezeichnend ist, daß das so reich ausgestattete Heidelberger Schloß keine Kapelle aufweist.

Die fürstlichen Prachtschlösser mit ihren Ziergärten, Gewächs- und Lusthäusern verschlangen ungeheure Summen. Da Essen und Trinken zu den wichtigsten Beschäftigungen gerechnet wurden, so waren riesige Bankettsäle mit allem möglichen kostbaren Schmuck eine Haupterfordernis der Schlösser. Auf den Dresdener Schloßbau wurde allein in den Jahren 1548—1554 die nach damaligem Geldwerte sehr bedeutende Summe von mehr als 100 000 Meißener Gulden verwendet. Die doppelte Summe verschlang der von dem Kurfürsten Christian I. seit 1586 erbaute und von außen und innen mit allem möglichen Prunke ausgestattete Stallhof: in Modena wurden dafür 180 bemalte und vergoldete runde Schilder bestellt; ein Italiener goß 46 fürstliche Bildnisse mit Postamenten und Wappenschildern; geschnitzte Sessel mit eingelegten Steinen, marmorne Kredenzen und andere kostbare Geräte machten das Ganze zu einer Kunstgalerie [3], die aber nur der Üppigkeit des Kurfürsten in dem gänzlich verarmten Lande diente. Die Unterthanen, sagte der Hofprediger Paul Jenisch im Jahre 1591, seien derart von allen Mitteln entblößt worden, daß sie kaum das Leben mehr übrig hätten [4]. Zum Jahre 1580 berichtet eine Torgauer Chronik: viele Leute hätten vor Armut und Hunger die Trebern im Bräuhaus gegessen [5]. Aber ‚Fürstenpracht in köstlichen Gebäu und allen sonstigen üppigen Ausgaben‘ kannte ‚keine Not‘. Im Jahre 1611 beliefen sich die Ausgaben des Dresdener Hofes auf mehr als die Hälfte der Einnahmen aus sämtlichen Ämtern des Kurstaates [6].

---

[1] J. May, Kurfürst Albrecht II. (München 1875) 2, 478.

[2] Voigt, Hofleben 2, 260. Über das Anwachsen der Staatsschulden unter Otto Heinrich, die Veräußerung von Spitalgütern vergl. Verhandl. des Histor. Vereins für die Oberpfalz und Regensburg 24, 288 ffl. ** Über das Heidelberger Schloß vergl. Bezold 99 ff. und das Werk von Koch und Seitz. Darmstadt 1891.

[3] Vergl. Lübke, Renaissance 2, 338. 334. Vulpius 10, 155.

[4] Annal. Annaeberg. 45. [5] Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie 1, 792.

[6] Müller, Forschungen 1, 199—206. 209—212.

Zu den in ihrem Wohlstand am tiefsten gesunkenen Gebieten gehörte die Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth; gleichwohl ließ Markgraf Georg Friedrich mit Aufwendung einer Summe von 237 014 Gulden die neue Plassenburg aufführen, welche vor allen Bauten des neuen Stils durch Überschwenglichkeit plastischen Schmuckes sich am meisten hervorthut: die Kosten betrugen mehr, als das volle Einkommen des Landes in vier Jahren bestreiten konnte[1]. Als der Markgraf im Jahre 1557 den Plan des Baues faßte, hatte das Fürstentum dreimal so viel Schulden, als die Einnahmen betrugen[2]; als drei Jahre später der Bau im Gange war, belief sich die Schuldenlast des kleinen Landes auf 2 500 000 Gulden[3].

In Stuttgart waren sehr ansehnliche fürstliche Gebäude vorhanden; Herzog Christoph baute seit 1553 drei neue Flügel am alten Schloß; in der Speisehalle für die niederen herzoglichen Beamten und Hofdiener wurden täglich beiläufig 450 Personen gespeist; im Rittersaal waren die fürstliche Tafel und die Marschallstafel gemeinlich mit 166 höheren Beamten und Hofdienern besetzt; der große Tanzsaal und 22 Gemächer wurden mit den kostbarsten seidenen Tapeten versehen; neben dem Schloß befanden sich ein großer Lustgarten, ein Lusthaus, zwei große Rennbahnen, in deren Mitte zwei Säulen mit der ‚Frau Venus und ihrem Sohn Cupido, an denen beiden die Corden aufgehangen werden, wenn man nach dem Ringlein rennt: welche Bildnisse der Ritterschaft eine Anreizung geben, wenn sie Frau Veneris und des löblichen Frauenzimmers Gunst und Glimpf erhalten wollen‘. Im Jahre 1564 stellten die Räte dem Herzog vor: der Luxus des Hofwesens, namentlich auch in Gebäuden, müsse notwendig beschränkt werden; die Ausgaben seien während seiner Regierung fort und fort und zwar dergestalt gestiegen, daß weder der Herzog selbst noch die verarmte, ausgesogene Landschaft dieselben fürder erschwingen könnten[4]. Das hinderte aber den Nachfolger Christophs, Herzog Ludwig, nicht, das ‚Neue Lusthaus‘ zu errichten, ein Prachtgebäude, welches 270 Fuß lang, 120 Fuß breit war, nach neunjähriger Bauführung durch Georg Beer im Jahre 1593 vollendet wurde und drei Tonnen Goldes kostete. Das obere Geschoß enthielt in seiner ganzen Ausdehnung einen einzigen Saal,

[1] Lübke, Renaissance 1, 519—523.

[2] J. Voigt, Wilhelm von Grumbach, in v. Raumers Histor. Taschenbuch 7, 163.

[3] Lang, Gesch. des Fürstenthums Bayreuth 3, 19. 261; vergl. 3, 295.

[4] Kugler, Christoph, Herzog zu Würtemberg (Stuttgart 1868. 1872) 2, 584.
** Vergl. über Aberlin Tretsch, Herzog Christophs von Württemberg Baumeister, A. Klemm in Janitschek, Repertorium für Kunstwissenschaft 9, 28—58. Über ‚das Gypserhandwerk‘, ‚bei uns in Deutschland ein neu Handwerk‘, sagt Tretsch, es sei um das Jahr 1540 ‚auf dem Asperg angefangen, ist Meister cunrot Haug, schreiner von Nürtingen säliger, Jr Meister gewest, der in Gyps Laubwerk und Bilder gestochen‘.

in welchem mit königlichem Aufwande zahlreiche Festlichkeiten stattfanden und auch die ersten Singspiele und Bühnentänze aufgeführt wurden[1]. Der auf Ludwig folgende Herzog Friedrich I. hatte weitere Bedürfnisse. Der Baumeister Heinrich Schickhardt mußte ihm am Schlosse den sogenannten ‚Neuen Bau‘ aus prachtvollen geschliffenen Quadern errichten[2]. Nach dem Glanze der Höfe von Paris und London, welche er besucht hatte, wollte Friedrich seinen Hof einrichten. Als er nach langen Bemühungen den Hosenbandorden empfangen hatte, feierte er alljährlich das Ordensfest. Im Jahre 1605 dauerten die Festlichkeiten volle acht Tage. Der Herzog erschien dabei in der ungemein kostbaren Ordenstracht mit mehr als sechshundert Diamanten geschmückt[3]. An all seinen Bauten ließ er den Orden in plastischer und malerischer Abbildung anbringen[4]. Das Land konnte die Schuldenlast nicht mehr tragen. Schon im Jahre 1599 hatten die Landstände geklagt: binnen sechs Jahren hätten sie dem Herzog 16 Tonnen Goldes verwilligt[5]. Als sie im Jahre 1607 sich anfangs weigerten, wiederum eine fürstliche Schuld von 1 100 000 Gulden zu übernehmen, wurde ihnen gleichsam zum Troste vorgehalten: unter den zwei letzten Herzogen seien über drei Millionen von ihnen übernommen worden. Bei dem Tode Friedrichs im Jahre 1608 war wiederum eine neue Schuld von beinahe anderthalb Millionen aufgehäuft[6].

Ein gewaltiger fürstlicher Bauherr war auch Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Lediglich für die Bauten in seinen Residenzen zu Innsbruck und Ambras verausgabte er 380 000 Gulden, trotz des zerrütteten Finanzwesens und der fast jährlich wiederkehrenden Vorstellungen der Kammerräte: es sei

---

[1] Lübke, Renaissance 1, 368—380. Spittler, Gesch. von Württemberg 190. ** Klemm, Württemb. Baumeister 141 ff.

[2] ** Vergl. über Schickhardt, ‚in Wahrheit die Triebfeder und Seele für alles Bauen jener Zeit in ganz Württemberg‘, A. Klemm, Württemb. Baumeister und Bildhauer 143—144.

[3] Pfaff, Gesch. von Wirtemberg 2[a], 41—42.

[4] Lübke, Bunte Blätter 138 ffl., feiert die Herzoge und ist entzückt über alle ihre Bauten. ‚Es ist der gemeinsame Zug der Renaissance im Gegensatz zu dem theokratischen Mittelalter, daß sie eine künstlerische Verklärung in erster Linie des profanen Lebens anstrebt.‘ ‚Für die mangelnde Reinheit, die damals überall aus der Architektur entschwunden war, entschädigt sie durch Frische der Erfindung und lebensvolle Wärme des Ausdrucks‘ [die man freilich an den Hauptbauten, dem ‚Neuen Lusthaus‘ und dem ‚Neuen Bau‘, nicht mehr erkennen kann, da diese längst zerstört sind]. In dem ‚originellen Mischstil‘ zeigt sich ‚dieselbe wundersame Gärung, dieselbe Verschmelzung klassisch-romanischer Anschauung und mittelalterlich-germanischer Empfindung, wie wir sie in dem größten Dichtergenius der germanischen Welt, in Shakespeare, erkennen‘!

[5] Sattler 5, 230.

[6] Spittler, Gesch. von Württemberg 220—221. Pfaff 2[a], 34—39. 54—55.

ihnen unmöglich, die betreffenden Rechnungen zu begleichen, und für den Fürsten sei es unrühmlich, ‚auf Borg' zu bauen [1].

Das großartigste und an Kostbarkeiten und Kunstschätzen reichste Fürstenschloß des neuen Kunststiles war die zu München in den Jahren 1600—1616 von Herzog Maximilian I. erbaute ‚Neue Residenz'. Sie wurde nach den Entwürfen und wahrscheinlich unter der Oberleitung des niederländischen Malers und Baumeisters Peter de Witte, der seinen Namen in Pietro Candido umänderte, mit einem Aufwande von beinahe 1 200 000 Gulden aufgeführt und von den Zeitgenossen als ein neues Weltwunder gepriesen. Der Schwedenkönig Gustav Adolf, wird berichtet, bedauerte später, das Gebäude nicht auf Walzen nach Stockholm führen zu können. München, sagte er, sei ein goldener Sattel auf magerem Gaul [2].

Zur Verschönerung und Bereicherung der fürstlichen Schlösser und Lusthäuser, der Rathäuser und vornehmen Privatwohnungen, zur Anfertigung prachtvoller öffentlicher Brunnen, Bildnisse und Statuen, zur Schmückung der Kirchen mit Kanzeln und Grabdenkmälern wurde die Bildnerei lebhaft in Anspruch genommen, aber die Erzeugnisse auf diesem Gebiete des neuen Kunststiles sind im allgemeinen noch unerfreulicher als die auf dem Gebiete der Baukunst [3].

---

[1] Hirn 1, 387—388. ‚Selbst die ungünstigste finanzielle Situation hat seinen Eifer nicht abzukühlen vermocht. Mitunter wurden die verfügbaren Arbeiter der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung so sehr vom Hof aus in Anspruch genommen, daß man zu andern Bauten die Leute von weither berufen mußte.' Im wesentlichen aber baute nur der Hof; im Lande war — ähnlich wie in allen deutschen Fürstentümern — die Bauthätigkeit sehr gering. ‚Ich finde da für unsern Zeitraum', sagt Hirn 391, ‚nur wenig Bemerkenswertes.'

[2] Rée 152—196. Lübke, Renaissance 2, 26—30. ** K. Häutle, Die Residenz in München (Bayrische Bibliothek von K. v. Reinhardstöttner und K. Trautmann). Bamberg 1892. Siehe auch Gurlitt 39. Über die Bauten Albrechts V. s. Riezler 4, 482 ff.

[3] ‚Die gefeierte Zeit der Hochrenaissance und die folgende Spätrenaissance ist in Deutschland', schreibt Wilhelm Bode, ‚für die Plastik, um es kurz zu sagen, die Zeit des tiefsten Verfalls: ein allmähliches Ausklingen bildnerischer Thätigkeit in leerer, oberflächlicher Formenschönheit, die schließlich zum Absterben fast aller selbständigen Triebe derselben führt. An Aufgaben fehlte es der Plastik dieser Zeit keineswegs; besitzt ja auch Deutschland eine Reihe der stattlichsten und kostbarsten Denkmäler gerade aus dieser Epoche. Aber der Umstand, daß sie fast ausnahmslos von fremden Bildhauern ausgeführt wurden, ist ein schlagender Beweis für die Unfähigkeit der heimischen Kunst: schon ein halbes Jahrhundert, ehe Deutschland zum verödeten Tummelplatz des Ehrgeizes und der Kämpfe fremder Herrscher gemacht wurde, anerkennt es unumwunden seine Ohnmacht und Abhängigkeit von der fremden Kunst, wenigstens innerhalb der

Im zweiten und dritten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts entstanden, im Geiste der früheren einheimischen Kunst ausgeführt, noch einige herrliche Werke. Dahin gehört vor allem der im Jahre 1521 von Hans Brüggemann aus Husum für die Augustiner-Chorherren in Bordesholm vollendete prachtvolle Altarschrein, von welchem Heinrich Ranzau im Jahre 1593 schrieb: ‚Manche, die den größten Teil Deutschlands durchwandert haben, geben die Versicherung, ein ähnliches Werk nicht gesehen zu haben.‘ [1] Vor der St. Viktorskirche zu Xanten am Niederrhein wurden in den Jahren 1525 bis 1536 von einem unbekannten Meister fünf Stationsgruppen ausgeführt, welche den besten Werken deutscher Steinplastik beigezählt werden können; namentlich ist die Grablegung Christi eine Schöpfung von solch reiner Schönheit, tiefer Empfindung und edler Anmut, wie deren die deutsche Kunst nicht viele aufzuweisen hat [2]. Ein nach Anlage und Ausführung sehr tüchtiges Werk ist auch der Ölberg zu Offenburg vom Jahre 1524 [3]; sodann der 1546 errichtete Lettner des Hildesheimer Domes [4], das Sakramentshaus in der Stadtpfarrkirche in Weil der Stadt in Württemberg, ein Werk des Georg Miler von Stuttgart von 1611 [5].

---

großen Plastik.‘ ‚Die große Mehrzahl der einheimischen Arbeiten verdient keiner Erwähnung, geschweige einer eingehenden Würdigung.‘ Gesch. der deutschen Kunst 2, 228—229.

[1] Näheres darüber bei Münzenberger 130 ffl. Auffallend ist, daß noch bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im protestantischen Schleswig-Holstein geschnitzte Flügelaltäre angefertigt wurden. Münzenberger 129. ** Vergl. auch Jahrbuch d. Leogesellschaft für d. J. 1899, S. 102 u. Grazer Kirchenschmuck 1899, Nr. 7 über den herrlichen Flügelaltar von St. Martha, Pfarrei St. Marein bei Knittelfeld in Obersteier. Dies 1524 durch den Propst Gregor Schürdinger entstandene Werk hält in allen seinen Teilen fest an der Gotik. Schürdinger ließ 1523 das Seckauer Renaissancealtärchen anfertigen, das ebenda besprochen ist. ‚Fast zu einer und derselben Zeit für die gleichen Anschaffer entstanden,‘ meint Graus, ‚dienen die beiden (Altäre) doch verschieden im Stile zum unverkennbaren Zeichen, wie sehr der Stil jener Zeit nicht das geringste mehr [?] als eine reine Geschmacks- und Modesache war.‘

[2] Näheres bei Beissel 49—54. Der Kanonikus Berendonk, welcher diese Bilder anfertigen ließ, zahlte für die fünf Stationsgruppen nach gegenwärtigem Geldwert etwa 13000 Mark. S. 54.

[3] Lübke, Kunstwerke 342—344.

[4] ** Vergl. Kratz, Der Dom zu Hildesheim 223 ff. Beissel, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland während der zweiten Hälfte des Mittelalters (Freiburg i. B. 1892) S. 140, betont, daß trotz des echt christlichen Inhaltes der Bildwerke dieses Lettners die Umrahmung und die darin vielfach vorkommenden Genien und mythologischen Gestalten dem Ganzen einen etwas weltlichen Beigeschmack geben.

[5] ** Klemm, Württemb. Baumeister 175 ff. Keppler, Württemb. Kunstalterthümer 194. Das Berliner Kunstgewerbemuseum und das Museum des Vereins für

Der berühmte Würzburger Bildhauer Dill Riemenschneider erhielt seit der sozialen Revolution infolge der eingetretenen Not und Verarmung keine größeren Aufträge mehr; er mußte sich bis zu seinem Tode im Jahre 1531 mit kleinen Arbeiten begnügen [1].

Künstler von der Bedeutung der alten großen Meister Peter Vischer, Veit Stoß, Adam Krafft und Jörg Syrlin [2] erstanden nicht mehr. Wie die Baumeister und Maler, so strömten auch Bildhauer und Bildschnitzer aus Deutschland und den Niederlanden nach Italien [3]; heimgekehrt, wollten sie die dort angestaunten Meister, selbst den übergewaltigen Michel Angelo, nachahmen oder gar überbieten. Für die Formenschönheit der gotischen Bildnerei ging allmählich alles Verständnis verloren [4]: an die Stelle der Wahrheit trat der bloße ‚Geschmack'; der Mangel an schöpferischer Phantasie sollte durch ‚Verstand und Gelehrtum' ersetzt werden; technische Geschicklichkeit trat noch oft glänzend hervor, aber sie konnte den kalten und öden Werken kein Leben einhauchen. Nur in Standbildern wurde noch manches Rühmliche geleistet. Nachdem man in Auffassung, Darstellung und Formgestaltung alle einheimische Eigentümlichkeit aufgegeben, folgte schon bald nach der Mitte des Jahrhunderts eine Zeit völliger Geistesdürre und Unnatur, welche, jeder wahr-

Geschichte und Altertumskunde in Münster besitzen eine Anzahl von Werken eines Künstlers, von dem bis in die neueste Zeit nur seine Signatur bekannt war. Es ist dies der Kartäuser Jodokus Vredis. Derselbe wählte als Stoff den schlichten, aber überaus bildsamen Thon; das bescheidene, wertlose Material verklärte er durch seine Kunst. Als Form seiner Bildwerke nahm er das Relief, dessen Stil er mit vielem Feingefühl und künstlerischem Maße innezuhalten wußte. Seine Arbeiten — einst wohl nur dazu bestimmt, die Zellen der Mönche als Bilder häuslicher Andacht zu schmücken — stellen die heilige Jungfrau mit dem Jesukinde, zuweilen in Verbindung mit der hl. Anna oder andern weiblichen Heiligen dar; größere Kompositionen, wie die Dreifaltigkeit, sind selten; männliche Heilige fehlen gänzlich. Bemerkenswert ist, daß die Gestalten des Vredis, der 1531 Prior des Kartäuserklosters zu Weddern bei Dülmen in Westfalen wurde und am 16. Dezember 1540 starb, noch gotisches Gepräge zeigen. Charakteristisch für ihn ist der Blumenreichtum, der über den Grund seiner Reliefs ausgestreut ist. Die Lilie, Rose, Nelke, Erdbeere, die auf seinen Bildern in naturgetreuer Nachbildung erscheinen, sind sicher dem Klostergärtchen des Künstlers entnommen. Die Reliefs sind bemalt und zeigen den farbenfrohen Sinn der Zeit. Näheres in der schönen Monographie von A. Wormstall, Jodocus Vredis und das Karthäuserkloster zu Weddern. Münster 1896.

[1] Vergl. A. Weber, Dill Riemenschneider (2. Aufl., Würzburg und Wien 1888) S. 7—9 ** und Tönnies, Leben und Werke des Tilmann Riemenschneider. Diss. Heidelberg 1900.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 198—205.

[3] Rivius 143. ** Auf dieses Zeugnis legt mit Recht Lange (Flötner 165) Gewicht gegenüber Kurzwelly (Forschungen zu Georg Pencz [1895] S. 54 ff.).

[4] Vergl. darüber v. Zahn, Dürers Verhältnis 21—22.

haften Empfindung verlustig, durch angeheuchelte Süßlichkeit rühren wollte, oder durch gewaltsame Bewegungen und Verdrehungen der Figuren nur ein Scheinleben offenbarte.

Sehr gut bezeichnet diesen ganzen Manierismus eine Bronzetafel vom Jahre 1616 im Dome zu Magdeburg, auf welcher weinende, sich die Haare ausraufende Engel neben gespreizten allegorischen Gestalten von Tugenden vorgeführt werden [1].

Wie frühe der Verfall sich offenbarte, beweist das berühmte Grabdenkmal Kaiser Maximilians zu Innsbruck: die älteren Figuren ragen durch einfache Schönheit hervor; bei der Mehrzahl der späteren tritt das unschön manierierte Kostüm in den Vordergrund; einige nach dem Jahre 1540 gefertigte Standbilder fallen bereits in das Theatralische, die Figur des habsburgischen Grafen Rudolf IV. ist ein förmliches Zerrbild [2].

Und doch waren es gerade die Grabmäler, welche wesentlich der neuen Dekorationskunst in Deutschland Eingang verschafften und als ihre äußerlich glänzendsten Werke dastehen. Vom künstlerischen Standpunkte betrachtet sind jedoch diese unzähligen, auf Bestellung luxusbedürftiger, verherrlichungssüchtiger hoher Herren entstandenen Prunkgebilde zum Teil armselig, wenn man sie mit den schlicht großartigen Grabdenkmalen ehemaliger deutscher Kunst vergleicht. Alle zusammengenommen besitzen nicht den künstlerischen Wert des einen von Peter Vischer im gotischen Stil wunderbar reich durchgebildeten Grabmales des Erzbischofs Ernst im Dome zu Magdeburg. Treffliche Erzeugnisse der Vischerschen Gießhütte sind noch die Grabdenkmale der Kurfürsten Friedrich und Johann von Sachsen in der Schloßkirche zu Wittenberg [3]. Aber wie rasch auch in dieser bedeutendsten deutschen Hütte der Verfall hereinbrach, läßt sich aus dem von Hans Vischer angefertigten Grabmal des im Jahre 1544 verstorbenen Merseburger Bischofs Sigmund von Lindenau erkennen: dasselbe ist schon durchaus in einer oberflächlichen, von konventionellen italienischen Stilformen abhängigen Art gearbeitet; der tote Bischof kniet, kurze, fette Hände wie vor Verwunderung ausbreitend, vor einem kleinen, ‚fast zu eleganten‘ Kruzifix [4]. Die früher von Bestellungen überhäufte Hütte kam so herunter, daß Hans Vischer im Jahre 1549 beim

---

[1] Lübke, Plastik 2, 873.

[2] Lübke, Plastik 2, 770—772.

[3] Vergl. Lübke, Bunte Blätter 114. 389—391. ** Über den Kunstsinn Friedrichs des Weisen s. Gurlitt, Die Kunst unter Kurfürst Friedrich dem Weisen. Archival. Forschungen II. Dresden 1897.

[4] Sagt Lübke, Plastik 2, 766. Auch das um 1550 errichtete Grabmal eines Bischofs zu Merseburg zeigt italienischen Einfluß ‚durch elegante Körperbehandlung und Bewegung‘ des Gekreuzigten. Ebd. 2, 769.

Nürnberger Rat die Erlaubnis erbitten mußte, nach Eichstätt übersiedeln zu dürfen, um dort Arbeit zu suchen [1].

Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden die Arbeiten, da es an deutschen Meistern gebrach, meistens nur noch durch niederländische, in Italien gebildete Künstler oder durch Italiener geschaffen, welche man mit schweren Kosten ins Land berief. So ließ Kurfürst August von Sachsen nach den Rissen zweier ‚welschen Musici und Maler' das pomphafte Grabdenkmal seines Bruders Moritz im Dome zu Freiberg ausführen. Auch das demselben beigesellte Gesamtdenkmal sächsischer Fürsten wurde von Italienern verfertigt, die Architektur von dem seit dem Jahre 1575 als kurfürstlicher Bildhauer und Maler angestellten Giovanni Maria Nosseni aus Lugano, die Erzarbeit von dem Venezianer Pietro Boselli [2]. Weitaus die Mehrzahl der fremden Künstler, die in Deutschland arbeiteten, stammte jedoch aus den Niederlanden, namentlich aus Holland. Während dieselben früher vorzüglich in Norddeutschland thätig waren, treten sie jetzt auch in Süddeutschland auf, so Adrian de Vries in Augsburg, Pieter de Witte (Candid) in München, Alexander Colin in Innsbruck [3]. In Italien selbst gab man Denkmäler zu großen, sogar ungeheuren Summen in Auftrag. So wurde beispielsweise zu Lieberose im Jahre 1594 für Joachim von der Schulenburg ein Epitaph errichtet, welches aus Venedig stammte und 16000 bis 20000 Thaler gekostet hatte [4]. Mit alabasternen, für protestantische Kirchen bestimmten Epitaph-

---

[1] v. Zahn, Jahrbücher 1, 244—245. [2] Lübke, Renaissance 2, 317.

[3] ** S. Gesch. d. deutsch. Kunst, Bode, Plastik 232. Alexander Colin (1562 bis 1612) war bis 1889 fast nur durch seine plastischen Arbeiten für den Ottoheinrichsbau zu Heidelberg und die wunderbaren Reliefs am Maximiliansdenkmal zu Innsbruck bekannt. Es ist das Verdienst des unermüdlichen Erforschers tirolischer Kunstgeschichte, David v. Schönherrs, das Leben und die reiche Thätigkeit des auch persönlich vortrefflichen Künstlers klargestellt zu haben: Alexander Colin und seine Werke, 2. Bd. der Mitteilungen zur Gesch. des Heidelberger Schlosses, herausgeg. vom Heidelberger Schloßverein, wiederabgedr. in Schönherrs Gesammelten Schriften 1, 507—589. Hier sind alle Arbeiten des unermüdlichen Meisters, namentlich seine herrlichen Grabmäler für Kaiser Ferdinand I., dessen Gemahlin Königin Anna und Kaiser Maximilian II. im Dom zu Prag, für den Erzgießer Gregor Löffler (Museum zu Innsbruck), für Philippine Welser und Erzherzog Ferdinand (in der Kapelle der Innsbrucker Hofkirche), für Johann Nas (in der Hofkirche daselbst) u. s. w., auch seine Arbeiten in Holz, Stuck und Thon eingehend besprochen. Colin ist eine höchst bemerkenswerte Erscheinung: so eifrig er die Antike studierte, so gab er doch seine germanische Art nicht preis, auch zeichnete er sich durch tiefernste Religiosität aus. In einer Kritik der Arbeit Schönherrs bezeichnet H. Semper (Zarnckes Litt. Zentralblatt 1900, S. 1295) ihn mit Recht als den neben Peter Candid bedeutendsten unter seinen zahlreichen, damals in Deutschland und Österreich thätigen Landsleuten.

[4] Bergau, Brandenburger Inventar 494—495.



bildern trieben deutsche Kaufleute ein einträgliches Geschäft: sie handelten dieselben in großer Anzahl in den Niederlanden ein, um sie in Deutschland zu verkaufen. Solche Epitaphbilder, nach der Manier des Franz Floris zu Antwerpen gearbeitet, finden sich in Berlin, Elbing, Königsberg und anderwärts [1]. Die ganze niederländische Bildnerei aber stand auf tiefer Stufe; sie war mit geringen Ausnahmen nur eine geistlose Nachahmung italienischer Formen [2].

Wie tief die wahre Kunst und der sie belebende Sinn herabgekommen, beweisen im Vergleich zu früherer Zeit insbesondere auch die größtenteils unerquicklichen bischöflichen Grabmäler, deren man viele in verschiedenen Kathedralen antrifft: von frommer Auffassung, von geistlicher Würde ist daran wenig zu entdecken, alles ist nur ‚pomphaft äußerlich und dekorativ prunkend‘ behandelt [3]. Daneben machten allerlei neue, angeblich ‚rührliche Konzeptionen‘

[1] Kugler, Museum 3, 59—60.

[2] ‚Jene Nachblüte der Bildhauerkunst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert muß man aber nicht in den Niederlanden kennen lernen wollen; denn da sie in jener Zeit überall an die Malerei als die herrschende Kunst sich anschloß, wurde sie hier, wo diese in so starkem Gegensatze gegen alle plastische Richtung stand, am unerfreulichsten.‘ Schnaase, Niederländische Briefe 219. Vergl. Ebe 2, 269. Suhsland, Aphorismen über bildende Kunst 81.

[3] Lübke, Plastik 2, 875—876. ** Eine Anzahl von wirklich schönen Grabmälern fertigte Loy Hering, welcher der Eichstätter Skulptur einen hervorragenden Platz in Deutschland auf die Dauer fast eines halben Jahrhunderts errang. Vergl. die wertvolle Abhandlung von Schlecht, Zur Kunstgeschichte von Eichstätt (Eichstätt 1898) S. 101. Hier 113 f. auch näheres über das herrliche Grabmal des als Kunstfreund und Sammler von Kostbarkeiten bekannten Eichstätter Fürstbischofs Johann Konrad v. Gemmingen (1593—1612) im dortigen Dom, das ihm sein Nachfolger Johann Christoph v. Westerstetten setzen ließ. ‚Groß und ergreifend kommt die Gestalt des hier begrabenen Bischofs zur Geltung, der auf seinem Sarge ruht, nicht starr im Tode dahingestreckt, sondern halb aufgerichtet, das schöne geistreiche Haupt in die Linke gestützt, den Blick betrachtend und betend auf das Kruzifix gerichtet, das die Rechte festhält: welch ernste Predigt von irdischer Vergänglichkeit und menschlicher Trauer und doch auch welch heiliger, herzerhebender Trost der Religion des Kreuzes! Die Linien des Körpers vereinigen Anmut mit Würde; feinsinnig hat der Künstler auf die schweren bischöflichen Prunkgewänder verzichtet und nur den faltigen Talar und die schmiegsame Dalmatik b[illegible]alten, dafür aber zwei trauernde Engel auf das Podium, auf dem der Sarg ruht, [illegible] Seite desselben gestellt, welche Inful und Stab zu tragen haben. Hinter dieser Gruppe baut sich an der Wand eine schlichte Architektur auf, bestehend aus jonischen Pfeilern, geradem Gesimse und offenem Giebel, dessen Feld vollständig durch das geschmackvoll stilisierte Doppelwappen des Bischofs und Bistums beherrscht wird, während die acht Ahnenwappen Architrav und Pilaster beleben. Statuen, Wappen und sämtliche Dekorationen sind in vorzüglichem Erzguß ausgeführt, der Sarkophag und die Rückwand in dunkelbraunem Marmor.‘ Da hier sehr viel an Peter Candid und sein Mausoleum für Ludwig den Bayern in der Liebfrauenkirche zu München erinnert, vermutet Schlecht, daß P. Candid auch dieses schöne Werk geschaffen habe. Meines Erachtens trifft diese Vermutung unzweifelhaft das Richtige.

sich geltend. Auf einem Denkmal aus Sandstein, welches der Halberstädter Administrator Friedrich von Brandenburg im Jahre 1558 anfertigen ließ, stehen Adam und Eva an der Säule von der Schlange umwunden und vom Tode an einer Kette gehalten. An der linken Seite spielt der Teufel auf einer Mandoline, in der Mitte erscheint er nochmals und schreibt begierig die Sünden auf; darüber ist das Bildnis Friedrichs in Lebensgröße. Auf der andern Seite steht die Barmherzigkeit, welche die Sündenrechnung zerreißt, und Christus mit der Siegesfahne, welcher den Tod und den Teufel an einer Kette gefangen mit sich führt; auch sitzt der Teufel in einen Stock geschlossen [1]. Wunderliche Gebilde anderer, den neuen Kunstgeist trefflich bezeichnender Art wurden bisweilen auf Friedhöfen angebracht. Auf dem künstlerisch wertvollsten Stück des vielfach bewunderten Friedhofs zu Halle an der Saale sollten nackte üppige Weiber in halber Figur, von spielenden Kindern umgeben und in Laubwerk mit Blättern, Früchten und Masken endigend, den Christen, welche die Gräber ihrer Angehörigen aufsuchten, zur Augenweide dienen [2].

Wie in den reichen Grabdenkmälern, so zeigte sich der Luxus der Zeit auch in der Aufrichtung prachtvoller Brunnen. Einer der technisch vollendetsten wurde um das Jahr 1618 von Hans Krumper aus Weilheim im Hofe der Residenz zu München ausgeführt. Für Nürnberg goß Benedikt Wurzelbauer im Jahre 1589 den Brunnen vor der Lorenzkirche: die Statue der Gerechtigkeit, von sechs andern Tugenden und musizierenden Knaben umgeben; Erfindung und Formen entsprechen dem herrschenden manierierten Geschmacke [3] und fordern zum Vergleich auf mit dem ‚Schönen Brunnen‘ in der Nähe

[1] Fiorillo 2, 159.

[2] ‚Es ist‘, sagt Schönermark 428, ‚die unbändige Lust am Leben, die uns der Meister in seiner Verzierungskunst auch hier predigt, hier an den Gräbern; er ist, darf man wohl sagen, ein wiedergeborener Hellene voll des Menschentums Christi, aber frei vom Christentum der Menschen.‘ Lübke, Renaissance 2, 360, will in dem Friedhof einen ‚schönen Beweis für den Monumentalsinn der Stadt und wohl auch für ein besonders reges religiöses Leben‘ erkennen. Er findet, daß sämtliche Pilaster und Zwickelflächen ‚mit Ornamenten der besten Renaissance geschmückt‘ sind, und überdies noch ‚eine große Einheit der Ornamentik‘, eine ‚erstaunliche Erfindungsgabe‘ sich zeigt. Schönermark 424—425 dämpft die Begeisterung, indem er unter anderm ‚gespenstische Magerkeit und Manieriertheit‘ hervorhebt. An der Westseite sind ‚die Hauptmotive der Blechtechnik entnommen und in Stein nachgemeißelt. Schrauben, Niete und Nägel sind nachgebildet ‚und zwischendurch ziehen sich Schnüre und Gehänge von Blumen, Früchten, Tüchern; auch Figuren, Masken, Untiere u. s. w. mischen sich in die krausen Formen. Im allgemeinen kann die Verzierung, so groß auch ihre Mannigfaltigkeit ist, keinen Anspruch machen, mehr als von handwerklicher Erfindung und Ausführung zu sein.‘

[3] Waagen, Kunst und Künstler 1, 251.

der Frauenkirche, welcher während der Blüte der Gotik von dem einfach bürgerlichen, noch von keiner ‚Gelehrtheit und antikisch-welscher Manier' angekränkelten Steinmetzen ‚Heinrich dem Parlier' errichtet worden war[1]. Geistlos und abgeschmackt war, mit diesem wahren Kunstwerk verglichen, jener Brunnen, den Wurzelbauer im Jahre 1600 unter reichem Beifall der Auftraggeber in Prag aufstellte: eine lebensgroße Figur der Venus, aus deren Brüsten Wasserstrahlen hervorsprangen; zu ihren Füßen spielte Amor mit Delphinen und andern wasserspeienden Meertieren[2]. Italienische Vorbilder waren bei solchen ‚überaus kunstreichen' Werken maßgebend. Auf den württembergischen Baumeister Heinrich Schickhardt machten während seiner Reise in Italien vor allem die Brunnen und Wasserkünste den tiefsten Eindruck. Mit Vorliebe beschrieb er sie und bildete sie ab; von dem großen Brunnen in Bologna besonders vier Bilder, ‚so oberhalb Weibsbild, unten anstatt der Füße Fisch; sitzen auf Telfen (Delphinen) diese Weible, gibt jedes aus jeder Brust vier gar subtile Wässerle wie ein Fad; desgleichen die Telfen aus den Nasen jeder zwei reine Spritzwässerle'[3]. ‚Christenliche und teutsche Figuren an den Werken anzubringen, so jederman auf den Straßen vor sich hat, darf', sagte ein Zeitgenosse, ‚nit mehr sein, alles muß heidnisch und mythologisch sein, und soll man wohl Götter und Göttinnen besser kennen lernen müssen, denn die Heiligen und großen Helden der christenlichen und teutschen Historie.'[4] Augsburg errichtete mehrere prächtige Brunnen: den Augustusbrunnen, von dem Niederländer Hubert Gerhard gegossen und als ein Wunder der Kunst angestaunt[5], den Merkur- und den Herkulesbrunnen von dem Niederländer Adrian de Vries[6], und den Neptunsbrunnen. Eine kolossale Gruppe des Mars und der Venus, welche Hubert Gerhard in Verbindung

---

[1] Vergl. Sighart 394—395. Der Brunnen bildet einen Turm in drei Stockwerken und trägt die herrlichsten, ideal und doch naturwahr mit höchster Anmut ausgeführten Statuen der sieben Kurfürsten und vieler Helden aus der heidnischen, jüdischen und christlichen Geschichte. Man erkennt an ihm den mächtigen Einfluß, den damals die kirchliche Architektur auf den für öffentliche Zwecke bestimmten Profanbau ausübte.

[2] Lübke, Renaissance 2, 119. Das Werk wurde im Jahre 1620 von den Kalvinisten zerstört.

[3] Vergl. Lübke, Renaissance 1, 360.

[4] Von der Werlte Eitelkeit Bl. B 2[b]. [5] Vergl. Ayrer 1, 521—522.

[6] ** A. de Vries, ein getreuer Schüler des Gian Bologna, stand auch lange Zeit im Dienste Kaiser Rudolfs II. (vergl. C. Buchwald, Adriaen de Vries. Mit acht Tafeln. Leipzig 1899. Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge 25). Er gehört zu jenen italienisch geschulten Niederländern, welche mehr noch als die eigentlichen Italiener am Ende des sechzehnten Jahrhunderts einen italienisierenden, vorwiegend dekorativen Stil der Plastik nach Deutschland brachten. Die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung sind Alexander Colin (s. oben S. 98 Note 3) und P. Candid (s. oben S. 98).

mit dem Italiener Carlo Polaggio (1584—1590) für den Grafen Johann Fugger anfertigte, ist ein Prachtstück der Unnatur und Verrenkung [1].

Wie zur Zeit des entarteten römischen Geschmackes wurden größere und kleinere Standbilder lediglich zu Zwecken der Verzierung oft massenhaft in

[1] Sagt Waagen, Kunst und Künstler 2, 74—75. Beachtenswert ist, wie der gemeinlich vor Begeisterung für ‚das goldene Zeitalter deutscher Renaissance‘ überströmende Wilhelm Lübke in ruhigen Augenblicken sich ausspricht. ‚Die Antike‘, sagt er, ‚war für jene größten Meister, welche mit allem Ernst ihres Wesens ihr nachzueifern suchten, wohl ein Jungbrunnen, aus welchem die Kunst sich neues Leben trinken konnte. Aber da man die antike Auffassung auf christliche Stoffe anwenden mußte, kam bald ein Zwiespalt zu Tage, unter welchem der christliche Inhalt zunächst Schaden litt. Sobald aber die Form höher geachtet und gepflegt wurde, mußte sie hohl und seelenlos werden, weil sie sich eben nur auf Kosten des Inhalts so überheben konnte. Das ist und bleibt dann immer der Anfang des Manierismus. Verfielen diesem Dämon selbst die größten Meister, wie hätte er nicht für alle die kleineren, für die Nachbeter und Nachtreter verhängnisvoll werden sollen! Vollends drängte aber der Geist der Zeit in die Allegorie hinein, und damit betrat man dann eine Bahn, auf welcher die Kunst, losgelöst von dem Gesamtbewußtsein, abgetrennt von der lebendigen Wechselwirkung mit dem Volksgeiste, gar bald seelenloser Nüchternheit und subjektiver Spitzfindigkeit verfallen mußte.‘ Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts finden sich noch viele begabte Meister. ‚Fragen wir aber nach dem geistigen Gehalte, nach dem unvergänglichen Wert ihrer Schöpfungen, so schmilzt die große Masse des Hervorgebrachten erschreckend zusammen, und die Persönlichkeiten der meisten Künstler verschwinden in dem typischen Manierismus, der fast allen gemein ist. Denn alle nationale Selbständigkeit hat in der Kunst jetzt für lange Zeit ein Ende erreicht. Die zur toten Manier gewordene italienische Kunst beherrscht alle Länder mit der Gewalt einer Mode, der alle sich beugen. Seltsames Geschick jener modernen Subjektivität, die Michel Angelo zuerst in seinen Werken als oberstes Kunstgesetz proklamiert hatte! Sie vermochte in ihrer Konsequenz wohl die heilsamen Schranken, die allem künstlerischen Schaffen gezogen sind, niederzureißen und das Individuum seinem Stoff und seinen Aufgaben souverän gegenüber zu stellen, aber das wahrhaft Ursprüngliche individuellen Schaffens ging gerade dadurch verloren. Denn in Ermangelung der wahren Gesetze der Kunst lehnte man sich an die falschen Vorschriften des Manierismus. Freiheit des individuellen Geistes gedeiht nur innerhalb des Gesetzes; sie verstummt unter der Herrschaft der Anarchie. Die Erzeugnisse der Plastik dieser Epoche haben in allen Ländern unter sich eine Familienähnlichkeit, wie die Statuen des dreizehnten Jahrhunderts sie nur hatten; doch mit dem Unterschiede, daß jenen eine wahre Empfindung, diesen in der Regel nur die Affektation einer solchen zu Grunde liegt. Woher kam aber diese Affektation? Sie entsprang im letzten Grunde daraus, daß die Kunst nicht mehr mit dem Volksgeiste zusammenhing.‘ ‚Geistige Interessen gab es nur noch in den „höheren Kreisen der Gesellschaft“. Losgelöst vom Boden des Volksbewußtseins, mußte dies geistige Leben in sich selber vertrocknen. Die Kunst am meisten; denn sie bedarf der Erfrischung aus den Fluten des Gesamtlebens. Jetzt wurde sie vornehm, höfisch, diente nur der Verherrlichung der Macht. Daher Mangel an Ideen, Überfluß an Phrasen; daher Kälte und ein äußerliches Spiel mit

Häusern, Villen, besonders in den mit Vorliebe angelegten Lustgärten aufgestellt. Der römische Ädil Scaurus hatte einmal zur Ausschmückung eines von ihm erbauten Theaters 3500 Standbilder verwendet[1]; Erzherzog Ferdinand II. von Tirol bedurfte für seinen ‚Wurzgarten' nicht eine so große Zahl, aber doch 134 ‚große Götter', 250 ‚Diernlein', kleine Figuren, und 24 große Standbilder[2].

Auch die Gemächer der Vornehmen und der Fürsten wurden ‚oftmals mit heidnischen nackten Bildwerken viel angefüllt'; man sah ‚wol gar in den fürstlichen Frauenzimmern, was ehedem unerhört gewesen, manche solch abscheulicher nacketer Figuren'[3]. Für das Gemach einer Kurfürstin von Sachsen mußte der Bildhauer Zacharias Hegewald einmal ‚eine Venus und zwei Kupido, so neben der Venus sitzen, eine Ceres und zwei Bacchuskinder' anfertigen. Nach dem Preise zu urteilen, den er erhielt, wurde von der Kurfürstin auf künstlerischen Wert der Schmuckwerke weniger gesehen: Hegewald bekam für jeden Kupido und für jedes Bacchuskind nur 6 Thaler[4].

Ungleich kümmerlicher noch war die Bezahlung, deren sich die Mehrzahl der ‚hochfürstlichen Hofmaler' erfreute, welche ‚auf Befehl' ihrer ‚allerdurchlauchtigsten Gebietiger' unzählige ‚schöne Cunterfeiungen' herzurichten und ‚auf das schönste, schleunigste und billigste, wie sich das für die Malerkunst gebührt', nicht selten allerlei wunderliche und abgeschmackte Aufträge auszuführen hatten[5].

Formen ohne Seele. Wo sie aber auf Kommando Begeisterung zeigen soll, da echauffiert sie sich ohne innere Wärme, wird theatralisch, affektiert, lügenhaft.' Lübke, Gesch. der Plastik 2, 795. 857. 858.

[1] Overbeck, Gesch. der griechischen Plastik 2, 284, wo noch andere Belege dafür, daß man sich die Masse der damals in Rom zur bloßen Dekoration aufgestellten Statuen ‚nicht groß genug vorstellen kann'.

[2] Hirn 1, 380. [3] Von der Werlte Eitelkeit Bl. B 2[b].

[4] Müller, Forschungen 1, 158. [5] Vergl. unten S. 112 ff.

4. Malerei — fürstliche Hofmaler[1].

Wie die Baukunst, das freiheitsstolze Steinmetzentum, herabsank und zum Teil dem launenhaften Eingreifen der Baubesteller sich fügen mußte[2], so sank auch die Malerei herab von der Höhe, aus welcher sie, im Bunde mit der Architektur, zu dem gesamten Volke gesprochen und dasselbe für das christliche Ideal begeistert hatte. Da man fast allgemein dem italienischen Geschmacke folgte, so gab es keine eigentlichen Schulen mehr von besonderer Bedeutung und Eigentümlichkeit. In den protestantischen Gebieten fand die kirchliche Malerei keine Stätte; in den katholisch gebliebenen wurden wohl noch Kirchenbilder bestellt, aber vor dem Durchdringen der katholischen Restauration im Vergleich zur früheren Zeit nur mehr in geringer Anzahl. In den

---

[1] ‚Die altdeutsche Kunst erhob sich wie ein kräftiger Baum vom gesundesten Wuchse, der die köstlichsten Blüten und Früchte versprach; aber teils die veränderte Religionsansicht, die der Kunst ihre Hauptgegenstände raubte, teils die Einwirkung ausländischer Kunstmanieren unterbrachen den schön anhebenden Wuchs der einheimischen Pflanze.‘ ‚Vorzüglich dem glänzenden Kolorit der Venezianer wurde allgemeine Bewunderung gezollt. Andere suchten das Florentinische sich anzueignen. Deutsche Künstler fanden bei italienischen Malern Arbeit und leisteten als Gehilfen ihnen gute Dienste. Kehrten diese deutschen Künstler in ihre Heimat zurück, so führten sie das Fremde ein. Da nun ohnedies das Verlangen nach bedeutenden Leistungen nicht sonderlich groß war und niemand seine Anforderung an die Künstler dahin gestellt haben wird, daß sie, statt fremde Kunst zu bringen, in deutscher Weise fortmalen möchten, scheint die Lauheit der Besteller und die Unnationalität der Künstler die vaterländische Kunst im Verein zu Grabe getragen zu haben.‘ Rathgeber, Gallerie 263—264. ‚In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verfielen die bildenden Künste in Schwulst und unwahre Manier. Eine tüchtige, nicht selten meisterhafte Technik konnte den völligen Mangel an Geist, Empfindung und Charakteristik nicht verdecken. Es ging hier ebenso wie in der Baukunst. Man entäußerte sich der nationalen Schätze und selbst der persönlichen Eigentümlichkeit, um mit fremdländischem Bettel zu prunken. Abgeschmackte Allegorien, heidnisch mythologische Fabeln kamen an die Tagesordnung. Die Kunst schwelgte in Heidentum und Sinnenlust. Kaum daß wenige echte Naturen die Unnatur und Verkommenheit, welche bei den meisten übrigen zu Tage tritt und bei Bartholomäus Spranger (geb. 1546) ihren Gipfel erreicht, einen Augenblick vergessen lassen.‘ Lotz, Statistik 1, 23.

[2] Die Baugeschichte des kurfürstlich sächsischen Schlosses Augustenburg liefert dafür nähere Belege; vergl. Springer, Bilder 2, 145—146.



Städten lebten die Maler vorzugsweise nur als Porträtisten und leisteten als solche teilweise noch sehr Anerkennenswertes, oder sie fristeten ihr Dasein durch Anfertigung von Entwürfen für Goldschmiede und andere Kunsthandwerker, durch Wappenmalen und durch Unterricht im Zeichnen. Einen überaus schädlichen Einfluß auf das ganze Kunstleben übt die Trennung von Kunst und Handwerk aus [1].

Nur noch einzelne bedeutende Meister sind zu verzeichnen.

An die altkölnische Schule schließen sich bis kurz nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch würdig an die Maler Anton von Worms [2] und Bartholomäus Bruyn. Letzterer schuf eine ganze Reihe bedeutender Werke und stand bei der Kölner Bürgerschaft in solchem Ansehen, daß er in den Jahren 1550 und 1553 zum Ratsherrn gewählt wurde [3]. Zu seinen besten Schöpfungen gehört der im Jahre 1534 vollendete Hochaltar in der Stiftskirche zu Xanten, mit dessen Ausführung die Kanoniker so zufrieden waren, daß sie den ausbedungenen Preis von 500 Goldgulden aus freien Stücken um 100 Gulden erhöhten [4]. Auch der in Ulm thätige schwäbische Meister Martin Schaffner verfertigte in den Jahren 1521—1524 noch mehrere

[1] ‚Es entsprach allerdings den seit dem sechzehnten Jahrhundert auch in Deutschland in Umlauf gesetzten Ansichten vom Werte der Kunst, daß die Künstler die eigentliche Handwerkerarbeit mit Lehrlingen und Gesellen für ihrer Ehre zuwider erachteten; sehen wir jedoch die Künstlergeschichte der vergangenen Jahrhunderte näher an, so ergiebt es sich, daß, solange die alten Zunftgesetze noch von allen beobachtet wurden, die Mehrzahl der Maler ihr gutes Auskommen hatten, daß jedoch seit jener Trennung von Kunst und Handwerk die Künstler fast ausnahmslos ein trauriges Leben voll Enttäuschungen und Sorgen führten. Einzelne dem widersprechende Erscheinungen, von denen die Kunstgeschichte berichtet, sind eben Ausnahmen.‘ ‚Gerade die Handwerksarbeit, an die ein Meister, der Gesellen und Lehrlinge beschäftigte, gar nicht selbst Hand anzulegen brauchte, stellte einen sichern Gewinn in Aussicht, garantierte den Zusammenhang mit einer Körperschaft, die wiederum die Mitglieder stützte, und gab Gelegenheit, die vielleicht zu großen Kunstleistungen nicht ausreichenden Fähigkeiten doch angemessen und zum Nutzen der Kunst zu verwerten.‘ A. Schultz bei v. Zahn, Jahrbücher 2, 358—359.

[2] J. J. Merlo, Anton Woensam von Worms, Maler und Xylograph zu Köln. Leipzig 1864, und Nachträge 1884. Vergl. Niessen 53—54.

[3] Vergl. J. J. Merlo, Nachrichten 69 fll. und Die Meister der altkölnischen Malerschule 158 fll. Verzeichnis seiner in Köln aufbewahrten Werke bei Niessen 54—56; der in München vorhandenen bei v. Reber, Katalog 15—19. ** Vergl. jetzt die Arbeit von Firmenich-Richartz, Barth. Bruyn. Leipzig 1891.

[4] Näheres über den Altar und dessen Entstehung bei Beissel 12 fll. Neben Bruyn arbeiteten an demselben andere angesehene Künstler, zwei Bildschnitzer und ein Kunstschmied. Die Herstellungskosten für den ganzen Altar belaufen sich nach gegenwärtigem Geldwerte auf beiläufig 50 000 Mark. Er ist ‚ein letzter Zeuge mittelalterlicher Kunst und Herrlichkeit‘. ‚Die Kanoniker von Xanten sammelten die letzten deutschen Meister, um ein würdiges Denkmal alter Sitte und alter Glaubenskraft zu errichten.‘ S. 21.

treffliche Werke, unter welchen besonders eine Darstellung des Jesukindes im Tempel und ‚Der Tod Mariä' künstlerisch hervorragen; später wurde er von der Malerei der Venezianer beeinflußt [1].

Im allgemeinen war schon bei Dürers und Holbeins unmittelbaren Schülern und Nachfolgern der Kunstverfall ersichtlich. Hans Burgkmair, einer der sinnigsten Maler, ging in demselben Grade zurück, in welchem er sich den Einflüssen der Italiener hingab. Bei dem nicht weniger begabten Christoph Amberger verlor sich ebenfalls durch mißverstandene Nachahmung die alte Kraft und Innigkeit des Gefühls; seine Bilder wurden verschwommen und manieriert. Auch Hans Schäufelein verflachte zusehends, und Georg Penz, der in Italien sich bilden wollte, kam von dort als ein seelenloser Künstler zurück [2]. Nur Adam Elzheimer aus Frankfurt am Main war noch ein Künstler von eigenartiger Bedeutung, aber sein Streben fand bei den Zeitgenossen keine Würdigung: er hatte fortwährend mit der Not des Lebens zu kämpfen [3]. Die große monumentale Malerei, soweit eine solche überhaupt hier und dort noch geübt wurde, verfiel in Willkür und Schwulst.

---

[1] v. Reber, Katalog 45—46. ** Vergl. Graf Pückler-Limburg, Martin Schaffner (Studien z. deutschen Kunstgesch.). Straßburg 1900. Eine große Reihe ‚ausgezeichnet schöner' Miniaturmalereien, welche in den Jahren 1530—1532 zur Ausschmückung einer deutschen Übersetzung des Neuen Testamentes angefertigt wurden, beschreibt Rathgeber, Gallerie 136—146.

[2] Vergl. über das Gesagte bei Sighart 600 ﬀl. Weise, Dürer und sein Zeitalter 85. Waagen, Kunst und Künstler 2, 67. Woltmann, Holbein 2, 368—369. ** Über Schäufelein vergl. die Monographie von U. Thieme, Leipzig 1892, und Repertorium für Kunstwissenschaft 16, 306 ﬀl.; 19, 219 ﬀl. 401 ﬀl. 496 ﬀl.; 20, 477 ﬀl. Über Christoph Amberger s. die Dissertation von E. Haasler. Heidelberg 1894. Über die allgemeine Entwicklung bemerkt ein Kunstforscher, der sonst keineswegs die von Janssen vertretenen Anschauungen billigt, F. Rieffel, in einer Besprechung meiner Biographie A. Reichenspergers, es trete ‚immer deutlicher hervor, daß der Beginn des sechzehnten Jahrhunderts für unsere Kunst nicht der Mittag, sondern der Sonnenuntergang war. Vor der gotischen Plastik und Malerei bekommt man mit der zunehmenden Erkenntnis immer größeren Respekt.... Wie rasch und tief sinken schon die Schüler Dürers durch Nachäffung der italienischen Kunstweise!' Zum Schluß wirft Rieffel die Frage auf, ob nicht gar Dürer ‚zum Segen seines Ruhmes frühzeitig gestorben sei'; ‚wo ihn (Dürer) der Humanismus ergreift, welscht er doch recht bedenklich'; ganz deutsch sei nur der große und herrliche Matthias Grünewald geblieben. Frankfurter Zeitung 1900, Nr. 9, I. Ebenda Nr. 18 (Abendblatt) spricht Rieffel anläßlich einer Publikation über den Maler M. Schaffner von dem ‚greulichen Katzenjammer', welchen sich die deutsche Kunst durch den Südwein der italienischen Renaissance zuzog.

[3] M. Seibt, A. Elzheimers Leben und Wirken. Frankfurt am Main 1885. Bode, Studien 261—272. 310—311. Rathgeber, Gallerie 263. ‚Die Vorliebe der Deutschen wandte sich unter gänzlicher Vernachlässigung des italienischen Cinquecento mehr den späteren Eklektikern und endlich den Caravaggisten zu, welche letzteren in ihrer effektvollen Derbheit den nordischen Kunstjüngern noch am zusagendsten erscheinen

Auch die Glasmalerei, welche im fünfzehnten Jahrhundert die höchste Blüte erreicht[1], fast den Gipfelpunkt malerischer Wirkung gebildet hatte, sank von ihrer Höhe herab, nachdem sie aus dem Dienste der Kirche gedrängt worden und sich nicht mehr der Architektur, mit der sie in innigem Zusammenhange gestanden, bescheiden unterordnete, sondern selbständig auftretend in Virtuosentum und überladenes, geschmackloses Dekorationswesen sich verlor[2]. Es entstanden allerdings immer noch einzelne herrliche Werke, zum Beispiel die prächtigen Glasmalereien in der Kirche der hl. Gudula in Brüssel und die während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ausgeführten Glasgemälde in den Kreuzgängen der schweizerischen Klöster Muri, Rathhausen und Wettingen. Der ‚Maler des hochwürdigen Gotteshauses Wettingen' verband in seinen sechzig Scheiben biblische Vorgänge mit der Darstellung von Ereignissen aus der vaterländischen Geschichte und redet darin eine warme, kernige Bildersprache[3]. Gegen Ende des Jahrhunderts fertigte der berühmte schweizer Glasmaler Christoph Maurer eine Anzahl trefflicher Werke in Nürnberg, insbesondere vier Bilder aus der Geschichte des verlorenen Sohnes[4]. Den Geist der neuen Zeit bezeichnet es, daß er sich selbst einmal auf einem Glasgemälde darstellt mit einem Lorbeer bekränzt, vor einer Staffelei, auf welcher sich ein Venus befindet[5]. Im allgemeinen waltete auch auf diesem Gebiete nicht mehr die alte kirchliche Kunstweise, sondern eine weltlich gewordene, welche die Person des Bestellers oder dessen Familie nicht wie früher als demütige Beter in winzigem Maßstabe am Fuße eines Fensters anbrachte, sondern mit Wappen und allem Zubehör der Standes-

mußten. Das zumeist seelenlose Virtuosentum, die technische Handfertigkeit der damaligen italienischen Kunst imponierte den leicht zu befriedigenden nördlichen Nachbarn zu sehr, als daß Eigenes, von dem über die Alpen eingeschleppten Geschmack Abweichendes hätte aufkommen können.' Reber, Gesch. der neueren deutschen Kunst 8—9. ** Erwähnung verdient auch der gediegene und fleißige Maler Martinus Theophilus Polak, von welchem die Kirchen zu Riva, Trient, Brixen und besonders Innsbruck schöne Werke bewahren; vergl. M. Bersohn, M. Th. Polak. Ein Maler des 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1891.

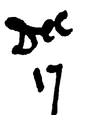
[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 220—223.

[2] Der erste, welcher die Renaissance in die Glasmalerei einführte, war Holbein. v. Zahn, Jahrbücher 1, 24; vergl. 28—29.

[3] Lübke, Kunsthistor. Studien 404. Kunstgewerbeblatt Jahrg. 2, Heft 6—8. Den großen Cyklus der Scheiben in Rathhausen behandelt J. R. Rahn im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1882) Bd. 37, 196—267. ** Vergl. Oidtmann, Die Schweizer Glasmaler vom Ausgang des fünfzehnten bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, in der Zeitschrift für christliche Kunst 12, 301 ff.; s. ebenda 1899, S. 55 ff. 67 ff. über rheinische Glasmalereien des sechzehnten Jahrhunderts. Über Glasmaler in Bayern, deren Thätigkeit sich aber meist auf die Anfertigung von Wappenschildern beschränkte, vergl. Sighart 713. [4] Schorn, Kunstblatt 14, 74—75. [5] Andresen 3, 228.

abzeichen beherrschend in den Mittelpunkt stellte, biblische und weltliche Geschichte oder Sage nur zu persönlicher Verherrlichung verwendete [1]. Als Kabinettsmalerei nahm die Kunst des Glasmalens namentlich auf schweizer Boden einen großen Aufschwung [2]. In Zürich werden von 1580—1600 nicht weniger als 27, in Schaffhausen 16, in Basel 9 Kabinettsmaler als seßhaft aufgeführt [3]. Je mehr an Stelle der religiösen Anschauungen die ‚antikisch-welsche Gelehrtheit' sich vordrängte, desto seelenloser wurden auch hier die Gebilde. Man verfertigte Scheiben mit Grammatik und Rhetorik [4] und brachte unverständliche Allegorien an: statt der kirchlichen Schutzpatrone oder der Wappenhalter traten allerlei Tugenden in antikisierenden Gewändern auf [5].

Schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fing man an, über mangelhafte Ausführung der Arbeiten zu klagen. Als Paul Dax im Jahre 1554 aus Innsbruck für das Rathaus zu Ensisheim seine Scheiben geliefert hatte, fand man sie ‚der mehrer Teil nicht geschmelzt, sondern an vielen Orten mit Ölfarben, die das Wetter nicht leiden mögen, gemalt'. Über die Glasgemälde des Meisters Thomas Neidhart beschwerte sich die Innsbrucker Kammer im Jahre 1575, sie seien ‚schlecht von Farben, auch nicht von ganzen Stücken geschmelzt'. Freilich waren auch die Preise, welche man zahlte, nicht auf bedeutende Kunstwerke berechnet: Paul Dax zum Beispiel erhielt vom Ensisheimer Rat für jede Scheibe nur fünf Gulden; um aber den fremden Künstler auszustechen, erboten sich die Elsässer Glasmaler, das Stück für zwei Gulden zu liefern [6]. Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts ging die Glasmalerei völlig zu Grunde [7].



Schon bevor die deutschen Maler nach Italien wanderten, suchten die niederländischen dort ihre Vorbilder auf. Als sie anfingen, über die Alpen

[1] Lübke, Kunsthist. Studien 426.

[2] Vergl. M. A. Gessert, Gesch. der Glasmalerei in Deutschland (Stuttgart 1839) S. 110 fll. ‚In dekorativer Hinsicht', erörtert Rahn 701—704, ‚stehen die Cyklen des sechzehnten Jahrhunderts denen des fünfzehnten weit nach.' ** S. auch H. Meyer, Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen vom fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert. Frauenfeld 1884. Über den hier S. 259 fl. erwähnten trefflichen Glasmaler Lorenz Link (geb. zu Straßburg 1582) vergl. noch v. Hefner-Alteneck, Lebenserinnerungen 83.

[3] Vergl. den Aufsatz von H. E. v. Berlepsch in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1887, Nr. 14.

[4] Vergl. v. Zahn, Jahrbücher 1, 30—31.

[5] Über Allegorien von Christoph Maurer vergl. Andresen 3, 225—226.

[6] Lübke, Kunsthistor. Studien 460. Abel Stimmer verfertigte Gemälde auf das Glas selbst. Andresen 1, 62. Auch im Brandenburgischen wurden Wappen und kleine Bilder auf Glas gemalt. Bergau, Brandenburger Inventar 79.

[7] ‚Mit der Verkennung ihrer Stilgesetze, mit dem Verschwinden ihres hochbedeutenden geistigen Inhalts tritt zugleich eine Verwilderung der Technik ein, welche in



zu ziehen, war in den Niederlanden noch keine Störung des Kunstlebens durch politische oder religiöse Wirren eingetreten, und die van Eyckſche Schule blühte, wie vor allen Quentin Massys († 1529) zeigt, noch herrlich fort. Sie erhielt sich in Brügge auch noch in späterer Zeit, insbesondere durch Peter Claeſſens und seine beiden Söhne, welche mehrere, der van Eyck und des deutschen Meisters Hans Memling würdige Schöpfungen ausführten [1]. Auch Peter Purbus aus Gouda in Holland blieb in Brügge der alten einheimischen Schule getreu. Seine Verklärung Christi in der dortigen Liebfrauenkirche (vom Jahre 1573) läßt sich vollkommen mit einem Werke Memlings vergleichen [2]. Purbus konnte, sagt der Maler und Künstlerbiograph Karl van Mander, Memlings Bilder in Brügge ‚nie genug sehen und preisen' [3]. Diese Künstler gehörten sämtlich noch wie die früheren dem schlichten Bürgerstande an; von Arbeitseifer für die Ehre Gottes beseelt, waren sie durchweg unverdorben in ihren Sitten. Von Franz Purbus, einem Sohne Peters, sagt van Mander: Er war ‚so freundlich und liebreich im Umgange, daß er die Freundlichkeit selbst genannt werden konnte; er ist niemals außer Landes gereist' [4].

Mehrere andere hervorragende niederländische Maler, wie Jan Schoreel, Jan Mabuse, Martin van Veen, leisteten Ausgezeichnetes, solange sie im Geiste der alten einheimischen Schule arbeiteten [5]; sobald sie aber die alte Kunst für eine ‚altväterisch abgelebte' ansahen und ‚in Italia sich Neues und Großes holen' wollten, wurden sie frostig virtuos, gleichwohl aber von

---

den bleichen, matt gemalten und in einzelnen Stücken eingelassenen Emblemen, Wappen und Zieraten den letzten Todesseufzer dieser Kunst auf eine traurige Weise erkennen läßt.' Karl v. Rosen, in den Baltischen Studien 17, 182. Vergl. Waagen, Malerei 1, 331—332. Kugler, Kleine Schriften 3, 493. Abry 298—299. Durch eine für jene Zeit ungewöhnliche Tiefe, Pracht und Sättigung der Farben zeichnen sich zum Teil noch die seit dem Jahre 1605 verfertigten Glasmalereien in dem Kreuzgang der Kapuzinerinnen bei St. Anna im Bruch zu Luzern, Szenen aus dem Leben Christi und der hl. Maria darstellend, aus; vergl. J. Schneller im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1860) Bd. 16, 177—186.

[1] Verzeichnis von dreizehn Gemälden der Familie Claeſſens bei Michiels 3, 352—363. Über eines derselben, die Hinrichtung eines Verurteilten, im Rathause zu Brügge, sagt Michiels: ‚On dirait que le génie de Memling a passé un moment dans l'âme du peintre et fait éclore dans son atelier, comme un souvenir des anciens jours, cette fleur merveilleuse.'

[2] Michiels 3, 341—362, wo auch ein Verzeichnis von 50 Gemälden des Künstlers.

[3] v. Mander Bl. 204 b. Das Lob des Künstlers 257 a.

[4] v. Mander Bl. 257 b. ** Vergl. Rooses-Reber, Gesch. der Malerschule Antwerpens (München 1881) S. 108.

[5] Vergl. darüber v. Wurzbach in v. Lützows Zeitschr. 18, 54—59. Michiels 3, 64—65. 223—227, wo einzelne Werke dieser Künstler, welche sie vor ihrer Reise nach Italien ausführten, mit den späteren verglichen werden. Über Schoreel vergl. auch Bode, Studien 7—10.

Karl van Mander, dessen eigene Zeichnungen und Gemälde schon den tiefsten Verfall bekundeten [1], auf das höchste belobt. Jan Schoreel ‚war wohl‘, schrieb van Mander, ‚der erste, der Italien besuchte und in den Niederlanden die Schilderkunst erleuchtete‘; er wurde deshalb ‚der Laternenträger und der Straßenmacher unserer Kunst in den Niederlanden geheißen‘ [2]. Neben ihm wurde Lambert Lombard, nach seiner Heimkehr aus Italien, in Lüttich ‚ein Vater unserer Zeichen- und Schilderkunst, die die rauhe und plumpe barbarische Weise weggenommen und die rechte schöne antikische an deren Stelle aufgerichtet und zum Vorschein gebracht hat, weshalb er nicht wenig Dank und Lob verdient‘ [3]. Den rechten Stil in der Darstellung nackter Figuren habe, so rühmte er, Jan Mabuse aus Italien nach Flandern gebracht; den höchsten Ruhm aber Franz Floris in Antwerpen erreicht als ‚flämischer Rafael‘, keiner stehe höher als er [4].

Während alle diese Künstler sich das Italienische aneignen wollten, verloren sie die Vorzüge der früheren einheimischen Kunst: die wahre, innige Empfindung, maßvolle Schlichtheit, unbefangene, treuherzige Anschauung; nicht weniger ließen sie die Harmonie der Farbengebung außer acht. Ihre religiösen Bilder wurden kalt und inhaltsleer, die immer zahlreicheren nackten mythologischen Darstellungen abstoßend, mitunter ekelerregend [5]. Schon bei

[1] Rathgeber, Annalen 286. [2] v. Mander Bl. 234. [3] v. Mander Bl. 220.

[4] Vergl. Abry 154. De Canditto 67. 186. 285—286. 439 fll. Über Franz Floris vergl. Schnaase, Niederländ. Briefe 250—252. Waagen, Kleine Schriften 236.

[5] Vergl. Woltmann, Aus vier Jahrhunderten 31: ‚Schon diejenigen Niederländer, welche mit der gewählten Schönheit, dem freien Adel eines Leonardo, eines Rafael wetteifern wollten, werden leer, phrasenhaft und geziert. Noch bedenklicher steht es mit den Nachahmern Michel Angelos. Schon Michel Angelos italienische Nachfolger waren der Entartung verfallen, aber den Niederländern wurde das Beispiel des großen Florentiners doppelt gefährlich.‘ Vischer 3, 739 sagt: ‚Die Mabuse, die Bernhard van Orley, Coxcie, Schoreel, Hemskerk waren keine schlechten Talente im streng malerischen Stile gewesen, aber in der Schule der Italiener werden sie leere Formalisten; sie werfen die scharfe Naturtreue und Physiognomik weg, weil ihr die Schönheit fehlt, und ergreifen die Schönheit ohne Lebenswärme.‘ Camille Lemonnier in Brüssel nennt in seiner Chronique des Arts (1877) S. 384 die Epoche der Renaissance ‚ein wahres Unglücksblatt in der Geschichte der flämischen Malerei‘. ‚Man kann behaupten,‘ sagt er, ‚daß die Reisen nach Italien die flämische Kunst in einen Todesschweiß versetzt und sie an den Rand des Grabes gebracht haben.‘ Ähnlich schreibt Max Rooses in seiner Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool (1879) S. 136: ‚Die Nachfolger der Italiener begaben sich auf einen Irrweg, um ungekannte und ungefühlte Ideale zu erreichen. Es war keine Wiederbelebung, die sie an unserer Kunst übten, sondern ein Selbstmord.‘ Vergl. Riegel, Beiträge 1, 13—14. Nachdem aber einmal ‚die Niederlande eine Beute des Italianismus geworden, fielen die von ihrer Kunst abhängigen Länder selbstverständlich unter italienischen Einfluß, der im sechzehnten Jahrhundert überhaupt fast den ganzen Kontinent eroberte‘. Reber 640.

Lukas von Leyden sank das Heilige oft zum Gemeinen herab. Der italienische Geschmack war Mode; er führte zur Verzerrung des germanischen Kunstnaturells und zur Unnatur [1]. Bezeichnend für die ganze Richtung in ihrer Übertreibung, Gewaltsamkeit und Häßlichkeit ist das wüste Durcheinander von Menschen, Engeln und teuflischen Ungeheuern, welches Franz Floris im Jahre 1554 auf seinem ‚Engelsturz' in Antwerpen darstellte [2]. Es entsprach dem innern Wesen der Richtung, daß Cornelis Ketl nicht mehr mit dem Pinsel, sondern mit den Fingern malte und seine linke Hand als Palette gebrauchte, darauf auch mit der linken Hand zu malen anfing, und als derartige Kunstwerke Beifall und Käufer fanden, der Reihe nach sich des rechten, dann des linken Fußes bediente und endlich mit allen Vieren abwechselnd an demselben Bilde seine Fertigkeit erprobte [3].

Die holländischen Künstler, durch den Calvinismus von aller religiösen Kunst, der höchsten Bestimmung derselben, ausgeschlossen, wandten sich den niedrigen Kreisen des alltäglichen Lebens zu und erzeugten in der Kleinkrammalerei Neues und Ungewöhnliches. Daneben zeichneten sie sich besonders in den sogenannten Schützen- und Regentenbildern als Porträtisten aus, ohne aber die Höhe, auf welcher die Kunst des Porträtierens schon bei Jan van Eyck gestanden, erreichen zu können [4]. Die Schützen- und Regentenbilder, auf welchen die Genossen kunstlos zusammengestellt oder bei einem Schmause vereinigt erscheinen, wurden in Holland die ‚eigentlich monumentale Malerei'. Fast jede Stadt besaß ihren eigenen Meister für solche Darstellungen persönlicher Verherrlichung [5].

An Urtümlichkeit, unerschöpflicher Phantasie, erstaunlicher Vielseitigkeit und unermüdlicher Arbeitskraft alle Kunstgenossen weit überragend, wurde der gigantische Peter Paul Rubens im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, als im eigentlichen Deutschland das schöpferische Kunstvermögen völlig erloschen war, der Gründer einer neuen Schule. Von allen Seiten strömten lernbegierige Kunstjünger in seine Werkstätte zu Antwerpen: mehr als hundert Schüler, berichtete er im Jahre 1611, habe er wegen übergroßen Andrangs abweisen müssen. Rubens umfaßte in seiner Thätigkeit zugleich alle Fächer der Malerei: Historienmalerei, Bildnismalerei, Konversationsstücke, Landschaften, Stillleben, Liebes-, Trunk- und Prügelszenen, grausam blutige Jagden. Sein vorwaltender Sinn für das Gewaltige und Derbsinnliche,

[1] Vergl. Waagen, Kunst und Künstler 1, 174. 289.

[2] Vergl. Riegel 1, 23. [3] Deschamps 199—202. Michiels 4, 65—66.

[4] Vergl. oben S. 20 Note 1.

[5] Vergl. Lübke, Bunte Blätter 179—210. Riegel 1, 118—122. Rathgeber, Annalen 293. Die bewunderswerten niederländischen Meister späterer Zeit kommen hier natürlich noch nicht in Betracht.

sowie für die Darstellung des Gräßlichen und Entsetzlichen macht ihn zu einem lebendigen Spiegelbild seines Zeitalters. Viele seiner Kirchenbilder, zum Beispiel die Aufrichtung des Kreuzes vom Jahre 1610 und die Kreuzabnahme vom Jahre 1611 im Dome zu Antwerpen, zeigen großartige dramatische Darstellungsweise, nur einzelne einen religiösen Gehalt [1]. In der Fülle und Mannigfaltigkeit des Schaffens kann kaum irgend ein Künstler sich mit Rubens messen; seine Schnelligkeit der Anfertigung selbst bedeutender Werke ist unerreicht geblieben. Sein großes Bild ‚Die Anbetung der drei Könige‘, gegenwärtig im Louvre zu Paris, führte er in dreizehn Tagen, das Triptychon der Kreuzabnahme in fünfundzwanzig Tagen aus; für ersteres erhielt er 1300, für letzteres 2500 Gulden [2]. Jeden Arbeitstag berechnete er mit 100 Gulden: eine ungeheuere Summe, verglichen mit dem kümmerlichen Lohne, welcher den in Deutschland am Kaiserhofe und an den fürstlichen Höfen arbeitenden Künstlern zu teil wurde.

Johann von Aachen, ein tüchtiger Meister [3], empfing als Hofmaler Rudolfs II. anfangs einen Monatsgehalt von nur 25 Gulden, während ein

[1] Wenn Rubens ‚seinem Stoff eine religiöse Färbung geben will‘, ‚verfällt er mitunter in ein falsches Pathos, in einen unglaubwürdigen Jammer, in heftige Deklamationen und Gestikulationen, in Körper- und Kopfverdrehungen, hinter denen keine Spur einer wahren Empfindung als Bewegungsgrund steht. Man sehe in Wien die händeringende Magdalena, die mit den Füßen ihr Schmuckkästchen von sich stößt. Das ist eine betrogene, keine büßende Sünderin, oder sie spielt Komödie! Die hoch sich brüstenden Apostel in der Pinakothek zu München sind Bühnenheilige. Aus der Himmelfahrt Mariä, diesem von der alten Kunst mit so großer Liebe und Würde behandelten Sinnbild der Seelen-Unsterblichkeit, hat Rubens, so oft er sie auch gemalt, nie etwas anderes zu machen gewußt als ein ungeheures Himmelsspektakel, wobei die Gebenedeite in unglaublichen Verdrehungen und Verrenkungen durch die Wolken und durch eine unzählige Schar von Engeln emporfährt. Das Äußerste aber dieser Bühnenkünste hat er in einer hl. Katharina erreicht, welche — das gezückte Schwert in der Linken, den linken Fuß auf das Rad gesetzt, den mit einem fliegenden Schleier bedeckten Kopf herausfordernd zurückgeworfen, nicht mit einem nur theatralischen, sondern einem Tänzer-Pathos — ihre Stelle unter den Heiligen einnimmt.‘ Förster 3, 95—96. In anderer Art charakteristisch für die Zeitrichtung sind die Gemälde, in welchen Rubens die Geschichte der französischen Königin Maria de' Medici darstellte. Hier steigen die Götter und Halbgötter des antiken Olymps, in flämischer Körperfülle wiedergeboren, nieder, um an den Geschicken der Königin teilzunehmen. Apoll, Minerva, Merkur und die Grazien lassen sich ihre Erziehung angelegen sein; Hymen trägt ihre Schleppe bei der kirchlichen Vermählung; Tritonen und Nereiden umtanzen in wilder Lust das Schiff, von dem herab sie den Boden Frankreichs betritt. Kugler, Kleine Schriften 3, 478—479. ** Über P. P. Rubens und seine religiösen Bilder vergleiche den geistvollen, meines Erachtens das Richtige treffenden Aufsatz von Keppler in den Hist.-pol. Bl. 95, 286 fll. Siehe auch J. Burckhardt, Erinnerungen aus Rubens, Basel 1898.

[2] Vergl. Lübke, Kunstwerke 432.

[3] Vergl. v. Mander Bl. 289—291. Merlo, Nachrichten 1—14.

vom Kaiser angestellter Teufelsbeschwörer, der Engländer Kelley, mit Glücksgütern überhäuft, und der polnische Alchymist Michael Sendiwoj, ein Vertrauter Rudolfs, so reichlich beschenkt wurde, daß er sich ein Haus und zwei große Güter kaufen konnte [1]. Der Niederländer Bartholomäus Spranger († 1615?), ein anderer Hofmaler, wurde mit einer ähnlichen Summe abgelohnt wie Johann von Aachen, aber vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Er war einer der größten Manieristen seiner Zeit, ein Zerrbild Michel Angelos, welchen nachzuahmen er sich unterfing [2]. Unermüdlich war er im Zeichnen und Malen heidnischer Götter und Göttinnen und aller möglichen Gegenstände aus dem Gebiete der Mythologie und der alten Geschichte [3]. Auf einem Triumphbogen für den alten Bauernmarkt in Wien läßt er neben Neptun und dem Pegasus die Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. auftreten [4]. Als eines seiner besten Werke gilt das für Papst Pius V. angefertigte ‚Jüngste Gericht', aber auch auf diesem Gemälde herrscht ‚volle Übertreibung': es enthält beiläufig fünfhundert Gesichter [5]. Durch ‚Vielheit und Masse' wollte man ‚hohe Künstlichkeit' erreichen [6]. Auch in der Kleinkram- und Landschaftsmalerei machte diese Richtung sich geltend. Auf einem Dorffeste von Jan Breughel zählt man über zweihundert Figuren [7]. In ihre Landschaften preßten die Künstler deren oft so viele hinein, daß es zu den beliebten Unterhaltungen der Kunstfreunde gehörte, dieselben zu zählen [8].

Zu den angesehensten Künstlern gehörten die bayrischen Hofmaler Hans Müelich aus München († 1573), Christoph Schwarz aus der Gegend von Ingolstadt († 1596) und Friedrich Sustris aus Amsterdam († 1599) [9]. Ersterer war einer der besten Porträt- und Miniaturmaler jener Zeit, machte ausgezeichnete Entwürfe für Gefäße und Schmucksachen und schuf in Verbindung mit Schwarz den bekannten Flügelaltar in der Frauenkirche zu Ingolstadt, der in seinen Bildern fast die ganze christliche Glaubens- und

[1] Svatek 81. 241. ** Seit 1600 bezog Johann von Aachen einen Jahresgehalt von 400 Gulden; s. Ilg, Kunstgeschichtl. Charakterbilder 219.

[2] Rathgeber 285. Michiels 4, 25 sagt: Die Sprache ist zu arm, um die Manieriertheit Sprangers zu beschreiben. ** Vergl. Ilg, Kunstgeschichtl. Charakterbilder 218.

[3] Vergl. das Verzeichnis bei Rathgeber 362—364, Nr. 2094—2160.

[4] Rathgeber 362, Nr. 2103. [5] Rathgeber 367, Nr. 2202.

[6] Zahllose Figuren finden sich beispielsweise auf Peter Breughels des Älteren ‚Kreuztragung' und ‚Turmbau zu Babel' vom Jahre 1563, in der Gemäldegalerie zu Wien. Lotz 2, 570.

[7] Deschamps 381. [8] Rathgeber, Annalen 298.

[9] M. Zimmermann, Hans Müelich und Herzog Albrecht V. von Bayern. München 1885. ** Vergl. über Müelich noch W. Schmidt in d. Zeitschr. d. bayrischen Kunstgewerbevereins 9, 3 ff. 8 ff. Allerlei Nachrichten über die Altmünchener Meister bietet Fr. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 1—74.

Sittenlehre enthält; als bezeichnend ‚für die Verbindung der Kunst mit der Gelehrtheit‘ verdient hervorgehoben zu werden, daß die theologische und die philosophische Fakultät in ihrer Gesamtheit an der Erzeugung des Werkes mitgearbeitet hatte [1]. Während Müelich vielfach noch von den Überlieferungen der alten deutschen Schulen zehrte, folgte Schwarz, der anfangs noch derselben Richtung gehuldigt hatte, in seinen letzten Werken fast vollständig dem Geschmacke seines italienischen Lehrers Tintoretto. Er ist, schrieb Karl van Mander, ein begeisterter Anhänger des Italianismus, ‚die Perle von ganz Deutschland gewesen in unserer Kunst‘ [2], die Münchener Malerzunft nannte ihn ‚den Patron über alle Maler in Deutschland‘ [3]. Sein bedeutendstes Werk ist der Sieg des hl. Michael über den Luzifer am Hochaltar der Michaelskirche zu München. Von dem Hofmaler Friedrich Sustris sind die meisten Gemälde nur noch aus Kupferstichen bekannt.

In München hatten die Künstler den Vorteil, daß von seiten der Herzoge Wilhelm V. und Maximilian I. mit Besoldungen nicht gekargt wurde. Sustris empfing jährlich bis an 600 Gulden; der italienische Maler Antonio Maria Viviani stieg bis auf 1100 Gulden; der Niederländer Peter Candid, ein überaus fruchtbarer Künstler, bezog einen Jahresgehalt von 500 Gulden und daneben Gnadengeschenke von gleicher Höhe [4].

Weniger beneidenswert erscheint das Los norddeutscher Hofmaler. Wie ‚grausam viele Künste‘ denselben bei spärlichem Gehalte zugetraut wurden, und wie ‚kunstverständig‘ die ihnen überwiesenen Aufträge waren, zeigt beispielsweise ein Bestallungsbrief, welchen der Herzog Julius von Braunschweig am 4. April 1572 seinem ‚Hofmaler und Konterfeier‘ David von Hemmerdey erteilte. Er schrieb demselben vor, er solle auf das schönste, schleunigste und billigste, ‚als sich das für die Malerkunst gebührt‘, folgende Gegenstände abreißen und malen: ‚Erstens die herzoglichen Bergwerke samt allen derselben Herrlichkeiten, die an- und umliegenden Gebirge, Thäler, Holzungen, Teiche, Wiesen und Landschaften, mit allen ihren Gebäuden, Werkstätten,

---

[1] Rée 20—21. Sighart 708. Lotz 2, 193. [2] van Mander Bl. 258.

[3] Rée 22. Vergl. Sighart 707. Als den besten Porträtisten seiner Zeit rühmte Kaiser Ferdinand I. den Jakob Seiseneker († 1567), aber in der Nachahmung Tizians wurde er ‚leer und flach‘. ‚Seine stärkste Seite ist die deutsche Genauigkeit.‘ v. Lützow, Zeitschr. 10, 154—158.

[4] Rée 34. 50. 64 fll. S. 260—266 ein genaues alphabetisches Verzeichnis der zahlreichen Werke Candids. — Georg Höf- oder Hufnagel, ein Antwerpener, malte zu München für Wilhelm V. und Maximilian I. ‚viele kleine reizende Landschaften, wofür er große Belohnungen erhielt; so Anno 1584 auf einmal 575 Gulden‘. Fr. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 28. ** Über die Kunstliebe Wilhelms V. s. auch Riezler IV, 627 f.; über Georg und Jakob Hösnagel handelte Chmelarz im Jahrb. d. kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses 17, 275 fll.

Hüttenwerken und aller Gelegenheit über und unter der Erde, und wie ein jedes seiner Art nach bearbeitet wird. Desgleichen die Stollen und Schachte, auch alle Flüsse, Bäche und Bergwasser, die Wasserkünste, Poch- und Schmelzwerke, die Münzschmiede, Amthäuser und Straßen, samt dem ganzen Harz, auch allerlei Wildbret und Vogelwerk, bei Wüstungen allerlei Parerga an Jagden, Kämpfen der Wildenmänner, Helden und Zwerge und mehrere kurzweilige lustige Dinge machen. Zweitens: das Floßwerk von Goslar bis Wolfenbüttel und von da bis Celle, samt allen Umständen, zugleich alle Gegend und Gelegenheit, was meilenweit um Wolfenbüttel gelegen. Drittens: allerhand vierfüßige Tiere und Vogelwerk, ein jedes nach seiner Art und Eigenschaft, zu Wasser und zu Land, auch alles Weidwerk und Vogelgespiel, und wie die einzelnen Tiere gehetzt, getrieben und gefangen werden. Viertens soll er verfertigen einen nackten und danach einen bekleideten Menschen, beide männlichen und weiblichen Geschlechtes, wie die aus dem Mutterleibe erst geboren werden und danach von Graden zu Graden, von Jahren zu Jahren nach ihrem Alter zu- und abnehmen bis an ihr Ende, und wo nicht mehr, doch die zehn Alter; und alles erst nackend, danach bekleidet, und wie sie letzlich mit Totenkleidern eingewickelt und begraben werden.' ‚Alle diese abgesetzten Stücke', für welche dem Maler das zur Arbeit nötige Material gestellt wird, sollten so gemacht werden, wie der Herzog es haben wolle und dem Hofmaler jedesmal befohlen werde. Zum Lohne dafür erhielt Hemmerdey freien Tisch, Feuerung und Bettgewand, wöchentlich einen Thaler und jährlich ein Sommer- und ein Winterkleid; auch stellte ihm der Herzog, wenn alle seine ‚Kunst- und Probestücke' zur Zufriedenheit ausgefallen, noch eine besondere Verehrung in Aussicht [1].

Der kursächsische Hofmaler Heinrich Gödig mußte sich seit dem Jahre 1573 mit einem Jahresgehalt von 100 Gulden begnügen; er hatte unter anderem in einem Saale der Augustusburg auf trockenem Kalkgrund bekleidete und unbekleidete Hasen vorzuführen, welche menschliche Handlungen verrichteten [2].

Eine wesentliche Beschäftigung der Hofmaler war das Porträtieren.

Die Liebhaberei für Porträte war überhaupt in allen Ständen eine sehr verbreitete. Der Maler Michael Janssen Miereveldt ‚soll deren bis an 10000

[1] Bodmann, Julius von Braunschweig 237—239. Ein von Herzog Heinrich dem Älteren im Jahre 1502 angestellter Hofmaler erhielt als Jahreslohn 30 Gulden in Geld, ein fettes Rind, 2 fette Mastschweine, 5 Scheffel Roggen und 12 Fuder Holz. Müller, Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. 1873, S. 520.

[2] Vergl. Andresen 1, 71. Gödigs ‚Arbeiten verdienen weiter keine Beachtung, als um den Verfall der deutschen Malerei in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu kennzeichnen', sagt von Eye, Führer durch das Museum des sächs. Alterthumsvereins in Dresden 36.

verfertigt haben [1]. Sehr bescheiden war die Anforderung des Herrn Christoph von Schallenberg († 1597), daß seine Nachkommen ihre sämtlichen Familien-

---

[1] Rathgeber, Annalen 296. ** Überaus zahlreiche Porträts gingen aus der Werkstatt des Lukas Cranach hervor. Künstlerisch stehen die meisten derselben auf einer sehr tiefen Stufe. ‚Fade, puppenhafte, wie aus Holz gedrechselte Köpfe, schön weiß und rot angestrichen, blinzelnde Augen, die fast dem chinesischen Schönheitsideal entsprechen, ungelenke, aber gezierte Bewegungen, eine Fülle der absonderlichsten Zeitmoden: mächtige Damenhüte mit wehenden Federn, Pluderärmel und -hosen, vielfache goldene Halsketten und Ringe, schwere Prunkstoffe; endlich ein unharmonisches, hartes, emailartig verschmolzenes Kolorit', so charakterisiert Franz Rieffel in einem anläßlich der Dresdener Cranach-Ausstellung veröffentlichten geistvollen Aufsatze über L. Cranach (Frankf. Zeitung vom 5. Sept. 1899. Vergl. dazu desselben Verfassers Ausführungen im Repertorium für Kunstwissenschaft 18, 424 ff. S. ferner ebd. 22, 236 ff. und Zeitschr. f. bildende Kunst. N. F. 11, 25 ffl. 51 ff. 78 ff.) den Eindruck, den diese Erzeugnisse bei den meisten Betrachtern erwecken. ‚Den landläufigen Typus der Cranachischen Art', fährt der genannte Gelehrte fort, ‚hat man sich unwillkürlich aus den zahllosen Porträts und Halbfiguren sowie den biblischen Geschichten abgeleitet, die so oft unter seinem Namen gezeigt werden. Freilich ist die Mehrheit derartiger Stücke nur Erzeugnis der Werkstatt. Kein Maler hat wohl seine Kunst fabrikmäßiger betrieben als Cranach. Man muß, um diesen Großbetrieb zu verstehen und zu würdigen, sich die Zeitverhältnisse vergegenwärtigen. Die Freude am Bild, besonders am Bildnis, war allgemein geworden. Man wollte sein Konterfei der eigenen Familie hinterlassen, an Freunde und Verwandte verschenken. Fürsten und Herren vergaben es auch als Gunstbezeigung. Um diesem starken, aber mehr stofflichen Bedürfnis gerecht zu werden, war keine künstlerische Großthat nötig. Der Massenkonsum rief eine billige Massenproduktion hervor. Wenn gerade und allein Cranach in den Fall kam, diese zu leisten, beruht die Massennachfrage wohl auf seiner Eigenschaft eines kursächsischen Hofmalers, das Massenangebot seinerseits auf seiner überaus industriellen Veranlagung. Ich glaube, das Geschäftstalent, die gute Einsicht in den Wert der Arbeitsteilung und die Kulanz des gerissenen Geschäftsmannes klärt vieles an der künstlerischen Lebensführung Cranachs auf. Das große Werkstattpersonal, über das er verfügt haben muß, gestattete ihm, die umfangreichsten Aufträge jeder Art anzunehmen und vor allem billig auszuführen. Vielen seiner Auftraggeber, ich fürchte, selbst dem kunstsinnigen, aber nicht immer kassekräftigen Mainzer Kurfürsten Albrecht von Brandenburg hat es vielleicht genügt, wenn Cranach die Sache in Entreprise nahm, die Entwürfe anfertigte und die Ware schließlich mit seinem Firmenzeichen, der geflügelten Schlange, deckte. Es wäre also verfehlt, aus den öden Machwerken des (auch dem Laien leicht erkenntlichen) Cranachschen Durchschnittstypus, sich ein künstlerisches Bild des Meisters zu konstruieren und sich dadurch von der näheren Betrachtung seiner Kunstweise abschrecken zu lassen.' Indem Rieffel dies unternimmt, weist er sehr zutreffend auf die ursprüngliche hohe Begabung Cranachs hin, die sich namentlich in verschiedenen religiösen Bildern seiner katholischen Zeit zeigt. Das älteste sichere Bild, das von ihm bekannt ist, die ‚Ruhe auf der Flucht' von 1504 (einst im Palazzo Sciarra zu Rom, jetzt im Besitze des Münchener Generalmusikdirektors Levi), bezeichnet Rieffel nicht nur als ‚das am meisten innerliche, lyrische und das schönste Werk Cranachs, sondern auch eine der wunderbarsten, tiefsten Schöpfungen unserer deutschen Kunst überhaupt, aus der Zeit, wo sie noch frisch, ungelehrt und noch Seele ist, bevor sie der

glieder alle zehn Jahre sollten abmalen lassen, ‚es koste was es wolle‘ [1]. Der Augsburger Bürger Matthäus Schwarz ließ sich hundertsiebenunddreißigmal abbilden von seiner ‚Mutter Leib an‘, da er ‚noch verborgen war‘, bis zu seinem dreiundsechzigsten Jahre Anno 1560, und zwar in allen möglichen Stellungen und Kleidungen; zweimal auch vollständig nackt, von vorn und hinten anzusehen, als er, laut seiner Unterschrift, war ‚faist und dick worden‘. In einem besonders prächtigen Anzug erscheint er, als ihn ‚der Narr mit einer niederländischen Jungfrau stach‘; bedenklich kratzt er sich hinter den Ohren, als er sich ‚unterstand, ein Weib zu nehmen‘. Sein Sohn Veit Konrad Schwarz wurde bis zu seinem neunzehnten Jahre einundvierzigmal in Bildnissen verewigt [2].

Galt aber ‚das schön Cunterfeien‘ überhaupt ‚mit für das Herrlichst und Höchst, was man von der Kunst suchen und sie darstellen solle‘, so erklärte sich allerdings ‚gar leichtlichen, daß insonders den durchlauchtigsten Fürsten und Herren und ihren durchlauchtigsten Frauen und Verwandten schier nichts

italienische Scirocco versengt und ausgedörrt hat‘. Seit 1518 ist von einer Entwicklung Cranachs ‚kaum mehr zu reden. Er (oder soll man sagen: seine Werkstatt) versteinert bei Zeiten; es wird in den bewährten ausgefahrenen Geleisen weitergefahren. Man könnte sich wohl denken, daß er um diese Zeit kursächsischer Akademieprofessor geworden wäre, wenn es damals für verdiente Meister schon eine solche Auszeichnung gegeben hätte. Das soll nicht heißen, daß ihm nicht auch noch in späteren Jahren eine und die andere Meisterleistung (z. B. noch das Selbstbildnis von 1550!) geglückt wäre. Aber seine Bilder verkünden gewöhnlich nichts Seelisches mehr. Man fragt nichts vor ihnen, und sie beantworten nichts. Seine Kunst ist satt geworden.‘ Der Maler der Ruhe auf der Flucht‘ und der Maler der späteren Bilder sind ‚zwei verschiedene Wesen. Der eine ist ein frischer, herzlicher, unbefangener Geselle, voll inwendiger Figur und Musik, ein Farbenkünstler, ein Poet, der die Seele der Natur belauscht hat; ihm scheint sein Platz neben den Größten, Dürer, Grünewald, sicher. Der andere ein trockener, ausgeklügelter und geschickter Praktiker, der dem Modegeschmack auf den Puls fühlt und ganz genau weiß, was und wie er malen muß, um den Anforderungen der geschätzten Kundschaft zu genügen, nämlich flache, empfindelnde, gemütsleere, geschmacklos bekleidete oder geschmacklos entkleidete Menschenpuppen. Er verfügt über seine festen Schablonen und Typen, die die Werkstatt unzähligemal wiederholt. Von innerlicher Anteilnahme an dem Geschilderten merkt man keine Spur. Ein kleiner Kostümwechsel würde die Lukretia zur Judith, die Judith zur Madonna machen. Seine Landschaft hat mit der Handlung nichts zu thun, sie ist typisch und konventionell, eine gleichgültige Zuthat. Es fehlt ihm jeder feinere Farbensinn. Er rangiert mit Leuten dritten Ranges. — Was für eine Brücke führt von dem einen dieser Wesen zu dem andern, wenn nicht die auri sacra fames! Das, scheint mir, ist der psychologische und der tragische Punkt in Cranachs Leben.‘ Über das gleichfalls an die Cranach-Ausstellung anknüpfende Werk von E. Flechsig, Cranach-Studien. Erster Teil (Leipzig 1900), s. die Bemerkungen von W. v. Seidlitz in der Beil. z. Allgem. Zeitg. 1900, Nr. 185.

[1] v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 8, 224.

[2] Näheres bei v. Zahn, Jahrbücher 4, 129—134.

so sehr am Herzen' lag ‚als ihre herrlichen Cunterfeiungen, die sie überzählig machen' ließen, ‚wohl bisweilen von jeglicher Person zweimal im Jahre' [1]. Von dem Kurfürsten August von Sachsen giebt es zweiunddreißig voneinander abweichende Bildnisse [2].

Wie hohe künstlerische Anforderungen man an die ‚überzähligen Contrafacturen' stellte, mit welchen ‚die Schlösser geschmückt und fremde Potentaten und Fürsten, Verwandte und Freunde überköstlich beschenkt' wurden, kann man aus den dafür entrichteten Preisen ersehen. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg bezahlte im Jahre 1533 für sein auf Gold gemaltes Bildnis 18 Groschen; seinem Nachfolger Joachim II. kosteten ‚drei gemalte Bilder vom König aus Frankreich, Duca de Alva und Kaiser Maximilian 4 Thaler und 12 Groschen' [3]. Für die Bildnisgalerie des Herzogs von Pommern wurde jede Kopie auf 3 Thaler berechnet [4]. Lukas Cranach erhielt im Jahre 1532 für zwei Bildnisse des sächsischen Kurfürsten 8 Gulden [5]. Später sank noch der Preis: für ‚sechzig Paar' mit fürstlichen Porträten gezierte ‚Täfelein' wurden nur 109 Gulden und 14 Kreuzer verabreicht, für jedes Paar also nicht einmal 2 Gulden [6]. Als Lukas Cranach der Jüngere, der im Auftrage des Kurfürsten August eine Anzahl von Bildnissen früherer Herzoge von Sachsen ‚gar schön und künstlich' gemalt hatte, so kühn war, für jedes Stück 5 Thaler zu verlangen, fand August den Preis zu hoch; sein Künstler wurde mit nur 3 Thalern abgelohnt [7].

Ungleich besser stand sich Hans Wörnle in München, welcher eine Menge zu Geschenken an andere Höfe bestimmte bayrische ‚Ahnenbilder' anfertigte: er erhielt für jedes Stück 45 Gulden [8]. Auswärtige Maler stellten ganz

---

[1] Von der Werlte Eitelkeit Bl. E. [2] Ebeling 18 Note 10.

[3] Moehsen, Gesch. der Wissenschaften 497 Note 6.

[4] Baltische Studien 20, 122—123. [5] Richard 370. [6] Lindau, Cranach 272.

[7] v. Weber, Anna von Sachsen 337. Bei ‚Contrafacturen' von solchem Preis dürfte es allerdings schwer sein, herauszufinden, was v. Eye (bei Eggers 5, 227) in den Porträten der Fürsten aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gefunden haben will, nämlich ‚daß ihnen in diesem Zeitraume das Regieren nicht allzu schwer geworden, daß sie dafür aber sich allerlei Privatsorgen gemacht' hätten.

[8] Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 34. Wie viele Porträte Hans Schöpfer von 1558—1579 für den bayrischen Hof zu malen hatte, ergiebt sich aus den Aufzeichnungen bei v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 14, 179—190. So heißt es zum Jahre 1560: ‚H. Schöpfer malte elf Kontrafet, den Herzog, die Herzogin, dann ihre Prinzen und Prinzessinnen vorstellend, um 190 fl.' Im Jahre 1578 erhielt er für sechs Kontrafet 65 fl.' ** Johann de Witte verfertigte im Jahre 1585 Porträte des Markgrafen Jakob III. von Baden ‚für zwanzig Thaler, jedes zu neunzehn Batzen'. Für die Markgräfin ‚Conterfet in Gold gemahlt für zwei Kronen. Item noch 6 kleine Taffeln Ihr F. G. Conterfet, jedes für zwei Kronen'. Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 28, 194.

andere Anforderungen. Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, der nach dem rühmenden Zeugnisse des Hans von Khevenhiller in der Porträtsammlerei ‚wie in viel andern Kuriositäten andere Potentaten' übertraf, sicherte dem spanischen Maler Alonso Sanchez für jede Kopie eines der alten spanischen Königsbilder 25 Dukaten zu; bei der Ablieferung der bestellten Stücke steigerte der Künstler den Preis fast auf das Doppelte [1]. Ferdinands eigene Hofmaler, welche seine Schlösser auszuschmücken hatten, wurden handwerksmäßig bezahlt; wohl gar ‚nach der Klafter' des Umfangs ihrer Arbeiten [2].

Auch städtische Behörden verabreichten den Malern oft kümmerlichen Lohn. Als der Rat von Hannover im Jahre 1617 durch Dietrich Wedemeyer, einen ‚Meister der tieffsinnigen und schweren Malerkunst', auf 16 Ellen Leinwand ‚eine Tafel von der Historie von dem Simson' in Ölfarbe malen ließ, zahlte er dafür 10 Thaler; jede Elle ‚Gemähls' kam ihn demnach auf etwas mehr als zwei drittel Taler zu stehen [3].

---

[1] Hirn 2, 431—433; vergl. 434—435. ** 1588 schrieb Erzherzog Ferdinand an den Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg: ‚Nachdem wir auch zu einem sondern Studio vnnß beflissen, allerlei Conterfecturen von den fürstlichen häusern, Man vnd Weibs Personen zu bekhomen, deren auch eine guete anzail alberait zu der handt gebracht, Ist an E. L. vnser freundtlich begeren, die wollen vns dergleichen Conterfecturen von dem haus Brandenburg, so sie sonder Zweiffel auf dero fürstlichen häusern wol haben werden, freundtlich widerfahren lassen.' Gleiche Bitte hatte um dieselbe Zeit an den (inzwischen verstorbenen) Fürsten Joachim Ernst von Anhalt ergehen sollen, wobei es ausdrücklich von den Porträts heißt: ‚doch nur allein in der Größe beigelegten Musters von Papier, damit sie desto geschmeidiger khinden vortgeschickht werden.' Zeitschr. für preuß. Gesch. und Landeskunde 1, 261 Note. Über Erzherzog Ferdinands Kunstliebhaberei, namentlich seine Sammlungen vergl. die unten, Abschnitt 7, angeführte Litteratur.

[2] Hirn 1, 379—380.

[3] Zeitschr. des Histor. Vereins für Niedersachsen 1873, S. 24.

5. Kupferstich und Holzschnitt.

Während die Kunst der Tafelmalerei in Deutschland stark daniederlag, fristeten der Kupferstich und der Holzschnitt noch ein dürftiges Dasein. Künstlerisch bedeutend waren beide nur so lange, als die Kupferstecher und die Holzschneider auch die Zeichner ihrer Blätter waren, nicht Vorlagen aus andern Kunstzweigen, besonders Gemälde, lediglich nachbildeten. Bei Martin Schön, Dürer und Holbein war der Geist mächtig wie die Hand, später wurde der Geist von der Technik überflügelt, das Wesenhafte ging zusehends verloren; zuletzt bekam das dürre Handwerk ein volles Übergewicht über die Kunst und ging in massenhaften Erzeugnissen vorzugsweise auf Gelderwerb aus.

Dürers Einfluß läßt sich in der Kupferstich- und der Holzschneidekunst noch lange erkennen, aber nicht ein einziger seiner Schüler und Nachahmer besaß auch nur annähernd einen so reichen ‚heimlichen Schatz des Herzens' wie er, konnte auch nur irgendwie den Meister erreichen. Sobald jener Einfluß aufhörte, büßte die deutsche Kunst allen Anspruch auf ureigene Bedeutung ein. Hans Sebald und Bartel Beham, Dürers unmittelbare Schüler [1], zeichneten sich in ihren Blättern noch häufig wenigstens durch große Naturwahrheit und frische Eigentümlichkeit aus und waren erfinderisch in allerlei Verzierungen, welche vornehmlich als Vorlageblätter für Goldschmiede dienten. Die beiden Beham, Jakob Binck, Georg Penz und Albrecht Altorfer hätten ‚alle ihre Arbeit', sagt Quaden von Kinckelbach, ‚meist nach dem Leben' verrichtet, während bei den Späteren, wie Kornelis Bosch, Kornelis Mathys, Virgil Solis und andern, das Leben sich allgemach verloren und ‚der kluge und fliegende Geist sich darunter gemengt' habe, bis zuletzt, nachdem man ‚dem Geist durchaus den Zaum gelassen', die alte Art ‚ganz unter die Füße gekommen' sei [2]. In

[1] Vergl. Seibt 6 fll.

[2] Quaden von Kinckelbach 430—431; vergl. 403. ** ‚Die Neigung für heidnische Gegenstände, für „antikische" Form, für die plastisch isolierte Menschengestalt, die einerseits zum kühl Akademischen, anderseits zum Obscönen entartet, kommt in die deutsche Kunst wesentlich durch die jungen Nürnberger Stecher.' M. Friedländer, A. Altdorfer (Leipzig 1891) S. 82. ‚Die Sirenenrufe aus dem Lande des antiken Schönheitsideals haben diese Wandlung zuwege gebracht und mit der Nürnberger Schule zugleich die ganze deutsche Kunst den Umstrickungen der Manier ausgeliefert.' C. v. Lützow in Gesch. der deutschen Kunst 4, 198.

bloß äußerlicher Nachahmung italienischer Vorbilder wurden die Figuren gespreizt, oder, wie in den überaus zahlreichen Gebilden des begabten und vielseitig thätigen Heinrich Goltzius, bei erstaunenswerter Technik, meist süßlich verschwommen und seelenlos[1].

Einer der fruchtbarsten Künstler in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war Anton von Worms, welcher im Verlaufe von zwölf Jahren mehr als tausend Zeichnungen für den Holzschnitt verfertigte; er hing noch mit einer gewissen Zähigkeit den Überlieferungen der alten deutschen Kunstübung an[2]. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts thaten sich durch ‚Unerschöpflichkeit in allerlei Werk' Virgil Solis aus Nürnberg, Tobias Stimmer aus Schaffhausen und Jost Amman aus Zürich hervor. Solis war nicht allein Kupferstecher, sondern auch Ätzer, Formschneider, Maler, Illuminist; er schrieb unter sein Bildnis:

> Mit Moln, Stechen, Illuminirn,
> Mit Reissen, Ätzen und Visirn
> Es that mir keiner gleich mit Arbeit fein,
> Drum heiß ich billig Solis allein[3].

Von Amman berichtete dessen Schüler Georg Keller aus Frankfurt am Main, er habe in vier Jahren ‚so viele Zeichnungen gemacht, daß man damit einen geräumigen Leiterwagen hätte anfüllen können'[4]. Stimmer verfertigte über 1300 Blätter, unter diesen beinahe 300 Bildnisse von Gelehrten und andern Berühmtheiten[5]. Aber bei allen drei Künstlern führte die Schnell-

---

[1] Für den schon bei Lukas von Leyden hervortretenden Manierismus sind besonders dessen Sündenfall, der erste Brudermord und Adam und Eva bei Abels Leiche abschreckende Beispiele. Woltmann, Malerei 2, 534.

[2] Vergl. oben S. 105 Note 2. Butsch 1, 53—54.

[3] Mittheilungen der kaiserl. Centralkommission 5, 144.

[4] Waldau, Vermischte Beiträge 3, 305 fll. Für den Buchhändler Sigmund Feyerabend zu Frankfurt am Main lieferte Amman seit dem Jahre 1564 ‚innerhalb 4 Jahren die Illustrationen für eine solche Menge von Werken, daß es kaum glaublich ist, wie ein Verleger dieselben zu unternehmen imstande sein konnte'. Daß ‚die Holzschnitte auch ohne Rücksicht auf den Text sehr gesucht waren, zeigt das Unternehmen Feyerabends, die beliebtesten Blätter des Meisters in einem Sammelwerk herauszugeben'. Ammans ‚Kunst- und Lehrbüchlein' enthält in einer vermehrten Auflage von 1599 nicht weniger als 296 Blätter. C. Becker, Jobst Amman, Zeichner und Formschneider, Kupferätzer und Stecher (Leipzig 1854) S. V fll. ** Vergl. auch v. Hefner-Alteneck, Über den Maler, Kupferstecher und Formschneider Jost Amman, in den Sitzungsberichten d. Münch. Akad. Hist. Kl. 1878, u. Lebenserinnerungen 254 fl.

[5] ** Vergl. Andresen 3, 7—217. Heller 702—703. Über Stimmer vergl. Stolberg, T. Stimmers Malereien an der astronomischen Münsteruhr zu Straßburg (Studien z. deutschen Kunstgesch. 13). Straßburg 1898. — Als ein Kuriosum verdient erwähnt zu werden die von dem Baseler Physikus Heinrich Pantaleon 1565—1566 zu Basel in drei Teilen (Folio) herausgegebene ‚Prosopographia heroum atque illustrium

fertigkeit zur flüchtigen Wiedergabe der Ideen ohne durchgebildete Reinheit der Auffassung und Zeichnung.

Die Beigabe von Titelumrahmungen, Zierbuchstaben und Bildern sowohl in religiösen als volkstümlichen Schriften wurde, wie im Mittelalter, noch fortwährend als selbstverständlich betrachtet. Verfasser und Verleger der verschiedenen Schriften tauschten oft solche künstlerische Beigaben untereinander aus; in katholischen und protestantischen Büchern, deren Verfasser sich heftig bekämpfen, findet sich nicht selten ein und derselbe Bilderschmuck, zum Beispiel in einer Frankfurter Ausgabe der Lutherschen Bibelübersetzung vom Jahre 1533—1534 und in der gleichzeitigen katholischen Bibelübersetzung von Dietenberger [1].

Unter den katholischen Unterrichts- und Andachtsbüchern waren insbesondere die Katechismen und Gebetbücher des Jesuitenpaters Canisius mit sehr zahlreichen Holzschnitten versehen: der im Jahre 1575 zu Dillingen gedruckte größere deutsche Katechismus samt dem Gebetbuch enthält deren 88 in halber Blattgröße, die zu Augsburg erschienene griechische Übersetzung des kleinen lateinischen Katechismus vom Jahre 1613 104, eine französische Übersetzung aus dem folgenden Jahre 84, eine für China bestimmte aus dem Jahre 1617 mehr als hundert [2].

Daß die Künstler weder großen Reichtum an Gedanken noch lebhafte Einbildungskraft besaßen, zeigen die Hunderte oft als ‚geistreiche Bibelbilder‘ gepriesenen Holzschnitte, welche Virgil Solis zu der Frankfurter Ausgabe der Lutherschen Übersetzung vom Jahre 1561 und Tobias Stimmer zu der Baseler Ausgabe vom Jahre 1576 anfertigten [3]. Kaum ein einziger dieser

---

virorum totius Germaniae‘. Er beginnt mit Adam protoplastus, bringt dann Nohe, qui et Janus dicitur, und sofort den Tuisco Germanorum conditor. Der Heiland steht zwischen Erich, König von Schweden- und Gotenland, und dem Vandalenkönige Strumiko (Pars 1, 91—95). Das Wunderlichste sind die Prosopa. Am Anfange jeder Lebensbeschreibung steht das Brustbild des Helden, und dabei tritt ein und dasselbe Bild nicht selten bei zehn und mehr Personen auf. So sieht z. B. der Karmeliter-Provinzial Johannes Meyer (um 1565) ebenso aus wie der vorchristliche ‚Philosoph Zamolxis‘, und der sikambrische Götzenpriester Heligast ebenso wie der Kölner Theologieprofessor Matthias Aquensis und wie Rudolf Agricola. Der letzte vir illustris ist Heinrich Pantaleon selbst.

[1] Vergl. Wedewer 451 ff.

[2] Nach Katalogen von Rosenthal in München und Weigel in Leipzig.

[3] ** Vergl. Meyer, Die Bibelillustration in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in der Zeitschrift für allgemeine Geschichte 4, 178—182. Neben den Mängeln Stimmers werden hier seine Vorzüge hervorgehoben, jedoch wohl zu stark betont. Über die Bibelillustrationen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im allgemeinen sagt Meyer a. a. O. 4, 167: ‚Das schöne Gleichgewicht zwischen der dargestellten Begebenheit und ihren Umgebungen, zwischen Figur und Landschaft

Holzschnitte bekundet eine hohe, geschweige denn großartige Auffassung. Geistig und künstlerisch wahrhaft armselig ist in beiden Bibelausgaben beispielsweise die Darstellung der Propheten. Die wunderbare Größe und Geisteserleuchtung des Isaias, der mit Donnerworten die göttlichen Strafgerichte über die Frevel der Herrschgewaltigen und die Sünden des Volkes in einer Zeit verkündigt hatte, welche dem sechzehnten Jahrhundert sehr ähnlich war, wird von Stimmer vorgeführt in Gestalt eines gebrechlichen Greises, dem ein Engelchen mit einer Feuerzange eine glühende Kohle darreicht, während im Hintergrund ein anderer Greis als Gott Vater mit langem Barte und königlichen Amtszeichen dem Schauspiele zusieht. Dazu machte der Dichter Johann Fischart, welcher die 170 Bilder ‚zu gottesförchtiger Ergetzung andächtiger Herzen mit artigen Reimen' versah, die Knittelverse:

---

oder Architektur, wie man es an Dürer und Holbein so gerne bewundert, verschwindet nach und nach; das Nebensächliche gewinnt je länger je mehr an Bedeutung, und zwar in der Regel auf Unkosten der Hauptsache, der dargestellten Personen oder Ereignisse. Der Glanz in der äußern Erscheinung, die Eleganz bleibt (?); aber der geistige Gehalt entweicht mehr und mehr, und die Harmonie zwischen Geist und Form, zwischen Idee und äußerer Gestalt, das Kennzeichen der wahren Klassizität, löst sich auf. Große Resultate, erreicht durch einfache Mittel, werden immer seltener; desto häufiger begegnet man Künstlern, welche trotz des Aufbietens der größten Mittel mit all ihrem Pomp, ihrem Figurenreichtum, ihrer luxuriösen Architektur das Auge unbefriedigt lassen.' Die Bibelbilder von Virgil Solis ‚haben in der Hauptsache die angegebenen charakteristischen Merkmale der Kunst ihres Zeitalters, ohne sich jedoch . . . über die Durchschnittlichkeit derselben zu erheben'. Über ‚die Auswüchse' bei Solis, ‚welche die Grenzen des künstlerisch Zulässigen und des Wünschenswerten überschreiten', siehe S. 179—180. Jost Amman litt an ‚dem Hang, zahlreiche Bilder mit Figuren und Ereignissen förmlich zu überladen'; ‚ein höchst phantastisches Element auf dem Gebiete des Dekorativen erinnert beinahe an das Zeitalter des Rokoko. Überhaupt fehlt ihm die Fähigkeit, mit einfachen Mitteln Großes zu leisten, beinahe ganz'. Maria empfängt den Gruß des Engels in einem Prunkgemach; auf dem Bilde des Täufers Johannes ‚ziehen so viele eben Getaufte ihre Hemden und Strümpfe an, daß man beinahe in einer Badeanstalt zu sein glaubt'. In Ammans Darstellung des Gleichnisses vom Splitter und vom Balken ‚wirkt der Anblick desjenigen, welcher letzteren im Auge hat, sehr komisch; der Balken ist nämlich gerade halb so lang, als sein Träger; gleichwohl scheint ihn dieser gar nicht zu bemerken, er ist vielmehr eifrig bemüht, seinem Bruder den weit kürzeren Splitter aus dem Auge zu ziehen' u. s. w. (S. 180—182). Tobias Stimmer wird besonders in technischer Beziehung viel günstiger beurteilt; die Landschaft und die mehr idyllischen Szenen wußte derselbe ‚meisterhaft zu behandeln' (S. 182—185). Man könne, sagt Meyer 186, ‚diese ganze Periode nicht besser charakterisieren als mit den Worten Ludwig Richters: „Wenn die Idee in schöner, lebensvoller Gestalt sich darstellt, wenn das Wort Fleisch wird, dann ist der Höhepunkt, die Klassizität, erreicht. Allmählich aber entweicht der geistige Gehalt mehr und mehr, und es bleibt zuletzt das tote Fleisch allein übrig. Dies ist der Verlauf aller kunstgeschichtlichen Entwicklung."'

Was für ein scharfer Prophet sei
Jesaias, zeigt dis Gsicht frei,
Daß ihm in Mund vom Engel war
Ain Kohl gelegt von Gots Altar:
Drum sagt er klar von Christo war [1].

Nicht weniger kümmerlich sind in beiden Ausgaben die Darstellungen der Evangelisten. Bei Stimmers hl. Lukas finden sich Fischarts Verse:

Lucas ein Leibarzt nicht allein,
Sonder ein Seelarzt der Gemain,
Stelts Evangeli griechisch dar,
Und weil er Pauli Raisgfärt war,
Schrieb er Apostelgeschicht auch gar.

Wenn der Wittenberger Buchdrucker Christoph Walter der bei Sigmund Feyerabend erschienenen Frankfurter Ausgabe [2] nachsagte, sie enthalte ‚lose Figuren und greuliche und ungewöhnliche Bilder' [3], so that er derselben unrecht; nur vom katholischen Standpunkte aus hätte man die polemischen Blätter zur Apokalypse [4] als ‚greulich und ungewöhnlich' bezeichnen können.

In Ammans ‚Wappen- und Stammbuch' [5] steht bei den meisten Holzschnitten der bildnerische Geist auf ziemlich gleicher Stufe mit dem des Dichters, welcher die Gebilde erläuterte. So trägt zum Beispiel ‚Die Melancholie', ein elendes Blatt, wenn man es mit dem gleichnamigen von Albrecht Dürer vergleicht, die Verse:

Hienauß dortenauß mein Sinn sich lenkt
Und manche seltsam Kunst erdenkt.
Bist du mein Freund, thu mich nit irren,
Sonst wirst du mir mein Hirn verwirren.
Mir bringt kein Freud d' Kinder Schregen,
Der Hühner Gätzen, Eier legen.
Laß mich nur bleiben bei meim Sinn,
Sonst wirstu haben klein Gewinn.

---

[1] Neu verlegt von Georg Hirth in München und Leipzig 1881. Bei der Bundeslade lauten Fischarts Verse:

Die Lad des Bundes samt Gnadenstuhl
Ward gziert mit Engeln, wies Gott gfuhl,
Und auch der übergulte Tisch
Mit guldnen Gschirren zugerüst:
Welchs als auf Christum Deitnus ist.

** Vergl. L. G(eiger) in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1881, Nr. 205.

[2] Biblia, das ist die gantze hl. Schrift Teutsch. 1561.

[3] Vergl. Archiv für Gesch. des deutschen Buchhandels 2, 50—51. Pallmann 10.

[4] Vergl. oben S. 46 ff.

[5] Frankfurter Ausgabe von 1589.

Unter einem abstoßenden Bacchusbilde hebt der Dichter zu singen an:

Gegrüßt sei Bacche, der edel Knab,
Der Menschen Wonn, der Götter Gab [1].

Mit Amman und Stimmer ging die deutsche Holzschnitt-Illustration und Holzschnitt-Ornamentik zu Ende. Alle Stilformen arteten aus. In Basel, Straßburg, Augsburg, Nürnberg und in andern Städten, wo im fünfzehnten Jahrhundert und bis zur Mitte des sechzehnten aus den Buchdruckereien unzählige größere und kleinere Prachtwerke hervorgegangen waren, wurde nichts Erwähnenswertes mehr geschaffen. Umfangreiche Werke, wie die zu Nürnberg von Leonhard Heußler in den Jahren 1578—1591 besorgte Ausgabe des Hans Sachs, liefern außer wertlosen Frakturinitialien nur Schlußleisten und Schlußvignetten, welche, von Modellschneidern hergestellt, kaum irgend einen künstlerischen Wert beanspruchen können. Man begnügte sich allenthalben fast ausschließlich mit einer schlechten Nachahmung älterer deutscher oder französischer Werke [2].

So waren denn gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die hohe monumentale Kunst, die kirchliche sowohl wie die des öffentlichen Lebens, die höhere Bildnerei und Malerei, der Holzschnitt und der Kupferstich mit wenigen Ausnahmen aller Urtümlichkeit und schöpferischen Kraft verlustig gegangen und dem Untergange nahe. Gleichwohl gab es damals immer noch Gelehrte, welche behaupteten:

Vor etlich Jahren war die Red,
Wenn man von Künsten reden thet,
Sie seien nun so hoch gebracht,
Daß mehr nicht werden könn erdacht.
Ich aber sprech zu dieser Stund,
Daß solche Red hab keinen Grund,
Dieweil der wahre Augenschein
Das Widerspiel beweiset fein,
Denn alle Künst man besser find
Jetzund, als sie gewesen sind [3].

[1] Bl. N. O.

[2] Näheres über den Verfall der Offizinen in den verschiedenen Städten bei Butsch 1, 23 fll.; 2, 24 fll. Schon seit etwa 1535 ‚finden wir in keiner deutschen Offizin die geistreichen Zieralphabete der Altmeister mit ebenbürtigen modernen vertauscht; fast überall muß das alte Zeug in ganz abgenutztem Zustande herhalten‘. Ebd. 2, 19; vergl. 2, 29. ‚In Deutschland, seiner eigentlichen Heimat, versank der Holzschnitt immer tiefer, so daß man nur noch Kupferplatten in die Bücher eindrucken konnte‘ — er war ‚nur noch gut für Kalenderbilder, fliegende Volksblätter und Straßenanschlagzettel der rohesten Art‘. Falke, Geschmack 161.

[3] Theatrum oder Schawbuch allerlei Werckzeug und Rüstungen, von Jacob Besson aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt (Mömpelgard 1595) Bl. A 2[b]. Wolt-

In Wahrheit offenbarte sich eigentlich nur noch auf einem Gebiete eine zum Teil wirklich künstlerische Thätigkeit, diese aber trug keineswegs einen volkstümlichen Charakter und kam der Gesamtheit des Volkes nicht zu gute.

---

mann, Aus vier Jahrhunderten 27, will es sich nicht nehmen lassen, daß ‚die nationale Kunst' um das Jahr 1618 sich ‚im Aufschwunge' befunden habe; erst der Dreißigjährige Krieg habe diesem Aufschwung ein Ziel gesetzt. Lübke faßt neuestens in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1887, Nr. 357 seine Meinung über die ‚deutsche Renaissance' dahin zusammen: ‚Wir dürfen in ihr jenen vornehmen Adel der italienischen Werke oder die feine Anmut der französischen nicht suchen', vielmehr herrscht darin ‚eine nicht bloß fortwährende Verquickung mit mittelalterlichen Formen, mit spätgotischen Konstruktionen und dekorativen Elementen, sondern auch im ganzen eine Neigung zum Krausen, Bunten, Willkürlichen und Derben'. Aber was dieser ‚Renaissance' ‚an künstlerischer Harmonie, an organischer Durchbildung, an ewig gültiger Gesetzmäßigkeit' abgehe, das ersetze sie ‚reichlich durch eine geradezu unerschöpfliche Fülle, Mannigfaltigkeit, Frische und Lebenskraft'. ‚So viel auch Italien, Frankreich und die Niederlande damals auf unsere Kunst eingewirkt haben, sie ist doch von einer originalen Kraft, daß sie alles in eigenes Fleisch und Blut verwandelt und von etwa 1530 bis zum Ausbruch des unseligen Dreißigjährigen Krieges eine Welt der mannigfaltigsten Schöpfungen hervorbringt, in denen eine wahre Lust am Schaffen, ein fröhliches Gefühl der neu erlangten sichern staatlichen Zustände und ‚religiösen Freiheit, ein kraftvolles Behagen tüchtiger bürgerlicher Existenz erquickend uns anweht.' Für diese angeblich ‚neu erlangten sichern staatlichen Zustände', für religiöse Freiheit' und ‚kraftvolles Behagen' liegen in den zeitgenössischen Quellen keine Zeugnisse vor, sondern nur Zeugnisse vom Gegenteil.

6. Die Kleinkünste und das Kunsthandwerk.

Auch für die Kleinkünste war das fünfzehnte Jahrhundert die eigentliche Blütezeit gewesen; aber sie hatten noch im sechzehnten, während die höheren Künste verfielen, eine reiche Nachblüte und traten damals sogar in den Vordergrund des künstlerischen Schaffens. Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Elfenbeinschnitzer, Waffenschmiede, Plattner, Gravierer, Holzschnitzer fanden für die Luxusbedürfnisse der vornehmen Welt reichliche Beschäftigung und förderten eine Fülle erlesener und kostbarer Werke von gediegener Tüchtigkeit zu Tage. Am längsten behauptete die Goldschmiedekunst, welche im Mittelalter wahre Wunderwerke geliefert und selbst die Arbeiten der Griechen übertroffen hatte, ihre alte Höhe; noch bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts überragte die Kleinplastik in Gold, durchaus buntfarbig in Email gehalten, bei weitem sogar die Leistungen der früheren Zeit[1]. In ihren Hauptformen hielt die Goldschmiedekunst am längsten an den alten Überlieferungen der Gotik fest.

München, Augsburg und Nürnberg waren Hauptstätten ihrer Thätigkeit. Der Schatz der Michaelskirche und der ‚reichen Kapelle' zu München legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, wie ‚wundersam subtil die Goldschmiede' arbeiteten[2]. Als die eigentliche Hauptstadt und Hochschule der Kunst wurde

[1] Vergl. F. Luthmer, Zur Geschichte des Geschmeides, in dem Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 8. Mai 1888. Das Geschmeide ‚des sechzehnten Jahrhunderts dient vor allem der malerischen Erscheinung des Menschen. Das Element der Farbe tritt sieghaft in den Vordergrund und giebt dem Renaissanceschmuck sein eigenartiges Gepräge'. ** ‚Was noch erhalten,' urteilt J. v. Falke, ‚ist völlig geeignet, uns einen hohen Begriff sowohl von der Vollendung der Kunst, von der Reinheit des Geschmackes wie von der Menge und dem Reichtum der Gegenstände zu geben. Und doch würde man irren, zu glauben, es sei uns alles Vorzügliche oder auch nur das Beste aus dem ganzen Jahrhundert erhalten geblieben. Im Gegenteil, wenn man die gleichzeitigen Nachrichten von damals berühmten Meistern und ihren Werken liest, wenn man die in den Archiven noch zahlreich aufbewahrten Schatzinventare vornehmer Familien durchblickt, Inventare mit Hunderten von Gegenständen, von denen auch nicht ein einziges Stück bis auf die Gegenwart gekommen ist, so überzeugt man sich alsbald, daß wir nur Reste, im Verhältnis schwache Reste von der Goldschmiedekunst der deutschen Renaissance besitzen.' Gesch. der deutschen Kunst 5, 126.

[2] ‚Von der Blüte des Goldschmiedehandwerks unter Albrecht V. zeugt besonders ein Inventar jener Kunstgegenstände, die von ihm als unveräußerliches Besitztum der

Augsburg angesehen. Die dortige Goldschmiede-Innung zählte im Jahre 1588 170 Meister, und bis zum Dreißigjährigen Kriege fand noch ein Anwachsen statt. Jeder Meister durfte mit drei Gesellen und einem Lehrlinge arbeiten; in dem einen Jahre 1602 wurden 30 neue Lehrlinge eingeschrieben; der Zuzug von auswärtigen Gesellen war so groß, daß auf den städtischen Friedhöfen eigene Begräbnisstätten für dieselben eingerichtet wurden [1]. Unter den zahlreichen Nürnberger Goldschmieden [2] erlangten Wenzel, Albrecht und Christoph Jamnitzer und Jonas Silber den höchsten Ruf. Dem waltenden Zeitgeiste und den Luxusbedürfnissen entsprechend, war die Hauptthätigkeit der Goldschmiedekunst auf Anfertigung von allerlei kostbaren Trinkgefäßen und Schmucksachen gerichtet; die angesehensten Maler und Kupferstecher, wie Hans Holbein, Hans Müelich, Jost Amman und andere, lieferten ihr dafür die Vorlagen; Bernhard Zan machte über fünfzig Entwürfe für Becher und Pokale [3]. Es galt nicht allein von Zürich, was Aloisius von Orelli in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, daß, nachdem ‚alle religiösen und heiligen Bilder verdrängt' seien, die Wände der Wohnstuben mit Trinkgefäßen von allen Größen und Formen behängt würden. ‚Reiche Häuser', sagte er, ‚haben ein großes Kapital an einer Menge von silbernen und vergüldeten Trinkgefäßen, Pokalen, Schüsseln und dergleichen, und darunter viele von vortrefflicher Arbeit.' ‚Die großen Trinkgefäße haben die Figuren von Kriegern, Pferden oder andern Tieren, welche etwa der Besitzer in seinem

bayrischen Fürstenfamilie erklärt wurden und einen Materialwert von 213000 Gulden repräsentieren. Wie bedeutend diese Summe für damals war, mag man daraus schließen, daß ein Schmuckkästchen, das 1565 auf 12618 Gulden geschätzt, 1845 auf 173810 Gulden angeschlagen ward.' Stockbauer 85—88. Siehe auch Hainhofer 61—67. 84—105. ** Vergl. hierzu J. H. v. Hefner-Alteneck, Deutsche Goldschmiede-Arbeiten des sechzehnten Jahrhunderts. Frankfurt 1890 und Lebenserinnerungen 107 fl. Siehe ferner Janitschek, Repertorium 14, 522—524, und Zimmermann, Die bildenden Künste am Hofe Herzog Albrechts V. von Bayern (Straßburg 1895), S. 86 fl.

[1] Näheres bei A. Buff, Das Augsburger Kunstgewerbe, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1887, Nr. 258 fll. Um 1618 belief sich die Zahl der Augsburger Goldschmiede auf 200. v. Lützow, Zeitschr. 20, 83 Note. In Bezug auf andere Städte sei noch beispielsweise angeführt, daß um 1618 in Frankfurt am Main neben 118 Juwelieren, Rubin- und Diamantschneidern 48 Goldschmiede thätig waren (Kirchner, Gesch. von Frankfurt 2, 465); zu Hermannstadt in Siebenbürgen zählte die Goldschmiedezunft im sechzehnten Jahrhundert 70—80 Meister. Mittheilungen der kaiserl. Centralkommission 6, 148. ** Hinsichtlich Königsbergs s. P. Schwenke und K. Lange, Die Silberbibliothek Herzog Albrechts von Preußen und seiner Gemahlin Anna Maria. Leipzig 1894. Über ‚die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen' im allgemeinen vergl. das gleichnamige inhaltreiche Werk von H. Ehrenberg. Berlin und Leipzig 1899.

[2] Vergl. Neudörfer 115. 124. 125. 126. 127. 159—160. 203—204. J. Baader über Nürnberger Goldschmiede in v. Zahns Jahrbüchern 1, 246—248.

[3] Andresen 3, 257—262.



Wappen führt.' ‚Die Gefäße, auf welche man am meisten Kunst und Pracht verwendet, sind die Eß- und Trinkgeschirre.'[1] Auf silbernen Tafelaufsätzen, die man ‚silberne Gesellschaften' nannte, waren bisweilen alle Glieder einer Familie in ihrer besondern Tracht dargestellt. Wenzel Jamnitzer († 1588) verfertigte einen Tafelaufsatz, eines seiner gepriesensten Werke, bestehend aus einem mit Blümchen, Kräutern, Würmern, Eidechsen und Schnecken übersäeten Feldstück, über welches eine weibliche Figur, die Natur, sich erhebt; auf dem Haupte trägt sie einen kelchartigen Aufsatz, aus dessen Mitte eine Urne mit Blumen emporsteigt[2]. ‚Was dieser Jamnitzer und sein Bruder Albrecht von Tierlein, Würmlein, Kräutern und Schnecken[3] von Silber gießen und die silbernen Gefäße damit zieren, das ist', schreibt Neudörffer, ‚vorhin nicht erhöret worden'; ‚Blättlein und Kräutlein sind also subtil und dünn, daß sie auch ein Anblasen wehig macht.'[4] Ein Verwandter dieser Brüder, Christoph Jamnitzer, schuf einen Tafelaufsatz von vergoldetem Silber, der einen betürmten, von einem Mohr gelenkten Elefanten vorstellte: im Turm streitende Krieger. Jonas Silber verfertigte eine Schale, die auf reich geschmücktem Deckel und Fuß in allerlei Szenen eine Art Weltgeschichte darbietet[5].

Ein Meister allerersten Ranges, vielleicht alle zeitgenössischen Goldschmiede weit überragend, war der Westfale Anton Eisenhut, geboren zu Warburg

---

[1] Scheible, Kloster 6, 707. 708. ‚Durch eine besondere Form der Trinkgefäße wurde auch ein eigener Name bedingt, wie: Muskat- oder Kokosnuß, Eichel, Birne, Traube, Pelikan, Strauß, Schwan, Hahn, Schiff u. s. w. Hatte das Gefäß die Gestalt eines Tieres, so wurde es hiernach benannt. Andere, welche in Kelchgestalt, mit herausgetriebenen Buckeln oder Knorren versehen waren, kommen als „knorrechte Becher" in alten Inventarien vor. Wieder andere Gattungen bestanden in burlesken oder phantastischen Figuren, wie Mönche, Nonnen, Narren und so weiter.' ‚Zuweilen erscheint die Form des Gefäßes so unbequem zum Trinken, daß man diese Gebilde für bloße Tafelaufsätze halten sollte. Es gab sogar welche, worin ein Mechanismus angebracht war, wodurch sie auf der Tafel herumliefen. Im sechzehnten Jahrhundert erscheint häufig eine Art von Bechern, welche aus Münzen zusammengesetzt waren.' Becker und v. Hefner 1, 47. Im Dresdener Historischen Museum findet sich ein silbernes Trinkgeschirr in Form eines Schubkarrens, auf welchem ein Zwerg mit Schellenkappe liegt. Frenzel 11.

[2] Gegenwärtig im Rothschild-Museum zu Frankfurt am Main. ** Jamnitzers Hauptwerk, ein gewaltiger Tafelaufsatz, Luftbrunnen genannt, den er auf Bestellung Maximilians II. begann und für seinen Nachfolger vollendete, ist leider zu Grunde gegangen. J. v. Falke in der Gesch. der deutschen Kunst 5, 128. Ebenso ist unbekannt, wo Wenzel Jamnitzers Arbeiten für Erzherzog Ferdinand geblieben sind; vergl. Schönherr in den Mittheil. des Instit. für österr. Gesch. 9, 289—305. Briefe Wenzel Jamnitzers aus den Litteralien des ehemaligen Stiftes Obermünster zu Regensburg (jetzt in Verwahr des allgemeinen Reichsarchivs zu München) veröffentlichte Anton Müller im Hist. Jahrb. 18, 857 fll.

[3] Blumensträuße; vergl. Lübke, Renaissance 1, 105.

[4] Neudörffer 126. [5] Förster 3, 40—41.

im Jahre 1554. Die Arbeiten, welche er um das Jahr 1588 für den Fürstbischof von Paderborn, Theodor von Fürstenberg, ausführte, zeigen, auch in der Behandlung gotischer Formen, eine hohe künstlerische und technische Vollendung. Seine Hauptwerke sind zwei in Silber getriebene Einbanddecken zu einem Pontificale Romanum und einem Kölner Missale, ein silbervergoldetes, herrlich aufgebautes und reich geschmücktes Kruzifix, ein silbervergoldeter Kelch von gleicher Feinheit und Schönheit und ein Weihwasserkessel mit dem Sprengwedel, von einer solch künstlerischen Durchbildung, daß er unter allen Arbeiten dieser Art fast einzig dasteht [1].

Wie die Trinkgefäße, so mußten auch die Wappen, welche neben diesen zu den gesuchtesten Liebhabereien gehörten, von den Goldarbeitern und Elfenbeinschnitzern mit dem kostbarsten Schmuck versehen werden; besonders für den Griff und die Scheide wurden alle möglichen Verzierungen erfunden [2]. An Stelle der früheren Rüstkammern legten die hohen Herren sich Waffensammlungen an und ließen sich Rüstungen anfertigen als Gegenstände des Luxus, nicht für die Schlacht, sondern für ‚die Parade'. So wurde für Kaiser Rudolf II., der sich niemals im Felde blicken ließ, eine Prachtrüstung geschaffen, mit ihrem bildnerischen Schmuck ein bewunderungswürdiges Werk der Gold- und Waffenschmiedekunst. Verschiedene deutsche Waffenschmiede fertigten für die Könige von Spanien und Frankreich Prachtrüstungen, in Silber getrieben und mit Gold und Edelsteinen eingelegt, aufs üppigste verziert. Vornehmlich gingen von Augsburg, einem Hauptplatz auch für die Kunstschmiedearbeiten, die kostbarsten Rüstungen in alle Länder aus. Kurfürst Christian I. von Sachsen zahlte für eine solche

[1] Näheres bei J. Lessing, Die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit aus Warburg (orientierende Einleitung und 14 Tafeln in Lichtdruck). Berlin 1880. Lübke, Kunstwerke 507—519. J. B. Nordhoff, Jahrbuch des Vereins für Altertumsfreunde im Rheinlande, Heft 67, 137 fll. Nordhoff war der erste, welcher auf die große Bedeutung dieser im Besitze des Grafen von Fürstenberg auf Schloß Herdringen befindlichen Werke Eisenhuts hinwies, in der Beilage zur Allg. Ztg. 1878, Nr. 82. Wie viele kostbare Schätze auf den verschiedenen Kunstgebieten auch für das sechzehnte Jahrhundert in Westfalen aufzufinden und zu würdigen sind, zeigen neuerdings die von demselben Kunstforscher trefflich bearbeiteten ‚Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Kreises Warendorf'. Münster 1886. Viele der schönsten kirchlichen Werke stammen aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. ** Daß übrigens die Goldschmiedekunst nicht mehr in demselben Maßstabe wie früher für kirchliche Zwecke in Anspruch genommen wurde, ist unzweifelhaft. J. v. Falke, Gesch. der deutschen Kunst 5, 133, bemerkt in dieser Hinsicht: ‚Der Protestantismus mit seinem geringen Bedürfnis nach Schmuck und Gerät hat der Goldschmiedekunst einen großen Teil ihres Arbeitsgebietes entzogen.'

[2] ** Über die Ausbreitung der Ätzkunst vergl. C. v. Lützow in der Gesch. der deutschen Kunst 4, 221—223.

einmal 14000 Thaler[1]. Was in Augsburg an künstlichen Eisenarbeiten zu stande kam, beweist allein schon ein von Thomas Rucker mit vielen geschichtlichen Darstellungen ausgestatteter eiserner Lehnstuhl, welchen der Augsburger Rat dem Kaiser Rudolf II. zum Geschenke darbot[2]. Aus Italien drang in die vornehme Welt die Liebhaberei für allerlei Kleinwerke ein, welche der persönlichen Verherrlichung dienten, für Medaillen, Denkmünzen und verwandte Arbeiten[3]. Im Geiste der Italiener ausgeführt, gehören sie in ihrer Art zu dem Besten, was jemals die deutsche Kunst geschaffen hat. Auf dem Gebiete der Heraldik brachte die überall um sich greifende ‚Renaissance' nur Verwirrung hervor[4].

[1] v. Stetten 1, 492. Zu den vorzüglichsten Rüstungen zählt man eine des sächsischen Kurfürsten Christian II., welche sich im Dresdener Museum befindet; vergl. die Beschreibung bei Frenzel 89. Derselbe Kurfürst ließ auch Sättel und Satteldecken auf das kostbarste herrichten. Bei einer seiner Paraderüstungen ‚besteht der Sattelknopf aus einem großen Goldtopase; Sporen, Steigbügel und Kniekette sind ganz mit Granaten, zwei Schwerter, die auf beiden Seiten hängen, mit desgleichen und mit Amethysten, Rubinen und andern Steinen reich verziert'. Die Witwe des Kurfürsten Christian I. schenkte dem Herzog Johann Georg im Jahre 1608 einen ‚ganz mit Perlen gestickten deutschen Sattel mit Decke'. Frenzel 114. ** Vergl. ferner C. Gurlitt, Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner (Dresden 1889). W. Boeheim, Augsburger Waffenschmiede, ihre Werke und ihre Beziehung zum kaiserlichen und andern Höfen, in dem Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des österreich. Kaiserhauses 12, 165 fll.; 13, 202 fll.; 14, 329 fll.; sowie A. Buff, Augsburger Plattner der Renaissancezeit in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 228. 229. 230. Auch über die Nürnberger Waffenschmiede, ihre Werke und ihre Beziehungen zum kaiserlichen und andern Höfen hat W. Boeheim gehandelt im Jahrb. d. kunsthistor. Sammlungen des allerh. Kaiserhauses 16, 364 fl.

[2] v. Stetten 1, 492—493. Vergl. Lübke, Renaissance 1, 110—112. Ebe 1, 80. Falke, Geschmack 126 fll. Förster 3, 42. ** ‚In dieser Epoche ist es nicht das Kunstmaterial der Bronze, welches der Goldschmiedekunst am nächsten steht, sondern das Eisen. Bis dahin allein ein Material des Schmiedehandwerks, geht das Eisen im sechzehnten Jahrhundert eine solche Verbindung mit edlen Metallen ein, daß man bei vielen Werken nicht weiß, welchem Kunsthandwerk man sie zuweisen soll.' J. v. Falke in der Gesch. der deutschen Kunst 5, 136. Vergl. 136—141.

[3] Lübke, Plastik 2, 774.

[4] Vergl. hierüber das bedeutende Werk: Heraldisches ABC-Buch von Dr. Karl Ritter von Mayer (München 1857) S. 98 fll. Auf S. 427 fll. parallelisiert der Verf. den Entwicklungsgang der Heraldik mit dem der Gotik. Die Dürerschen Wappenbilder halten sich noch nach einem festen Schema auf geometrischem Grunde, später stieg die Verwilderung allmählich bis zum Zopfe hin. Auch in den Siegeln spiegelt sich der Stilwechsel ab. Zur Zeit der Gotik waltete in denselben der architektonische Charakter vor, mit dem Hereinbrechen der Renaissance wurde die ornamentistische Willkür tonangebend. Vergl. Reichensperger, Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst 109—110. Die Siegelstecher des Mittelalters gehörten zu den hervorragendsten Künstlern.

Alle zum persönlichen Gebrauche der Vornehmen oder zum bloßen Schmucke ihrer Wohnungen bestimmten Gegenstände mußten, sagt ein Zeitgenosse, ‚mit solch überschwenglicher Köstlichkeit hergerichtet sein, daß man darob Wunders hört, wieviel Zeit und Geld dabei aufgeht‘ [1]. In Innsbruck waren der ‚Büchsenschifter‘ Wiguleus Elsässer und drei seiner Gesellen einmal fast ein ganzes Jahr lang mit der ‚Verbainung‘ einer Prachtsänfte für den Erzherzog Ferdinand II. beschäftigt [2]. Für einen in Augsburg verfertigten Schreibtisch von Ebenholz, welcher mit zehn goldgetriebenen Feldungen, Historien, Landschaften und Jagden darstellend, versehen war, zahlte Ferdinand dem Tischler und dem Goldschmied im Jahre 1587 beinahe 1200 Gulden [3]. Den Herzog Albrecht V. von Bayern kostete im Jahre 1568 ein Kredenztisch die ungeheure Summe von 8202 Gulden [4]. Kurfürst Ferdinand von Köln bestellte im Jahre 1612 bei Hainhofer in Augsburg für den Kardinal Borghese einen Schreibtisch im Preise von 2—3000 Thalern [5]. An einem im Jahre 1616 vollendeten Schrank für den Herzog Philipp II. von Pommern arbeiteten unter Leitung des Augsburger Kunsttischlers Ulrich Paumgartner nicht weniger als vierundzwanzig Künstler und Handwerker; dieser Schrank, gewissermaßen ein Inbegriff der gesamten derartigen Kunstthätigkeit jener Zeit, besteht aus Ebenholz, das mit zahlreichen Edelsteinen, Bildern und Bildwerken und Silberverzierungen bedeckt ist. Da sieht man silberne, zum Teil vergoldete Greifen mit Wappen, allegorische Figuren der freien Künste in Silberrelief, musizierende weibliche Figuren, Knäbchen mit musikalischen Instrumenten, viele aus Silber gearbeitete Insekten, die Elemente und die Tageszeiten in Emailfarben gemalt, mythologische Darstellungen in Medaillons und als Spitze eine silberne, teilweise vergoldete Darstellung des Parnasses. Das Innere ist mit den Porträten der herzoglichen Familie und anderen Ölgemälden, Mosaiken, Spieluhren und sonstigen Kostbarkeiten ausgestattet [6]. Der Dresdener Kunsttischler Hans Schifferstein brachte nach angeblich zwanzigjähriger Arbeit einen Schrank aus Eben- und Königsholz zu stande; er ist mit Elfenbeinverzierungen

[1] Von der Werlte Eitelkeit Bl. B [2]. [2] Hirn 1, 378 Note 3.

[3] Hirn 2, 437. Über andere sehr künstliche zu Augsburg verfertigte Schränke vergl. v. Stetten 1, 114. Daniel Schider lieferte um das Jahr 1600 ‚in eingelegten historischen Bildern vorzügliche Arbeiten‘. Der Augsburger Lechmeister Georg Renner erfand die erste Furniermühle zum Feinschneiden der selteneren Holzarten, die zu eingelegter Arbeit gebraucht wurden. Die Schreiner wollten gemeine Arbeit nicht mehr verrichten, da die von ihnen verfertigten Schreibtische so großen Beifall fanden. v. Stetten 2, 36—37.

[4] L. Westenrieder, Baierischer histor. Kalender für 1788 S. 190; vergl. 187.

[5] Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 8, 10 fll.

[6] Im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Vergl. Förster 3, 41—42. Lübke, Renaissance 1, 99—100.

ausgelegt und mit kleinen, in Bein geschnittenen Figuren geschmückt und enthält über hundert Fächer, auch ein kleines Klavier oder Spinett und eine in Elfenbein gravierte Weltkarte[1]. ‚Künstliche Tischlerei‘ stand allerwärts in solchem Ansehen, daß zu Halle an der Saale im Jahre 1616 Augustin Stellwagen, der wegen eines begangenen Silberdiebstahls gehängt werden sollte, lediglich deshalb freigelassen wurde, weil er ein ‚kunstreicher Tischler‘ war[2].

Während des Mittelalters war die Hauseinrichtung eine durchaus einfache, aber künstlerisch schöne gewesen. An Geländern und Zimmerdecken, Thüren und Fenstern, Tischen und Stühlen, Schränken und Truhen, Schlössern, Öfen und Leuchtern, überall zeigte sich der feine Sinn und die geübte Hand des Bildners; selbst die gewöhnlichen Geräte und Möbel waren von gediegener Zweckmäßigkeit und Schönheit zugleich, hatten etwas Besonderes, Eigenartiges, welches das Auge erfreute und dem ästhetischen Sinn Genüge that. Die alte Einfachheit in der Hauseinrichtung war aber schon längst verschwunden, als Hans Sachs im Jahre 1543 dreihundert Stücke aufzählte, welche ‚ungefährlich in jedes Haus gehöret‘, und als der Prunksaal und die Prunkküche den höchsten Stolz einer vornehmen Familie bildeten. Da kam es alsbald zu allerlei zwecklosem, schwülstigem Prunk; die Ornamentik fiel, wie bei der Baukunst, so auch im Kunsthandwerk der Verwilderung anheim[3].

Die Verwilderung der Verzierungskunst überhaupt ist ein bezeichnendes Merkmal des herrschenden Zeitgeistes. Denn so gut wie die hohe Kunst, die Litteratur, die herrschende Sitte und die Mode, ist auch die ornamentale Kunst eine Äußerung des gleichzeitigen Kulturlebens, ein Spiegel des Volkswesens. Solange ein Volk von einem wahrhaft künstlerischen Geiste beseelt ist, steht das Ornament in einem innern Zusammenhang mit seinem Gegenstande; zwischen diesem und seinem Schmuck waltet ein symbolisches oder ideales Wechselverhältnis ob; das Ornament hat eine künstlerische Form und Bedeutung. So war es bei den alten Griechen zur Zeit ihrer höchsten Kunstblüte, so auch in den besten Zeiten des Mittelalters der Fall. In der neuen Kunstweise aber wurde auf das innerlich Angemessene des Ornamentes keine Rücksicht genommen. Schon Hans Holbein brachte über Heiligenbildern Sphinx-

[1] Frenzel 9—10. [2] Schönermark 411 Note.

[3] Die ganze Ornamentik der sogenannten Renaissance mit jener der Gotik vergleichend, sagt van Eye bei Eggers 6, 118: ‚Die Ornamentik, welche die aus ihrer eigenen Natur und Kraft zu voller Entfaltung gediehenen alten Formen nicht weiter zu bilden vermochte, mußte sich nach neuen Grundformen umsehen, die sie zu weiterem Schmucke umbilden konnte.‘ ‚Dieser fand sich‘ ‚in den Überlieferungen des Altertums‘. ‚Es kam nur in Frage, ob die gleichen bildenden Kräfte vorhanden seien. Die Geschichte, die hinter den Ergebnissen steht, giebt hierauf entschieden verneinende Antwort.‘ ‚Zu Erscheinungen wie die Gotik hat diese Ornamentik es nie gebracht.‘ Und doch wird das Hauptverdienst der Renaissance gerade in der Ornamentik gesucht.

gestalten an; eine Darstellung Christi, der die Kranken und Armen zu sich kommen läßt, umgab er mit allerlei musikalischen Instrumenten [1]. Bei Dürers herrlichen Randverzierungen zum Gebetbuche Kaiser Maximilians I. hielten sich noch alle Erfindungen in inniger Beziehung zu den Gedanken des Gebetes, ließen das Ernste und Erhabene durch scherzhafte oder possierliche Zuthaten in seiner ganzen Tiefe und Gewalt hervortreten [2]. Bedeutungslos, wunderlich und abgeschmackt nehmen sich im Vergleich damit schon jene Verzierungen aus, welche Lukas Cranach zu einem Gebetbuche anfertigte [3]. Einige Jahrzehnte später brachte Daniel Hopfer in seinen Verzierungen bereits das wildeste Durcheinander: Fratzen und Tierunholde in Verbindung mit Elementen der Renaissance, mit Vasen, Laub, Früchten und nackten Menschenfiguren von abstoßender Häßlichkeit [4]. Im freien Reiche der Kunst sollte jede Willkür erlaubt sein. Die sogenannten Kleinmeister machten zahllose Musterzeichnungen für alle Zweige der Kleinkunst, für Geräte und Gefäße, Tafelaufsätze, Teller, Becher, Salzfässer und dergleichen [5]. Da sieht man Laubwindungen, welche aus Bocksschädeln, aus Panzerstücken hervorwachsen; Menschen werden in Fische, Fische in Zweige und Laub verwandelt, und aus dem Laub gestalten sich fratzenhafte Gesichter. Dabei werden alle Gegenstände, religiöse wie weltliche, Hausgeräte, Geräte aus Holz oder Eisen, Gefäße des Goldschmiedes oder des Töpfers mit denselben Verzierungen versehen. Als Vertreter ‚antikischer‘ Kunst ließen die Ornamentisten die gesamte alte Mythologie

[1] Woltmann, Holbein 2, 297—298.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 239—240.

[3] Vergl. Schuchardt, Cranach 2, 98—100; vergl. auch 3, 173. 331.

[4] Falke, Geschmack 119—120. ‚Mit dieser Verwilderung seines Geistes ist er so recht ein Kind der ersten gärenden Zeit der Reformation.‘

[5] Weil ‚alle subtilen und freien Künste in merklicher Verkleinerung und Abbruch‘, so veröffentlichte, um deren völligem Verfall zuvorzukommen, der Straßburger Maler Heinrich Vogtherr im Jahre 1545 ‚Ein frembdes und wunderbares Kunstbüchlin allen Malern, Bildschnitzern, Goldschmieden, Steinmetzen, Schreinern, Plattnern, Waffen- und Messerschmieden hochnützlich zu gebrauchen, dergleich vor nie kein gesehen oder in den Druck kommen ist (getruckt zu Straßburg bei Jacob Frölich)‘. Er trat feierlich auf und entbot ‚Gnad, Barmherzigkeyt und Fryd von Gott dem Vatter und unserem Herren Jesu Christo‘ ‚allen Liebhabern der freyen von Gott gegebnen Gnaden und Künsten‘, welche er mit einer ‚Summa oder Büschelin aller frembden und schweresten Stück, so gemeynlich vil Fantisierens und Nachdenckens haben wöllen‘, beschenkte. Durch dieses Kunstbüchlein sollten ‚die blöden Heupter gespart, die hoch verstendigen visierlichen Künstler ermundert und ermanet werden, noch vil höher und subtiler Künsten aus brüderlicher Liebe an den Tag zu bringen, damit die Kunst widerumb in ein Aufgang und zu seinen rechten Wirden und Eeren komme‘. Zu diesem Zwecke bringt er (vergl. Woltmann, Kunst im Elsaß 314) allerlei kleine Holzschnittabbildungen, Helme, Harnische, Waffen verschiedener Art, Kandelaber und seltsamen, wunderlichen Kopfputz für Männer und Frauen.

eine Wiedererstehung feiern; sie arbeiteten einem neuen Zeitalter vor, in welchem die Götter mit Kronen geziert erschienen, die Göttinnen mit Fächern und Pfauenfedern. Auch gefiel man sich in allerlei dem Volke unverständlichen Allegorien einer abenteuerlichen Bildersprache.

Besaßen die Künstler anfangs noch einen bildnerischen und malerischen Sinn, so ging seit der Mitte des Jahrhunderts dieser verloren, nachdem der damals ganz entartete italienische Kunstgeschmack sich wie ein Strom über Deutschland ergossen hatte. Übertriebene Ausladung und Häufung breiten und schweren Ornamentes richtete alle Schönheit des Profils bei Geräten und Gefäßen zu Grunde. Die wunderlichsten Gebilde treten jetzt erst recht unvermittelt nebeneinander auf oder werden ineinander verschlungen und verwirrt: Baustücke, Musikinstrumente, Geräte des Handwerks, der Künste, der Jagd und des Landbaues, Blumen- und Fruchtgehänge, natürliche und fabelhafte Menschenbildungen, Amoretten, Sirenen und Sphinxe, Tritonen, Drachen und Ungeheuer.

Mit all diesem Ungeheuerlichen in Verbindung tritt an Stelle des Laubwerks, dessen stilgerechte Behandlung man nicht mehr verstand, ein neues Ornament, welches sich gleich Riemen biegt, windet und durcheinander zieht und deshalb den Namen ‚Lederornament' sich erworben hat. Man wendete es, soweit der Stein es zuließ, zuerst bei Gebäuden an, übertrug es dann auf Arbeiten von Gold oder Eisen, auf Randverzierungen und Rahmenwerk und auf die ganze Möbelschreinerei [1].

Kunsthandwerker, welche es früher als ihre Aufgabe betrachtet hatten, das Zweckmäßige und Nützliche zugleich schön zu gestalten, gaben sich, indem sie, ähnlich wie die Baumeister, das Ornament zur Hauptsache machten, allen möglichen nutz- und zwecklosen Spielereien hin, verfertigten Schmuck-, Kleider- und Schreibschränke als kleine Bauwerke mit verschiedenartigen Säulenordnungen, Friesen, Gesimsen und Giebeln, selbst mit Portalbildungen; oft setzte sich die ganze Säulenarchitektur beim Öffnen der Schränke in Bewegung [2]. Nicht weniger wurden zu bloßem Zierat gleich kostbare, aber unbrauchbare Tische, Stühle und Bettstellen, Schüsseln, Teller und Pokale sowie unzählige andere

---

[1] Vergl. Falke, Geschmack 123 fll. 162—165. Falke, Zur Kultur und Kunst 204—205. ** Über das sogenannte ‚geschweifte Ornament', welches bereits in den Barockstil überleitet, vergl. auch J. v. Falke in der Gesch. der deutschen Kunst 5, 125. ‚In Deutschland erschien auch im Jahre 1599 zu Köln ein eigentliches „Schweifbuch", gezeichnet und radiert von Ebelmann, welches eine Fülle solcher Ornamente zu beliebiger Verwendung enthält und dieselben allen Schreinern, Tapezierern, Goldschmieden u. s. w. widmet.' — Vergl. ferner A. Lichtwark, Der Ornamentstich der deutschen Frührenaissance. Berlin 1888. Vergl. W. v. Seidlitz in v. Lützow, Zeitschr. 24, 22—232.

[2] ** Vergl. hierzu J. v. Falke in der Gesch. der deutschen Kunst 5, 125.

nichtige ‚Kunststücke‘ angefertigt [1]. Wie zur Zeit des verkommenen Griechentums und des römischen Cäsarentums verlangte auch damals der alle Grenzen überschreitende Luxus, für den die Kunsthandwerker arbeiteten, solche Schaustücke [2].

In der Kunsttöpferei war besonders der Nürnberger Augustin Hirsvogel berühmt; die blühende Öfenfabrikation Nürnbergs wurde gleichsam zur hohen Schule für die deutschen Töpfer. Aus Venedig brachte Hirsvogel, schreibt Neudörffer, ‚viel Kunst in Hafners Werk mit sich, machte also welsche Öfen, Krüge und Bilder auf antiquitätische Art, als wären sie von Metall gegossen‘ [3]. Auch machte er manche verschiedene Gefäßentwürfe für Goldschmiede oder Töpfer. Die Henkel der Gefäße bestehen meistens aus Delphinen, Schlangen, Widder- oder Satirhörnern, Löwenfüßen und dergleichen; die Gefäße selbst stellen einen Bock, ein menschliches Bein, eine männliche oder weibliche Büste dar [4].

Nürnberg war auch die eigentliche Heimat der unzähligen kleinen ‚höchst wundersamen Kuriositäten‘, an welchen die Künstler, ähnlich wie es in Griechenland zur Zeit der absterbenden hohen Kunst geschehen war, ihre besondere Fertigkeit bekunden wollten. In Griechenland hatte beispielsweise der Lakedämonier Kallikrates Ameisen und andere kleine Thiere aus Elfenbein so fein gearbeitet, daß die einzelnen Glieder dem bloßen Auge nicht sichtbar waren; der Milesier Myrmekides ein Viergespann geschnitzt, welches samt

---

[1] In Augsburg blühte auch die Kunst, ‚Automatha, sich selbst bewegende Dinge‘ zu schaffen. Der im Jahre 1610 wegen seiner Geschicklichkeit mit dem Bürgerrecht beschenkte Achilles Langenbucher verfertigte ‚selbstspielende musikalische Instrumente, von welchen man Madrigale und dergleichen Kompositionen hörte. Er machte sogar ein großes Instrument in eine Kirche, welches eine ganze Vesper von 2000 Takten von sich selbst schlug; auch hatte man von ihm allerlei Tanzwerke, Jagden, Schäfereien und dergleichen Erfindungen.‘ v. Stetten 1, 184—190. Ein für Erzherzog Ferdinand II. von Tirol im Jahre 1586 zu Augsburg gearbeitetes Schaustück stellt einen Wald dar, worin ein Jäger mit dem Hunde einen Hirsch verfolgt, welchen ein zweiter Jäger einholt. Alle diese Figuren bewegte ein mechanisches Uhrwerk, welches auch das Hundegebell nachahmen sollte. Hirn 2, 437 Note.

[2] Als ‚Wunderwerke‘ deutscher Kunst angestaunt, bilden sie noch jetzt die Zierden von ‚Schatzkammern‘, ‚Grünen Gewölben‘ und Privatsammlungen.

[3] Neudörffer 151.

[4] Näheres über die vielseitige Thätigkeit des Künstlers bei K. Friedrich, Augustin Hirsvogel als Töpfer. Seine Gefäßentwürfe, Öfen und Glasgemälde. Nürnberg 1885. ** Vergl. ferner J. v. Falke in der Gesch. der deutschen Kunst 5, 156—158. Über die Kuriositäten der Kunsttöpferei im sechzehnten Jahrhundert vergl. Falke, Kultur und Kunst 255—284. ‚Die einst so hochberühmte Majolikenfabrikation der Renaissanceperiode geriet, teils wegen des Verfalles der Kunst überhaupt, teils wegen der Vorliebe für das orientalische Porzellan und die weiße Glasur, schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Verschlechterung, im Laufe des siebzehnten ging sie gänzlich unter.‘ S. 291.

seinem Wagenlenker von den Flügeln einer Biene bedeckt, ferner ein Schiff, welches unter den Flügeln einer Biene verborgen werden konnte [1]. Ähnliche kunstreiche Spielereien verfertigte der Nürnberger Hieronymus Gärtner. Er schnitzte ‚aus einem Hölzlein, ungefähr des Zeigefingers Länge, eine Weichsel oder Kirsche mit ihrem Stiel‘ und ‚schnitt, was das Größte und Lobwürdigste, von selbigem Hölzlein oben auf das Kirschlein eine Mücke von Flügeln, Füßen und allem andern so conterfettlich, als wäre sie lebendig; es war auch alles so subtil, wo man ein einig daran blies, so bewegete sich der Kirschenstiel und die Mücke‘ [2]. Auch Peter Flötner ging darauf aus, derartig ‚Größtes und Lobwürdigstes‘ hervorzubringen. ‚Er schnitt an einem Kirschenkern hundertdreizehn veränderliche (d. h. verschiedene) Angesichter von Manns- und Weibspersonen; er schnitt auch an die Korallenzinklein Thierlein und Müschelein, als wären sie daran gewachsen.‘ Kunstreicher noch erwies sich Leo Bronner. Er nahm ‚einen Kirschkern, daran er auswendig acht unterschiedliche Köpflein oder Gesichtlein, als eines Kaisers, Königs, Fürsten, Bischofs ꝛc., neben einer Schrift von lateinischen Buchstaben und ander Zierwerk (so alles durch ein Vergrößerungsglas eigentlich zu sehen und zu lesen) geschnitten und in solchem Kirschkern über die hundert Stück Hausgeräthlich und Werkzeug, als Tisch, Bänk, Stühl, Kandel, Schüssel, Salzfaß, Messer, Zirkel, Scheer ꝛc. von Holz, Eisen, Zinn, Messing, jedes nach rechter Proportion mit seinem Gewind und Bewegung, eingelegt, und ist doch damit solcher Kern noch nicht ganz angefüllet‘ [3].

Solche und ähnliche ‚lobwürdigste Kunststücke, so vorher unerhört und selbsten einem Phidias zu machen wohl onmöglich gewesen‘, waren sehr beliebt. Die herzogliche Kunstkammer zu München erhielt einmal zum Geschenk ‚ein Kunststück von der Größe eines Kreuzers mit zehn Gesichtern, die zusammen vier Augen hatten, und doch hatte jedes Gesicht deren zwei‘ [4].

---

[1] Plinius, Hist. nat. lib. 7, cap. 21 und lib. 36, cap. 4.

[2] Neudörffer 115. 116.

[3] Neudörffer 115. 116. 211. Vergl. v. Rettberg, Nürnberger Briefe 128—131 und Lange, Flötner 3. 7.

[4] Stockbauer 121.

138

Fr. 106

7. Fürstliche Kunstsammlungen.

Wie bei allen Völkern in Zeiten des Kunstverfalls, trat damals auch in Deutschland namentlich unter den Fürsten das Bestreben auf, die Erzeugnisse selbstthätiger Jahrhunderte aufzuschichten, kostspielige Sammlungen von Kunstwerken aller Art anzulegen und dafür Summen zu verausgaben, welche in keinem Verhältnis standen zu ihren Einnahmen und dem materiellen Wohlstand ihrer Gebiete.

Einer der berühmtesten dieser Kunstsammler war Herzog Albrecht V. von Bayern. Er hatte in Italien die Herrlichkeit der neuen Kunst kennen gelernt und wollte nach dem Muster der italienischen Fürstenhöfe seinen Hof einrichten: man nannte ihn, wie Lorenzo de' Medici, den Vater der Musen, den Prächtigen, den Goldbrunnen, der alle geistige Gebiete überströme und befruchte; sein Zeitalter wurde als das mediceische in Bayern gepriesen. Die von ihm angesammelten Schätze bilden den Grundstock der späteren Hofbibliothek, Schatzkammer und Münzsammlung; durch seine Ankäufe von Antiken legte er den Grund zum späteren Antiquarium. Auch die alte Pinakothek, die Glyptothek und die Reiche Kapelle der Residenz bergen wertvolle Erwerbungen des kunstsinnigen Fürsten [1]. Aus der Korrespondenz Albrechts mit seinen Unterhändlern erhellt, daß es demselben bei seinen kostspieligen Einkäufen von Antiken oft recht übel erging: Porträte, um die es ihm dabei vorzugsweise zu thun war, trugen meistens falsche Namen [2]. Der Venezianer Nicolo Stoppio, der ‚gerühmte Antiquitäten' kaufen sollte, schickte deren einmal für 7163 Gulden ein: größtenteils aber nur ‚schlechte Abgüsse', ‚gemeines Ding'; gleichwohl blieb man mit demselben im Verkehr und ließ ihm mehrere hundert Kronen

[1] ** Vergl. Riezler, Geschichte Bayerns 4, 481. Über die Münchener Bibliothek s. Muffat in den Bayerischen Blättern für Geschichte, Statistik und Kunst 1832, Nr. 10 und 11 und v. Reinhardstöttner im Jahrbuch f. Münch. Gesch. 4, 54 fl. Über die Geschichte des Münchener Münzkabinetts vergl. J. v. Streber in den Denkschriften der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften 1807. 1814 fl. und H. Riggauer, Gesch. des königl. Münzkabinetts in München (Bayerische Bibliothek von K. v. Reinhardstöttner und K. Trautmann). Bamberg 1890.

[2] Rée 11—12. ** Vergl. Christ, Beiträge zur Geschichte der Antikensammlungen Münchens, in den Abhandlungen der Münchener Akademie. Philos.-philolog. Kl. X, 2. Abteil. (1864), S. 361 fl.

zukommen [1]. Ein anderer Italiener mußte im Auftrage des Herzogs Korallen, Muscheln und geschmelzte Gläser ankaufen; als sie aber in München ankamen, fand Albrecht: ‚Sie sind gar nichts, ich möchte nicht zehn Batzen darum geben‘, und dennoch wurde auch dieser Kunstkenner später wiederholt mit ansehnlichen Summen betraut [2]. Die Nachricht, es habe die Gräfin von Montfort für einen ‚rostigen messigenen Pfennig‘ 100 Thaler gegeben, wunderte den Herzog nicht. ‚Das glauben wir gern,‘ schrieb er, ‚denn uns etwas Selbes auch wohl dergleichen begegnet ist.‘ [3] Behufs Vermehrung seiner Kunstkammer ging der Herzog den Papst und den Kaiser, Kardinäle, deutsche und ausländische Fürsten um Geschenke an; auch die Königin von Frankreich wurde gebeten, ‚etwas von seltsamen und hierlands fremden Sachen‘ zu schicken. Der Herzog von Florenz übersandte einmal unter anderm ‚Papageien und Meerkatzen, unserer Frauen Bildnis aus allerlei Federn gemacht von Mexiko, ein mexikanisches Götzenbild, ein Schachbrett mit Perlmuttereinlage, lederne Flaschen mit Farben verziert, einen Zahn von einem Meerroß, daraus man allerlei Ring macht, so zu allerlei Sachen gut sind, indianische Mäuse‘ und so weiter. Später wurde die Kunstkammer auch mit ‚einer Antiquität zum Aderlaß‘ geziert. Der Licentiat Ludwig Müller schenkte eine Trinkschale von Ultramarin, die ‚gegen Gelbsucht und andere Übel helfen‘ sollte, und wünschte als Gegengeschenk 100 Gulden [4].

[1] Stockbauer 26. 63 ffl. ‚Wir können füglich einen Teil der Erwerbungen jenes Stoppio in jenen Zopfgestalten wieder finden, die jetzt zum größten Teil in die Rumpelkammer gebracht sind.‘

[2] Stockbauer 67—69. [3] Stockbauer 81.

[4] Albrecht ‚scheint als Sammler mehr der Erwerbung von Kuriositäten, wie sie damals die sogenannten Kunstkammern der Fürstenhöfe überwiegend zu füllen pflegten, als jener von Gemälden zugeneigt gewesen zu sein, welche letzteren auch vielmehr der dargestellten Gegenstände als der Kunst und der Künstler wegen erworben wurden. In der That spielen Kaiser-, Fürsten- und Philosophenbildnisse, überhaupt die Porträts berühmter Männer von den halbmythischen Heroen bis herab zu geradbrechten Übelthätern und Mißgestalten, in den Gemäldeverzeichnissen die Hauptrolle. Außerdem verweilen die Beschreibungen mit Vorliebe bei Werken, die auch ihrer Herstellung nach in das Gebiet der Kuriosität fallen, wie z. B. bei einem Salvator Mundi „mit einem Schnürel, damit man des Bildes Auge bewegen kann“, während sonst die erhaltene Aufzählung bis zur Unbrauchbarkeit dürftig und unwissenschaftlich ist. So kommt es, daß man unter den annähernd siebenhundert Werken des Fickler'schen Inventars von 1598 außer den genannten Geschichtsbildern Wilhelms IV. kaum ein Dutzend Bilder in der gegenwärtigen Sammlung nachzuweisen vermöchte.‘ v. Reber, Katalog v—vi. ** Riezler, Geschichte Bayerns 4, 476, betont, daß die Pflege der Künste an Albrechts Hof ‚einen erfreulichen Gegensatz bildet zu den meisten deutschen Höfen der Zeit, besonders im Norden, wo man neben Waffenübungen, Jagd und wüsten Zechgelagen meist nur Sinn für dogmatische Streitfragen hatte‘. ‚Zwar hat man‘, fährt Riezler fort, ‚aus den Beständen der herzoglichen Kunstkammern den

Die Kunstkammer machte dem Fürsten ‚große Freude‘, aber für das Volk war sie wenig mehr als ein verwunschener Schatz; nur durch besondere ‚Gnade‘ konnte man ihn besichtigen, und diese mußte man durch ein Geschenk entgelten. Ein Rat und Mautner zu Straubing, dem die Gnade zu teil geworden, schenkte ‚einen gleichwohl geringen Paternoster‘; denn ‚ein jeder,‘ schrieb er, ‚dem solche Gnade erzeigt wird, hat etwas in wohlvermeldete Kunstkammer altem hergekommenem Brauch nach zu verehren‘ [1].

Von vielen Seiten ergingen Angebote an Albrecht ‚zu köstlichen künstlerischen Käufen und Erwerbungen‘. So war zum Beispiel Herr Wilhelm von Loubenberg bereit, ihm ‚um eine Summe Kaufschilling‘ seinen ‚heidnischen irdischen Schatz, Truhen, silberne Bücher, Schalen und gleichen Antiquitates‘ abzutreten, denn ‚seine Söhne hätten nicht Verstand auf diese heidnischen Mysterien‘. ‚Ein schönes Kunststudium‘, auf welches der Augsburger Ludwig Welser aufmerksam machte, sollte 5000 Dukaten kosten; vier Balasse (blaßrote Rubinen) wurden auf 150 000 Kronen geschätzt [2].

Der Herzog verausgabte große, in Anbetracht des damaligen Geldwertes ungeheure Summen. Der Mantuaner Jakob Strada berechnete für den Ankauf von Antiquitäten beiläufig 22 000 Gulden; der Maler Tizian empfing für ein ‚krystallenes Trühelein‘ 1000 Dukaten; für einen Balaß und Diamanten wurden einmal 24 000 Gulden bezahlt; ein andermal für ein Kleinod 10 500 Gulden; für ein Kleinod mit Perlen aus Venedig 12 000 Kronen; für Perlen 400 Dukaten. Dazu kamen die Besorgungs- und Transportkosten. In dem einen Jahre 1567 erhielt Strada ‚zu einer Zehrung, etlichen Kunststücken nachzureisen, 200 Goldkronen, ferner 310 Gulden und weitere 284 Goldkronen und zur Abfertigung 100 Gulden‘ [3]. Für Goldschmiede-

---

Schluß gezogen, daß es Albrecht auf dem Gebiete der Malerei an eigentlichem Kunstinteresse und Verständnis gefehlt habe, und unbestreitbar kam es ihm bei vielen Aufträgen und Erwerbungen nicht auf den Kunstwert, sondern die Kuriosität an. Wesentlich vermag dies doch seinen wohlbegründeten Ruhm nicht zu schmälern. Es ist fraglich, ob der Eindruck seiner Bildererwerbungen sich nicht günstiger gestalten würde, wenn wir auch die in den Gemächern des Schlosses aufbewahrten Gemälde übersehen würden.‘ Daß letzteres selbst dem Geschichtschreiber Bayerns nicht möglich war, muß billig wundernehmen.

[1] Stockbauer 74—76. 79. 120—121. ** ‚Jene alten Sammlungen‘, sagt Ilg, Kaiser Rudolf II. als Kunstfreund 63, ‚hatten keinerlei lehrhaften, keinen volkstümlichen Zweck; sie waren keine Bildungsanstalten, keine Anstalten für das encouragement des arts et métiers, wie der moderne Ausdruck lautet.‘ Und an einer andern Stelle (S. 70): ‚Ich weiß nicht, ob Kaiser Rudolf den Horaz gerne gelesen, das Odi profanum vulgus war aber über seinem Kabinett in unsichtbaren Lettern geschrieben, denn zu seinen Lebzeiten gab es nur wenige Sterbliche, denen ein Blick in dieses Heiligtum seines Genius vergönnt gewesen.‘

[2] Stockbauer 72. 80. 81. 108. [3] Stockbauer 25. 51 Note. 92—94. 105. 108.

arbeiten allein aus München und Augsburg wurden 200 000 Gulden verwendet[1]; ein einziger Bettbaldachin, den der Herzog sich anfertigen ließ, kostete 450 Kronen[2].

Wenn ihm auch von einem Hofbeamten nachgerühmt werden konnte, er sei ‚ein gottesfürchtiger, stattlicher und gar vernünftiger Herr gewesen, der gelehrte und kunstreiche Leute fast lieb hatte und Bayern zieren wollte von innen und außen‘[3], so waren doch die Landstände im Hinblick auf eine Schuldenlast von 2 300 000 Gulden, welche er seinem Sohne hinterließ, weniger von künstlerischer Begeisterung erfüllt. Sie beschwerten sich wiederholt zu Lebzeiten Albrechts[4] und gleich nach seinem Tode im Jahre 1579 bei Wilhelm V.: ‚Lust und andere unnötige Gebäu hätten gewaltig überhand genommen, überdies seien verderbliche Schankungen besonders gegen die Ausländer in Schwang gekommen, durch welche auch allerlei verderbliche Käufe selsamer, aber unnützer Dinge veranlaßt worden.‘[5]

In nicht besseren wirtschaftlichen Verhältnissen befanden sich die österreichischen Lande, als Kaiser Rudolf II. sich ‚als größter Geldverschwender an Kunst herfürthat‘. Wie die Alchimisten denselben für ihren neuen Hermes Trismegistos ausgaben, so nannten ihn solche, die aus seinen Ankäufen Vorteil zogen, einen ‚über alle Maßen hochberühmten Liebhaber und Kenner aller ingeniösen Artes‘, einen ‚deutschen Medicäer, so die allerherrlichsten Dinge aus aller Welt zusammenbringen ließ‘. Seine Sammlungen in den großen Sälen der Prager Burg gehörten allerdings zu den vornehmsten und kostbarsten aller damals vorhandenen. Während für ‚politische Dinge des Reiches und notwendige Entreprisen zur Wahrung des kaiserlichen Ansehens schier

---

[1] Rée 24. [2] Stockbauer 118.

[3] Westenrieder, Beiträge 3, 86. Stockbauer 1—2.

[4] ** Vergl. Riezler 4, 485 ff. 620 ff. Sehr freimütig sprachen sich die herzoglichen Räte in einem Gutachten vom Jahre 1557 aus. Sie betonten, daß alle auf Besserung der Finanzen abzielenden Mittel fruchtlos seien, solange nicht in des Fürsten eigener Person ein Wandel eintrete. Kunstverständnis fehlte freilich diesen Mahnern gänzlich, auch mögen dieselben manchmal die Farben zu grell aufgetragen haben, allein im wesentlichen ist ihre Schilderung zutreffend. ‚Was man Kostbares, Fremdes, Seltsames sieht, das muß man haben! Zwei oder drei Goldschmiede arbeiten ständig allein für den Fürsten; was sie in einem Jahre fertigen, wird im nächsten zerbrochen oder versetzt. Die Maler und Kontrafetter kommen fast das ganze Jahr nicht aus der neuen Feste! Dazu die Bildschnitzer, Dreher, Steinmetzen, der außerordentliche Aufwand für Kleidung, Tapezerie, Mummereien, das schädliche Übermaß in Essen und Trinken, Banketten und Ladschaften!‘

[5] Vergl. Rée 25. Stockbauer 19. ‚Ein zärtliches Verständnis für die Sammlungen Albrechts besaßen zwar die Landstände nicht, wohl aber ein Verständnis für die Landesnot.‘

nimmermehr Geld' vorhanden und die Staatskasse an baren Mitteln oft derart entblößt war, daß man nicht einmal Kuriere abzusenden vermochte, hatte der Kaiser für Kunstsachen fast unglaubliche Summen in Bereitschaft, zum Beispiel für eine Statue des Griechen Skopas 22000, nach anderer Angabe sogar 34000 Dukaten, für einen die Apotheose des Augustus darstellenden Cameo 12000 Dukaten[1].

Fast in allen Ländern, nicht allein in Deutschland, Frankreich und Italien, sondern auch in Griechenland, in der Levante, in Ägypten, unterhielt Rudolf besoldete Agenten, welche ihm alle möglichen Kunstsachen, Gemälde, Schnitzwerke, Edelsteine, Gemmen, auch seltsame Naturgegenstände und ‚Raritäten' jeglicher Art zuführen mußten; selbst bis nach Amerika erstreckte sich seine krankhafte Sammelwut. In einem nach seinem Tode (1612) an-

[1] Svatek 242. Dagegen ging man in der Hofburg aus Geldmangel dankbar auf das Anerbieten der Fugger ein, durch ihre Handelskuriere die Schreiben des kaiserlichen Kabinetts nach Madrid oder Rom zu befördern; vergl. v. Hübner, Sixtus der Fünfte 2, 28. Über Ankäufe Rudolfs II. für seine ‚Schatz- und Wunderkammer' vergl. auch die Aufzeichnungen bei v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 9, 282—286. ** Siehe ferner Urlich, Beiträge zur Gesch. der Kunstbestrebungen und Sammlungen Kaiser Rudolfs II., in der Zeitschr. für bildende Kunst 1870. A. v. Perger, Studien zur Gesch. der k. k. Gemäldegalerie, in den Berichten und Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien (1864) Bd. 7, und den durch archivalische Mitteilungen aus Modena, Turin und Venedig wichtigen Aufsatz von Venturi, Zur Gesch. der Kunstsammlungen Kaiser Rudolfs II., in Janitscheks Repertorium für Kunstwissensch. 8, 1 ffl. Ilg, Kaiser Rudolf II. als Kunstfreund, in ‚Die Dioskuren'. Liter. Jahrb. d. Beamtenvereins d. österr.-ung. Monarchie 9, 55 ff. Neuwirth, Rudolf II. als Dürersammler. Progr. d. Altstadt-Gymnas. zu Prag 1893. Ilg, Kunstgeschichtl. Charakterbilder 210 ffl.; sowie Th. v. Frimmel, Galeriestudien (Gesch. der Wiener Gemäldesammlungen). Leipzig 1889, und Grauberg, La Galerie des tableaux de la reine Christine de Suède ayant appartenue auparavant à l'empereur Rodolphe II. Stockholme 1897. Im Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des allerh. Kaiserhauses 1, 118 ff. handelt Ilg eingehend über den Bildhauer Adrian de Vries in Diensten König Rudolfs II. Ebenda 4, 38 ff. berichtet Ilg über die Beziehungen des Giovanni da Bologna zu Max II. und Rudolf II. Vergl. auch ebd. 15, 15 ff. v. Drach, Jost Burgi, Kammeruhrmacher Rudolfs II., und S. 45 ff. Haendke, Joseph Heintz, Hofmaler Rudolfs II. — Ein großer Kunstliebhaber und eifriger Sammler, namentlich in Porträten, war auch Erzherzog Ferdinand von Tirol; vergl. neben der Monographie von Hirn noch Ilg, Kunstgeschichtl. Charakterbilder 206 ff. und namentlich die wertvolle Arbeit von F. Kenner, Die Porträtsammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, im Jahrbuch d. kunsthistor. Sammlungen des allerh. Kaiserhauses 14, 37 ff.; 15, 147 ff.; 17, 101 ff.; 18, 135 ff.; 19, 6 ffl. Ebd. 9, 235 ff. Ilg über Francesco Terzio, Hofmaler des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Ebd. 18, 262 ffl. W. Boeheim, Der Hofplattner des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, Jakob Topf. Auch Marie, die Gemahlin des Erzherzogs Karl II. von Steiermark, entfaltete einen ungemein regen Sammeleifer; vergl. Wastler, Zur Geschichte der Schatz-, Kunst- und Rüstkammer in der k. k. Burg zu Graz, in den Mittheil. d. k. k. Centralcommission 1879, 1880 und 1881.

gefertigten Nachlaßverzeichnis berechnete man den Wert seiner Kunstkammer auf 17 Millionen in Gold, während der Hofkammerdirektor Christoph Siegfried von Breuner die vom Kaiser hinterlassenen Schulden auf 30 Millionen veranschlagte. Es konnte kaum noch ein lediges Pfandstück gefunden werden [1].

Wie kostbar aber auch die von Rudolf gesammelten Kunstschätze waren und wie groß auch die Zahl wirklich hervorragender Werke, so besaßen doch weder der Kaiser selbst noch die Männer, welche mit der Ordnung der Schätze betraut waren, ein eigentliches Kunstverständnis: wie in einer Raritätensammlung hingen oder standen die Werke in bunter Reihe neben- und aufeinander, die wertvollsten neben den wertlosesten und seltsamsten. Ein von den Aufsehern angefertigtes, 57 Bogen langes Verzeichnis giebt darüber nähere Auskunft. Darin finden sich beispielsweise: ‚In der Almer Numero Eins im deutschen Saal: im obern Fach ein Oberteil eines Weibsbildes von fleischfarbenem Gyps auf einem fleischfarbenen und rottaffeten Polster liegend; darunter etliche Schachteln mit indianischen Federn.‘ In einem andern Fache ‚allerlei seltsame Meerfische, darunter eine Fledermaus, zwei Schachteln mit Magnetsteinen und zwei eisernen Nägeln, sollen von der Arche Noah sein, ein Stein, der da wächst, zwei Kugeln von einer siebenbürgischen Stute, eine Schachtel mit Alraunwurzel, ein Krokodill in einem Futteral, ein Monstrum mit zwei Köpfen‘. In einem dritten Fache ‚82 Stück allerhand Sorten gedrechselte Kunststücke von Elfenbein, ein zartes Fell, welches in Ungarn in Ihrer Majestät Lager vom Himmel gefallen, ein Totenkopf von gelbem Achatstein, ein Futteral mit einem großen Stück Bein, drei Sackpfeifen.‘ In einem vierten ‚drei Landschaften von böhmischem Jaspis mit böhmischen Granaten eingefaßt, ein großer gemalter Spiegel mit Bildern geziert, illuminiert, ein Marienbild, gemalt von Miniatur, ein Löwe von Krystall, ein Altärlein von Silber‘. Neben einem ‚Obstmarkt vom Langen Peter hingen die Kopien einer Judith von Leonardo da Vinci, ein Bad von Joseph Arginas‘ und so weiter [2].

[1] Svatek 246. Hurter, Ferdinand II. 3, 71. 75.

[2] Aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek bei Svatek 246—248. ‚Fürwahr, Barnums Museum konnte nicht besser zusammengewürfelt sein.‘ S. 248. ** Ilg, Kaiser Rudolf II. als Kunstfreund 61 fl., nennt zwar Svateks Urteil zu hart, allein auch er muß gestehen: ‚Es ist wahr, keine Spur von System, Plan, sachlicher Gliederung ist an dem wahrzunehmen, was über die Anordnung dieses riesigen Haufens von tausend und tausend Objekten der Kunst, Naturseltenheiten, Mineralien zc. in den Sälen des Prager Schlosses bekannt ist.. . Alle Inventare entrollen vor dem Auge des Lesers ein Bild des krassesten Durcheinanders, des wüstesten Wirrwarrs. Eine Mumie neben einem Wildschwein, Bronzebüsten neben Hosensäcken von spanischem Leder, Globen und Schießgewehre, Mosaiken und Sättel, Miniaturbilder und Knöpfe — alles

Welcher Art der dem Kaiser und seiner Umgebung eigene Kunstsinn war, zeigte sich im Jahre 1596 bei der ‚Restauration' der Marienkirche auf dem Karlsstein: auf kaiserlichen Befehl wurden die herrlichen karolinischen Fresken mit Kalk übertüncht[1]; ein lebensgroßes Muttergottesbild in ganzer Figur in ein Brustbild umgeformt und mit einem ovalen Sonnenglanz eingefaßt[2]; selbst die Ahnenbilder Karls IV. in der Halle unterlagen der Tünche[3].

---

in rührender Eintracht nebeneinander.' Ganz besonders liebte Rudolf II. Bilder von nackten Frauen, die seine Sinne reizten; vergl. Venturi in dem oben S. 142 citierten Aufsatze S. 3 und 10.

[1] Mittheil. der kaiserl. Centralkommission 3, 274. 275.

[2] ‚dessen Reste jetzt, störend und lächerlich, wie eine Fransenschärpe der Gestalt quer über den Leib gehen'. Svatek 238 Note.

[3] Man kann deshalb nicht mit Ranke, Zur deutschen Geschichte 177 ffl., den Kaiser als einen wirklichen Kunstmäcen feiern und von ihm sagen: ‚Er liebte zugleich die Kunst und ihre Bedeutung. ** Ein fleißiger Sammler, jedoch mehr von Raritäten, war der Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin. Demselben fehlte jedes Verständnis der Kunst; auch sein Kunstagent, der Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer, verstand davon nicht viel. Aus dem Briefwechsel der beiden erkennt man recht deutlich den Charakter der damaligen Kunstsammlungen: zwischen gut und schlecht, zwischen Bildern und Spielereien, Kunstwerken und naturgeschichtlichen Kuriosa wird kaum ein Unterschied gemacht. Vergl. O. Doering, Des Augsburger Patriziers Philipp Hainhofer Beziehungen zu Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin. Korrespondenzen aus den Jahren 1610—1619 im Auszuge mitgeteilt und kommentiert. Wien 1874. (Quellenschriften für Kunstgeschichte u. Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit. N. F. Bd. 6. Herausgeg. von A. Ilg.)

145

III. Naturalismus in der bildenden religiösen Kunst und in den Darstellungen aus dem Volksleben — das Absonderliche und Gemeine.

Fr. 111

Der Tiefpunkt des mehr und mehr einreißenden Kunstverderbnisses zeigt sich darin, daß nun vielfach auch die religiösen Gegenstände und die heiligen Personen rein weltlich erfaßt wurden. Die Gebilde verloren die Unschuld und Frömmigkeit der alten einheimischen Kunst und offenbarten kaum noch eine Spur jenes tiefen Gemütslebens, aus welchem ehedem die herrlichsten Schöpfungen entsprossen waren.

Früher hatten die Auftraggeber von kirchlichen Bildern sich ‚vor Gott und den himmlischen Heerscharen demütig knieend' abbilden lassen, ‚jetzund aber', klagte ein geistliches Unterrichtsbuch, ‚ist der böse Brauch aufkommen, daß man sich, seine Frau, Kinder, Verwandte und Befreundete als Heilige und heilige Frauen in den Kirchen sehen will und abmalen läßt, wenn nicht gar in der Gestalt des Heilands und Seligmachers selber' [1].

In Sachsen wurden auf Abendmahlsbildern und andern Darstellungen bisweilen Zeitgenossen in sämtlichen heiligen Gestalten vorgeführt: Luther erscheint als hl. Petrus oder als hl. Lukas, Melanchthon als hl. Markus, Kurfürst August als Christus selbst [2]. Als der Kölner Ratsherr Hermann von Weinsberg im Jahre 1556 ein kirchliches Bild anfertigen ließ, schrieb er dem Maler vor: sein Porträt müsse darauf als hl. Johannes, das seiner Hausfrau als die heilige Jungfrau Maria angebracht werden; im folgenden Jahre ließ er auf einer Altartafel seinen Stiefsohn als hl. Johannes, seine Brüder als hl. Markus und hl. Lukas, zwei Kirchmeister als Abraham und Moses und so weiter ‚cunterfeien' [3]. Kornelius Ketl verfertigte ein Abendmahl mit den Bildern von zeitgenössischen Künstlern und Kunstfreunden [4].

---

[1] Ein Erklerung des Vater Unsers Bl. 10ᵃ.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 375. Schulz, Vortrag über die Gesch. der Kunst in Sachsen (Dresden 1846) S. 41. v. Eye, Führer 36.

[3] Buch Weinsberg 2, 87. 91.

[4] Deschamps 201.

Sogar die Geliebten oder Maitressen erschienen in der Gestalt von Heiligen: die Bilder sollten Herzenserlebnisse schildern [1].

Schon in einigen Arbeiten Dürers und Holbeins hatte eine Richtung Platz gegriffen, welche dem Ideale der alten deutschen Kunst keineswegs mehr entsprach. Dürer stellte einmal den hl. Joseph dar bei einem großen Bierhumpen eingeschlafen [2]. Holbeins ‚Todter Christus', nach dem Leichnam eines Ertrunkenen oder Gehängten angefertigt, ist grauenhaft [3]; sein Gott Vater als Greis im Sorgenstuhl [4] oder sein eigener Vater als Gott Vater, sein Sohn als Christusknabe [5] sind unerfreuliche Zeugnisse jener ‚Natürlichkeit', welche bald die edle natürliche Hoheit und Würde mitsamt der übernatürlichen Weihe aus der deutschen Malerei verbannte. In anderer Weise machte der neue Geist in Holbeins Federzeichnungen zum ‚Lobe der Narrheit' von Erasmus sich unverblümt bemerklich, beispielsweise dort, wo er den Täufer Johannes mit dem Gotteslamm neben die Stelle setzt: das Schaf sei das dümmste Tier, und doch habe sich Christus gern mit einem Lamme verglichen [6].



[1] Vergl. Schuchardt, Cranach 1, 154—155 und 2, 35. 40. Lindau 220. Seibt 1, 23 Note 1. Deschamps 201. Michiels 3, 40. 368—371. Waagen, Malerei 1, 296. De Canditto 148. 291. 476—477. 479—481. 504. Rathgeber, Annalen 2, 294. Carriere 97. ‚Sobald die katholische Denkungsart', sagt Lecky 1, 188, ‚zu erbleichen begann, verschwand der religiöse Gedanke aus den Malereien, und sie wurden rein weltlich, wenn nicht sinnlich in ihrem Tone. Die Religion, einst die Herrin, war jetzt die Dienerin der Kunst. Ehemals suchte der Maler seine Geschicklichkeit dadurch zu beweisen, daß er einen religiösen Gedanken verschönerte und erhöhte; jetzt diente ihm ein religiöser Gegenstand zum Vorwande für die Darstellung einer bloß weltlichen Schönheit. Er malte gewöhnlich seine Geliebte als die Jungfrau, stattete sie mit dem reichsten Gewande aus und umgab sie mit allem möglichen Glanze.'

[2] Im Baseler Museum.

[3] Hegner, Holbein 165—167. Woltmann, Holbein 2, 61. Grimm, Über Künstler und Kunstwerke 2, 128. ** Über Holbeins naturalistische Grablegung Christi urteilt Janitschek in der Gesch. der deutschen Kunst 3, 450: ‚Der ideale Schimmer ist verflogen; ein durch den Schmerz ganz entstellter Männerkopf, mit geöffnetem Mund, niederhängenden, geschwollenen Lidern, gefalteter Stirn, Haarsträhnen, die vom Angstschweiß feucht an das Haupt angeklebt sind: so erscheint hier Christus. Entsetzlicher ist die physische Zerstörung durch Leiden und Tod nur noch auf dem Staffelbild „Christus im Grab" dargestellt. Auch hier ist der Mund stark geöffnet, die Nase spitzig, die Backen eingefallen, die Lider geschwollen, und das braune weiche Haar fällt in feuchten Strähnen vom Haupte nieder. Der sehr hagere Körper ist durch die Starre des Todes stark gestreckt, die Handrücken und der Rüst der Füße sind infolge der Verwundung angeschwollen, die Finger und Zehen krampfhaft gespreizt. Man möchte meinen, Holbein habe mit aller Strenge sich an ein Modell des Leichenhauses gehalten, von so entsetzlicher Naturwahrheit zeugt das Ganze und Einzelne.'

[4] v. Zahn, Jahrbücher 1, 144—145.

[5] Woltmann, Holbein 1, 161 und 2, XIII.

[6] Woltmann, Holbein 1, 283.

Bei vielen Künstlern zeigte sich schon bald eine völlige Verzerrung der religiösen Kunst. Urs Graf stellte die heilige Familie, die Gefangennehmung Christi, den Drachenkampf des hl. Georg in Zerrbildern dar [1]; er verspottete den Engel des Jüngsten Gerichts [2]. Eine possenhafte Kreuztragung Christi von Peter Breughel dem Älteren gleicht einer Kirmeß [3]; eine Kreuztragung von Peter Ärtzen ist wie die Hinrichtung eines armen Sünders zur Zeit des Malers behandelt [4]. Sebastian Brands versetzte den Heiland mit den zwei Jüngern zu Emaus in ein gewöhnliches Wirtshaus, wo die Gäste trinken und mit Kartenspiel sich unterhalten [5]. Der Nürnberger Formschneider Stephan Hamer verfertigte ein Bild von dem Propheten Jonas: sieht man das Blatt quer an, so erscheint ein Mann, der sein natürliches Bedürfnis verrichtet [6].

Dabei wollten viele Künstler ‚etwas Neues, Absonderliches erfinden' [7]. Der eine ließ den aus seinen Wunden blutenden Heiland den gehörnten Teufel gewaltsam zu Boden stoßen [8]; ein anderer gab der hl. Maria eine Keule in die Hand, mit welcher sie den Satan zerschmettert [9]. Auf einem geschmacklosen Bilde von Lukas von Leyden kniet die gekrönte heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde vor der hl. Anna [10].

Christliche und mythologische Gebilde wurden unbedenklich nebeneinander gestellt: neben den Gekreuzigten Hermen und Karyatiden; neben eine hl. Margaretha mit dem Drachen Amor und Psyche sich umarmend und Diana auf der Jagd [11]; neben eine Meernixe ein hl. Christoph**. Bald wurde eine Kanzel mit satirartigen Hermen [13], bald eine Kirchenglocke mit tanzenden Faunen und Bacchantinnen geschmückt [14]. An dem Grabmale des Kurfürsten Moritz im Dome zu Freiberg werden die trauernden Musen und Grazien am meisten bewundert [15]; auf dem des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Branden-

[1] Woltmann, Holbein 1, 206.

[2] Der Engel hält lachend die Seelenwage, indes Teufelchen sich mit Mühlsteinen schleppen. Alle machen sich selbst lustig über die Rolle, welche sie spielen. Woltmann 1, 207. Wie derb realistisch Urs Graf bereits im Jahre 1509 verfuhr, zeigt unter den zahlreichen Holzschnitten, mit welchen er die Baseler Ausgabe der Postille des Guillermus schmückte, besonders jener, ‚auf welchem Christus auf seinem Gange nach Emaus nicht nur sein Felleisen, sondern sogar eine Mütze trägt, welche sich zwischen Haupt und Glorie sonderbar genug ausnimmt'. Meyer, Geistliches Schauspiel 165.

[3] Michiels 3, 339—340. ‚Un tableau facétieux.' ‚On croirait voir une kermesse plutôt qu'une scène tragique.'

[4] Waagen, Malerei 1, 306—307. [5] Bartsch 3, 188.

[6] Heller 298. [7] Ein Erklerung des Vater Unsers Bl. 9 b.

[8] Kupferstich ohne Monogramm mit der Jahreszahl 1563. Aus dem Nachlasse Böhmers. [9] Deschamps 170. [10] Michiels 3, 119.

[11] Vergl. Lübke, Renaissance 2, 149. 478. [12] Andresen 2, 262.

[13] Kugler, Kleine Schriften 1, 829. [14] Lübke, Renaissance 2, 147.

[15] Ebe 1, 245. ** Vergl. Zeitschr. f. bild. Kunst N. F. 11, 20 fll.

burg erscheint ein theatralisch bewegter Christus, von lustig tanzenden Engeln umgeben; ein kauernder Pan dient der Figur zur Grundlage[1]. Auf einem der prachtvollsten Grabdenkmale Deutschlands, in der Grabkapelle der Fugger zu Augsburg, knieen zwei Satyrn an der Bahre des Verstorbenen[2]; auf einem Sarkophag des Herzogs Philipp von Pommern (1560) sind alle Flächen und Füllstücke mit Genien und Satyrmasken ausgefüllt[3]; ein reich geschmücktes Grabmal in der Kirche zu Jever (1563) führt neben der heiligen Dreifaltigkeit und den Figuren von Moses, Petrus und Paulus die des Jupiter, des Merkur, der Venus und anderer Götter und Göttinnen vor; neben der Darstellung des Leichenzugs allerlei Züge von Kriegern, Faunen und Satyrn, Kämpfe von Rittern, Ungeheuern und Fratzen[4]. Horen und Grazien treten bisweilen in Gesellschaft allegorischer Tugenden neben dem auferstandenen Heiland auf. Der Heiland mit der Siegesfahne wurde auf Epitaphien oft mit vielen Wappen umgeben. Balthasar Jenichen aus Nürnberg verfertigte einen Wappenschild Christi in sechzehn Feldern mit der Unterschrift ‚Jesus von Nazareth, König der Juden, unser Erlöser‘[5]. Den meisten vornehmen Bestellern von Kirchenbildern lag dasselbe am Herzen, was Christoph von Schallenberg († 1597) seinen Nachkommen vorschrieb: ‚Wenn einer in seinem Leben Bilder in die Kirchen machen läßt, soll er allzeit die Wappen dazu machen lassen.‘[6] Wände und Pfeiler der Kirchen wurden mit Wappen bedeckt. ‚Man soll‘, verlangte ein Kirchenpatron von St. Nikolai zu Reval im Jahre 1603, ‚keinen Edelleuten vergunstigen, ihre Wappen in der Kirche aufzuhangen, es sey denn, daß sie der Kirchen davor gerecht werden; denn weß ist der Kirchen mit ihren Wappen gedienet, wenn die Kirche nichts davor haben soll; es ist ein schlechter Zieradt und ihnen eine große Hoffardt.‘[7]

Als schlimmstes Zeichen eines tief gesunkenen religiös-sittlichen Gefühles hob der Verfasser eines geistlichen Unterrichtsbuches hervor: ‚Was ich insonders

[1] Lübke, Renaissance 1, 437. Kugler, Kleine Schriften 2, 347. ** Albrechts Grabmal ist abgebildet bei Seemann, Deutsche Renaissance Bd. 4, Abt. VI, Tafel 27. Schneider in seinem wertvollen Aufsatze ‚Der Urheber des Marktbrunnens zu Mainz‘ (Mainzer Journal 1890, Nr. 273) möchte den Entwurf zu diesem von Dietrich Schro ausgeführten Denkmal dem Peter Flötner zuschreiben. Lange, Flötner 84, findet die Detailbehandlung des Ornaments nicht flötnerisch; jedoch will auch er nicht leugnen, daß dem Ganzen allenfalls eine flüchtige Skizze des Meisters zu Grunde liegen könnte.

[2] Gesch. der deutschen Kunst 2, 186.

[3] Kugler, Kleine Schriften 1, 819.

[4] Lübke, Renaissance 2, 294—296. 507. ‚Ein lehrreiches Beispiel von den üppigen Phantastereien des‘ schon im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts ‚beginnenden Barocco‘ bietet das Denkmal eines Grafen von Stolberg und seiner Gemahlin († 1578) in der Kirche zu Wertheim. Lübke 1, 82.

[5] Andresen 2, 156. [6] v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 8, 224.

[7] Neumann 159.

an all dieser Kunst, so dem Göttlichen und Heiligen vorgeblich dienen soll, zu beklagen weiß und oftmals von vielen christenlichen Männern und Weibern beklagen höre, ist die große Zuchtlosigkeit und Unehrbarkeit, der sich die Maler, Stecher und Bildner gleich wie mit großer Mühe befleißigen. Stellen uns die frommen Frauen und Heiligen nicht mehr wie auf alten Bildern ehrbar dar, alle Glieder bedeckt, so daß keiner keine bösen Gedanken und Begier daraus schöpfen könne, sondern unverschämt nackt und unehrbar, so daß man wol meinen möchte, sie hätten solches mit Vorbedacht zur Reizung des Bösen gethan.'[1] Ebenso eiferte Lorichius in seinem ‚Christlichen Laienspiegel' vom Jahre 1593 gegen jene Maler, Bildhauer und Bildschnitzer, welche heilige Gegenstände ‚unzüchtig, spöttlich oder ärgerlich' darstellten[2]. Christus selbst erschien auf Bildern und Stichen bisweilen vollständig entblößt[3]; ein Kupferstich vom Jahre 1603 zeigt Maria Magdalena beim Gastmahle des Pharisäers zu den Füßen des Heilandes mit fast ganz nacktem Oberkörper in den üppigsten Formen; denn ‚dem Reinen', sagt eine Unterschrift, ‚ist alles rein und schön'[4]. Häufiger wurde diese Heilige als Büßerin völlig entkleidet ohne eine Spur von weiblicher Züchtigkeit vorgeführt. Urs Graf ließ eine nackte Heilige von Kriegsgesellen mit Geißeln und Ruten peitschen; ein anderer Künstler eine solche vom Teufel versucht werden. Die christlichen Tugenden wurden mit Vorliebe ebensogut wie die Laster als unbekleidete Figuren gezeichnet, Lukas Cranach stellte selbst ‚die Religion' als eine liegende weibliche Figur in voller Nacktheit dar. Peter Flötner stellte auf seinen Plaketten den Glauben dar als weibliche Gestalt mit entblößtem Oberkörper, in der einen Hand das Kreuz, in der andern den Kelch mit der Hostie![5] Besonders thaten die sogenannten Kleinmeister, Hans Sebald Beham, Barthel Beham und Georg Penz[6] an der Spitze, in der Behandlung biblischer und christlicher Stoffe durch Nacktheiten sich hervor. Sie wählten gern verfängliche Vorwürfe des Alten Testamentes, welche zu schamlosen Darstellungen benutzt werden

---

[1] Ein Erklerung des Vater Unsers Bl. 10[a]. In den Verordnungen der Straßburger Diözesansynode vom Jahre 1549 heißt es: ‚Procaces imagines, et *nimis artis lenocinio*, ad mundanae potius vanitatis speciem, quam ad pietatis commotionem effigiatas, in templis poni omnino vetamus'; vergl. Jacob 111 Note 2, wo noch andere ähnliche Verordnungen angegeben sind. Über verwerfliche Bilder der heiligen Dreifaltigkeit und eine nicht weniger verwerfliche Darstellung des Puerperium beatae virginis decumbentis et aegrotantis vergl. Molanus 43. 71—72.

[2] Teil 2, Kap. 19, S. 117.

[3] Vergl. z. B. Schuchardt, Cranach 2, 12. 232. Bartsch 6, 286.

[4] Kupferstich mit einem kleinen Vogel als Zeichen des Verfertigers. Aus dem Nachlasse Böhmers.

[5] ** Lange, Flötner 128. Abbildung Tafel X, Nr. 83.

[6] Urs Graf; vergl. Woltmann, Holbein 1, 207. Bartsch 10, 128.

konnten [1]: Susanna, von den lüsternen Alten, Bathseba, von David beobachtet, das Buhlen Loths mit seinen Töchtern, Potiphars Frau und Joseph, die nackte Judith, Abraham und Hagar und so weiter. Mit widerlicher Scheinheiligkeit fügten sie ihren aller Sitte hohnsprechenden Gebilden moralische Sprüche hinzu; bisweilen aber auch Sprüche ganz anderer Art [2]. Cornelis Corneliſſen malte eine Bathseba im Bade, von nackten Frauen bedient [3]. Tobias Stimmer brachte in seinen Holzschnitten zur Baseler Bibelausgabe vom Jahre 1576 [4] fast auf jedem Blatte Nuditäten an; mehr als zwanzigmal erscheint in den Randverzierungen die fast nackte Eva mit der Schlange; viele Blätter sind wider allen Anstand. ‚Zu gottesfördhtiger Ergetzung andächtiger Herzen' waren dieselben nicht geeignet [5]. Selbst den Katechismen für die Schuljugend wurden allerlei absonderliche und nichts weniger als unverfängliche Holzschnitte beigefügt [6].

---

[1] ** Vergl. Lichtenberg 28.

[2] So trägt z. B. ein nach Georg Penz angefertigter Stich vom Jahre 1583 ‚Abraham die Hagar liebkosend' die Unterschrift: Optimus est ludus cum virgine ludere nudus. Passavant, Peintre-Graveur 4, 264 no. 2. Wie schamlos schon der Stift Jakob Barbaris war, den Penz nachahmte, vergl. De Canditto 394—395.

[3] Förster 3, 28.

[4] Vergl. oben S. 122—123.

[5] Vergl. Nr. 2—5. 8. 9 (Cham), 15 (Loth und seine Töchter), 31 (Joseph und Potiphars Frau), 81 (David und Bathseba), 135 (Susanna). In der illustrierten katholischen Bibelübersetzung von Dietenberger (erste Ausgabe 1534) finden sich bei den angeführten Berichten keine Bilder, mit Ausnahme von Bathseba: diese sitzt mit den Füßen im Wasser, ein Tuch bedeckt den Leib. Ziemlich unanständig ist dagegen Blatt 1ᵃ die Initiale ‚J' ‚mit den Stammeltern verziert' (vergl. Wedewer 456) und Blatt 3ᵃ und 3ᵇ die Erschaffung und der Sündenfall.

[6] Über solche heißt es bei Löschke 50—51 unter anderm: ‚Bei der Ausgießung des Heiligen Geistes sind, getreu dem Bibelworte: „und man sahe an ihnen die Zungen zertheilet", in mehreren Katechismen die Jünger dargestellt mit weit aus dem Munde hervorgestreckten Zungen, die in der Mitte der Länge nach gespalten sind; die eine Hälfte hängt gewöhnlich, um die Teilung ganz unzweifelhaft zu machen, über das Kinn herab, während die andere Hälfte sich aufwärts schwingt und lang genug ist, um nötigenfalls ein Auge zuzudrücken. . . . Besonders deutlich zeigt sich dies in einer Prachtausgabe des erläuterten Lutherschen Katechismus durch Joh. Tettelbach. Frankfurt am Main 1579.' ‚Von noch bedenklicherer Art sind andere Situationen, die dem Auge der kleineren und größeren Schüler nahe gebracht wurden. Beim ersten Artikel findet sich häufig eine Eva, noch ganz im Stande der Unschuld, mit Adam Hand in Hand am verbotenen Baume stehend und dem Beschauer das Gesicht zuwendend. Die Kindespflichten sollen beim vierten Gebote durch das warnende Beispiel Hams, der die Blöße des schlummernden Vaters nicht verdeckte, eingeschärft werden. Noah erscheint auch auf dem Katechismusbilde unverhüllt, wie ihn Ham gesehen, und es ist nichts Außerordentliches, gebrauchte Katechismen zu finden, in denen die lascive Hand eines Knaben dem Xylographen nachgeholfen hat. Beim zehnten Gebote ist Potiphars Weib dargestellt, auf einem Ruhelager sitzend und den hebräischen Jüngling am Kleide fest-

Wie man unbedenklich christliche Bilder in heidnische Bücher streute, so versah man christliche Bücher mit mythologischen, fratzenhaften, selbst unsauberen Verzierungen. Zu einer Schrift Luthers über das heilige Abendmahl lieferte Lukas Cranach eine Titelumrahmung: eine Hirschkuh und drei Hirsche auf der Weide und dabei allerlei abenteuerliche nackte geschwänzte Figuren, auch eine weibliche Figur dieser Art [1]. Die ‚für die jungen Christen‘ von Johann Spang im Jahre 1544 herausgegebenen ‚Alte und neue geistliche Lieder und Lobgesänge von der Geburt Christi unseres Herrn‘ zeigen auf der Titelumrahmung unter anderem ein nacktes Weib mit einer Sanduhr, Jael, die den Sisera tötet, und ein nacktes Weib, das sich einen Dolch ins Herz stößt [2]. Nicht weniger unpassend sind die Titelverzierungen zu Johann Dietenbergers Streitschrift gegen Luther über die klösterlichen Gelübde, vom Jahre 1524; hier erscheinen die nackten Grazien in vierfacher Wiederholung: oben tanzen sie vor Apollo, der in höfischer Zeittracht bekränzten Hauptes die Laute schlägt; an den Seiten führen sie einen Reigentanz auf; am Fuße sieht man ihre Flucht vor Venus im Bade [3]. Hans Holbeinsche Initialen von oft anstößigem und schmutzigem Charakter wurden von Froben für theologische Werke benutzt [4]. Ein Kupferstecher vom Jahre 1603 entblödete sich sogar nicht, den Heiland selbst darzustellen, wie er, während die heilige Jungfrau

---

haltend oder in schamloser Entblößung ihm nacheilend. Das „Keusch und züchtig leben“ soll Bathseba empfehlen. Sie befindet sich im Vordergrunde des Bildes im Bade und fern von ihr auf seinem Söller der König David, das Auge ihr zuwendend. Ihre Enthüllung ist zwar nicht die unkeuscheste, aber eine schamlose Invention des Bildermachers war es, daß dieser dem Bassin, in welchem sie badet, das Wasser zuströmen ließ aus einer auf hohem Postamente aufgestellten Statue, der ein Feigenblatt fehlt, das allerdings, ohne ihren Zweck zu vereiteln, nicht anzubringen war.‘

[1] Butsch 1, 71, Tafel 93.

[2] Wackernagel, Bibliographie 475. Vergl. Weddewer 483 über ein Titelbild zu der Schrift des A. Corvinus ‚Von der Concilien Gewalt und Autorität‘.

[3] Weddewer 451.

[4] Butsch 1, 68, Tafel 59. In einem Buche von Petrus Martyr steht gar das ‚S‘ aus Holbeins Toten-Alphabet ‚mit einer ebenso grauenhaften als obscönen Darstellung an der Spitze der Widmung an Karl V.‘ Woltmann, Holbein 2, 18. Man nahm damals, sagt A. Kirchhoff im Archiv für Gesch. des Buchhandels 10, 124, ‚in Litteratur, Kunst und Ornamentik durch Wort und Bild Dinge ruhig hin, welche in der Jetztzeit das energische Einschreiten der Wohlfahrts- und Preßpolizei herausfordern würden. Man erstaunt beim näheren Studium der Buchornamentik, welche Lüsternheit und Lascivität sich gelegentlich in derselben bemerkbar macht, mit welcher Naivität oder Gedankenlosigkeit Initialen, welche Darstellungen bedenklichster Art bieten, selbst in theologischen Werken Verwendung fanden. Aber diese vielgerühmte Naivität und Unbefangenheit der sogenannten guten alten Zeit wird bei genauerem Einblick doch etwas fadenscheinig, ist dies wenigstens in meinen Augen nach Durchsicht der sämtlichen Leipziger Stadtbücher des sechzehnten Jahrhunderts.‘

abseits schaut, eine der heiligen Frauen umarmt, und fügte dazu die Unterschrift: ‚Die Lieb, spricht Sankt Paulus, überwindet alles, die Lieb macht alles gut.‘ [1]

Die Kunst hatte aufgehört, eine ‚Betrachterin himmlischer Freuden‘ zu sein.

Wie tief sie von ihrer früheren Höhe herabgesunken war, zeigte sich insbesondere in der Behandlung der vier letzten Dinge des Menschen. Auf Dürers herrlichem Blatte vom Jahre 1513 ‚Ritter, Tod und Teufel‘ trägt der feste Glaube und die christliche Zuversicht noch den Sieg davon über die Schreckgestalten der Finsternis; auf Holbeins vor dem Jahre 1526 vollendeten Bildern des Todes‘ kommt bereits eine bittere Ironie zum Ausdruck, jedoch auch noch erschütternder Tiefsinn, namentlich auf einem Blatte: der Tod leistet dem Priester, der einem Kranken die heilige Wegzehrung bringt, Meßnerdienste mit Glöcklein und Leuchte, aber er tritt vor ihm ins Haus und bläst dem Kranken das Lebenslicht aus, bevor dieser die letzte Tröstung empfangen hat [2]. Holbein läßt den Tod über das Leben triumphieren, aber er ist noch künstlerisch erhaben; dagegen bieten Niklaus Manuels Totentanzbilder nur ein fratzenhaftes Spiel des Todes mit dem Leben; der Triumph des Todes vom Bauern-Breughel gleicht einem bösen Fiebertraume [3]. Bei Hieronymus Bosch reitet der Tod, alles niederwerfend und Schrecken verbreitend, durch die Menge der Menschen allen Standes, Geschlechtes und Alters, während ein Heuwagen, worauf die Eitelkeit, der Ruhm und ein die Posaune blasender Teufel sitzen, von sieben halb in Tiere verwandelten Menschen gezogen wird [4]. Hans Sebald Beham benutzte auf einem Stiche den ‚Tod‘ nur als Mittel, um eine unzüchtige Szene vorzuführen; Heinrich Aldegrever wollte durch die Gestalt eines nackten Weibes den Tod versinnbilden [5]. In der Darstellung des Jüngsten Gerichts erreichte kein Maler mehr jene Großartigkeit und Erhabenheit, wie sie zum Beispiel in dem berühmten Bilde zu Danzig und in einem wahrscheinlich von Hans Schühlein im Jahre 1470 angefertigten Wandbilde im Ulmer Münster hervortritt [6]. Insbesondere hatte man die Kunst, die Wonne himmlischer Seligkeit zu veranschaulichen, gänzlich eingebüßt. Auf Lukas von Leydens Jüngstem Gericht erscheint nur die Zeichnung des Nackten als Zweck des Künstlers. ‚Aus seinen nackten

[1] Blatt von dem oben S. 149 Note 4 angeführten Künstler. Vergl., was Molanus lib. 2 cap. 42, über ein Bild berichtet.

[2] Vergl. Hist.-pol. Bl. 64, 693 fll.

[3] Vergl. Waagen, Malerei 1, 258. Woltmann, Holbein 2, 129. Becker, Kunst 386—387. Carriere 216—217. Ebe 1, 78. v. Zahn, Jahrbücher 1, 53. Holbeins Skelette haben etwas Dämonisches. Woltmann 2, 107. ** Vergl. Lichtenberg 60 fll.

[4] J. D. Passavant bei Eggers 4, 228.

[5] Bartsch 8, 173—177, no. 146—147. 150—152 und 8, 404.

[6] Vergl. über letzteres Lübke, Bunte Blätter 338—348.

Figuren von Männern und Frauen', sagt van Mander, ,ist wol zu merken, daß er auf das Leben wol gemerkt hat, besonders auf die nackten Frauen'[1]; von himmlischem Frieden trägt das Bild keine Spur. Nicht besser sind die Darstellungen des Jüngsten Gerichtes von Jan van Heemsen und Bernard van Orley[2].

Die einseitige Hervorhebung des Bösen und Häßlichen war ein innerer Hauptfehler der ganzen Richtung[3]. ,Nicht mehr die selig, sondern die greulich Kunst in Abconterfeyung von Teufeln und Gespenstern findet', sagte ein Zeitgenosse, ,die meisten Macher und Liebhaber; dieweil es dahin gekommen, daß man durch die Kunst mehr Schrecken und Furcht einjagen, denn getrösten will.'[4]

Man benutzte hierfür vor allem den Kupferstich und den Holzschnitt und schuf einen ,ganzen großen Kreis' von Teufelsbildern. So stellte Jost Amman auf einem Blatte zum ,Theatrum Diabolorum' vierzehn Teufel dar in menschlicher Gestalt, aber durchweg mit Tierköpfen, durch Attribute näher bezeichnet[5]. Hieronymus Nützel führte, um den Kleiderluxus der Frauen zu geißeln, drei Teufel vor[6]. Hans Burgkmair erfand sieben Teufel[7]. Auf einem Blatte von Urs Graf treibt der Teufel, ein scheußliches Ungetüm mit einem großen Horn, Hauern, herausgestreckter Zunge, Fledermausflügeln und langem Schwanz, einen händeringenden Gefesselten wild vor sich her[8]. Eine absonderlich bizarre Maske hat der Teufel in einer Versuchung Christi von Georg Penz: er ist oben Fisch, unten Mensch[9]. Lukas Cranachs Darstellung der Hölle ist abstoßend durch ungeheuerliche, auch unzüchtige Szenen[10]. Auch Melchior Bocksberger aus Salzburg war erfinderisch in der Ausmalung zahlreicher scheußlicher Teufel, die er auf einem großen Bilde: ,Die Befreiung der Altväter aus der Vorhölle durch Christus', anbrachte[11].

---

[1] van Mander Bl. 213[b]. Allerdings treten auch auf dem Danziger Bilde unbekleidete Gestalten auf, aber höchst züchtig und keusch ist die Haltung und Darstellung der Auferstandenen, welche zum himmlischen Jerusalem einziehen und an der Pforte von Engeln mit den Gewändern der Gnade angethan werden.

[2] Vergl. Schnaase, Niederländische Briefe 63. 228. Waagen, Malerei 1, 150—151. Michiels 3, 95—96.

[3] ,Nicht daß das Gute verhöhnt und besiegt würde, aber sein Sieg erscheint gewissermaßen verkümmert durch die Überzahl und räumliche Ausdehnung des Gegensatzes, wie denn z. B. auf den „jüngsten Gerichten" in der Regel für die Seligkeit kaum noch Platz und Bewohner übrig bleiben. Oft glänzt das gute Prinzip überhaupt nur durch seine Abwesenheit; anderseits haben die Gestalten seiner Vertreter meist etwas Steifes und Dürftiges, dem man die Fessel der an wilde Sprünge verwöhnten Phantasie anmerkt.' P. M. bei Eggers 7, 358.

[4] Von der Werlte Eitelkeit Bl. C. [5] Andresen 1, 317.

[6] Andresen 2, 108. [7] Bartsch 7, 218; vergl. 7, 272 und 9, 399.

[8] Woltmann, Holbein 1, 209. [9] Vergl. Eggers 8, 12.

[10] Schuchardt, Cranach 3, 226—227. [11] Waagen, Kunst und Künstler 2, 127.

Aber alle diese ‚Teufelskünstler‘ standen in der Erfindung und Ausbildung von Gestalten und Marterszenen weit zurück hinter den Niederländern Hieronymus Bosch und Peter Breughel dem Jüngeren, gewöhnlich Höllen-Breughel genannt, und deren Nachfolgern, welche mit grauenhafter Einbildungskraft und einem wahren Henkertalent die Hölle schilderten[1]. Die Gestalt des Teufels ‚ist schreckenerregend und gespenstisch, zugleich ins Unendliche variiert auf den Darstellungen der sieben Todsünden von P. Breughel, welche Mirycenus gestochen hat. Da ist alles voll Spuk und Hexerei; selbst harmlose Hausgeräte oder Geschirre bekommen Leben und Bewegung, dürre Bäume strecken Arme und wunderbar geformte Schnäbel aus; vergitterte Fenster an baufälligen Hütten stellen grinsende Augen vor, während sich das Hausthor zu einem Rachen umgestaltet. Die Hoffart wird durch eine vornehme Dame mit dem Spiegel in Begleitung des Pfaues abgebildet. Hielte sie es der Mühe wert, sich umzusehen, sie würde ein nacktes Mädchen wahrnehmen, das von Teufeln wie von Häschern geführt wird. Der Geiz sitzt als reichgekleidete Frau neben der Geldkiste, von Geldsäcken und einer Goldwage umgeben. Hinter ihr kauft ein Wucherer von einem armen Weibe einen Silberteller „gegen Rückkauf“ sehr billig ein; andere nackte Gestalten werden von Teufeln geführt, es sind auch Arme, die nichts mehr zu versetzen haben. Ein Froschteufel rollt rechts einen Geizhals in einem mit spitzigen Nägeln versehenen Faß, wie den Regulus, vor sich, der noch nach den ihm entfallenen Münzen gierig langt. Vorn wandelt ein Geldsack sogar als Teufelsgestalt einher. Der Zorn jagt als bewaffnetes Weib, von Bären begleitet, die nackten Menschen dahin, die niederfallen. Über dieselben fällt ein langes Messer mit der Schärfe nieder. Ein Teufel bratet ein Opfer links am Spieß, und im Kessel siedet ein zanksüchtiges Ehepaar. Den Neid stellt eine Dame vor; neben ihr bläht sich ein Truthahn auf. Im Grunde soll ein Kessel ein Gebäude vorstellen, da sind die Dachfenster Augen, ein großes Fenster der Rachen, durch welchen man die Teufel im Innern erblickt. Die Unkeuschheit ist ein nacktes Frauenzimmer, die mit einem mit dem Schweinsrüssel sie liebkosenden Teufel buhlt. Das ganze Blatt ist mit Zügellosigkeiten angefüllt. Die Völlerei ist als ein dickes, auf einem Schwein sitzendes Weib abgebildet. Hinter ihr zapft ein Teufel mit einer Mönchskappe den Wein vom Faß, dabei aus einem großen Kruge langsam trinkend. Im Grunde steht eine Windmühle

[1] ** Vergl. E. Michel, Les Breughel. Paris 1892. Vergl. H. Dollmayr, Hieronymus Bosch und die Darstellung der vier letzten Dinge in der niederländischen Malerei des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, im Jahrb. d. kunsthistor. Sammlungen des allerh. Kaiserhauses 19, 284 ffl. So wertvoll die kunsthistorischen Ausführungen des Verfassers sind, so unglücklich sind seine Exkurse auf das Gebiet der Theologie und Kirchengeschichte.



wie eine gespenstische Sphinx mit Augen und offenem Rachen. Die Windmühle mit ihrer eilfertigen Bewegung, die Flügel nach allen Seiten ausspannend und doch an einen Ort gebunden, ist ein treffendes Bild des Teufels, der bei allen Bemühungen doch nicht vorwärts kommt. Die Faulheit endlich ruht als armes Weib auf einem schlafenden Esel, der Teufel zieht ihr das Bett unter dem Kopfe weg. Ein Weib wird, in Betten gewickelt, von einem hinkenden Teufel auf einem Wägelchen herumgeführt und von einem zweiten gefüttert.'[1] Auf einem andern Bilde Breughels werden ehemalige Feinschmecker zu Höllenspeisen zubereitet; Edelleute, welche ihre Bauern geschunden, als Mist untergepflügt; daneben stellte er ‚so viel ander Erschreckliches dar, daß man wol fragen möcht, wie es wol möglich, solches alles zu erfinden'. ‚Es ist ein Wunder,' sagt van Mander über dessen Höllenbilder, ‚was da alles zu sehen ist von gräßlichen Gespenstern' und ‚wie artig und natürlich er war von Flammen, Branden, Roocken und Schmocken.'[2] Auch in den großen, Bosch zugeschriebenen Teufelsküchen werden die Verdammten gekocht und gebraten[3]. Nicht weniger schaudererregend ist Rubens in der Ausmalung der Höllenqualen: wie Schlangen, Drachen, Teufel und Ungeheuer aller Art und Farbe über die Verdammten, besonders über die mit sinnlichem Behagen dargestellten Weiber herfallen, sie zerkratzen, zerbeißen, zerfleischen und verbrennen[4].

Alle solche Ausgeburten einer fieberhaft aufgeregten Phantasie konnten einem religiösen Zwecke, falls ein solcher überhaupt beabsichtigt gewesen wäre, nicht förderlich sein: statt Furcht und Grauen zu erregen und das Gemüt zu erschüttern, brachten sie Ekel hervor, zogen die Idee der allwaltenden göttlichen Gerechtigkeit selbst ins Possenhafte herab[5].

Wenn sogar in der religiösen Kunst der nackteste Realismus und Naturalismus sich breit machte, und man mit Vorliebe den trübsten Bildern nachjagte

[1] ** Wessely, Die Gestalten des Todes und des Teufels 109—110.

[2] van Mander Bl. 216 b.

[3] ‚Heutzutage begreifen vielleicht selbst Künstler die Möglichkeit nicht mehr, sich in derlei Gebild zu vertiefen. Damals entsprach ihm ohne Zweifel eine Richtung im Publikum. Jene Meister hätten wohl auch anderes geschaffen, wären nicht solche Werke gekauft und bewundert gewesen, ja halb wider Willen konnten sie durch Beifall und Bestellungen auf dem einmal betretenen Wege weitergeführt werden.' P. M. bei Eggers 7, 358.

[4] Vergl. Schorn, Kunstblatt 1831, S. 89—90. Michiels 2, 379—404 und 3, 301—339. Förster 3, 90. Adam Willaerts war besonders ‚ausgezeichnet in Darstellung von Feuerbränden'. Houbraken 31.

[5] Vergl. die Abhandlung von P. M.: ‚Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst', bei Eggers 7, 301. 316. 329. 345. 356. 409 und 8, 12. 20. 128. 141. 155.

und das Häßliche schilderte, so war dies noch ungleich mehr der Fall in der Behandlung rein weltlicher Stoffe aus dem gewöhnlichen Leben.

Auch die früheren Künstler hatten auf Bildern und Miniaturen, Glasmalereien, Kupferstichen und Holzschnitten mit deutscher Gemütlichkeit und Treuherzigkeit, feiner Beobachtung, köstlichem Humor, nicht selten mit derbem Spott das vielgestaltige Volksleben und das häusliche Leben gezeichnet [1], aber alle diese Gebilde tragen einen ganz andern Charakter als die weitaus meisten derjenigen, welche selbst von hochbegabten Künstlern seit etwa dem zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Dreißigjährigen Kriege auf diesem Gebiete geschaffen wurden.

Ähnlich wie bei den Griechen zur Zeit ihrer Entartung [2] trat eine dreifache Kabinettsmalerei in den Vordergrund: die ‚Kleinkrammalerei‘, die ‚Kotmalerei‘ und die ‚Kunst der Unzucht‘.

Das sinnlich und sittlich Rohe und Häßliche sollte nicht mehr, wie früher, eine untergeordnete Stelle einnehmen und als Gegensatz zum Zwecke stärkerer Hervorhebung des Schönen und Edeln dienen, sondern an und für sich ein berechtigter Gegenstand künstlerischer Darstellung sein. Es wurde mit besonderem Behagen gepflegt. Zur Verklärung des gewöhnlichen Lebens, zur Förderung von Frohsinn und ruhigem Glück war aber eine solche Kunst nicht geeignet, auch wenn sie nicht, wie es nur zu häufig geschah, das Volk in den tiefsten Schmutz des Lasters hineinriß.

Wohl tritt noch auf manchen Gebilden das Gemütliche in dem geselligen Verkehre gesitteter Menschen hervor, aber im allgemeinen bewegten sich die Künstler in den tiefsten Niederungen der Gesellschaft, stellten vorzugsweise das wüste, tolle Treiben, das Ungebundene und Zügellose, insbesondere die Äußerungen rohester Sinnlichkeit auf Hochzeiten und Kirmessen, dar. Der niedrige Geschmack der Künstler ließ auf die Roheit ihres Gefühles und auf wenig sittliche Gesinnungen schließen, vor allem in jenen Gebilden, auf welchen sie, was in den Schmutzwinkel der feilen Schande gehörte, vor aller Welt darstellten.

Wem möge wohl, fragte Walter Rivius im Jahre 1548, das Bild eines ‚vollen, tollen Bauern, der hinter dem Zaune speit und ...‘, wohlgefallen? Und doch gebe es ‚noch heutigen Tages solcher Unfläter viel‘, welche ‚zu einer Schand des Malers solche unmenschliche Dinge, die ein verständig Gemüt billig erschrecken sollt, reißen und malen‘ [3]. Schon Dürer klagte: Viele suchen mehr das Häßliche als das Schöne, und dieser ‚Irrtum‘ sei ‚jetzt namentlich bei uns‘ [4].

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 237—249.
[2] Vergl. oben S. 59. [3] Rivius 443.
[4] Dürer, Vier Bücher von menschl. Proportion 7, IIa.

Unter den ‚Bauernstücken des Hans Sebald Beham, eines der geschicktesten Kupferstecher, sind manche von äußerster Gemeinheit [1]. Zu den schon im fünfzehnten Jahrhundert aufgekommenen, später sehr beliebt gewordenen Vorwürfen gehörte die Darstellung böser und herrschsüchtiger Weiber: wie die eine ihren Mann durchprügelt, eine andere mit einer Peitsche in der Hand auf dem Rücken ihres auf Händen und Füßen kriechenden Mannes reitet, eine dritte, mit einer Peitsche versehen, in einem Korbe sitzt, welchen ihr Mann an einem Stricke ziehen muß, eine vierte ihren Mann unter Stockschlägen bei den Haaren vor das Haus zerrt, und dergleichen mehr. Georg Penz, Hans Brosamer, Martin Zeissinger, Virgil Solis, Balthasar Jenichen und andere Kupferstecher übten ihre Kunst ‚in Abconterfeiung solch lieblich weiblicher Gethaten‘ [2]. Jenichen ließ einmal sieben Weiber sich um eine Hose raufen [3]. Auf einer Zeichnung von Urs Graf kriecht Aristoteles auf allen Vieren und dient seiner Geliebten, einer lüsternen, leichtfertigen Dirne, als Reitpferd [4]. Unerschöpflich in Darstellungen von wilden Gelagen und Raufereien betrunkener Bauern, von Mißgestalten und Ungetümen war der Niederländer Peter

[1] Vergl. Bartsch 8, 179 sqq., no. 162. 163. 165. 174. 177. ** S. auch v. Lichtenberg 78 ff.

[2] Vergl. Bartsch 6, 268. 277. 379; ferner 7, 221. 317 und 8, 350. 463; und 9, 77. 277 und 10, 48. 51. 52. Passavant, Peintre-Graveur 3, 102. 256. 323. 413. 426. Heller 849. 893. Andresen 2, 179. Die ihren Mann mit Zaum und Peitsche regierende Reiterin erscheint wohl auch ganz nackt; vergl. Sotzmann bei Eggers 2, 302. ** Ein dem Peter Flötner zugeschriebenes Kartenspiel (teilweise abgebildet bei Hirth, Kulturhistor. Bilderbuch 1, 305 ff.) zeigt u. a.: zwei raufende Frauen — eine Frau, einen Mann mit der Rute schlagend — zwei Schweine fressen mit Löffeln aus einem Teller, auf dem ein Kothaufen liegt — zwei Schweine drehen einen Bratspieß, an dem ein Kothaufen steckt — zwei Schweine mit einem Brettspiel, auf dem ein Kothaufen liegt — ein seine Notdurft verrichtender Mann, der sich mit dem Oberkörper auf einen Zaun lehnt. S. Lange, Flötner 27 ff. Derselbe Forscher bemerkt S. 17: ‚Kothaufen kommen bei Flötner nicht nur in derselben Weise wie bei den andern Kleinmeistern vor, d. h. so daß sie mit der ganzen Komposition im Zusammenhang stehen, sondern auch in isolierter und offenbar absichtlicher Weise, z. B. auf dem (eben erwähnten) Kartenspiel und in der Krönung des wundervollen Portalentwurfs Reimers Fig. 10, dann aber auf der kürzlich in Dresden versteigerten Handzeichnung eines Humpens, wo als Signatur rechts unten in der Ecke ein Kothaufen dargestellt ist, durch den drei Gegenstände durchgesteckt sind, ein Pfeil, ein Grabstichel und ein Balleisen. Hier und in der Signatur des Menschenalphabets tritt der Kothaufen bezw. die Wurst offenbar in der Form einer redenden Signatur auf, und es liegt nahe, dabei an die zweite Bedeutung von Flade, d. h. Exkrement (Kuhflade) oder an flât = Schmutz, Kot zu denken.‘

[3] Andresen 2, 181. Auch von den damaligen Dichtern wurden, wie wir später anführen werden, böse Weiber als ein Lieblingsthema behandelt.

[4] Woltmann, Holbein 1, 207—208. Über die betreffende Aristoteles-Sage vergl. Sotzmann bei Eggers 2, 302—303.



Breughel, Bauern-Breughel genannt, der ‚am liebsten bilden mochte, was niemand im Leben gerne sieht'; charakteristisch für seine ganze Kunst ist seine ‚nackte Luxuria auf dem Schoß eines viehischen Geschöpfes'[1]. Seinem Landsmann Hieronymus Bosch werden die berühmten ‚Fett- und Wurstfresser' zugeschrieben; auf einem einzigen Bilde sieht man nicht weniger als einunddreißig Krüppel[2]. Selbst die harmlosesten Geschöpfe, Enten und Hühner, Krabben und Seefische, wußte man in unheimliche Wesen zu verwandeln, die nicht durch Gefährlichkeit und Grimm, sondern durch ihre bloße Gegenwart zu ängstigen vermochten. Auch auf andere Gegenstände ging der Spuk über: schartige Hackmesser richten sich bedrohlich auf; bauchige Krüge langen mit Krallenfingern um sich; baufällige Hütten schielen mit vergitterten Fensteraugen, aus denen zuweilen eine Laterne hängt, boshaft aus der Strohdachperücke hervor; fratzenhafte Schiffe kriechen ans Ufer; kahle Bäume sperren verwunderliche Schnäbel auf, und Hügel stecken bald eine dicke Trinkernase, bald andere Gliedmaßen durch den zerrissenen Rasenmantel in die Höhe. Nicht minder wandelt sich bei ihm, was menschliche Form hat, auf unerhörte Weise: nicht allein wachsen Vogelkrallen als Ohren, schwingt sich unmittelbar vom Genick ein langer Fasanenschweif hinter kurzen Menschenfüßen hinaus, sondern auch Hände wandeln, Füße greifen, von Abstoßenderem zu schweigen[3]. Auch der Augsburger Kupferstecher Daniel Hopfer wollte seine Kunst zeigen durch alle möglichen häßlichen, ekelhaften und scheußlichen Gebilde[4].

Der kursächsische Hofmaler und Kupferätzer Heinrich Goedig fertigte folgende vier Blätter an: auf dem ersten ist ein Jäger aus Jagdgeräten und Köpfen von jagbaren Tieren zusammengesetzt, die Nase ein Hirschkopf; auf dem zweiten ein Vogelsteller, aus Geräten zum Vogelfang bestehend, die Nase eine Eule; auf dem dritten ein Fischer, dessen Nase ein Frosch; auf dem vierten ein Musiker, aus musikalischen Instrumenten gebildet, daneben

---

[1] Rathgeber, Annalen 255, Nr. 1493—1518; vergl. 440 zu 251.

[2] Rathgeber 126, Nr. 516. 516[b]. 523. 527. Vergl. Schorn, Kunstblatt 1882, S. 217 fll. Michiels 3, 41.

[3] P. M. bei Eggers 7, 356—357.

[4] Vergl. Falke, Geschmack 119—120. Selbst in der Darstellung der ‚Ungetüme und Gespenster' ‚bietet der vaterländische Boden höchstens ein abschreckendes Beispiel, wie wenig bloße Willkür ohne eigentliche schöpferische Kraft zu gestalten vermag'. — ‚Es giebt nichts sinnlos Widerwärtigeres' ‚als die hierher schlagenden Blätter (ein langer Fest- oder Zigeunerzug) des Wendel Dietterlein' (vergl. oben S. 75 fll.). ‚Jener Mangel an schöpferischer Kraft, der vielleicht allein die oft verkannte Unterscheidung des bloß Bizarren vom echt Phantastischen bildet, ist ohne Zweifel der größte und empfindlichste dieser Periode, die an andern künstlerischen Dingen, z. B. in Technik und Naturwahrheit, so hochachtbare Ausnahmen hervorgebracht hat.' Bei Eggers 8, 141.

ein Pokal [1]. Peter Breughel malte vier Riesenköpfe als Bilder der Jahreszeiten ganz von den Erzeugnissen derselben, den Frühling von Blättern und Blumen, den Sommer und den Herbst von Früchten und Ähren, den Winter von Dornen und Stroh zusammengeflochten, so daß sie in der Nähe ganz schauerlich aussehen [2]. Ein ‚Bacchus' von Balthasar Jenichen erscheint in bäuerlicher Tracht mit zerrissenen Hosen, einem Kranze von Weintrauben, Äpfeln und Rüben, einem Humpen in der Hand; an seinem Gürtel hängt eine Wurst; aus dem durchlöcherten Beutel fallen Geldstücke zu Boden [3]. Kornelius Tenissen stellte als Abbild der Unmäßigkeit einen Mann mit einem Schweinskopfe dar, versehen mit Weinlaub, Spielkarten und Würfeln; ein Faß bildet den Leib [4].

Überhaupt ging man mit Vorbedacht darauf aus, ‚alles, was immer nur Erschröckliches oder Wundersames am Himmel und auf Erden zu finden, zu Neugierde, Furcht, Angst, Entsetzen der Menschen gar neu und künstlich' in Kupferstichen und Holzschnitten ‚abzubilden' und massenhaft unter das Volk zu verbreiten. Man stellte beispielsweise dar: allerlei wunderbare Himmelserscheinungen, welche man in Nürnberg, Worms, Köln, Leipzig und anderwärts gesehen; ein ‚neu streitbares grausames' Kämpfen zweier Heere in der Luft; einen Mannskopf mit Schlangenhaar, der in einem Ei gefunden worden; einen blutschwitzenden Knaben und eine Lindwurm-Himmelserscheinung zu Augsburg; eine Blutquelle bei Beyelstein; wunderbarliche bärtige Weintrauben, die zum Zeichen göttlichen Zornes in der Pfalz erschienen; seltsame Wundergeburten, die in Sachsen zur Welt gekommen; Himmelserscheinungen und Teufelsaustreibungen, sowie die ‚allerwärts hochberühmten' Teufelserscheinungen und andere Zornzeichen in der Mark Brandenburg; wunderbarliche, in Holstein, in Schlesien, im Kattegat und an andern Orten gefangene Heringe, Pottfische, Alandfische, auf deren Leibern sich zum Teil Inschriften gefunden, welche ‚die hohe große, über alle Weisheit mit unserer Vernunft unbegreifliche Allmächtigkeit' Gottes bekunden sollten [5].

---

[1] Andresen 1, 93—94. ** Über ‚grausige Gestalten' P. Flötners s. Lange, Flötner 163. Ebenda über Flötners Teufelsfratzen, durch welche die Vertreterin des Glaubens versucht wird und ‚die einem H. Bosch, P. Breughel oder D. Teniers alle Ehre machen würden'. Auch zur Zier der Geschütze wurde Monströses verwendet. So ließ Herzog Heinrich von Sachsen seine Geschütze nach Zeichnungen Cranachs mit ‚Bildnissen' versehen, welche dessen Sekretär und Biograph Freydinger als ‚unverschämt und scheußlich' bezeichnet. Lindau 184.

[2] Von der Hagen, Briefe in die Heimat 1, 104. 105.

[3] Andresen 2, 168. [4] Heller 864.

[5] Vergl. die über diese und ähnliche Gegenstände bei Drugulin verzeichneten Blätter S. 19. 24. 30. 31. 32. 38. 44. 53. 59. 60. 61. 68. 69. 70. 71. 74. 78. 83. 85. 86. 87. 96. 105. 106. 114. 116. 117. Andresen 2, 317. Über ‚ein Wundertier,

Der Baseler Prediger Johann Herold beschenkte im Jahre 1567 ‚alle gottseligen Christen' mit Hunderten von ‚schönen Abbildungen' über ‚Gottes unergründliche Wunderwerke in seltsamen Geschöpfen, Mißgeburten und in Erscheinungen an dem Himmel, auf der Erde und in den Wassern'. Hier erblickt man unter anderem: ein Kalb und eine Geiß mit einem Menschenkopf, ein Kind mit Hörnern, ein anderes mit einem Affengesicht, ein drittes ‚mit Maul und Nase wie ein Ochs, Hundsköpfen an den Ellenbogen'; eine Gebärende, welcher Flammen aus dem Leibe schlagen, und viele ähnliche ‚Wunderwerke' mehr [1]. Auch ein von Johann Georg Schenck von Grafenberg im Jahre 1610 veröffentlichtes ‚Wunderbuch' enthält über hundert entsetzliche ‚Kontrafakturen', zum Beispiel von einem Löwen und einer Kuh mit einem Menschenhaupte, einem Schwein ‚mit dem Angesicht, vorderen Füßen und den Schultern eines Menschen; ferner von ‚zweiköpfigen, vierhändigen, drei- und vierfüßigen Kindern, ja auch Kindern beiden Geschlechtes, und was noch schröcklicher, von Kindern, so den unvernünftigen Tieren, als Bären, Hunden, Schweinen, Affen, und dem Teufel selbst gleich gesehen', nebst drei Darstellungen ‚einer wunderbaren unerhörten, gedenkwürdigen Historie eines steinern Kindes, welches achtundzwanzig Jahr im Mutterleib getragen und zu einem ganzen Stein und harten Felsen worden, welches ein Wunder über Wunder, ganz fremd und seltsam zu hören ist'. ‚Solch einig, universal Exempel soll billig', sagt der Verfasser, ‚dieses ganze Wunderbuch der fremden Mißgeburten mit besonderm Triumph und Vorzug zieren.' [2]

Auch die Darstellung der ‚erschröcklichen Teufelsbräute, Hexen und Unholdinnen' kam mehr und mehr in Aufnahme. Man sieht die Hexen, wie sie den Teufel herbeirufen, mit ihm buhlen oder kämpfen, oder wie sie sich ihre Salben bereiten, sich zum Sabbat rüsten und ausziehen; auch malte man den Hexentanz und den Hexensabbat selbst [3]. Eines der merkwürdigsten

---

von einer Kuh geboren', das machet jedermann grewlich Bedenken', von Cranach ‚abconterfeit', berichtet Bugenhagen (1547) bei Schuchardt, Cranach 1, 184 Anm.

[1] Wir kommen auf dieses Werk später zurück.

[2] Schenck, Wunderbuch, Vorrede 3 und S. 113—116. Man vergl. insbesondere die Abbildungen S. 6. 20. 27. 29. 53. 62 flg. 73. 85—89. 99. 109. 114. Auf S. 91 findet sich die Abbildung ‚zweier Leiber, so an dem Rücken zusammengewachsen, deren der ein eines Menschen Leib, der ander eines Hunds gewesen'.

[3] Vergl. Bartsch 7, 82. 187. 319. 447, ferner 8, 280. 490 und 9, 463—464. Passavant, Peintre-Graveur 3, 120 no. 56. Man vergl. auch die Vignetten zu den meisten Hexenbüchern, z. B. zum Theatrum de veneficis. ‚Den nach und nach aus der Kunst verschwindenden Fürsten der Finsternis ersetzen jetzt, charakteristisch genug, stellenweise sogar seine irdischen Unterthanen, die Hexen. An den Platz der religiösen und sittlichen Gegensätze tritt jetzt ohne Gegensatz der — Aberglaube. Die Hölle schließt sich, wir behalten nur den Blocksberg, oder vielmehr die Vorbereitungen dazu: das

‚Kupferstücke‘ dieser Art wurde ‚allen gutherzigen Christen‘ im Jahre 1594 in einem Hexenbuch von Thomas Sigfridus beschert: in sechzehn Szenen führte es das ganze Treiben der Hexen vor Augen[1]. Nicht weniger wurden auch die gräßlichen Folterungen, welche Hexen, Zauberer und andere Verbrecher zu erdulden hatten, den ‚gottseligen Christen zu nöthiger Tröstung, daß die Obrigkeit fleißig mit der Strafe bei der Hand, gebührlich und wahrhaftig abconterfeit‘. ‚Und sollten sich‘, meinte ‚der Physikus und Alchymist‘ Jodokus Krautblatt im Jahre 1553, ‚christlich Eltern angelegen sein lassen, solch mancherlei schreckliche Spectacula in ihren Häusern anzuheften, den Kindern zum heilsamen Exempel, daß ihnen nicht Gleiches, so sie ungerathen und gottlos, begegnen möchte.‘[2] Auf einem Holzschnitt vom Jahre 1540 erscheinen vier Unglückliche, nackt und mit schrecklich zerrissenen Gliedern, halb in Tiergestalten an vier Brandpfählen. Die Unterschrift besagt: ‚Um viele und manchfeldige böse Missethaten willen sind diese vier Personen, wie abgemalet, am Tage Petri Pauli mit Feuer gerechtfertigt worden zu Wittenberg Anno 1540, als nämlich ein alt Weib mit ihrem Sohn, die sich etwan dem Teufel ergeben, insonderheit aber das Weib, welches mit dem Teufel gebulet, mit ihm zugehalten, etliche Jar Zauberei getrieben, Wetter gemacht und aufgehalten, auch zu merklichem vieler armen Leute Schaden vergift Pulver gemacht‘ und so weiter. ‚Und ist diese Abkunterfeiung alleine darum geschehen, dieweil derselbigen schädlichen Rotten noch viel und mehr im Lande, als etliche von Bettlern, Schindern, Henkersknechten, auch Hirten umlaufen, zu Abscheu, und daß eine itzliche Oberkeit fleißiges Aufsehen bestelle, dadurch armer Leute Schaden verhüt werden möge.‘[3] Ein großer farbiger Holzschnitt vom Jahre 1586 stellte dar, wie am 31. Oktober dieses Jahres der ‚Stump-Peter‘, ein gewaltiger Verbrecher, der sich ‚in einen Wolf verwandeln konnte‘ und als Wolf ‚dreizehn Kinder, zwei Frauen und einen Mann zerrissen‘ hatte, zu Bedburg aufs Rad geflochten, wie ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, wie er enthauptet und zuletzt neben zwei Hexen verbrannt wurde[4].

Prudeln der berufenen Flugsalbe, das Sammeln ihrer schauerlichen Ingredienzien an Galgen und Kreuzweg (wobei wir gelegentlich in einem proportionierten, grämlich blickenden Männlein, mit Wurzelfasern statt der Haare, Arme und des Gürtels, den mystischen Alraun kennen lernen) und endlich den Abritt zu Besen selber, die Alten bekleidet, die Jungen nackt, wie bei Göthe.‘ Bei Eggers 8, 20. ** Über Darstellungen von Hexen durch Dürer und andere Künstler des sechzehnten Jahrhunderts s. Wessely, Gestalten des Todes und des Teufels 112 ff.

[1] Sigfridus Bl. 2—3 zu dem am Schluß beigefügten Kupferstich.

[2] Etlich Gedenkzeichen und wolmeinende Warnung (1553) Bl. C[2].

[3] In der Überschrift und am Schluß Bibelsprüche. Holzschnitt in meinem Besitz.

[4] Im Thesaurus picturarum auf der Hofbibl. zu Darmstadt, Band: ‚Einzüge‘ fol. 5. In dem Band: Calumniae etc. fol. 77 findet sich ‚Eine wahrhaftige und eigent-

Alle derartigen unter das Volk verbreiteten Darstellungen trugen nicht allein zur Verwilderung des Geschmackes und des Gemütes bei, sondern namentlich auch zur Förderung des Aberglaubens und Hexenglaubens.

Neben dem Gräßlichen und Grausamen gewann das Unzüchtige einen immer breiteren Boden in der Kunstübung, wie im ganzen damaligen Leben. Man konnte mit Recht an den Ausspruch Platos erinnern: ‚Mit dem Geist der Gesellschaft geht die Kunst auf und nieder.'

Die Bilder der Heiligen, schrieb Georg Wizel im Jahre 1535, würden ‚hernieder gerissen, zerhauen und verbrannt'; dagegen mache man allerlei Bildwerk, welches niemand zur Gottseligkeit bewegen könne: an Thüren und Wänden finde man ‚Kriegsknechte, Hurenbad, Tänze, Spielleute, Bankett' und andere weltliche Dinge, durch welche viele mit unreinen Gedanken erfüllt und zur Bosheit gelockt würden. ‚Mit solchem Unflat schmücken sie jetzt ihre Wohnungen und verdammen derweil diejenigen, so die Kirchen mit der alten, wahren Heiligen Bildniß zieren.' [1] Der Römer Plinius, sagte ein anderer katholischer Zeitgenosse, habe sich über unflätige Maler beklagt; ‚wenn aber Plinius jetzunder sähe, wie man die Häuser ausmalet, was man für schöne Tafel an die Wändt henkt, was man für schöne Bildwerk in der Fürsten und großen Herren Bäder, Abziechstüben und Gewelbern hat, in welchen die Uebung aller Unzucht und Büberei für Augen gestellt wird, was würd er da schreiben?' Die Bildnisse Gottes und seiner Heiligen thue man mancherorts aus den Kirchen hinweg, als stecke eine Gefahr der Abgötterei und unreiner Gedanken hinter den Bildern, ‚aber die allerbesten und berühmtesten Maler werden nit verdammt, sondern aus fremden Landen mit großem Geld und mehrer Vertröstung bestellt, welche die Stuben, Kammer, Gewölb und alle Zimmer mit nackenden Bildern und allerlei unzüchtigem Gemähl herausstreichen und ihre Contrafet, auf das leichtfertigste gemahlet, in ihre geheimsten Cammern setzen, in welchen der himmlische Vater und Schöpfer aller Ding von Grund des Herzens mit reinem Gemüt in der Geheim will angesprochen und gebeten sein.' [2] ‚Die mehrsten Maler', klagte Hippolytus Guarinoni,

liche Abcontrofactur, welcher Gestalt Dr. Nicolaus Krell am 9. October 1601 auf einem Stul sitzend vom Rathhauß bis auf den Newmarkt auf ein Pallast getragen ... und enthauptet worden'. Die Hinrichtung Silvans (vergl. unsere Angaben Bd. 4, 357—359) in demselben Thesaurus, Band: Palatina 1, 117.

[1] Angeführt bei Döllinger, Reformation 1 (2. Aufl.), 101.

[2] Fickler, Tractat Bl. 60 b—70. Der von Fickler aus dem Lateinischen übersetzte und mit Zusätzen versehene Traktat war zuerst im Jahre 1549 zu Paris erschienen, verfaßt von Gabriel Puits-Herbault, Mönch zu Fontevrault; vergl. Dejob 204.

‚bilden sich ein, man könne sonst die Kunst im Malen nicht bezeigen als an nackten Bildern‘: solche unzüchtige Maler aber seien ‚rechte Werkzeuge der Laster, der Üppigkeit, Teufelsjäger, die ihm das Wild durch solche Netze fangen und zujagen‘ [1].

Auch auf seiten der Protestanten fehlte es nicht an solchen, welche ‚das schwere, ja unsäglich Unglück‘ beklagten, daß ‚die Kunst, so Gott dem Herrn und aller Ehrbarkeit dienen‘ solle, ‚eine Dienerin der Sünde‘ geworden sei. ‚So jemand‘, predigte Karl Dolz im Jahre 1557, ‚Gelegenheit hat zu gewahren, was in den Wohnungen so vieler Fürsten und Herren, üppiger Kaufleute und selbs Handwerker zum Zierat dienen soll, was auf Jahrmärkten verkauft wird und durch Hausierer, Briefträger, Spielleut und ander Gelichter herumgetragen wird, so möchte er die jetzig Kunst wol für eine Schul der Unzucht‘ ausgeben [2]. Vadian schrieb: ‚Und ist offenbar, daß die Bilder und alles Tafelgemäl erst in hundert Jahren sich einzogen und mit etwas Zahl zugenommen; zuletzt die Frauenbilder unsern argen Sitten und Kleidungen nach von den Maler und Bildhauer mit solcher Schambarkeit geschnitten und gefaßt und fürgestellt worden sind, daß man derab viel mehr Lust zu buhlen, denn zu beten erlangt haben sollte.‘ [3] Der Prediger

[1] Guarinoni 231. 232.

[2] Predig am Tage der Himmelfahrt unsers Herrn gehalten zu Erffurt (1557) Bl. C [2]. Bei Fickler, Tractat Bl. 68 heißt es: Wenn ‚die leichtfertigen Poeten‘, welche ‚allerlei Schandverse zusammenflicken, hinter die hungerigen Fliegen, die Buchdrucker, Buchführer, Brieffudler, Landsterzer und die um eines Buchstaben mehr seind als Medici [Merdici], kommen, damit ihr jeder ein schändlichs Gwindl darvon bringe, schämen sie sich nit, allerlei stinkende Dreckkätel mit den allerunzüchtigsten Figuren auszubreiten umzuführen, unter die Leut zu bringen, damit zu Verführung und Beschmeissung menschlicher Sinn und Gemüther nichts abgehe: und ist nit genug, Jungen und Alten das Gift durchs Lesen ins Herz einzugießen, man muß ihnen die Unzucht auch für Augen malen, damit was sie nit genug verstanden, dasselbig auch im Augenschein erlernen und schier greifen könnten. Was auch die Natur selbst hat wollen verborgen halten, das entblößen sie und stellen's den Leuten ohne alle Scheuch für Augen: mit solchem Griff schlagen sie desto mehr auf die Bücher und schinden so vil desto mehr Gelts darauß.‘ Der Rat zu Leipzig nahm in der Michaelismesse 1571 einen Hausierer in Haft, der auf der Messe ‚öffentlich schambare Gemälde und Bilder Frauen, Jungfrauen und Kindern zum Aergerniß feil gehabt und verkauft‘ hatte; ‚die Bilder und Gemälde, so man ihm genommen, samt denen, so man sonsten bei andern gefunden‘, wurden am 13. Oktober ‚durch den Scharfrichter auf dem Markte öffentlich‘ verbrannt. A. Kirchhoff, im Archiv für Gesch. des Buchhandels 10, 124—125. Kurfürst Christian II. von Sachsen verordnete, daß die Schüler der Schulpforta ‚schandbare Gemälde‘ weder kaufen noch in ihren Zimmern haben sollten. Bertuch 144 Nr. 21. Auf dem Regensburger Reichstage vom Jahre 1594 wurden schamlose Bilder öffentlich verkauft. Guarinoni 303. Kaiser Ferdinand II. ließ viele obscöne Gemälde verbrennen. Vergl. Dejob 358.

[3] ** Watt 1, 349 Anm.

Erasmus Grüninger eiferte in seinen in der Hofkapelle zu Stuttgart im Jahre 1605 gehaltenen Sittenpredigten wider diejenigen, ‚welche den Malern, Bildhauern, Kupferstechern, Formschneidern und dergleichen allerhand buhlerische Inventiones, Veneris und Cupidinis Bilder, auch andere leichtfertige und ärgerliche Gemälde angeben, unschuldige Herzen zu verkehren‘ [1].

‚Nackte Darstellungen aus der heidnischen Götterlehre‘ waren ‚die gesuchtesten Artikel‘. ‚In den Gärten, in den Lusthäusern und fast allenthalben bei den Brunnen, sogar auf den Trinkgläsern‘ findet man, sagt Guarinoni, ‚nackte Abgöttinnen‘ [2]. Die anstößigsten Buhlschaftsszenen aus der Mythologie wurden am liebsten behandelt, und in der Auffassung und Darstellung von Liebesszenen verfiel man nicht selten in eine förmliche Bordellmalerei. Heinrich Aldegrever konnte nicht einmal den Sprung des römischen Helden Markus Curtius darstellen, ohne fünf nackte Frauen dabei abzubilden [3]. Unter den

---

[1] Grüninger 58.

[2] Guarinoni 228—229. ** Sehr unzüchtige Darstellungen finden sich an dem sogen. Kaiserhause zu Hildesheim, besonders an der dem Nachbarhof zugewendeten Seite, und an der Fassade des Rathauses zu Bremen. Der Fries an dem sogen. ‚Brusttuch‘ in Goslar, 1526 gebaut, ist, gelinde gesagt, sehr derb. Vergl. auch v. Hefner-Alteneck, Lebenserinnerungen 118 ff. Anstößige Darstellungen fanden selbst in den Palästen geistlicher Fürsten Aufnahme. Bezüglich des Bd. 5, 128 charakterisierten Salzburger Erzbischof Wolf Dietrich von Raittenau s. Mayr-Deisinger 96 (vergl. jedoch auch 182). Die Fresken im Castello del Buon Consiglio, dem Sitze der Fürstbischöfe von Trient, wiesen so starke Nuditäten auf, daß man dieselben vor dem Zusammentritt des Konzils teilweise mit Kleidern übermalen ließ. Vergl. Il Castello del Buon Consiglio nel 1780 da un Ms. di Francesco Bartoli (Nozze Zippel. Trento 1890) p. 25.

[3] Um einen annähernden Begriff zu geben von der Masse der Nuditäten- und Buhlschaftsbilder aus der Mythologie, der antiken Sage und Geschichte und aus dem Alltagsleben verweisen wir besonders auf Bartsch 3, 43. 54. 102—103. 105—110. 122—125. 138—139. 145. 147. 150—151. 155. 168—169. 176. 180. 204. 234—235. 243—249. 252. 268. 284—286; 7, 85—87. 318. 346. 406—409. 419—420. 522. 524. 527. 541. 544; 8, 61—63. 90—92. 98. 104. 154. 159. 161. 177. 202—203. 241. 244—245. 263. 278—279. 281—282. 285. 348—349. 368. 373. 386. 411. 413. 462—463. 513. 536—538. 540. 544—545 (die Blätter der beiden Beham auch bei Rosenberg 83 ffl., Nr. 16. 17. 28—30. 32—36. 41. 44. 53. 55—56. 58. 65; S. 91 ffl., Nr. 4. 6; S. 94, Nr. 9. 13—15. 17; S. 99 ffl., Nr. 68. 82. 107. 108. 113. 114. 154—161. 271. 272); ferner 9, 21—22. 36. 47. 49. 54. 64—65. 76—77. 91. 112. 119—120. 131. 136. 163. 241. 249. 256. 277. 497. 510—512. 513. 584. Andresen 2, 86—87. 169 und 3, 230. Passavant 3, 7. 20. 87. 102. 253. 255. 298. 319 und 4, 52—53. 55. 83. 93. 130. 284—289. Drugulin, Histor. Bilderatlas, erster Teil (Leipzig 1863) S. 97 ffl., Nr. 2490. 2492. 2511—2515. ** Vergl. v. Lichtenberg 37 ffl. Über Niklaus Manuels zahlreiche Nuditäten: eine nackte Dirne mit Federhut, eine andere mit Barett und Halsband, eine dritte mit wallendem Haar, eine vierte mit Federbarett und Halskette, eine fünfte mit einem Stab, eine sechste mit Hut und Halsband, ein in der Luft schwebendes nacktes Weib, ein nacktes Weib die Geige spielend, ein Weib

deutschen Malern stieg insbesondere Lukas Cranach in seinen Nuditäten, Venusgestalten, schlafenden Nymphen und dergleichen, wie in seinen früher erwähnten

---

mit Heiligenschein (!), welches das Kleid weit in die Höhe hält u. s. w., vergl. Baechtold CXIII—CXIX. ** B. Haendke, Nik. Manuel Deutsch als Künstler. Frauenfeld 1889, findet die Freude Manuels an dem Nackten und seine ‚erfrischende Sinnlichkeit' (S. 55) durchaus berechtigt. Schwer begreiflich ist, wie der Verfasser leugnen will (S. 31), daß Manuel mit Vorliebe unzüchtige Szenen dargestellt habe; die von Haendke angeführten Beispiele widerlegen ihn selbst. Von dem Gemälde ‚Die Umarmung des Todes und einer Dirne' muß auch Haendke gestehen, daß hier ‚ein dämonisches, glutvolles, schauerlich wollüstiges Leben spricht'. In einem Aufsatz über Urs Graf, welcher der Geschmacksrichtung Manuels huldigte, spricht Eduard His von dem ‚oft sehr lasciven Charakter seiner Zeichnungen' und dessen ‚Vorliebe für das Frivole'. ‚Nacktheiten sind nicht allein in seinen Handzeichnungen vorherrschend', sondern auch in den ihm von Buchdruckern bestellten Titelverzierungen. v. Zahn, Jahrbücher 6, 180—187. Eine von Urs Graf im Jahre 1519 gezeichnete Bordüre ‚Pyramos und Thisbe' entzieht sich der Beschreibung. Butsch 1, 34; vergl. Woltmann, Holbein 1, 209—210. Wie sehr die Bücherverzierung mit Nuditäten erfüllt war, zeigt beispielsweise auch das um 1542 angefertigte Frankfurter Holzschnittalphabet, welches mit wenigen Ausnahmen nur unbekleidete Figuren oder Liebesszenen enthält. Butsch 2, 48 und Tafel 46. Über Nuditäten von Hans Baldung Grien vergl. Woltmann, Kunst im Elsaß 289; über solche von Adam Elzheimer vergl. Seibt, A. Elzheimer 70—71. Verbuhlte alte Männer oder Frauen bei Bartsch 3, 122—124. 209; ferner 7, 102—103. 544 und 9, 152. Passavant 3, 7. 20. 319. Heller 299. 367. 445. 823. 849. 871. 885. 900. Schon im fünfzehnten Jahrhundert stellte Israel von Mecken verliebte Alte dar; vergl. Bartsch 6, 266. Buhlschaftsszenen aus damaliger Zeit 6, 88. 270. 378. Bezüglich der im sechzehnten Jahrhundert wachsenden Zügellosigkeit bei derartigen Darstellungen vergl. v. Rettberg, Kulturgesch. Briefe 251—266. Bartsch 8, 90. Das sogen. Anabaptistenbad nackter Männer und Frauen von Heinrich Aldegrever bespricht Wessely 58—59. Cornelis Cornelissen malte ein ganzes Gastmahl unbekleideter Männer und Frauen. Förster 3, 28. Was den Kupferstecher Albrecht Altdorfer betrifft, so bezeichnet Waagen (Gesch. der Malerei 1, 239) dessen ‚nackte, dem Kreise der antiken Mythologie entnommene Figuren, wie den Neptun, die Venus, die geflügelte Frau', als ‚höchst geschmacklos und widrig'. Dagegen will ein anderer Kunstkritiker ‚die erwachende Sinnenlust' bei Altdorfer ‚immerhin noch ganz liebenswürdig' finden: ‚aber man kann es', sagt er, ‚schon nicht mehr so nennen, wenn ein Penz oder Beham seine Heroinen gespreizt und anspruchsvoll in ganzer breithüftiger Fülle hinpostiert, ohne von antiker Anmut oder venezianischer Üppigkeit mehr als den guten Willen zu zeigen'. Bei Eggers 8, 12. Hans Sebald Behaim ließ von nackten Frauen ‚Moral dozieren'. ‚So sucht er den Satz: „Omnem in homine venustatem mors abolet" in einer Reihe von Darstellungen zu erweisen und springt dabei ins Lascive; seinen Verstoß gegen die ästhetische Anständigkeit entschuldigt der Satz: „Mors ultima linea rerum" keineswegs. Sebald Behaim giebt zuweilen das Heucheln auf; so empfiehlt er das ungescheute Würdigen der Frauenschönheit auf einem Kupferstiche, welcher die geflügelte Venus und einen Amor mit verbundenen Augen darstellt, in der Inschrift: „Audaces Venus ipsa juvat."' Svoboda, in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1885, Nr. 200. Der ärgste Bordellmaler war der Amsterdamer Hans Torrentius. ‚Les libertins mêmes avoient horreur de ses compositions.' Deschamps 382—383. Houbraken 63. 212—213. Fiorillo 3, 204—205.

Schmachblättern gegen das Papsttum[1], tief in die Gemeinheit herab: noch als vierundsiebzigjähriger Greis offenbarte er in seinem ‚Jungbrunnen' seinen lüsternen Sinn[2].

Michiels 3, 336. ** Über Hans Sebald Beham schreibt Lützow in der Gesch. der deutschen Kunst 5, 205—206: ‚Die Phantasie des Künstlers verirrt sich einerseits in frostige Allegorien, anderseits in die Nudität und Obscönität. Der mehr als derbe Geschmack der Zeit mag diese Dinge hervorgerufen haben; Hans Sebald hat ihm aber auch aufs bereitwilligste gehuldigt. Es sind nicht nur mythologische Darstellungen aus dem Kreise der Venus, welche hierher, als in das ihnen zustehende Gebiet, gehören, sondern auch Blätter von ganz unverhülltem Naturalismus, wie die „Nacht" (Bl. 153), auf denen das Nackte nur um seiner selbst willen und zwar mit der skrupulösesten Ausführlichkeit geschildert wird.' ** Vergl. auch v. Lichtenberg 77 ff. Bezüglich Altdorfers vergl. die fleißige Monographie von Max Friedländer, Albrecht Altdorfer, der Maler von Regensburg. Leipzig 1891. ‚Das Nackte spielt bei Peter Flötner', sagt Lange 160, ‚im ganzen eine geringere Rolle, als man bei der sonstigen Derbheit seiner Auffassung vermuten sollte. In einzelnen Werken allerdings, z. B. den Reliefs des Holzschuherschen Pokals, hat er sich in dieser Beziehung vollkommen gehen lassen, aber in den Plaketten vermeidet er wenigstens bei Weibern die völlige Nacktheit mehr als viele seiner Zeitgenossen, ja er zeigt sogar eine auffallende Vorliebe für verhüllte Hände. Er wollte wohl der Benutzung der Plaketten zum Schmuck kirchlicher Geräte, wenn er diese auch gewiß nicht in erster Linie ins Auge faßte, keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Im übrigen versteht er seine Figuren durch die Art der Gewandbehandlung mehr zu entkleiden als durch das Weglassen des Gewandes selbst. Nicht nur läßt er den dünnen Stoff sich meist eng an die Körperformen anschmiegen, sondern es liegt auch eine gewisse Koketterie darin, wie er ihn an einzelnen Stellen aufrafft oder zur Seite schiebt und dadurch Teile des nackten Körpers sehen läßt.' ‚Am wenigsten erfreulich', bemerkt weiterhin Lange 163, ‚ist der dritte, ganz besonders hervorstechende Zug seiner (Flötners) Kunst, die Vorliebe für das Derbe und Obscöne. Das charakteristische Beispiel hierfür ist der Holzschuhersche Pokal, bei dem man freilich nicht weiß, inwieweit die Auffassung der figürlichen Verzierungen von den Bestellern angegeben worden sein mag.' Lange macht dann auf einige mildernde Umstände, namentlich die Roheit des Zeitalters, aufmerksam und schließt: ‚Einen stark ausgesprochenen sinnlichen Zug wird man bei unserem Meister kaum leugnen können, und eine gewisse versteckte Lüsternheit glaube ich bei vielen seiner Frauengestalten hindurchzufühlen; aber gerade die anstößigsten und derbsten Darstellungen, die wir von ihm besitzen, wollen mehr im Lichte der Zeit wie als Ausflüsse eines schmutzigen persönlichen Charakters aufgefaßt sein.' Die oben S. 149 erwähnte schamlose Darstellung des Glaubens durch Flötner dürfte kaum zu entschuldigen sein. A. Weese, Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten (München 1900), bemerkt über Cranach: „Eine Beschäftigung mit seinen Werken kann als bestes Resultat nur eine Klärung verwickelter historischer Verhältnisse versprechen, einen kunsthistorischen Genuß nur in den allerseltensten Fällen. Seine geschwätzige Art, mythologische Dinge zu behandeln, ist dabei weniger der Stein des Anstoßes als die philiströse Trivialität seiner Körperauffassung.'

[1] Vergl. oben S. 41.

[2] Auf eine dem Künstler als Modell dienende Anna ‚kommt ein lateinisches Epigramm in verschiedenen Variationen vor, deren manche sich kaum citieren lassen. Das unschuldigste ist noch das folgende:

Diese ganze Kunstrichtung stand in vollem Widerspruch nicht allein mit der christlichen und der alttestamentlichen Lehre, sondern auch mit der Anschauung und Kunstübung der echten, klassischen Antike. Sie führte das Wesen des entarteten Griechen- und Römertums vom neuen vor Augen [1].

Die Entartung der Kunst hing vielfach zusammen mit dem entarteten Wandel so vieler Künstler. Schon Hans Holbein hatte seinen Kunstgenossen kein gutes Beispiel aufgestellt [2]. Der Schweizer Urs Graf war zu Basel nach Ausweis der Gerichtsprotokolle ‚nicht selten in unsaubere nächtliche Streiche und Händel verwickelt'. Am 20. November 1522 mußte er nach überstandener Strafe Urfehde schwören, sich in Zukunft ‚vor solchem schandlichen Leben, des Ehebruchs und anderer Mutwillikait zu hüten' und seine Frau nicht mehr zu ‚stoßen, schlagen, knütschen, clemmen, noch in einigen andern Weg zu beleidigen'. Im folgenden Jahre saß er schon wieder im Gefängnis [3]. Virgil Solis blieb als ‚ein guter teutscher Zechbruder' noch lange im Gedächtnis [4]; die Formschneider Samson und David Dienecker, Söhne des berühmten, im Jahre 1548 gestorbenen Jost Dienecker, wurden wegen Diebstahls und Ehebruchs verurteilt [5]. Der Niederländer Jakob Barbari, einer der ersten ‚Nackendmaler' diesseits der Alpen, war zügellosen

---

Anna venusta vocor, utque est versatile nomen,
Sic corpus poterat vertere quisque meum.

Die Variationen kann der Leser in der Bibliothek zu Wolfenbüttel nachsehen.' Wessely 63. Cranachs Venusbilder waren meist Porträte. Schuchardt 1, 6. 7. Auch der Kurfürst von Sachsen bestellte bei Cranach ‚Buhlschaftsbilder'; vergl. Schuchardt 1, 125. Im Jahre 1545 malte Cranach für den Kurfürsten eine Lukretia, wofür er 1 Florin, und eine kleine Lukretia, wofür er 4 Gulden erhielt; im folgenden Jahre wurden ihm für eine Venus und eine Lukretia 6 Florin bezahlt. Schuchardt 1, 166. 181. Unter ein Lukretienbild vom Jahre 1525 setzte er den Spruch: ‚Lucrezia, hab Dank deiner Ehr, itzt ersticht sich darumb keine mehr.' Lindau, Cranach 224—225; vergl. 236—237. Wie getreu Cranach einen alten lüsternen Sünder neben dem vollständigen Bild einer gemeinen Dirne zu malen wußte, vergl. Schuchardt 3, 145; ferner 3, 175—176. In Bezug auf den ‚Jungbrunnen' bezeichnet Woltmann, Holbein 1, 223, ‚lasciven Humor, der recht unschuldig thut und doch selbst die Lüsternheit nicht verschmäht', als ‚dem sächsischen Hofmaler eigen'. ** Über Cranachs Judithbilder (Judith erscheint einmal nackt in ganzer Gestalt, nur von einem durchsichtigen Schleier bedeckt) sagt Janitschek, Gesch. der deutschen Kunst 3, 497: ‚Die Hauptsache war immer, ein Weib von einschmeichelndem Formenreiz darzustellen, bei welchem die Augen des Bestellers zu ihrem Recht kamen und der christliche Anstand durch den biblischen Namen gewahrt blieb.'

[1] Vergl. oben S. 59 fll. [2] Vergl. oben S. 36.

[3] E. His in v. Zahns Jahrbüchern 5, 259 fll.

[4] Quaden von Kinckelbach 430; vergl. Pallmann 9.

[5] Butsch 1, 16—17.

Lebens und hatte in Nürnberg schädlich auf die beiden Behaim und Georg Penz eingewirkt[1].

Diese drei Maler wurden, weil sie sich ‚so ganz gottlos und heidnisch erzeigt, als von keinem hievor erhört sei', Ende Januar 1525 aus Nürnberg verbannt. Vor Gericht hatten die beiden Behaim erklärt, sie könnten der Heiligen Schrift nicht glauben und weder von der Taufe noch dem Abendmahl etwas halten. Auf die Frage, ob er und sein Bruder sich hätten vernehmen lassen: ‚Man solle nicht arbeiten und man müsse einmal teilen, verachte auch die äußerliche Obrigkeit', antwortete Barthel Behaim: ‚er kenne keinen Obern, denn Gott den Allmächtigen'. Veit Wirsperger sagte über seinen Verkehr mit den Brüdern aus: ‚Barthel spreche, er kenne keinen Christus, wisse nichts von ihm zu sagen, es sei ihm eben, als wenn er höre von Herzog Ernst sagen, der in einen Berg gefahren soll sein. So sei auch der Sebald nicht minder halsstarriger und teufelhafter denn dieser, und sei beschwerlich, daß Christenleute sollten um sie sein, als ihre Weiber.' Georg Penz äußerte sich vor Gericht unumwunden: Er empfinde zwar ‚zum Teil, daß ein Gott sei, aber was er wahrhaft für denselben halten solle, wisse er nicht; von Christus halte er nichts; der Heiligen Schrift könne er nicht glauben; von den Sakramenten der Taufe und des Abendmahles halte er nichts'. Auch er wollte keine weltliche Obrigkeit anerkennen: ‚er wisse', sagte er, ‚von keinem Herrn, denn allein von Gott'. ‚Die drei Maler', hieß es in der Entscheidung des Rates, ‚sein auch für prächtig, trutzig und von ihnen hochhaltend für andern berühmt, darum gut zu bedenken, was bösen Gifts hie mehr dann vor gesäet und ausgebreitet würde.'[2] Mit den Nürnberger ‚gottlosen Malern' stand in Verbindung der westfälische Maler und Kupferstecher Heinrich Aldegrever, der zeitweilig für Johann von Leyden, den König der Wiedertäufer zu Münster, thätig war und wegen eines sittenwidrigen Gemäldes von dem Magistrate zu Soest in Strafe genommen werden mußte[3].

Allgemein berüchtigt war insbesondere der Wandel mancher niederländischen Künstler. Jan Mabuse, der nächst Barbari zuerst aus Italien die Kunst mitbrachte, ‚Historien zu malen voll nackter Bilder und allerlei Poetereien', führte ein überaus wüstes Leben[4]. Franz Floris, der sogenannte

[1] De Canditto 219. Vergl. über Barbari 6—7. 284 fll. 302 fll. ‚Jacob de Barbari est le véritable rénovateur de ce nouveau type du beau chaste (!) et voluptueux que l'art a vêtu de sa seule nudité.' S. 399.

[2] Verhörsprotokoll, jedoch nicht ganz vollständig, bei Kolde in den Kirchengeschichtlichen Studien 243—249; vergl. auch die Bd. 2, 411 Anm. 1 angeführten Werke ** und A. Bauch im Repertorium für Kunstwissenschaft 20, 194 fl.

[3] Gehrken 8—9. [4] van Mander Bl. 225; vergl. 235.

‚flämische Rafael‘, der über hundertundzwanzig Schüler hatte, galt als das ‚angesehenste Haupt aller Ausschweiflinge‘. Bei ihm fanden sich ‚alle Bacchusdiener‘ ein, und er wurde ‚für einen ebenso großen Trinker als Maler gehalten‘. Als Großtrinker waren auch Cornelis von Gouda und Cornelis Molenaer berühmt, als Wüstlinge Adam van Oort, Joachim Patenier und Jan Torrentius [1]. Das im Jahre 1604 erschienene ‚Schilderbuch‘ von Karl van Mander wirft das traurigste Licht auf die unter den Malern herrschenden Sitten. Der Verfasser, selbst Maler, mahnt seine Kunstgenossen, sich nicht viehischer Trunkenheit zu ergeben und andere ums Leben zu bringen: nicht mit Fäusten und Messern sollten sie ihre Zwistigkeiten ausfechten und gegeneinander nicht Schimpfwörter verwenden, wie sie bei den Fischweibern auf dem Markte gebräuchlich. Die Malerjünglinge sollten darauf bedacht sein, daß ‚das gemeine Volkssprichwort: „Hoe Schilder hoe wilder"‘ in Wegfall komme und man nicht mehr sage: ‚Die meisten Künstler sind die größten Taugenichtse‘: ‚wüste rohe Barbaren‘ hätten kein Anrecht auf den Namen eines Künstlers [2].

Erfreulichere Erscheinungen als auf dem Gebiete der bildenden Künste traten auf dem der Tonkunst hervor.

---

[1] van Mander Bl. 227 b. 239—240. 256 b. Details über das furchtbare Trinkvermögen des Franz Floris Bl. 242 b—243. Deschamps 229. 382—383. Vergl. Michiels 3, 54—55. 143—145. 172—175. 217. 299. 314 und 4, 42. 44. Von den älteren, christlichen Malerschulen sagt Michiels 3, 54—55: ‚Nulle ombre ne ternit leur image, la gloire l'éclaire de purs rayons.‘ Dagegen: ‚Avec Jean de Maubeuge le spectacle change; il inaugure la débauche au sein des ateliers flamands, la consacre par son mérite et entraîne sur ses pas une foule avinée. D'autres scènes vont maintenant frapper nos yeux; un grand nombre d'artistes poseront devant nous, l'oeil hagard, les coudes sur la table, remplissant leur chope jusqu'au bord, débraillés, humides de la sueur des cabarets, psalmodiant ou hurlant quelque chanson grisoise, la bouche mal essuyée, la coiffure de travers et tenant à la main leur pipe fidèle.‘ ‚On a voulu‘, sagt Michiels 3, 55, ‚rendre douteuse, en Belgique et en Hollande, la réalité de ces moeurs grossières . . . mais l'histoire est inexorable et la tentative a échoué. Mille preuves, mille circonstances réfutent les hableries des patriotes néerlandais.‘

[2] van Mander Bl. 2 b—3 b.

170

IV. Tonkunst, Kirchenlied und geistliches Lied.

Beim Ausgange des Mittelalters stand die niederländisch-deutsche Musik auf einer bewunderungswürdigen Höhe [1]; der Einfluß der damaligen Meister beherrschte noch beinahe das ganze sechzehnte Jahrhundert. Die musikalische Literatur wuchs massenhaft an [2].

Einer der größten Meister der Tonkunst war Heinrich Isaak, der ‚Symphonista' der Kapelle Kaiser Maximilians I. Unter seinen Motetten werden zwei sechsstimmige, die höchste geistliche und die höchste weltliche Gewalt, Papst und Kaiser, verherrlichend, als Kunstwerke allerersten Ranges gepriesen. Seine erst im Jahre 1555 erschienene Bearbeitung der Offizien für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres enthält die lehrreichsten Muster für das Studium des gregorianischen Chorales und des figurierten Kontrapunktes; sie gilt den Musikkennern für eines der kostbarsten Denkmale tonkünstlerischer Vorzeit. Ein bedeutender Teil dieses Werkes wurde vollendet durch Isaaks Schüler Ludwig Senfl aus Basel-Augst, welcher mehrere Jahrzehnte lang bis zu seinem Tode im Jahre 1555 Kapellmeister des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern war. Seine Motetten erscheinen, nicht allein hinsichtlich ihres innigen oder ergreifenden Ausdruckes, sondern auch in Beziehung auf ihre künstlerische Technik, als der Gipfel dessen, was der streng gebundene polyphone Satz während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und noch darüber hinaus in Deutschland zu leisten vermochte. Eine der schönsten ist die fünfstimmige Marienhymne Ave rosa sine spinis: eine wirkliche ‚Maria im Rosenhag'. Seine Magnifikat-Kompositionen nach den acht Kirchentönen besitzen die für diese Gattung klassisch gewordene Form. Senfl war ein tiefgläubiger, demütig frommer, ehrenfester Mann. Aus seinen deutschen Liedern religiösen Inhalts, insbesondere aus dem vierstimmigen ‚Ewiger Gott, aus deß Gebot der Sun kam hier auf Erden', spricht eine Glaubenskraft, eine Tiefe und Reinheit

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 252—262.

[2] In den mit dem Jahre 1564 beginnenden Meßkatalogen wurden von dem genannten Jahre bis zum Jahre 1618 von Schriften in der Musik angekündigt: 678 in lateinischer, 482 in deutscher, 136 in italienischer, 49 in französischer Sprache. Zusammengestellt aus Schwetschke 1—69.

f. Vol I 264-273

der Empfindung, wie sie kaum in einem der Gesänge damaliger Zeit überboten worden [1].

Nach dem Tode Senfls wurde Roland de Lattre (Orlandus Lassus) aus dem Hennegau im Jahre 1557 Direktor der Kammermusik, im Jahre 1562 oberster Kapellmeister am Hofe Albrechts V. zu München. Albrecht war in deutschen und welschen Landen ‚als ein der Musika großgünstiger Beschützer' berühmt; er trug durch ganz Europa Sorge dafür, ‚excellent gute Singer, welche die Capelle wol zieren mögen', zu gewinnen [2]. Der Kapellmeister Orlandus gehörte zu den fruchtbarsten Tonsetzern, welche jemals gelebt haben. Er führte die Polyphonie der höchsten Vollendung entgegen und erreichte in seiner Kirchenmusik für den Norden dieselbe Bedeutung, welche Palestrina für den Süden besaß. Vor allem sind seine sieben Bußpsalmen von unvergleichlicher Tiefe, Reinheit und Schönheit [3]. Seine beiläufig fünfzig Messen tragen durchgehends den Stempel kirchlicher Hoheit und Würde. Als inniger Verehrer der heiligen Jungfrau komponierte er mehr als hundertmal das Magnifikat, so daß es, wie sein Sohn sich ausdrückt, ‚den Anschein hatte, als ob er seine ganze musikalische Kunst in der Lobpreisung der heiligen Maria habe erschöpfen wollen': ‚durch die lieblich frommen Harmonien dieser Gesänge hoffte er möglichst viele Menschen zur Verehrung und Liebe gegen die allerseligste Jungfrau anzueifern'. Auch seine vier-, fünf- und sechsstimmigen deutschen Kirchenlieder: ‚Vater Unser im Himmelreich', ‚Aus hartem Wehe klagt', ‚In vil Trübsal und Versuchung' und andere, können als Musterstücke kirchlichen Gesanges gelten. Im Leben war der schlicht-deutsche, ‚friedsame, stille, bescheidene' Mann ein Vorbild tadellosen Wandels. Am bayrischen Fürstenhofe zählte er zu den angesehensten Persönlichkeiten, mit den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern stand er in freundschaftlicher Verbindung, Papst Gregor XIII. ernannte ihn zum Ritter des goldenen Sporns, Kaiser Maximilian II. verlieh ihm den Reichsadel; aber ‚die schmeichelhafteste

[1] Aus Ambros 3, 380—389. 405—409. Naumann 1, 404. Über den Tonsetzer Paul Hofheimer aus Radstadt in den Salzburger Alpen († 1537) schrieb sein Schüler Ottmar Luscinius: ‚Alle seine Arbeiten sind durchsichtig und verständlich; nichts darin ist trocken und kalt, und niemand wird des Anhörens jener wahrhaft engelgleichen Harmonie müde; im Gegenteil, bei aller Fülle der Harmonie ist der Stil klar, feurig und kraftvoll.' Bäumker, Tonkunst 161.

[2] Vergl. K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 218—219; vergl. 286.

[3] Sie sind, sagt Ambros, 3, 353, ‚eines jener Musikwerke, welche zu jenen größten Denkmalen der Kunst gehören, an denen der Zeitenstrom, der das Geringere bringt und wegspült, machtlos vorüberrollt. Wird von Meisterwerken der Musik aus dem sechzehnten Jahrhundert gesprochen, so denkt wohl jeder zunächst an diese Psalmen und an Palestrinas Missa Papae Marcelli'.

Anerkennung vieler Großen und einen durch ganz Europa verbreiteten Ruhm hat Orlandus Lassus', sagt der französische Geschichtschreiber de Thou, ,in Bescheidenheit nicht sowohl genossen als ertragen'. Bei seinem mühsamen Kapellmeisterdienste schuf er über 2000 Werke. Noch in seinem hohen Alter war sein Wahlspruch: ,Solange mir Gott Gesundheit giebt, kann und mag ich nicht feiern.' Vierundsiebzig Jahre alt, widmete er am 24. Mai 1594 seinen letzten Tonsatz: ,Die Thränen des hl. Petrus', dem Papste Klemens VIII.: ,von mir', sagte er in der Widmung, ,aus besonderer Hochachtung gegen Eure Heiligkeit in Musik gesetzt'. Drei Wochen später starb er, nachdem er noch ,zu seinem und seiner Erben und Nachkommen immerwährenden Gedächtnis, Trost und Heil der Seelen' in dem Heiliggeist-Spitale zu München auf den Sonntag nach Michaelis für jeden Armen eine jährliche Spende und im Gotteshause des hl. Johannes des Täufers zu Geising an der Ampel einen ewigen Jahrtag mit einem Hochamte und zwei stillen Messen gestiftet hatte. In allem, in der Kunst wie im Leben, stand er fest auf dem Boden der christlich-germanischen Weltanschauung des Mittelalters und vererbte den alten niederländisch-deutschen Kunstgeist, mit dem damals noch unverfälschten der romanischen Völker ihn innig verschmelzend, in unvergänglichen Schöpfungen auf die Nachwelt [1].

Vier Monate vor ihm war sein Geistesgenosse Palestrina gestorben. Beide Meister hoben den Kirchengesang zu seiner ganzen Größe und Würde empor: sie waren Reformatoren im echten Sinne des Wortes; voll Ehrfurcht für die überlieferten Kunstformen, brachen sie nirgends mit dem Organismus der Kunst, drangen vielmehr in dessen Tiefe ein und veredelten und verklärten denselben. Sie waren hierin Vorbilder aller wirklich großen Meister späterer Perioden.

Deutsche Tonsetzer zweiten Ranges, welche noch viel Ausgezeichnetes leisteten, waren Arnold von Bruck, Dechant des Stiftes zu Laibach und Kapellmeister in Wien († nach 1545), und Leonhard Pamminger, Lehrer an

[1] Näheres bei W. Bäumker, Orlandus de Lassus, der letzte große Meister der niederländischen Tonschule. Freiburg 1878. Vergl. Ambros 3, 351 fll. (** 2. Aufl. 1881, S. 354 fll.) Naumann 1, 356—369. Köstlin, Geschichte der Musik 132—135. ** F. X. Haberl giebt in seinem Kirchenmusikalischen Jahrbuch für das Jahr 1891, S. 98 fll. interessante Auszüge aus der Korrespondenz von Orlando di Lasso mit dem Prinzen, nachmaligen Herzog Wilhelm IV. von Bayern. Man muß indessen bedauern, daß der Herausgeber nur die musikgeschichtlich bedeutsamen Stellen mitteilt. Ebenda 1893, S. 61 fl. archivalische Excerpte über O. di Lasso und seine Nachkommen. Zum dritten Centenarium des Todestages O. di Lassos erschienen mehrere wertvolle Arbeiten, so 1. Beiträge zur Geschichte der bayr. Hofkapelle unter O. di Lasso, von A. Sandberger. Bd. 1. München 1894. 2. O. di Lasso. Ein Lebensbild von E. v. Destouches. München 1894. Vergl. auch die Litteraturangaben bei Riezler 4, 478.

der Thomasschule zu Passau († 1567). Ersterer ragt besonders durch seine innigfrommen deutschen Lieder hervor. Seinen tiefen Kummer über den ausgebrochenen kirchlichen Zwiespalt drückte er in einem sechsstimmigen Gebete an die heilige Dreifaltigkeit aus. ‚Hilf richten diesen Streit,‘ flehte er den Heiland an, ‚dieweil du der Mittler bist; sieh, wie ein Jammer ist jetzt worden in deinem Haus.‘ Einen herrlichen sechsstimmigen Tonsatz schrieb er über das alte deutsche Kirchenlied: ‚O du armer Judas, was hast du gethan.‘ [1] Pamminger behandelte nahezu erschöpfend die Liturgie des ganzen Kirchenjahres, darunter die Harmonisierung der Psalmen in einer an Vollständigkeit grenzenden Durchführung [2].

Wie in den bildenden Künsten, so wurde auch in der Musik eine ‚Wiedergeburt‘ der Antike versucht. Die deutschen Humanisten, an ihrer Spitze Konrad Celtes, wollten diese ‚Wiedergeburt‘ dadurch erreichen, daß sie den musikalischen Rhythmus dem sprachlichen soviel als möglich anpaßten, eine nach dem poetischen Silbenmaße sich richtende Musik begründeten. Sie setzten Gedichte des Horaz und des Virgil, Hymnen des Prudentius und des Sedulius und ihre eigenen poetischen Versuche metrisch und für eine Stimme in Musik, und bemühten sich, die übrigen Stimmen nur harmonisch beizuordnen. Was sie fertig brachten, steht in spießbürgerlicher Flachheit auf gleicher Stufe mit den Erzeugnissen der damaligen Meistersänger [3].

Während die Humanisten, in ähnlicher Weise wie die Jünger der bildenden Künste, nur äußerlich nachzuahmen suchten, was in Italien an neuen Kunstformen hervorgetreten war, und deshalb in ihren Versuchen kläglich scheiterten, drängen jene deutschen Tonsetzer, welche bei den Venezianern Andrea

[1] Ambros 3, 401—403 (2. Aufl. 413 fl.). ** Bäumker, Kirchenlied 3, 349.

[2] Sagt Proske, Vorrede zur Musica divina S. 15. Vergl. Bäumker, Tonkunst 161—162. Über andere Tonsetzer: Lorenz Lämlin, Sixt Dietrich u. s. w., vergl. Ambros 3, 393 fll. (2. Aufl. 403 fll.).

[3] Vergl. Jacob 454. Köstlin 201—202. Ambros 3, 376—377 sagt: ‚Durch treues Anschließen an Horaz, an Catull, Virgil und Properz sollte die Musik der antiken, das heißt, nach damaliger Ansicht, der allein berechtigten Kunst und Bildung näher gerückt, ja gewissermaßen im antiken Sinn wiedergeboren werden. Während die Florentiner geistreichen Zirkel an eine Wiedergeburt der antiken Tragödie mit entsprechender Musik, aber nicht in buchstäblicher Nachahmung, sondern im Geiste und in der Wahrheit dachten, faßte man in Deutschland jene musikalische Renaissance wiederum äußerlich, formell, schulmeisterhaft auf.‘ ‚Diese deutschen Schulmeister in der römischen Toga, sich wechselseitig mit Lorbeer bekränzend, haben etwas unwiderstehlich Komisches.‘ ** Vergl. R. v. Liliencron, Die horazischen Metren in den deutschen Kompositionen des sechzehnten Jahrhunderts. Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft 1887, Heft 1, S. 26—92, und ferner v. Liliencron, Die Chorgesänge des lateinisch-deutschen Schuldramas im sechzehnten Jahrhundert. A. a. O. 1890, S. 309 fll.

und Giovanni Gabrieli in die Lehre gingen, in den musikalischen Geist ihrer Lehrmeister ein und förderten Werke von bleibendem Werte zu Tage: in erster Reihe der Nürnberger Hans Leo Hasler, Jakob Handl, genannt Gallus, aus Krain und Gregor Aichinger aus Regensburg. Hasler stand lange Jahre in Diensten der Fuggerschen Kapelle in Augsburg, schloß sich in den letzten zehn Jahren seines Lebens († 1612 zu Frankfurt am Main) der neuen Lehre an und bearbeitete für den protestantischen Kirchengesang ein treffliches Choralbuch, aber seine wirkliche Bedeutung als klassischer Meister ruht in den für die katholische Kirche gefertigten Tonkünsten, besonders in einer zwölfstimmigen Messe, welche ihresgleichen sucht [1]. Sein fünfstimmiges ‚Mein G'müt ist mir verwirrt', lebt noch fort in dem Choral von Paul Gerhards Lied: ‚O Haupt voll Blut und Wunden' [2]. Jakob Handl († 1591 in Prag) gewann durch seine kirchlichen Tonsätze ein solches Ansehen, daß er als ‚deutscher Palestrina' gepriesen wurde. An reiner Schönheit und kunstvoller Durchbildung werden, nach dem Urteile der Musikverständigen, Hasler und Handl weit übertroffen von Aichinger, der lange Jahre Organist an der Fuggerschen Kapelle zu Augsburg war und dort im Jahre 1628 als Chorvikar des Domes starb [3].

Als diese großen Tonsetzer blühten, war im Kirchengesange besonders bei größeren Kapellen die Vokalmusik längst häufig durch die Instrumentalmusik überboten worden [4], und erstere war vielfach in eine Ausartung ge-

[1] Franz Commer hat zwei Bände von Haslers Kirchenmusik herausgegeben in der Musica sacra Bd. 13 und 14. Berlin 1872. 1873.

[2] Ambros 3, 557 (** 2. Aufl. 574).

[3] Vorzugsweise in seinen Motetten lebt der ‚indefinible Zug des Genius'. ‚Man befinnt sich endlich, ob man diesem einfachen und geistig so reichen, tiefen Regensburger Priester unter den deutschen Meistern jener Zeit nicht etwa kurz und gut die Palme reichen soll.' Ambros 3, 561.

[4] Man benutzte zu kirchlichen Gesängen Violinen, Trombonen, Hörner, Fagotte; vergl. Jacob 464 Note 1. Was die Orgeln betrifft, so ‚nahmen sie im sechzehnten Jahrhundert an Ausdehnung zu, und als zudem der eigentlich liturgische Gesang durch die Entwicklung der neueren Musik und die Herübernahme aller möglichen Instrumente mehr und mehr zurückgedrängt wurde, da wuchs die beherrschende Orgel zum Riesenwerke, ob seines inneren Reichtums und seiner äußeren Pracht immerhin bewundernswert, aber auch nicht selten um so unpassender für den eigentlichen Dienst des Altars'. Jacob 270. ** Die Orgeln wurden verwandt: 1. zum Präludieren, 2. zur Begleitung einzelner Chorstücke und 3. alternierend mit dem Chor in Ausführung einzelner liturgischen Gesänge. Durch das Caerimoniale Episcoporum, welches Klemens VIII. im Jahre 1600 herausgab, wurden die Mißbräuche, welche sich hierbei eingeschlichen hatten, abgestellt und für den Gebrauch der Orgeln bestimmte Regeln aufgestellt. Vergl. G. Rietschel, Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste (Leipzig 1893) S. 16. Siehe jetzt ferner den vortrefflichen Artikel ‚Orgel' von Bäumker in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 10 (2. Aufl.), 1048 ff. Vergl. auch H. Weber, Der Kirchengesang im Fürstbistum

raten, welche ‚Frömmigkeit und Andacht viel eher hinderte denn förderte'. Die Aussprüche der Zeitgenossen lassen darüber keinen Zweifel bestehen. Indem man das von Gregor dem Großen festgestellte musikalische System verließ, verfiel der liturgische Gesang. Der berühmte Theologe Wilhelm Lindanus klagte in einem zu Köln im Jahre 1559 erschienenen Werke: ‚Statt die Anwesenden zu religiösen Gefühlen anzuregen und zu andächtigem Beten zu stimmen, wirken gegenwärtig die Sänger durch ihr Singen vielmehr dahin, daß dieselben im Gebete gestört und der Andacht entfremdet werden'; man vernehme beim Gottesdienste nicht Gesang, sondern ‚ein Gemenge immer aufs neue wiederholter Silben, ein Durcheinander von Stimmen, ein verworrenes Schreien und wildes Brüllen' [1]. Trotz der Reformvorschriften des Konzils von Trient und der Verordnungen von Provinzial- und Diözesan-Synoden [2] ‚ging es vielfach weiter mit diesen Unsitten'. ‚Man vermeint', schrieb Jodokus Lorichius, Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau, im Jahre 1593, ‚mit viel Saitenspiel und figurierter Musik Gott sonderlich zu ehren und zu loben'; aber es sei ‚hierin eine gute und scharfe Ordnung zu halten, damit man aus dem Dienste Gottes kein weltliches Schauspiel mache und die Gemüter mehr von der Andacht abziehe, dann darzu befürdere'; man müsse ‚mit gebührender Ordnung, Bescheidenheit und Andacht' vorgehen; ‚nicht ein jeder Gesang gehört in die Kirche' [3]. In der Kirche und beim Gottesdienste werde die Musik, klagte der bayrische Hofsekretär Ägidius Albertinus im Jahre 1602, ‚vielmals mißbraucht: man brauchet nicht eine männliche, bescheidenliche, deutliche und verständige Stimme, sondern eine weibische, unbescheidene, undeutliche, liederliche; es ist des wunderseltsamen Colorirens, Grillens und Radbrechens so viel, samb wäre die Musik nicht gestift zum Lob und Ehr des Herrn, sondern nur zur Ostentirung der Kunst und Hoffart' [4].

Mancherorts stellte sich ‚noch ungleich Böseres' beim Gottesdienste ein.

‚Man hört', schrieb Johann Fickler im Jahre 1581, ‚schöne Bulerliedlein in der Kirchen auf den Orgeln schlagen, welches dermaßen Gesang nit aus dem hl. David, nit aus dem Evangelio oder Paulo, sonder aus dem Cazovori, Rollwagen, Gartengesellschaft, oder wällischen unflätigen Gesangbüchern' stammt [5]. Auf seiten der Protestanten klagte der Ulmer Superintendent Konrad

Bamberg (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft. Köln 1893) S. 25 ff. Hier auch näheres über die Pflege der Musik in dem 1586 nach Anordnung des Trienter Konzils errichteten Kollegium für Erziehung der Kleriker.

[1] Vergl. Jungmann 832. Die Panopl. Evangel. erschien zuerst zu Köln 1559.

[2] Vergl. darüber Jacob 386 fll. 424 fll.

[3] Lorichius, Aberglaub 54. [4] Haußpolizei, Siebenter Teil 135^b.

[5] Fickler, Tractat Bl. 40^a. Über die Anekdotensammlungen ‚Katzipori, Rollwagen, Gartengesellschaft' vergl. unsern späteren Abschnitt ‚Unterhaltungslitteratur'.

Dietrich (geb. 1575) in einer Predigt: ‚Es giebt der Komponisten viele, die ihre musikalische Kunst an Konzerten, Madrigalien sehen lassen, aber die gehören in die Kirchen nicht. Andere machen liebliche, anmutige, galliardische Hüpfer, setzen darunter allerhand leichtfertigen, unzüchtigen Buhlen- und Buben-Text; die gehören auch nicht ins Herrn Singhaus, sondern in Frau Venus Spielhaus. O ihr Cantores, wie schwere Rechenschaft werdet ihr einmal geben müssen, die ihr eure Schüler und Singknaben zu dergleichen gewöhnet!‘ [1]

Unter den protestanischen Tonsetzern des sechzehnten Jahrhunderts steht zwar kein einziger auf der Höhe der großen katholischen Meister, aber mehrere derselben nehmen doch einen hevorragenden Platz in der Musikgeschichte ein und erwarben sich um den protestantischen Kirchengesang bleibende Verdienste. So vor allen Johannes Eccard, ein Schüler des Orlandus Lassus, anfangs Kapellmeister in Fuggerschen Diensten zu Augsburg, später in gleicher Stellung zu Königsberg und zu Berlin († 1611). Wie seinem Lehrer, so wurde auch ihm nachgerühmt, er sei ‚ein friedsamer, stiller Mann‘ [2]. Seine Werke sind sämtlich für den Singchor geschrieben, nicht zur Begleitung des Gemeindegesanges. Neben ihm verdienen Sethus Calvisius, Kantor an der Thomasschule zu Leipzig, Bartholomäus Gesius, Kantor zu Frankfurt an der Oder, Melchior Franck [3], Hofkapellmeister zu Koburg, und Michael Prätorius, Hofkapellmeister zu Wolfenbüttel, ehrenvolle Erwähnung. Letzterer († 1621) trug durch eigene Tonsätze, durch Bearbeitungen italienischer Werke und durch schriftstellerische Arbeiten wesentlich dazu bei, der italienischen, damals bereits sehr verweltlichten Musik in Deutschland Bahn zu brechen [4]. Frühzeitig schon klagten die Protestanten, daß unter ihnen die kirchliche Tonkunst sich keines hohen Ansehens erfreue. ‚Es ist nicht Wunder,‘ schrieb Johann Walther, einer der frühesten Tonsetzer im Dienste des neuen Glaubens, ‚daß die Musica jetzt zur Zeit so gar veracht und verschmähet wird, sintemal auch andere Künste, die man doch haben soll und muß, so jämmerlich von jedermann schier für nichts gehalten werden.‘ Die Schuld daran trage der Teufel: ‚dieweil man ihm von Gottes Gnaden die papistische Meß mit allem Anhang umgestoßen, stößt er, soviel an ihm gelegen, alles, was Gott gefällt, wiederum zu Boden.‘ [5]

---

[1] Sonderbare Predigten 1, 234—235.

[2] v. Winterfeld, Zur Gesch. heiliger Tonkunst 2, 281; vergl. 1, 57—78 den Aufsatz: Orlandus Lassus und Johannes Eccard.

[3] ** Vergl. W. Obrist, Melchior Franck. Ein Beitrag zur Gesch. der weltlichen Komposition in Deutschland in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg. Mit einem musikal. Anhang. Berliner Dissertation 1892.

[4] Nach Ambros 3, 563. Naumann 1, 432—435. Chrysander 2, 317. Reißmann 2, 68—75. Köstlin 214.

[5] Vorrede zum ‚Wittenbergischen Gesangbüchlein‘ von 1537, abgedruckt bei Wackernagel, Bibliographie 558. Walthers ‚Lob und Preis der löblichen Kunst Musica‘ vom

Walther, kurfürstlich sächsischer ‚Sängermeister‘ und ‚geordneter Kantorei-Regent‘, Luthers Freund und bester Berater bei Herausgabe des ersten protestantischen Gesangbuches, war kein selbständiger Komponist, aber ein geschickter Bearbeiter der dem Hymnenschatze der alten Kirche, dem geistlichen und weltlichen Volkslied entnommenen Melodien zum Gebrauche des neuen Ritus [1]. Während die katholischen Komponisten Ludwig Senfl und Arnold von Bruck keinen Anstand trugen, mehrere für den protestantischen Gottesdienst bestimmte Gesänge von allgemein christlichem Inhalt in Musik zu setzen, nahm Walther eine schroff konfessionelle Stellung ein. In einem ‚Neuen geistlichen Liede‘ von vierundsechzig achtzeiligen Strophen, in welchem er Luther als ‚des deutschen Landes Propheten und Apostel‘ verherrlichte, dichtete er vom Papste unter anderem:

Hat viel Abgötterei gestift
Und Christum hoch geschändet,
Mit Heuchelei und Teufelsgift
Die Menschen gar verblendet . . .
Hat sich gesetzt an Gottes Statt,
Sich lassen auch anbeten,
Hat Christus Leiden, Blut und Tod
Mit Füßen gar getreten [2].

Sechsstimmig gab Walther im Jahre 1566 Luthers berühmtes ‚Christliches Kinderlied‘ heraus, dessen erste Strophe lautete:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum deinen Sohn
Wöllen stürzen von seinem Thron [3].

Luthers Thätigkeit für den Kirchengesang war eine unermüdliche. Er hegte eine begeisterte Liebe zur Musik und war ein geübter Kenner und Sänger polyphoner Tonsätze. Zu verschiedenen Zeiten äußerte er sich: ‚Musicam hab ich allzeit lieb gehabt; ich wollte mich um meiner geringen Musica nicht um

---

Jahre 1538, zuletzt abgedruckt bei Goedeke, Dichtungen von M. Luther 203—204. Hermann Finck schrieb im Jahre 1556 in seiner Practica musicae, bei den auswärtigen Nationen ständen die Meister der Musik im höchsten Ansehen und würden reichlichst belohnt, ‚apud nos vero excellentes artifices (ut nihil dicam amplius) in tanto honore et pretio non sunt, immo saepe periculum famis vix effugiunt‘. Ambros 3, 365 Note.

[1] v. Winterfeld 1, 167. Naumann 1, 429—432. Bäumker, Tonkunst 150—151. Köstlin 202—207. Ambros 3, 412—414. ‚Der Palestrina der protestantischen Kirche ist nicht Walther, sondern Johann Sebastian Bach.‘

[2] Wackernagel, Kirchenlied 3, 192—197; vergl. die näheren Angaben 1, 777 Nr. 526. Das Lied ist vom Jahre 1564.

[3] Vergl. über Walther H. Holstein im Archiv für Litteraturgesch. 12, 184 ffl.

was Großes verzeihen.' ‚Ich bin ganz der Ansicht, und scheue auch nicht, sie offen auszusprechen, daß es nach der Theologie keine Kunst giebt, welche der Musik gleichgestellt werden könnte, weil sie allein nach der Theologie das uns gewährt, was sonst nur die Theologie allein zu gewähren vermag: Ruhe und Freude des Herzens.' ‚Musica ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht.' ‚Sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am König Saul sieht.' ‚Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine geschickte Leute. Man muß Musicam von Not wegen in den Schulen erhalten, und ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an.' [1]

Besondere Freude hatte Luther an den alten deutschen Kirchenliedern und lobte dieselben mit warmen Worten. ‚Im Papsttum', sagte er in einer seiner Predigten, ‚hat man feine Lieder gesungen: Der die Hölle zerbrach und den leidigen Teufel darin überwand, Item: Christ ist erstanden von seiner Marter alle. Das ist von Herzen wol gesungen. Zu Weihnachten hat man gesungen: Ein Kindelein so lobelich ist uns geboren heute. Zu Pfingsten hat man gesungen: Nun bitten wir den Heiligen Geist. In der Messe hat man gesungen das gute Lied: Gott sei gelobt und gebenedeit, der uns selber hat gespeiset.' [2] Wie an den einfachen Weisen der vom Volk in den Kirchen gesungenen ‚feinen Lieder', so hegte Luther auch ‚zum Choral- und Figuralgesang große Lust'. In seinem Hause richtete er eine Kantorei ein, in welcher Motetten von Josquin, Senfl und andern Meistern gesungen wurden. Bei Einrichtung des Kirchengesangs für die seinem neuen Glaubensbekenntnis sich anschließenden Gemeinden suchte er eifrigst die alte polyphone kirchliche Kunstmusik zu erhalten und benutzte mit Umsicht und Geschick die vorhandenen Melodien. Eigene Melodien hat er nachweislich nicht erfunden, hat sich auch in seinen Schriften nirgends eine solche Erfindung zugeschrieben [3].

[1] Näheres bei Bäumker, Tonkunst 138—142. ** Auch Melanchthon betont in seiner Wittenberger Schulordnung von 1528 ausdrücklich die Pflege des Gesangunterrichts; vergl. A. Prüfer, Untersuchungen über den außerkirchlichen Kunstgesang in den evangelischen Schulen des sechzehnten Jahrhunderts. Leipziger Inauguraldissertation. Leipzig 1890.

[2] Sämtl. Werke 5, 23.

[3] ‚Ungefähr fünfzig Jahre nach Luthers Tod schrieb Sethus Calvisius diesem noch 137 Lieder, sowie implicite auch einen großen Teil ihrer Melodien zu. Später jedoch verringert sich die Menge der letzteren in interessanter und auffallender Progression. Vor Rambachs Werk über Luthers Verdienste um den Kirchengesang galten nur noch 32 Melodien als von unserem Reformator herrührend; Rambach selbst gesteht ihm im Jahre 1813 noch 24 eigene Weisen zu; Koch, Geschichte des Kirchenliedes (1852) noch 9; Reißmann im ersten [soll heißen: zweiten Band S. 59] Band seiner Musikgeschichte (1864) noch 8, darunter 3 als gewiß und 5 als zweifelhaft; Schillings



Der deutsche Kirchengesang hatte sich im Mittelalter einer sehr großen Verbreitung zu erfreuen, und die Zahl der noch erhaltenen, bald durch Lieblichkeit und Zartheit, bald durch strengen Ernst und Feierlichkeit, bald durch ‚freudigen Jubel‘ unvergleichlich schönen Lieder mit ihren unnachahmlichen innigen und herzlichen Melodien geht weit in die Hunderte[1]. Unter den Tonsetzern, welche geistliche und kirchliche Lieder kunstvoll bearbeitet hatten, ragte neben Heinrich Isaak und Ludwig Senfl in erster Reihe Heinrich Finck hervor. In dessen fünfstimmigem ‚Christ ist erstanden‘ und in dem vierstimmigen Pilgergesang ‚In Gottes Nam so fahren wir‘ lebt eine urgewaltige Kraft; der Schluß des letzteren mit dem voll austönenden Kyrie Eleison erinnert geradezu an die erhabenen Chöre und Chorschlüsse Händels. In den mehrstimmigen Bearbeitungen der Kirchenlieder, welche die von den Buchdruckern Erhard Oeglin im Jahre 1512 und Peter Schöffer im Jahre 1513 herausgegebenen Sammlungen enthalten, finden sich die ersten tüchtigen Gründe für die Wunderbauten der figurierten und kontrapunktierten Choräle Sebastian Bachs[2].

Universallexikon noch 6; v. Winterfeld, sowie das Musikalische Konversationslexikon Mendels noch 3; Kade, in seinem 1871 herausgekommenen Lutherkodex, mit namentlicher Bezeichnung nur noch die Melodie des alten Kampfliedes „Eine feste Burg“, welche er jedoch später, nämlich im Jahre 1877, in der Einleitung zu dem von ihm publizierten ältesten wittenbergischen Gesangbuch Johann Walthers diesem letzteren vindiziert.‘ Naumann 1, 417. (Vergl. unten S. 181, Anm. 1.) Näheres darüber, daß auch die Melodie dieses ‚Kampfliedes‘ aus früherer Zeit herstammt, bei Bäumker, Kirchenlied 1, 22. 26 flI., und in dessen gegen A. Thürlings (vergl. Beil. zur Allgem. Zeitung 1887, Nr. 6) gerichteten Aufsatz ‚Zum Streit über die Entstehung der Luthermelodie‘ in den Monatsheften für Musikgesch. 1887, Nr. 5, S. 73—77. Vergl. v. Liliencron in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgesch. und Renaissance-Litteratur von Koch und Geiger, Neue Folge 1, 147 fll. ** und Ph. Wolfrum, Die Entstehung und erste Entwicklung des deutschen evangelischen Kirchenliedes in musikalischer Beziehung (Leipzig 1890) S. 72 fll. S. ferner F. Zelle, Die Singweisen der ältesten evangel. Kirchenlieder. I. Die Melodien des Erfurter Enchiridion. Progr. Berlin 1899.

[1] Über das alte deutsche Kirchenlied und seine Verwendung beim Gottesdienste vergl. unsere Angaben Bd. 1, 274—284. W. Bäumker, Niederländische geistliche Lieder nebst ihren Singweisen aus Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts, in der Vierteljahrsschrift für Mus. Wissensch. Jahrg. 4 (1888), Heft 2, 153—254.

[2] Sagt Ambros 3, 366. 370. Der Protestant Arrey von Dommer sagt in seinem Handbuch der Musikgesch. (2. Aufl. Leipzig 1878) S. 181: ‚Daß die kontrapunktische Ausgestaltung der Melodien an sich ebensowenig eine Erfindung der Protestanten war als die Einführung des deutschen Volksgesanges in die Kirche, braucht kaum erinnert zu werden. Den Tonsetzern der Reformation dienten die Melodien des Gemeindegesanges als Stoff für ihre kontrapunktischen Arbeiten der Sache nach nicht anders als den Katholiken ihr gregorianischer Choral, und kontrapunktische Sätze über Liederweisen gab es lange vor der Reformation.‘

Deutsche Lieder wurden in der Kirche gesungen an den höchsten Festtagen bei dramatischen Aufführungen, ferner in Verbindung mit den Sequenzen, an welchen die mittelalterliche Liturgie ungemein reich, auch während der stillen Messen nach der Wandlung und bei der heiligen Kommunion, sowie vor und nach der an den meisten Orten mit dem Hochamte verbundenen Predigt. Nicht weniger erschallten deutsche Gesänge bei den so häufigen Volksandachten zum Leiden des Herrn, zum heiligen Sakrament, zur heiligen Jungfrau und andern Heiligen, ganz besonders aber bei Prozessionen, Bittfahrten und Wallfahrten, welche zu den wesentlichen Äußerungen des damaligen Glaubenslebens gehörten [1].

Aber alle beim Gottesdienste gebräuchlichen Lieder sollten nicht den liturgischen Text und den gregorianischen Gesang ersetzen.

Dagegen stellte Luther anfangs neben den alten lateinischen Choralgesang das deutsche Kirchenlied als gleichberechtigt hin und erhob es später zum eigentlichen liturgischen Gesang der neuen Gemeinden [2]. Er erkannte in demselben das geeignetste Mittel zur Verbreitung seiner neuen Glaubenslehre und spornte deshalb seine Anhänger unermüdlich zur Anfertigung kirchlicher, überhaupt geistlicher Lieder an.

Was seine eigene Thätigkeit als Dichter neuer geistlicher und kirchlicher Lieder anbelangt, so sind unter den als sicher beglaubigt ihm zugeschriebenen 37 Kirchenliedern 12 nur Überarbeitungen und Erweiterungen früherer deutscher Lieder, 8 sind Übersetzungen von Hymnen und andern lateinischen Gesängen, 8 Psalmlieder, 2 Bearbeitungen einzelner Bibelstellen, also nur sehr wenige ganz frei gedichtete Lieder [3]. Aber auch in den Überarbeitungen und Erweiterungen offenbart er sich nicht selten als wirklichen Dichter; besonders ist das vielgesungene Lied ‚Eine feste Burg ist unser Gott', wenn es auch in den ersten vier Zeilen den Worten des Psalmes folgt, doch eine eigene Schöpfung von

[1] Bäumker, Tonkunst 130—135 und Kirchenlied 2, 8—14. A. Schachleiter im Mainzer ‚Katholik' 1884, Juliheft 54 ffl.

[2] Noch im Jahre 1523 gab Luther in seiner Schrift ‚Von Ordnung des Gottesdienstes' die Anweisung: ‚Die Gesänge in den Sonntagsmessen und Vespern lasse man bleiben, denn sie sind fast gut und aus der Schrift gezogen.' Aber schon drei Jahre später erschien seine ‚Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes', nach welcher nur das Kyrie der alten Liturgie noch beibehalten war, während alle übrigen lateinischen Gesänge nur in ihrer deutschen Umdichtung Aufnahme fanden. Vergl. Reißmann 2, 48—49.

[3] Nach den Ergebnissen der Forschungen Bäumkers im ersten und zweiten Band der ‚Kirchenlieder'; vergl. Bd. 1, 19. ‚Die meisten seiner Lieder sind und wollen nichts anderes sein als deutsche, volkstümliche und für den Gemeindegebrauch geeignete Bearbeitungen gegebener Vorlagen, denen sie in Gedanken und Form mehr oder minder treu sich anschließen', sagt J. Wagenmann bei Goedeke, Dichtungen von M. Luther XXXIII.

gewaltiger Kraft[1]. Ein tief empfundenes Lied ist sein zuerst im Jahre 1524 veröffentlichtes ‚Ach Gott vom Himmel, sieh darein‘, worin er seinem Schmerze über die schon damals innerhalb seiner Partei grell hervortretende Zerrissenheit Luft macht. Sie lehren, lautet die zweite Strophe,

Sie lehren eitel falsche List,
Was eigen Witz erfindet,
Ihr Herz nicht reines Sinnes ist
In Gottes Wort gegründet.
Der wählet dies, der ander das,
Sie trennen uns ohn alle Maß
Und gleissen schön von außen.

Von älteren geistlichen Singweisen gingen unter vielen andern in den protestantischen Kirchengesang über: ‚Wir glauben all an einen Gott‘, ‚Vater unser im Himmelreich‘, ‚Es ist ein Ros entsprungen‘, ‚Christ ist erstanden von der Marter alle‘, ‚Freu dich, du werte Christenheit‘, ‚Christus fuhr gen Himmel‘, ‚Nun bitten wir den Heil'gen Geist‘. Verschiedene Marienlieder wurden ‚christlich korrigiert‘, das heißt der neuen Lehre angepaßt[2].

Da der neue Kultus die Predigt wesentlich bevorzugte[3], so nahmen auch die neuen protestantischen kirchlichen Lieder, der Natur des Kirchengesangs wenig entsprechend, vorzugsweise einen lehrhaften Charakter an. Das Kirchenlied wurde mit dem Lehrgedicht verwechselt und geriet, ohne allen lyrischen Schwung, in den Ton gereimter dogmatischer oder moralischer Predigten. Wirkliche Poesie kam dabei selten zu Wort[4].

---

[1] ** Über die Entstehungszeit dieses Lutherliedes s. Knaacke in der Zeitschr. für kirchl. Wissenschaft und kirchl. Leben 1, 39 fll. und gegen ihn Ellinger in der Zeitschr. für deutsche Philologie 22, 252 fl. Vergl. auch Zelle, Eine feste Burg ist unser Gott. Zur Entwicklung des evangelischen Kirchengesangs. Programm. Berlin 1895, welcher für den Erfinder der Melodie Joh. Walther, nicht Luther erklärt. (Vergl. oben S. 178, Note 3.) Einwendungen dagegen erhebt G Kawerau in dem Jahresbericht für neuere deutsche Litteraturgesch. Bd. 6, II, 6, Nr. 79. Auch über die Entstehungszeit des Liedes gehen die Ansichten noch immer auseinander. Hausrath in der Protest. Kirchenzeitung 43, 169 fl. glaubt, das Lied sei gedichtet in dem Kriegslärm, der 1528 begann und das folgende Jahr dauerte. Über die ältesten Bearbeitungen des Liedes handelte Zelle. Progr. Berlin 1896.

[2] Vergl. v. Winterfeld 1, 98—123.

[3] ** Im Anfang der Kirchenspaltung behielt man ein deutsches Meßformular noch bei, s. J. Smend, Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers deutscher Messe. Göttingen 1896.

[4] Protestantische Historiker und Litterarhistoriker sprechen sich darüber folgendermaßen aus. ‚Die gegebene liturgische Freiheit‘, sagt Gervinus, ‚bewirkte bald, daß jeder reformierte Geistliche auch einzelne Lieder machte, die er bei seiner Gemeinde einführte, und Georg Witzel konnte daher lästernd sagen, es sei im halben Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in den Dörfern so untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwei bei der Zeche mache, das er dann mit seinen Bauern zur Kirche

Eines der am häufigsten und nach den Berichten von Zeitgenossen mit Begeisterung gesungenen Lieder behandelte in vierzehn siebenzeiligen Strophen die

---

singe; und bald hatte Luther schon über ungeschickte Köpfe zu klagen, die ihren Mäusemist unter den Pfeffer mengten.' ‚Was das Kirchenlied zur Zwittergattung machte, war, daß es auf die Meinungen wirken sollte und auf Ansichten, und dies zwar durch den Gesang. Es ward durch jenen Zweck gedankenhaft und lehrend, durch dies Mittel sollte es der Empfindung angeeignet werden. Die musikalische Dichtung ist schon, streng genommen, eine Abart, weil sie von Phantasie wenig in sich behält, die lehrhafte ist's ganz entschieden: beide sollen nun hier gar in eins verschmolzen werden! Dieser Verhalt der Sache läßt das geistliche Lied gleich im Anfang der protestantischen Zeit in einer Art von Verfall betrachten, sobald man es nur gegen den alten, christlichen Hymnus überhaupt stellt.' ‚Wir stehen nicht an, diese älteren Hymnen poetisch und musikalisch über unsere deutschen zu setzen, nicht allgemein, aber die besten dort über die besten hier.' Gervinus 3, 10—12. 22—23. Carl Adolf Menzel 2, 300 urteilt über den Gottesdienst und das Kirchenlied der Protestanten: ‚Der Gottesdienst hatte sich derjenigen Elemente, welche das Gemüt durch die Macht der Anschauung erheben, fast gänzlich entäußert; den Zweck aber, durch Belehrung zu erbauen, erreichte er immer weniger, je weiter sich die Lehre und die Lehrer von der Quelle der lebendigen Ideen entfernten, und je mehr die Predigt, nach Luthers Hinscheiden, zum Wiederhalle des leeren theologischen Zankes herabsank. Zwar schien die Ausdehnung des Kirchengesanges dem Gemüt und der Einbildungskraft einigen Spielraum zu gewähren; im Grunde aber enthielt derselbe auch nur eine etwas veränderte Aufforderung, der Wissenschaft und der Predigt in den Weg begriffmäßiger Bestimmung des Unbegreiflichen zu folgen. Eigentliche Poesie konnte ohnehin auf dem Boden einer religiösen Vorstellungsweise nicht gedeihen, welche die Fittiche der Phantasie zerbrach, um auf der Leiter des Verstandes gen Himmel zu steigen, das Gesamtleben des Gemüts in die beschränkte Form willenloser und unthätiger Gläubigkeit preßte, um ihr die unendliche Liebe in dem starren Begriffe der Gnade als unbedingten göttlichen Ratschluß gegenüber zu stellen, und die Schwingen des menschlichen Geistes nur darum nicht lähmte, weil sie nicht im stande war, ihre Grundsätze folgerecht durchzuführen und vollständig ins Leben zu setzen.' Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung 2, 203 fll., schreibt: ‚Die schönsten und ältesten Kernlieder in evangelischen Gesangbüchern sind eine Übersetzung älterer katholischer Kirchenlieder.' ‚Luthers alte Kernlieder sind fast durchaus nur deutsche, aber vortreffliche Übertragungen älterer katholischer Lieder.' ‚Neben den lutherischen bilden die Lieder von Decius († 1529) den altkatholischen Kern der protestantischen Gesangbücher.' ‚Ein großes Übel für die lutherischen Gesangbücher war der Umstand, daß sich allzuviel unberufene Sänger herbeidrängten. Jeder, der etwa nur den guten Willen hatte und ein paar Reime zusammenbrachte, hielt sich schon für einen Kirchendichter. Die Calvinisten, in vielen Beziehungen immer die Praktischen, sahen diesen Übelstand ein und beseitigten ihn, indem sie die ins Deutsche übersetzten und gereimten Psalmen allein zu ihrem Gesangbuche machten. Die Lutheraner aber reimten fort und überschwemmten die Gesangbücher mit einer Summe von Kirchenliedern, die man schon im vorigen Jahrhundert zu 60000 Nummern berechnete.' ‚Maria und alle Heiligen wurden aus den lutherischen und reformierten Gesangbüchern verbannt, die kirchliche Tradition zerrissen, die geistige Architektur der mittelalterlichen Kirche galt als nicht mehr vorhanden. Dem überreichen Idealismus, zu dem die katholische Poesie gerade damals in Spanien unter Calderon sich steigerte, stellte die neue Kirche die strenge und harte Armut eines

dogmatischen Streitfragen über den Glauben und die Werke. Es war das von Paul Speratus nach der alten Melodie ‚Freu dich, du werte Christenheit‘ [1] gedichtete Lied ‚Vom Gesetz und Glauben‘:

fast mehr an das Alte als an das Neue Testament sich anklammernden Realismus entgegen. Sie fiel überhaupt in den Judaismus zurück.‘ ‚Ferner charakterisiert das protestantische Kirchenlied die Lehrhaftigkeit. Sofern die Predigt Hauptsache des Gottesdienstes wurde, mußte begreiflicherweise auch das Lied vorzugsweise lehrhaft werden. Das Wort Gottes wurde in unzählbare Sprüche auseinander gebrochen und diese wieder gereimt zu Kirchenliedern. Auch der Katechismus ging gereimt in die Gesangbücher über.‘ So gab zum Beispiel Joachim Aberlin im Jahre 1534 ‚Einen kurzen Begriff und Inhalt der ganzen Bibel in drei Lieder zu singen‘ heraus. Wackernagel, Bibliographie 551. Weil die ‚schöne und göttliche Kunst der Musik jetzund zu aller Schand und Unart‘ gebraucht werde, so besorgte Wolfgang Figulus, damit ‚die Jugend die Musik recht gebrauchen lerne‘, im Jahre 1560 eine verbesserte Auflage von Martin Agricolas ‚Deutsche Musica und Gesangbüchlein, darin die Evangelien in deutsche Reim gesangweise gefasset‘ waren. Wackernagel 606. Das meiste Lob und den meisten Tadel erntete Ambrosius Lobwasser († 1585), der die Psalmen nicht nach dem lutherischen Texte, sondern mit Hülfe eines Franzosen aus einer französischen Übersetzung ins Deutsche übertrug (vergl. Gervinus 3, 41—42). Diesem calvinischen Psalter setzte Kornelius Becker im Jahre 1602 seinen Psalter mit Bewußtsein als einen eigentlich lutherischen entgegen. In der Vorrede sagte Polykarpus Leiser: ‚Es ist bei uns Deutschen ein elend Ding, daß uns der Fürwitz also reitet, quod sumus admiratores rerum exoticarum et contemtores propriarum; was fremd und seltsam ist, das halten wir hoch, und entgegen, was Gott uns bescheeret, ob es schon besser und herrlicher ist, so wird es verachtet. Also gehet es mit den lieben Psalmen Davids auch. Weil Ambrosius Lobwasser D. die Psalmen Davids auf frembde, französische und für den weltlüsternen Ohren lieblich klingende Melodeien gesetzt hat, also daß man sie auf vier Stimmen singen kann, so wird derselbe Psalter publice und privatim so hoch gehalten, als wenn nichts Besseres könnte gefunden werden, ungeachtet daß es fürwahr mit den Reimen mäßig Ding ist, welche meistens teils gezwungen, unverständlich und gar nicht nach der Art deutscher Reimen, sondern mehr nach der französischen Manier gemacht sein.‘ Wackernagel 447; vergl. Beckers Vorrede 680—683. Verzeichnis der Psalmendichtungen bei Goedeke, Grundriß 2, 172—175; vergl. Reißmann 2, 66 fll. Wie hoch auch der lutherische Liederschatz im Laufe der Zeit anwuchs, ‚so waren es doch nur‘, betont Tholuck, Das kirchliche Leben 128, ‚die in Luthers Wittenberger Gesangbüchlein von 1525 enthaltenen und für die Sonn- und Festtagsgottesdienste durch die Kirchenordnungen vorgeschriebenen 82 Lieder, welche immer aufs neue wiederholt wurden. Diese wenigen Lieder wurden in den Schulen durch Vorsprechen gelernt: bis in das neunzehnte Jahrhundert war in den Landkirchen der Gebrauch des Gesangbuches unbekannt.‘ ‚Die Liedersammlungen im sechzehnten Jahrhundert‘, sagt Curtze, Gesch. des evangel. Kirchengesangs im Fürstentum Waldeck 55, ‚waren mehr für den Privatgebrauch; Prediger und Cantoren mußten dem Volke die Lieder so lange vorsagen und vorsingen, bis es sie auswendig wußte.‘ Tholuck 129 erwähnt die ‚weitverbreitete Klage, daß namentlich von den Frauen, aber auch von den Männern, nicht mit-

[1] Vergl. Bäumker, Kirchenlied 1, 549. 551.

Es ist das Heil uns kommen her
Von Gnad und lauter Güte,
Die Werk die helfen nimmer mehr ...[1],

weil Christus für alle Menschen genuggethan habe. In demselben Sinne sang der Zwinglianer Johannes Zwick vom Gesetze. Christus habe sich demselben unterworfen:

Dahär auch wir yetz fry vom Gsatz
Und dem nit underworfen ...
Das Gottes Kind hat ouch sin Blut
Vergossen zwar gar junge,
Damit uns sölichs käm zu gut
Und uns das Gsatz nit zwunge[2].

Von dem fruchtreichen Dichter geistlicher Gesänge Bartholomäus Ringwalt ging in verschiedene protestantische Gesangbücher ein Bittgebet über in Sachen der täglichen Nahrung: Gott möge ‚darinnen Maß und Ziel halten und ja nicht allzuviel geben', aber:

Gieb uns auch nicht zu wenig Brot,
Sonder zu rechter Maßen,
Auf daß wir nicht aus großer Not
Dein rein Gebot verlassen,
Noch von dem Wuchrer dürfen was
Aufborgen, der das beste Gras
Auf fremden Wiesen mähet.
Für diesen Fresser uns bewahr ...[3]

Gut gemeint war auch eine geistliche Ermahnung Hans Obers gegen ‚den geizigen Mammon', in der es hieß:

gesungen werde'. Überhaupt war der deutsche Kirchengesang bei den Protestanten keineswegs in so allgemeinem Gebrauche, wie man gewöhnlich annimmt. Cyriakus Spangenberg klagte darüber, daß an manchen Orten ‚vor und nach der Predigt gar nichts gesungen' werde (Von der Musica 153). Georg Bruchmann sagt im Rückblick auf seine um das Jahr 1600 in Züllichau verlebte Jugend: man habe damals beim Gottesdienste ‚oftmals nicht ein einziges deutsches Lied gesungen, es wäre denn, daß es etwa geschehen, wenn der Pfarrer hätte sollen auf die Kanzel gehen ... und wußte niemand, ob es gehauen oder gestochen war, wie man im Sprichwort zu reden pflegt'. Löschke 113—114.

[1] Wackernagel, Kirchenlied 3, 31—32. ‚Das Lied wurde oft gebraucht, um katholische Prediger von der Kanzel herunterzusingen.' Cunz 1, 52—53. 166. Wangemann, Gesch. des evangel. Kirchenliedes 167.

[2] Wackernagel 3, 607.

[3] Wackernagel 4, 955. Vergl. Wangemann 237. ** Siehe auch Scherer, Gesch. der deutschen Litteratur 290.

Es schreibt im sechsten Sant Matthes:
Niemand kann zweien Herren
Im Dienst treulich erzeigen sich
Und bhalten beider Gunst,
Entweder er befleiß sich des
So er anhanget geren,
Schaffet demselben eigentlich,
Den andern läst er sunst.
Derhalb kannst du nicht dienen Got
Und dem feuchtigen Mammon,
Steh ab vom Gwerb, ist Pauli Rath
Im sechsten Timotheon . . .
Recordier hiermit beschließlich
Auch Sant Matthes des sechsten:
Kein Schätze soll du samlen dir
Allhie auf dieser Erd [1].

In einem ‚Geistlichen Gesang von allen Ständen', zu singen in dem Ton ‚Nun freut euch, lieben Christen gemein', hat Kaspar Löner unter anderem:

Ir Väter, reizt nicht eure Kind,
Die euch hier seind geboren,
Mit unzimlicher Straf zu schwind
Zu dem sündlichen Zoren,
Auf daß sie nicht ganz blödt wern,
Sonder aufwachsen in dem Herrn
Ermanet und erzogen [2].

In den Züricher Gesangbüchern findet sich aus den Sprüchen Salomons ein ‚Geistlich Lied' des Hans Fries ‚von einem gottesfürchtigen und hußlichen Weib', worin die Reime:

Vil Kleider thut sie machen
Von Scharlat und Synwat;
Deß mag sie wol gelachen,
Dann sy's erspunnen hat . . .
Sy macht gar köstlich Borten,
Ouch schöne Thüchli zwar,
Verkoufts an allen Orten,
Das Geld das nimmt sie bar . . . [3]

---

[1] Wackernagel 3, 516—517.

[2] Wackernagel 3, 639.

[3] Wackernagel 3, 852—853. ‚Es ist lehrreich, das Lied mit dem von Paul Gerhardt, „Ein Weib, das Gott den Herrn liebt", zu vergleichen.' Paul Gerhardt (geb. um 1607) mit seinen kräftigen und warm empfundenen Liedern kommt erst in einem späteren Bande für uns in Betracht.

Viele Gesänge handelten von guten Predigern. So reimte zum Beispiel Erasmus Alber in einem ‚Lied von der Himmelfahrt Christi‘:

Der Herr verläßt uns nimmermehr,
Er gibt uns gute Prediger,
Die unser pflegen in der Welt,
Bei seinem Wort er uns erhält . . .
Ein jeder, der da predigen soll,
Der muß das eben wissen woll,
Wo nicht der Geist sein Herz bewegt,
Daß er das Amt nicht wohl verhegt [1].

Bartholomäus Ringwalt ließ nach der Melodie ‚Es ist das Heil uns kommen her‘ die Gemeinde Gott anflehen:

Laß uns nit unterwegen,
Verschaff getreue Prediger,
Die unser fleißig pflegen . . .
Für Hunds Aptedern uns bewar,
Die gute Zähn ausbrechen
Und von ihr alt verfälschte War
Fein wissen hoch zu sprechen,
Und führen doch vergifter Kraut,
Sein Schälk und Buben in der Haut,
Die Land und Leut betrigen.
Du Herr aus Gnaden selber flick
Dein allerliebst Gemeine . . . [2]

In einem andern Liede sollte nach derselben Melodie bezüglich der Prediger gesungen werden:

Für Ehrgeiz, Hoffart, Haß und Neid
Sie gnädiglich bewahre,
Daß deiner lieben Christenheit
Kein Anstoß widerfahre
Durch ihren Zank, als wol geschicht,
Wenn sich die Prädikanten nicht
Fein brüderlich begehen [3].

Auch die beiden von den Protestanten am meisten gefeierten Dichter Hans Sachs und Johann Fischart beteiligten sich an der Anfertigung kirchlicher Gesänge und machten Psalmlieder, welche in verschiedenen Gemeindegesangbüchern Aufnahme fanden. Von Hans Sachs brachten die Nürnberger Enchiridien vom Jahre 1527 ‚in vier genotirten Tönen‘ Psalmlieder mit den kaum bequem zu singenden Strophen:

---

[1] Wackernagel 3, 881. 882. [2] Wackernagel 4, 964.
[3] Wackernagel 4, 964. 967.

Die Heiden sind versunken stetz
In Grub, die sie gmacht hetten,
Ihr Fuß ist gfangen in dem Netz,
Das sie uns stellen thetten ...

Ueber die Gotlosen wird er
Strick, Feur, Schwefl regen thone,
Und Wind, des Ungewitters mer
Einschenkt er ihn zu Lone ...

Dann wird sich frewen der Gerecht,
Wem Gott solche Rach thute,
Und wird seinen Gang baden schlecht
In des Gotlosen Blute ...[1]

Zu den von Fischart verfertigten, in protestantische Gesangbücher des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts aufgenommenen[2] geistlichen Dichtungen gehörten eine Überarbeitung des alten herrlichen Weihnachtsliedes ‚In dulci Jubilo, Nu singet und seid fro', und ein ‚Trostpsalm wider unrechtfertige Leut'. In ersterem wurde gesungen:

O Jesu, zu uns näh,
Nach dir war uns lang we,
Tröst mir mein Gemüte,
O gnadrichs Knäblein, meh,
Nach aller deiner Güte.
O Friedfürst aus der Höh,
Zieh mich nach dir meh,
Daß ich dich ewig seh[3].

In katholischen Gesangbüchern lautete diese Strophe:

O liebes Jesulein,
Bei dir da wöllen wir sein.
Tröst uns unser Gemüthe,
O herziges Kindelein,
Durch deine große Güte.
Du bist der Herr allein,
Wolst uns gnädig sein[4].

In dem Trostpsalm (Psalm 58) reimte Fischart von der ‚Gottlosen Art':

Sie wütet und wais doch nicht was,
Des Ernst ist sie ein Spotter,
Stopft Ohren vor gutem Rath aus Haß
Gleichwie ein taube Otter ...

---

[1] Wackernagel 3, 62—66.
[2] Vergl. Koch, Gesch. des Kirchenlieds 2, 282.
[3] Wackernagel 4, 826—827. [4] Kehrein 1, 252.

Zerbrich ihn, Gott, im Maul die Zän
Und mit Gewalt zerstose,
Der jungen Löwen Backenzän
Ir unverschamt zumosen [1].

Psalm 49: ‚Höret zu, ihr Völker, all zugleich‘, besagt bezüglich der Gottlosen:

Ja müsen davon wie das Vieh,
Des man nit me gedenket,
Weil sie wie das Vieh lebten hie,
Welchs Irdischem nachhenket . . .

Sie liegen in der Höll wie Schaf,
Daß sie der Tod da nage,
Ihr Leib wart im Grab auf die Straf
Wie ein Schaf auf dem Schragen:
Man treibt sie in d' Höll Härden weis,
Daß sie der Tod da waid zur Speis,
Da ist heulen und klagen.

Damit ‚die Jugend‘ das Symbolum des hl. Athanasius ‚leichtlicher beten und singen‘ lerne, faßte Fischart dasselbe in Reime, in welchen zu lesen:

Der Vater ist onmäslich gar,
Der Sohn ist auch onmäslich,
Der heilig Geist onmäslich zwar,
Und ist ein Gott doch mäslich . . .

Gleichwie auch nit ongschaffen drei,
Noch drei onmäslich leben,
Sonder nur ein Ongschaffner sei
Und ein Onmäslicher eben . . .

Also der Vater ist der Herr,
Der Sohn ist auch der Herre,
Der heilig Geist der ist auch der,
Doch ist ein Herr, nicht mehre.

Eine dreizehnstrophige Tischsegnung Fischarts mit angegebener Melodie lehrte beten:

Der in der Wüsten hat gespeiset,
Fünftausend Mann nur mit fünf Brot,
Welche seim Worte seind nachgereiset,
Denn dem fällt Als zu, der sucht Got . . .

Daß unser Herzen nicht beschweret
Mit Fressen, Saufen werden hie,
Sonder daß wir, wie dein Sohn lehret,
Sein Zukunft warten spat und frü.

---

[1] Wackernagel 4, 840—841.

Poetisch nicht weniger eigentümlich ist ein Begräbnislied von fünfundzwanzig Strophen:

> Der Leib, weil er hie hat sein Mütlin,
> War er d' Seelen Herberghüttlin,
> Die Got ein zeitlang drein losiret,
> Bis er sie wieder daraus führet . . .[1]

Kaum glücklicher im Ausdruck war Erasmus Alber in einem Lied ‚bei des Herrn Abendmahl zu singen':

> Dis ist das rechte Osterlamm,
> Gebraten an des Kreuzes Stamm,
> Davon niedlich zu essen ist,
> Das ist der lieb Herr Jesus Christ[2].

Ein Dichter von wirklicher Begabung für geistliche Gesänge und von nicht gewöhnlicher Sprachgewandtheit war Nikolaus Selnekker. Auch wer ihn als Streittheologen ungünstig beurteilen muß[3], wird ihn aus seinem ‚Psalter und Gebetlein für die Hausväter und ihre Kinder' (1578) und aus seinen ‚Christlichen Psalmen, Liedern und Kirchengesängen' (1587) als Dichter liebgewinnen und an seinem ernsten, frommen und lautern Sinn sich erbauen. Seine Gesänge sind auch von kulturgeschichtlicher Bedeutung. Auch er eiferte nach der Gewohnheit der Zeit wider den Papst, aber was sein Gemüt am tiefsten bewegte, war der Anblick der innern Zerrissenheit der neuen Kirche, der wachsende Haß zwischen den Theologen und Prädikanten und die allgemein zunehmende Sittenlosigkeit:

> Wo ist jetzund Gerechtigkeit?
> Wo ist die Zucht und Ehrbarkeit?
> Wo ist der Glaub, Treu, Lieb und Gunst?
> Wer dient seim Nächsten jetzt umsunst? . . .
> Gotts Furcht auf Erden nackend ist,
> Der Glaub verschwind't, die Lieb verlischt . . .
>
> Es ist jetzund die letzte Zeit,
> Da Glaub und Lieb darnieder leit;
> Allenthalben ist Triegerei,
> Neid, Haß, Vortheil, Verrätherei . . .

Im Anschluß an Psalm 142 klagt er über die ‚falschen Lehrer':

> Wo ich hinschau bei nah und weit,
> Zur rechten und zur linken Seit,
> Da ist Untreu und Sicherheit,
> Ehrgeiz, Zank, Hochmuth, Herzenleid.

---

[1] Wackernagel 4, 811. 814. 825. 839—840. [2] Wackernagel 3, 883.

[3] Im vierten Bande unseres Werkes hatten wir über ihn in dieser Beziehung wiederholt zu berichten; vergl. die dort im Personenregister angeführten Seiten.



Sie sind ob deinem Wort getrennt,
Wenn ich was red, mich niemand kennt . . .
Ach Herr, du weißt wol was ich mein',
Ich klag und sag dir's jetzt allein . . .

An Stelle von Luthers ,Und steur des Papsts und Türken Mord . . .' setzte er:

Erhalt uns nur bei deinem Wort
Und wehr des Teufels Trug und Mord.
Gib deiner Kirchen Gnad und Huld,
Fried, Einigkeit, Muth und Geduld.

Den stolzen Geistern wehre doch,
Die sich mit G'walt erheben hoch
Und bringen stets was Neues her,
Zu fälschen deine rechte Lehr . . .

Einer seiner schönen Trostsprüche lautete:

Geh deinen Weg
Auf rechtem Steg.
Far fort und leid,
Trag keinen Neid.
Bet, hoff auf Gott
In aller Not.
Sei still und trau,
Hab Acht und schau:
Groß Wunder wirst du sehen [1].

Überall, wo die Dichter noch die alte Kern- und Kraftsprache und den einfach schlichten und innigen Ton der deutschen geistlichen und kirchlichen Lieder des Mittelalters bekundeten, sind sie ansprechend und wohlthuend.

So Benedikt Gletting in seinem Lied:

In meines Herren Garten
Wachsen der Blümlein viel,
Der Glaub thut ihr schon warten,
Die Lieb sein pflegen will
Mit getreuem Herzen
In Geduld und Trübsal viel . . . [2]

So auch Paul Eber in seinem ,Betliedlin zu Christo um einen seligen Abscheid':

Wann ich nu komm in Sterbens Noth
Und ringen werde mit dem Tod,
Wann mir vergeht all mein Gesicht
Und meine Ohren hören nicht,
Wann meine Zunge nichts mehr spricht
Und mir vor Angst mein Herz zerbricht,

[1] Wackernagel 4, 216. 235. 241. 243. 272—274. 286. [2] Wackernagel 4, 160.

Wann mein Verstand sich nicht versinnt
Und mir all menschlich Hülf zerrinnt:
So komm, Herr Christe, mir behend
Zu Hilf an meinem letzten End
Und führ mich aus dem Jammerthal,
Verkürz mir auch des Todes Qual . . .[1]

Demütig vertrauensvoll spricht sich auch Nikolaus Hermann, Kantor zu Joachimsthal († 1561), in seinen Morgen- und Abendliedern aus. Sein Lied um eine selige Sterbestunde:

Wenn mein Stündlein fürhanden ist
Und soll hinfarn mein Straße,
So gleit du mich, Herr Jesu Christ,
Mit Hülf mich nicht verlasse . . .[2]

ging nebst seiner schönen Melodie in katholische Gesangbücher über[3]. Ebenso[4] Philipp Nicolais inniges ‚Geistlich Brautlied der gläubigen Seele':

Wie schön leuchtet der Morgenstern
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn,
Die süße Wurzel Jesse . . .[5]

Zum Trost und zur Erbauung unzähliger diente das Lied des Predigers Martin Schalling:

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!
Ich bitt, wölst sein von mir nicht ferr
Mit deiner Güt und Gnaden!
Die ganze Welt nit freuet mich,
Nach Himmel und Erd nit frage ich,
Wenn ich dich nur kann haben.
Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht,
So bist doch du mein Zuversicht,
Mein Theil und meines Herzens Trost,
Der mich durch sein Blut hat erlost . . .[6]

Ein warmer Hauch kräftigen Gefühls weht in manchen Liedern der Wiedertäufer und der böhmisch-mährischen Brüder[7]. So sang unter ersteren

---

[1] Wackernagel 4, 4. [2] Wackernagel 3, 1211.

[3] Vergl. Bäumker 2, 305—306. ** Über N. Hermann vergl. Nagl-Zeidler 497 ffl. 584 ff. [4] Vergl. Bäumker 1, 92—93. 97, Nr. 327.

[5] Wackernagel 3, 258. Über den Mißbrauch dieses Liedes beim Volke, welches die geistliche Vermählung mit Christus aufs Fleischliche bezog, vergl. Cunz 1, 433. 437.

[6] Unter anderem im Dresdener Gesangbuch von 1590; bei Wackernagel 4, 788.

[7] Über den geistlichen Gesang der Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert vergl. v. Winterfeld, Zur Gesch. heiliger Tonkunst 2, 1—27. Siehe auch Bächtold, Deutsche Litteratur 415 und Anmerk. S. 128 ff. ** Unger, Über eine Wiedertäufer-

Georg Grüenwald, ein Schuster, der, nach dem Berichte einer Chronik der Wiedertäufer, im Jahre 1530 ‚zu Kopfstain um der göttlichen Wahrheit willen gefangen, zum Tode verurteilt und verbrannt worden‘, das Lied ‚Kommt her zu mir, sagt Gottes Sohn‘:

Gern wollt die Welt auch selig sein,
Wenn nur nit wär die Schmach und Pein,
Die alle Christen leiden:
So mag es doch nit anders gsein,
Darumb ergeb sich nur darein,
Der ewig Pein will meiden ...

Was hilft den G'lerten große Kunst?
Der weltlich Pracht? Es ist umsunst,
Sie müssen alle sterben:
Wer sich in Christum nit ergeit,
Dieweil noch ist der Gnaden Zeit,
Ewig muß er verderben.

Die Welt erzittert ob dem Tod:
Wenn jetzund kommt sein große Not,
Dann will er erst frommb werden.
Der schaffet dieß, der ander das,
Sein selbs er aber stets vergaß,
Dieweil er lebt auf Erden:

Und wenn er nimmer leben mag,
So hebt er an ein große Klag,
Will sich erst Gott ergeben:
Ich sorg fürwahr, daß Gottes Gnad,
Die er allzeit verspottet hat,
Ob sein werd schwerlich schweben ...[1]

Unter den böhmisch-mährischen Brüdern ragt besonders Michael Weiße als Dichter hervor. Er gab im Jahre 1531 das erste deutsche Brüdergesangbuch heraus. Ein bekanntes Lied von ihm, welches Luther empfohlen hatte, ist das Begräbnislied:

Nun laßt uns den Leib begraben,
Daran wir kein Zweifel haben,
Er wird am jüngsten Tag auferstehn
Und unverweslich hervorgehn.

Liederhandschrift des 17. Jahrhunderts, in Jahrb. d. Gesch. d. Protest. in Oesterreich 13 (1892), 41 fll. 81 fll. 136 fl.; 17, 187 fll., und Nagl-Zeidler 500 fl. Hier auch über die Exulanten- oder Emigrantenlieder der österreichischen Protestanten. Eine treffliche Arbeit über ‚Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder im sechzehnten Jahrhundert‘ (Prag 1891) lieferte R. Wolkan; hier wird nachgewiesen, daß eine sehr große Anzahl von Liedern der böhmischen Brüder in die protestantischen Gesangbücher Deutschlands überging; vergl. Bäumker im Litterar. Handweiser 1892, S. 204 fl.

[1] Wackernagel 3, 128—129.

Von dem böhmisch-mährischen Bruder Georg Vetter ist das vielgesungene Lied:

> Laß ab, Herr, vom Zürnen
> Ueber uns Elenden!
> Laß ab vom Grimmen,
> Wolst dich zu uns wenden ...[1]

Neben diesen an die mittelalterliche Art kirchlicher Liederdichtung sich anschließenden Gesängen begegnet man vielen andern, welche sich neuer Gefühls- und Ausdrucksweisen befleißigten. Den Reigen der später zahlreichen ‚honigsüßen Wiegenliedlein' eröffnet Johannes Mathesius mit einem im Wittenberger Gesangbuch vom Jahre 1562 abgedruckten Liede, in welchem Christus der Herr angeredet wird:

> O du trautes Jesulein,
> Gottes Lämmelein,
> Erbarm dich mein,
> Faß mich auf dein Rückelein
> Und trag mich fein!
> O Jhesu, liebes Brüderlein,
> Du wolst Emanuelchen sein
> Und unser ewiges Priesterlein[2].

In einem ‚Geistlichen Berglied' vom Jahre 1556 erörterte derselbe Dichter:

> Gott Vater, Sohn, Heiliger Geist
> Durchs sprechen gut Erz wachsen heist,
> Aus Quecksilber und Schwefel rein
> In Seifen, Gängen, Fletz und Stein ..

Er knüpfte daran die Bitte:

> Gott, der du schaffst Kyß, Glanz und Querz,
> Verwandel solchs bei uns in Erz,
> Veredel unser Gäng mit Gschick,
> Durch dein Geist unser Sünd abquick ...[3]

In besonderer Vertraulichkeit stellte Bartholomäus Ringwalt an Gott die Frage:

> Warum willst du dein Angesicht
> Mit Plundern so verdecken,

---

[1] Wackernagel 4, 462. ** Vergl. R. Wolkan, Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder im sechzehnten Jahrhundert. Prag 1891, und Gesch. d. deutschen Litteratur in Böhmen 245 fll.

[2] Wackernagel 3, 1153.

[3] Wackernagel 3, 1151. Vom Jahre 1556.

Und als ein Mann
Mich laufen an
Mit schrecklichen Geberden?
Ach, Herr, nimm ab
Die Nebelkap,
Ich möcht getödtet werden[1].

Noch eigentümlicher berührt in den von Doktor Heinrich Knaust zum Gebrauche der Jugend im Jahre 1571 ‚christlich moraliter und sittlich veränderten Gassenhauer, Reuter- und Bergliblin' die Unterredung:

Ich sprach meim Herre Gott kindlich zu,
Wie ich ihn liebt im Herzen
Und er mir nit desgleichen thu,
Leget mir an viel Schmerzen,

worauf Gott antwortet:

Solchs ich mit Fug
Thu, Männlin klug!
Also ist mein Sitt!
Ju, Ju, Ju, Ju, Ju!
Liebs Männlin, murr nur nit . . .
Auf mich fest bau,
Ob ich gleich hau:
Also ist mein Sitt!
Ju, Ju, Ju, Ju, Ju!
Liebs Männlin, murr nur nit[2].

Die herrlichen deutschen geistlichen Lieder, welche längst vor Luthers Zeit im Gebrauche gewesen waren, lebten noch das ganze siebzehnte Jahrhundert

---

[1] Wackernagel 4, 933. Sonderbar nimmt sich dieses Lied aus im Vergleiche zu Ringwalts einfach schlichtem und körnigem, während einer verheerenden Pest gedichtetem Bußliede: ‚O frommer und getreuer Gott'. Ebd. 4, 909.

[2] Wackernagel 4, 781. Vollständiger Titel bei Wackernagel, Bibliographie 369. Ein der Vorrede folgendes Gedicht von Andreas Gartner besagt: Um der zarten Jugend den Buhlentand aus der Hand zu reißen,

So ist hie förmlich zugericht
Der Jugend all zu gute
Ein Büchlein, auf das best gedicht
Aus gar christlichem Mute.
Das hat gethan der hochgelert
Und edel Doctor Knauste,
Die Jugend schon hiemit verehrt,
Geschrieben mit seiner Fauste.

hindurch im Munde des protestantischen Volkes[1], aber die Erinnerung an ihren katholischen Ursprung war bereits in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, nachdem viele derselben in protestantischen Gesangbüchern Aufnahme gefunden hatten, fast gänzlich verschwunden. ‚Die Sektierer‘, sagte ein katholischer Prediger im Jahre 1562, ‚wollen nit wissen, daß solch schöne deutsche Gesänge, so sie an hohen Festtagen in ihren Kirchen brauchen, von unsern löblichen christlichen Vorfahrern vor hundert Jahren und länger allbereit gesungen worden; erkühnen sich gar frech zu sagen, wir Katholischen hätten diese Lieder, diemal wir sie jetzund noch singen, aus Luthers, ihres Propheten, und andern Gesangbücher gestohlen; hätten auch ehedem von Christus dem Herrn nimmer gesungen, sonder uns aus Furcht und Erschrecken vor ihm versteckt‘; sie behaupten ‚solchs, onangesehen, daß unsere alten Lieder zu seiner Lieb, Danksagung, Lobpreisung und Verherrlichung das Widerspiel darthun‘. ‚Die Sektierer haben weggenommen, was unser ist, und sagen nun: wir Katholischen seien die Diebe.‘[2]

Jene Behauptung hatte unter andern der protestantische Liederdichter Nikolaus Hermann aufgestellt. In der alten Kirche, schrieb er im Jahre 1560, ‚wußte niemand vom Herrn Christo zu singen und zu sagen; er ward schlechts für einen gestrengen Richter, bei dem man sich keiner Gnade, sondern eitel Zorn und Strafe zu versehen, gehalten und ausgegeben‘[3]. Johann

---

Aufs artigst alles wol bedacht,
Aus rechtem Grund der Schriffte,
In gegenwärtig Form gebracht,
Darmit er Gottsforcht stifte ...

Die schon früher bestandene Sitte, weltlichen Melodien und Liedern geistliche Texte unterzulegen, wurde von den Protestanten noch weiter ausgebildet, ‚teils weil auf diese Weise ihre Lehren schnell in Volk und Haus drangen, teils weil das Bedürfnis, der Kirche, der Gemeinde am Gesang teilzugeben, dadurch am leichtesten befriedigt ward. Es gab ganze Sammlungen, wo man nicht allein die weltlichen Melodien oder nur die Liederanfänge behielt, sondern auch den größeren Teil des profanen Textes‘. ‚An den Nutzen dieses Gebrauchs der geistlichen Umdichtungen und Parodien grenzte begreiflicherweise der Mißbrauch hart an. Fischart hatte über das Unwesen zu klagen, daß die Prediger geistliche Lieder von einer wilden Sau, und das geistlich wacker braune Magdelein, den geistlichen Felbinger und Buchsbaum dichteten.‘ Gervinus 3, 28. Sammlungen geistlicher Umdichtungen verzeichnet bei Goedeke, Grundriß 2, 85—87. 210—213.

[1] Vergl. Hoffmann von Fallersleben im Weimarer Jahrb. 5, 79.

[2] Predig auf das hochheilig Fest der Geburt Christi, gehalten im Dom zu Mainz 1562 v. P. Gerhard Fabri. Bl. 2ᵃ. 3.

[3] Reißmann 2, 56—57. Cyriakus Spangenberg behauptete in seiner Schrift ‚Von der Musica‘ S. 161: ‚Im Papstthum‘ habe ‚man alles in der Kirche und in der Gemeine in lateinischer Sprache gesungen; und da auch jemands der Leien solchs, was in Latein gesungen, deutsch berichten wollen, haben's die Geistlichen nicht gern gesehen‘.

von Münster, Erbgesessener zu Vortlage, gab im Jahre 1607 des genaueren eine Anzahl Lieder an, welche die Katholiken gestohlen haben sollten. ‚Zur Verführung der ganzen Christenheit‘, beteuerte er, verberge sich der Papst ‚gleich als der Teufel in Engelgestalt unter Luther‘, indem er in Deutschland allenthalben dessen geistliche Gesänge: ‚Nun bitten wir den Heiligen Geist‘ — ‚Komm Heiliger Geist‘ — ‚Gott der Vater wohn uns bei‘ — ‚Gelobet seistu Jesu Christ‘ — ‚Der Tag der ist so freudenreich‘ und andere geistliche Gesänge mehr ‚öffentlich singen und schallen läßt: welches aber allein dahin angesehen und zu dem Ende gemeint ist, daß nämlich durch solche päpstliche Raub= und Lockvögel unter dem lieblichen Schall der lutherischen Gesänge die Einfältigen desto leichter zu ihnen gelockt, in ihre Fallstricke gebracht, folgends durch ihre Abgötterei gar verführt und in ewiges Verdammnis gestürzt werden möchten‘ [1].

Nun gehörten aber die bezeichneten Lieder bereits dem vierzehnten und dem fünfzehnten Jahrhundert an [2].

Als David Gregor Corner im siebzehnten Jahrhundert sein katholisches Gesangbuch bearbeitete, war er anfangs der Meinung, alle Lieder, ‚so in ketzerischen Gesangbüchlein zu finden‘, wegzulassen. ‚Aber diese Meinung‘, sagte er, ‚hat mir gar ein gottseliger Pater der Societet Jesu gewendet, und mir zu Gemüte geführt, daß die Unkatholischen ihre Gesangbüchlein mit nicht wenigen unsern uralten andächtigen Gesängen gespickt, ja sogar vermessen gewesen, daß sie auch deren etliche mit des Luthers Namen verunreiniget, als da seien: „Der Tag der ist so freudenreich“, „Gelobet seystu Jesu Christ“, „Christ ist erstanden“, „Nun bitten wir den Heiligen Geist“, „Wir glauben all an einen Gott“, „Jesus ist ein süßer Nam“ und dergleichen mehr, von welchen doch die ganze teutsche Christenheit weiß, daß sie älter seien als Luther und sein neues Evangelium. Nun wolle sich keineswegs gebühren, solche gute alte Andachten, deren auch das gemeine Volk so lange gewohnet, nur darum auszulassen, daß sie auch von Feinden des wahren Glaubens gebraucht und ihnen fälschlich zugeschrieben werden.‘ [3]

Anderseits entlehnten aber auch die Herausgeber katholischer Gesangbücher zahlreiche protestantische Lieder, welche nichts Unkatholisches enthielten. So finden sich in dem Gesangbuche des Bautzener Domdechanten Johann Leisentrit vom Jahre 1567 unter den 250 Liedertexten nicht weniger als 39 aus dem im Jahre 1555 erschienenen ‚Schlesischen Singbüchlein‘ des Pfarrers Valentin

[1] Examen und Inquisition der Papisten und Jesuiter, herausgegeben unter dem Namen Maximilian Philos von Trier (1607) S. 190. Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 269. 351.

[2] Bäumker, Kirchenlied 1, 13 fll.

[3] Bei Bäumker 1, 226; vergl. S. 202 die Vorrede des Andernacher katholischen Gesangbuches vom Jahre 1608; vergl. auch S. 233.

Triller von Gora und außerdem noch viele andere protestantische Gesänge[1]. Schon Michael Vehe, Stiftspropst in Halle, benutzte in seinem ‚Neuen Gesangbüchlein geistlicher Lieder' vom Jahre 1537 die seit dem Jahre 1524 erschienenen protestantischen Gesangbücher und brachte mehrere alte katholische Lieder in einer von Protestanten beliebten Form[2].

Wie die geistlichen deutschen Lieder bei den Protestanten, nach den Ermahnungen ihrer Herausgeber, nicht allein zum kirchlichen Gebrauche dienen sollten, sondern auch zum Unterricht in den Schulen und zur häuslichen Andacht, so auch bei den Katholiken. In den Vorreden zu den katholischen Gesangbüchern wird häufig darauf hingewiesen, daß die Lieder und geistlichen Gedichte für ‚die Jungen und Gewachsenen' dazu bestimmt seien, sich ‚damit zu Haus und Feld und Kirchen christlich zu üben', sich ihrer ‚in den Schulen, heiligen Meß, Catechismo, Kreuzgängen und Kirchfahrten, ja auch gar in den Häusern und überall, auch bei der Handarbeit zu gebrauchen'. Eindringlich mahnte insbesondere das Speierische Gesangbuch vom Jahre 1599, die ‚schönen alten katholischen andächtigen und geistlichen Kirchengesänge' möchten von lateinischen und deutschen Schulkindern und dem gemeinen Mann ‚vor und nach dem Catechismo, den Predigen, in und außer der heiligen Messe, bei den Kreuzgängen und Kirchfahrten, ja auch daheim in den Häusern und draußen auf dem Feld, in und bei der Handarbeit, zu unterschiedlichen Zeiten, durch das ganze Jahr gesungen und gebraucht werden, auf daß von jung und alt Gott gelobet und gepreiset, viel böse schändliche und der Jugend sehr fast schädliche Lieder, so bei dieser argen bösen Welt in Schwang gehen, vermeidet und abgeschafft werden': ‚jung und alt, Manns- und Weibspersonen' sollten ‚Gott zu Lob, Ehr und Preis sich fleißig darin üben und ihre Andacht erwecken'. Ein Andernacher Gesangbuch vom Jahre 1608 äußert den Wunsch: ‚Wolt Gott, daß sich alle frommen Eltern befleißigen wolten, ihre Kinder oftermal in die Kirche und Kinderlehre zu führen, auch neben dem Beten und Catechismo diese geistlichen Gesänge, die auch anstatt des Gebetes gebraucht werden können', ‚fein lernen und zu Gemüt führen'. ‚O wie selig sind die Eltern, deren Kinder Mündlein erst den honigsüßen Namen Jesus anrufen, loben und preisen! Denn gemeinlich: was in Gottes Namen anfängt, das endet sich auch in Gottes Namen. Derhalben ihr

---

[1] Bäumker 1, 139 und 2, 44—47.

[2] Bäumker 1, 34—35. 127. Vergl. v. Liliencron in Koch und Geigers Zeitschr. für vergleichende Litteraturgesch. 2c., Neue Folge 1, 146—147. ** Über Michael Vehe und das erste deutsche katholische Gesangbuch vergl. den Artikel von Paulus in den Hist.-pol. Bl. Bd. 110, 469—490. Bäumker in d. Allg. deutschen Biogr. 39, 534 ff. Schönherr, Ges. Schriften, herausgeg. von M. Mayr 1 (1900), 365 ff. Waldner in Mitteil. f. Musikgesch. 1895, S. 13 ff. und gegen ihn Bäumker ebenda S. 50 ff.

selige Kinder, die den Namen Jesus und Maria zu reden anfanget! O ein seliges End dieser Kinder in dem alleinseligmachenden Namen Jesu! Wie wird die milde Mutter Gottes Maria ihren Sohn diesen Kindern am Ende so lieblich zeigen!‘ [1]

Als Dichter neuer Gesänge oder als Übersetzer von Psalmen und lateinischen Liedern ragten unter den Katholiken Georg Wizel, Kaspar Querhammer, Christoph Sweher (Christophorus Hecyrus), Johannes Haym, Kaspar Ulenberg, Rutgerus Edingius, Konrad Vetter [2] und andere hervor; viele schöne Lieder stammen von unbekannten Verfassern [3].

Zu letzteren gehört beispielsweise ein Lied an die heilige Jungfrau, welches mit den Worten schließt:

Aus allem Leid hilf uns im Tod
Und laß uns nit verderben,
Bewahr uns vor der Hölle Noth,
So wir begönnen zu sterben.
Hilf, daß dein Sohn, beids Mensch und Gott,
Uns nimmer laß verderben,
Speiß uns mit seinem Himmelsbrod,
Dadurch wir Gnad erwerben [4].

Eines der innigsten und zartesten Marienlieder ist das von H. J. Sober im Jahre 1598 erschienene fünfunddreißig Strophen zählende Lied: ‚Ein Jungfrau zart, von edler Art, Ihr's Gleichen nie gesehen ward‘ . . .

Mit Gnaden, Kraft und Herrlichkeit
Uebertrifft sie alle Engel weit;
Kein Mensch mags nicht ergründen,
Was der Gruß ist,
Den zu der Frist
Gott selbst ließ ihr verkünden . . .

Maria, der armen Sünder Freud,
Du Mutter der Barmherzigkeit,
Du wöllst mich nicht ausschließen;
Bitt für mein Sünd
Dein liebes Kind,
Laß mich deiner Treu genießen. . .

---

[1] Diese und ähnliche Ermahnungen aus andern Gesangbüchern bei Bäumker, Kirchenlied 1, 193. 195. 196. 202 (vergl. 231) und 2, 56. 58. 62.

[2] ** S. das Namenregister zum ersten Bande von Bäumker, Kirchenlied. Vergl. Allgem. Deutsche Biographie 39, 665 fll.

[3] Die katholischen Lieder bei Wackernagel 5, 888—1361.

[4] Wackernagel 5, 1093—1094.

Mein Gott und Heiland Jesu Christ,
Wiewol du allein mein Helfer bist,
So wilt du doch verehren
Die Mutter dein,
In unser Pein
Ganz gnädiglich erhören [1].

Daß in diesen wie in allen andern vorhandenen Marienliedern irgend ein falsches, die Ehre Christi beeinträchtigendes Vertrauen auf die heilige Jungfrau gesetzt werde, läßt sich nicht behaupten. Auch jedes der zahlreichen zur Anrufung anderer Heiligen gedichteten und gesungenen Lieder enthält nur die Bitte, welche Kaspar Querhammer in seinem Allerheiligengesange ‚O ihr Heiligen Gottes Freundt' aussprach:

Nu bitten wir euch alle gleich,
Ihr wollt uns Gnad erwerben,
Daß wir kommen ins Himmelreich
Bald, wann wir nu sollen sterben:
Für uns ruft Gott den Herren an,
Daß er uns nit wolle verlan,
Daß wir ewig nit verderben.

Durch alle die vielen Hunderte geistlicher und kirchlicher Lieder, besonders auch von der Geburt, dem Leben, Leiden und Sterben des Heilandes, geht der Grundton: Alles Vertrauen beruht in Gott durch den alleinigen Mittler Jesus Christus:

Ewiger Gott, wir bitten dich,
Gib Frieden in unsern Tagen,
Daß wir lieben einmütiglich
Und stets nach deim Willen fragen:
Denn, Herr, es ist kein ander Gott,
Der für uns streitet in der Noth,
Denn du, unser Gott, alleine . . .
Gib uns herzliche Einigkeit
Und die ewige Seligkeit,
Welche in dir steht alleine.

Ach gütiger Heiland, Jesu Christ,
Der du mein einig Erlöser bist,
Mein Gott und Herr, erbarm dich mein
Durch das heilig bitter Leiden dein. . .

Herr Jesu Christ,
Mein Trost du bist
In allen meinen Nöthen.

[1] Vollständiger Titel bei Bäumker 1, 74, Nr. 186. Abgedruckt bei Wackernagel 5, 1283—1285; vergl. Kehrein 2, 55—60.

Gib Lebens Frist,
Wie dein Will ist,
Kein Sünder wiltu tödten,
Der sich bekehrt,
Wie dein Wort lehrt.
Wer fest darauf thut bauen,
Find Gnad allhier,
Des will ich dir
Ganz festiglich vertrauen . . .

Herr Jesu Christ, mein Trost und Freud,
Ich wart auf dich zu jeder Zeit,
Komm wann du wilt, ich bin bereit[1].

Die besten Übersetzungen von Psalmen lieferte Kaspar Ulenberg, Pfarrer zu Kaiserswerth, in seinem Psalter vom Jahre 1582; viele derselben können als mustergültig angesehen werden[2].

In der vierzig Seiten langen polemischen Vorrede hebt Ulenberg die Notwendigkeit hervor, ‚daß man nach der Alten Exempel dem gemeinen Volke anstatt der verführerischen Sangbücher gottselige, reine und ungefälschte Gesänge mitteile'. ‚Wenn bei unsern Zeiten der Sekten allerlei Sangbücher zu brauchen widerraten und verboten wird, so hat das nicht die Meinung, als wolle man das Gute hindern und christliche Gesänge verwerfen; sondern darum geschieht's, daß solche Bücher unrein, verführerisch und mit falscher Lehre besudelt, auch bisweilen der nebengedruckten sektischen Katechismen und schismatischen Kirchenordnungen halben den Einfältigen nachteilig befunden werden. Denn da hat man in die Gesänge mit eingeflickt den ungegründeten, närrischen Lügenruhm, als sei bisher die liebe Wahrheit und Gottes Wort aus der Welt gewesen, sei nun aber endlich durch sie, die Sektarien, auf Erden gesendet; man hat darin die Häupter der Christenheit unbilligerweise geschmäht, und weil sie sich gegen den eindringenden Ketzergreuel gelegt haben, hat man von ihnen gesungen: sie wollen Gott und sein Werk vertreiben. Man hat allerlei Irrtum in die Lieder eingemischt, und, das am schändlichsten ist, hat auch David ohne seinen Dank dazu bisweilen dienen müssen: denn es sind etliche der besten Psalmen durch Ab- und Zuthun also von den Sektarien gefälschet, daß der Prophet in diesen Sangbüchern zuzeiten von Dingen reden muß, die ihm und dem Heiligen Geiste niemals sind im Sinn gewesen.' Dieses sei, erörtert Ulenberg, besonders der Fall bei den von Luther, Justus Jonas und Michael Styfel übersetzten und bearbeiteten Psalmen.

---

[1] Kehrein 2, 153. 529. 600. Wackernagel 5, 955. 1050—1051. 1054. 1116.
[2] Vergl. Bäumker 1, 148—149. 194—195. Abdrücke von Psalmen bei Wackernagel 5, 1067—1085.

‚Aus diesen Exempeln' habe ‚mäniglich zu ermessen, wohin die Sektarien mit ihren neuen Gesangbüchern gehen und arbeiten, und daß man dieselben nicht unbillig in Verdacht habe. Denn was soll man diesen Leuten vertrauen, welche Gottes Wort, die heiligen Psalmen Davids, so boshaft und tückisch verkehren, durch Ab- und Zuthun verdrehen und zu ihrem Vorteil auf widersinnige Weise zwingen, oder mit falscher Lehre vergiften dürfen? Jedoch was sie in diesem Fall fürgenommen haben, ist nichts Neues; die alten Sektarien vor zwölf- und dreizehnhundert Jahren haben desgleichen gethan'. Ulenberg gibt dafür Beispiele an. Wie jene, so hätten auch ‚die jetzigen Sektarien gehandelt': sie hätten ‚ihren alleinigen Glauben, knechtischen, erzwungenen Willen, Verfälschung der Lehre vom Gesetz, Haß gegen die Oberkeit und dergleichen andern Irrthum' in ihre Gesänge gebracht, ‚und also mit feinen Melodien und zierlichen Worten die Einfältigen jämmerlich betrogen'. Und wie von ‚der Arianer trotzigem bissigen Singen einmal zu Konstantinopel schier ein Aufruhr entstanden', ‚also haben auch die jetzigen Sektarien im Anfang ihres blutsäufigen Evangeliums allerlei aufrührische, mordsüchtige Lieder gemacht und gesungen, von welchen man in Wahrheit sagen möchte, wie die Griechen von des Drakons Satzungen, daß sie mit Menschenblut geschrieben seien' [1].

Der ‚polemisch-stürmische' Charakter so vieler protestantischen geistlichen Lieder wurde bereits in den Jahren 1534 und 1537 von Georg Wizel strenge gerügt. ‚Die Häretiker', schrieb er, ‚erfreuen sich wunderbar an ihren neuen geistlichen Liedern oder vielmehr Schmachliedern, in welchen sie das Gift ihrer Häresie den Herzen der Einfältigen sanft eintröpfeln, die Kirche verleumden, gegen sie blitzen und fluchen.' ‚Ein großer Teil' ihrer ‚christlichen Gesänge' sei nicht allein ‚wider Gott und sein Wort', sondern auch ‚mehrenteils trotzig und stürmisch, und etliche würden, wenn sie solche dorische Weisen fingen, lieber mit Fäusten dreinschlagen als singen' [2]. ‚Neuer Lieder und Gesäng

---

[1] Kehrein 1, 105—107. Wackernagel, Bibliographie 401—402.

[2] Angeführt bei Döllinger, Reformation 1 (2. Aufl.), 46. 58—59. In der Vorrede zu dem zu Tegernsee im Jahre 1574 gedruckten Katholischen Gesangbuch sagte Adam Walasser: ‚Christlicher, lieber Leser: nachdem man die Fußstapfen unserer frummen Voreltern verlassen und sich auf allerlei Irrweg begeben, da ist auch allerlei Gottlosigkeit und Leichtfertigkeit in die Welt kommen: da ist die göttliche Schrift zusammt der h. Väter Lehr verfälscht, verkehrt, darvon und darzu than worden; und also ist man auch mit den Gesängen umgegangen, wie mit einem oder zweien Exempeln hie bewiesen wird. In dem Gesang: „Wir glauben all an einen Gott" u. s. w. wirdt ausgelassen, daß Christus sei gen Höll abgestiegen und die Gemeinschaft der Heiligen, gleich als wären's nicht auch Artikel unseres christlichen Glaubens. Derwegen wird gesetzt, „daß hie all Sünd vergeben werden", so doch Christus gesagt hat: „die Sünd

waren erstlich', schrieb der Franziskaner Johannes Nas im Jahre 1568, ‚bei ihnen kein Ziel noch Maß; da kam ein Psalmbüchlein nach dem andern ans Licht, welche Gesang alle mußten Psalm haissen.' Viele derselben seien freilich, ‚als zu grob gesponnen, nunmehr ausgemustert worden', zum Beispiel:

> Martinus hat gerathen,
> Man soll die Pfaffen braten
> Und soll mit München underschüren
> Und soll die Nunnen in d' Frauhäuser führen, Kyrie eleison.

Oder:

> Aus tiefer Noth — schlahe Pfaffen zu todt
> Und laß keinen Münch nit leben u. s. w.

Aber ‚immer noch singen und klingen sie ihr blutgieriges Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort"'. Aus dem Liede ‚Lobt Gott, ihr

---

in h. Geist werde weder hie noch dort vergeben". Item zu End der zehn Gebot hängen sie an: „Es ist mit unserm Thun verloren, verdienen doch eitel Zoren." Und in dem Psalm „Aus tieffter Noth" singen sie: „Es ist doch unser Thun umsonst, auch in dem besten Leben", welche Wort weder in diesem Psalm noch in ganzer h. Schrift gefunden werden. Doch gib ich gern zu, daß der Secten Thun umsunst sei und sie eitel Zorn verdienen: aber nit also mit den frummen katholischen Christen; ihr Thun soll, ob Gott will, nit verloren sein. Aber das geschicht alles darum, daß man den Leuten Ursach gebe, daß sie nichts Gutes thun, und also alle geistliche Zucht und Ehrbarkeit ausgetilgt werde. Deren Exempel möchten viel hundert hieher gezogen werden, aber es sei genug mit diesen, damit sich ein einfältiger Christ vor den sectischen Psalmbüchlin und Kirchengesang wisset zu hüten. Neben diesen seind auch herfürkommen allerlei leichtfertige, unzüchtige Schandlieder, die auch aus solcher falscher fleischlicher Lehr ihren Ursprung haben. Und ist leider dahin kommen, daß, weß sich die alten Christen geschämet hätten, deß berühmen sich die neuen Christen. Ja, was man an vielen Orten redet oder singt, das ist entweder Ketzerei oder Unzucht und Leichtfertigkeit. Daher kommt es auch, daß weder Glück noch Heil im Land mehr ist, welches nicht geschehe, wann man bei unser frummen Voreltern Fußstapfen bliebe, welche viel feine andächtige Gesang durch das ganze Jahr, von Fest zu Fest, auch in Bittfahrten und Kreuzgängen Gott und seinen Heiligen zu Lob und Ehr gesungen und Benedeiung und Segen dabei gehabt haben. Solcher alter andächtiger Gesang und Lieder viel seind dem gemeinen christlichen Layen zu gut in dieses Büchlin zusammengedruckt worden, daß er nit allein in der Kirche Gott lobe, sonder auch im Haus oder auf dem Feld sein Arbeit im Lob Gottes verrichte, und sich von weltlichen, unzüchtigen schandlichen Liedern enthalte. Gebrauch dich, christlicher Leser, dieses Gesangbüchlins Gott und seinen Heiligen zu Lob und Ehr, hüt dich vor der Secten Gesang und Lehr, und sei fröhlich in dem Herren.' In der Vorrede zu einer vermehrten Auflage vom Jahre 1577 fügte Walasser noch hinzu, Glück und Segen habe ‚man keins zu gewarten, bis so lang wir Katholischen von Sünden abstehen und durch wahre Buß uns zu Gott bekören, die Sectischen auch von ihren Irrthumben sich wiederumb in die alte, katholische, römische Kirch begeben'. Wackernagel, Bibliographie 649. 653. ** Über A. Walasser s. Paulus im ‚Katholik' 1895, II, 453 fll. v. Reinhardstöttner, Forschungen 2, 54 fl. 58 fl. 83 fl.

frummen Christen', führte Nas zum Beweise ‚evangelischer Sanftmut' die Strophe an:

Hört zu, ihr lieben Brüder,
All die gut Christen seint:
Zum Fenlein tracht ain jeder,
Ehr wöllen wir legen ein;
Die Feind wöllen wir angreifen,
Ich mein das beschoren Geschlecht;
Ich hör die Trummen und Pfeifen:
Her, her, ihr lieben Knecht[1].

David Gregor Corner wies später darauf hin: ‚Wil Einer des lutherischen Geistes, Ander zu geschweigen, Ein merklich Exempel haben, so höre er nur den Anfang des allerletzten Liedleins, welches Luther kurz vor seinem Untergang gemacht, wie solches unter andern zu finden ist im Nürnbergischen Lutherischen Gesangbuch mit dieser Ueberschrift: „D. Martini Lutheri letztes Gesang zum Valete dem römischen Papst gemacht, und den Kindern zu Mitfasten an Stat des Todts Austragen, gemelten Papst aus der Kirchen zu jagen, im Thon: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort":

Nun treiben wir den Papst hinaus
Aus Christi Reich und Gottes Haus,
Darin er mördlich hat regiert
Und unzählig viel Seelen verführt.
Troll dich auch, du verdammter Sohn,
Du rothe Braut von Babylon,
Du bist der Grewel und Antichrist,
Voll Lügen, Mord und arge List . . .'[2]

Es war bei den Protestanten ein feststehender Grundsatz, daß die kirchlichen Gesänge, wie Cyriakus Spangenberg schrieb, auch dazu bestimmt seien, ‚den Ketzern und falschen Lehrern zu begegnen'. So singe man zum Beispiel: ‚„Es ist das Heil uns kommen her", wider die Papisten und Werklehrer, welches ja nicht ein unnötig Ding ist'. ‚Das allerärgste' sei, wenn die Obrigkeit ‚nicht dulden wolle, daß man geistliche Lieder singe', wie ‚zur Zeit des Interims an vielen Orten das Liedlein „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" öffentlich zu singen verboten, an etlichen Orten dem Papst zu Ehren also verbessert wurde, daß man für das Wort „Papst" Teufel setzen mußte, ‚damit also ohn ihren Dank an Tag käme, wofür der Papst zu halten, und wie gut er wäre'[3].

---

[1] Schöpf 25—26. Das zuletzt angeführte Lied ist von Ludwig Hailman; es fand Aufnahme in das Marburger Gesangbüchlein von 1549. Wackernagel, Kirchenlied 3, 369—370.

[2] Bäumker, Kirchenlied 1, 219. Das Lied selbst ist nicht von Luther, er ließ es aber unter seinem Namen ausgehen. Vergl. Goedeke, Dichtungen von M. Luther 155.

[3] Von der Musica 28. 154.

Von katholischer Seite wurden protestantisch-polemische Lieder wiederholt mit Gegenliedern bekämpft. So fand beispielsweise Luthers ‚Christliches Kinderlied‘:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord ...

in Leisentrits Gesangbuch die Entgegnung:

Bei deiner Kirch erhalt uns, Herr,
Behüt uns vor aller Secten Lehr,
Dein Kirch ist einig unzertrennt
Bei deinem Rock man sie erkennt.

Der Secten Lehr sind Menschen Fund,
Sie sind zertheilt und han kein Grund,
Verführen manches frommes Herz,
Vor Gott ist es fürwahr kein Scherz ...

Beweis, o Gott, dein gwaltig Kraft,
Damit der Türk an uns nichts schafft;
Hilf, daß die Secten ausgerott
Werden durch dein göttliches Wort ...[1]

Auf das Lied von Paul Speratus ‚Es ist das Heil uns kommen her ...‘[2] brachte das Speierische Gesangbuch vom Jahre 1599 und das Mainzer Cantuale vom Jahre 1605 die Umdichtung:

Das Heil kommt uns gewißlich her
Aus Gnad und lauter Gute,
Christus hat uns durch Leiden schwer
Erkauft mit seinem Blute:
Im Kreuz, Verdienst und Tode sein
Steht unser Seligkeit allein,
Darauf wir uns verlassen.

Aber nicht der Glaube allein, sondern nur der in Liebe thätige Glaube mache gerecht vor Gott und selig:

Erst muß der Glaub im Herzen sein,
Geben ein fest Vertrauen,
Darauf muß dann die Liebe rein
Mit ihrem Thun sich bauen:
Diß seind gleich wie zwei Arme schir,
Die Christum eigen machen dir
Und freundlich ihn umfangen.

---

[1] Sechs Strophen. Wackernagel 5, 1002. Vergl. die Umdichtung im Rheinfelsischen Gesangbuch vom Jahre 1666 bei Bäumker 2, 295—296. Lieder für und gegen Luther verzeichnet bei Goedeke, Grundriß 2, 156—158, § 121.

[2] Vergl. oben S. 183 ff.

Hieraus fleußt dann die Hoffnung gut,
Die nicht zu Schand lest werden,
Damit das Herz sich stärken thut
Auf dieser Welt und Erden:
Diß all muß fein beinander sein,
Am Glauben ist nicht gnug allein,
Wo man wil selig werden ...[1]

Ein anderes Lied beginnt:

Der Glaub in Lieb so thätig ist
Nach Gottes Wort und Willen,
Vermag allein in Jesu Christ
Des Vaters Zorn zu stillen ...[2]

In einem Liede vom heiligen Abendmahl in Behes Gesangbuch wird der kirchliche Brauch verteidigt, daß die Laien nur unter einer Gestalt kommunizieren, und der Rat erteilt:

Laß uns nit lenger disputiren
Und die Lieb darüber verlieren,
Das ist mein allerbester Rath:
Beweist den Glauben mit der That,
So würd Gott bald Gnade geben,
Der Kirche nit zu widerstreben,
Und uns verleihen Einigkeit,
Die wehren würd in Ewigkeit[3].

Scharf polemisch ist in einem zu Innsbruck im Jahre 1587 erschienenen ‚Katholischen Gesangbüchlein‘ die Schlußstrophe eines ‚Gesanges von den heiligen sieben Sakramenten‘:

Drumb weit hindan
Der gottlos Man,
Luther, sambt seinen Gsellen,
Die uns aus Traꝫ
So edlen Schatz
Mit Trug abstelen wöllen!
Einer wil ains:
Der ander kains,

---

[1] Wackernagel 5, 1154—1156. Vergl. Bäumker 1, 156.

[2] Kehrein 2, 365. Wackernagel 5, 1003. Vergl. Bäumker 2, 208. Gegen das Lied von Lazarus Spengler ‚Durch Adams Fall ist ganz verderbt ...‘, bei Wackernagel 3, 48—49, die katholische Antwort ‚Die Erbsünd kommt von Adams Schuldt‘, bei Wackernagel 5, 988. Auf das protestantische ‚Ein Kindelwiegen oder Wyhenachten Lied den vermainten Geistlichen zu Lob zugericht‘ vom Jahre 1524, ‚Der Tag der ist so frewdenreich Allen Curtisanen ...‘, bei Wackernagel 3, 393—394, erfolgte im nächsten Jahre die Antwort eines Katholiken, ‚Wider die falschen Evangelischen‘, bei Wackernagel 5, 913—917.

[3] Wackernagel 5, 947—948.

Der drit zway, drey oder viere,
Darbey man leicht kann spüren,
Was für ein Geist
Sie lehrt und weist,
Nemlich die Schlang,
So von Anfang
Ein Lugner ist gewesen:
Hilf Gott, daß wir
Gar bald und schier
Von Ketzereyen gnesen[1].

Solchen vereinzelt vorkommenden Liedern steht in protestantischen Gesangbüchern eine große Zahl von Liedern gegenüber wider den Papst und die Katholiken. Dahin gehört in den Nürnberger, Erfurter und Zwickauer Enchiridien von 1525—1528, in den Straßburger Gesangbüchern von 1525—1543 und in andern Sammlungen ein von Michael Styfel abgefaßtes Lied von nicht weniger als 18 sechszeiligen Strophen wider den Papst als Antichrist:

Er will als ein Lehrer sitzen,
Würgen ist sein größte Wytz;
Seinen Kirchhof muß beschützen
Bannes Kraft und Heeres Spitz;
Wer ihn straft, den thut er schmitzen,
On Gewalt sein Stuhl hat kein Stutz.

Darumb sieht er auf mit Sorgen
Als ein Löw in seiner Hul,
Daß ihm keiner bleib verporgen,
Der ihm setzen wil ein Ziel;
Wer solches thut, der muß erwurgen,
Ihn bringt sein Netz in das Spiel . . .[2]

Das Züricher Gesangbuch vom Jahre 1540 enthält in einem Liede von Thomas Blarer die Verse:

Wie sehr haß ich die Kirchen
Falsch gnanntes geistlichs Stands,
Der Leyen und der Clerchen,
Ich mein des Bapstes Brands . .[3]

Die Straßburger Gemeindegesangbücher von 1562 und 1566 beschuldigten ‚die Papisten‘:

Sie reden all aus falschem Mund
Mit uneinigem Herzen,
Ihr Lehr steht los, hat keinen Grund,
Den Gwissen macht sie Schmerzen;

---

[1] Wackernagel 5, 1134—1135. [2] Wackernagel 3, 79—80.
[3] Wackernagel 3, 599.

Mit Fegfeuer, Ablaß, Meß und Bann
Die ganze Welt verführet han:
Das laß dich, Herr, erbarmen! . . .
Dann wo der gottlos Hauf regiert,
Da wird dein Volk genarrt, verführt
In ein abgöttisch Wesen [1].

In einem zu Greifswald gebräuchlichen elfstrophigen Kirchenliede ‚Der Papst hat sich zu Tode gefallen‘ wird Luther gepriesen, daß er ‚dem Teufel und Papst‘ sein Reich genommen und seine Gewalt zerstört habe [2].

Ein mit Alleluja endigendes 37 Strophen langes ‚Freudengeschrei über das gefallene Papstum‘ von Martin Schrod jubelt auf:

Jetzt sitzstu nacket bloß auf Erdt,
Dein Priesterschaft die ist unwerdt,
Vertriben oder erschlagen.
Der siebendt bleibt bei Leben nicht,
Habt gehandelt wie die Bößwicht,
Wie Sibylla euch thut sagen . . .
Wie Lucifer aus Himmels Thron
Also empfachstu deinen Lohn,
Wie Pharao im Mör ertrunken [3].

‚Wider die unzählig Gesänge, welche von den Sektierern, als wären es geistlich Lieder unter geistlicher Melodie zu singen, zu Schändung und Schmähung von Papst, Bischofen, Geistlichkeit und allen Katholischen schier tausendfältig ausgingen‘, schrieb Johannes Nas einige Lieder, welche keinen Anspruch darauf erheben wollten, daß sie ‚fein säuberlich seien und von zarten Worten, viel eher grob und ungeschlacht‘. ‚Denn wenn ich zartlich sein wollte, würden mich die heillosen Prädigkanten‘, meinte Nas, ‚gar nit verstehen.‘ Er veröffentlichte im Jahre 1568 ‚Ein Widerschall und Gegenhall von den bösen Früchten der evangelosen Prädigkanten, so jetziger Zeit den christlichen Fried zerstören mit Gemälen, Schreiben, Singen und Lehren, und die katholischen Kirchen calumniren‘. Es beginnt:

Mitleidig muß ich heben an,
Wils auch verkünden jedermann,
Was Arges ist vorhanden
Vom Satan, der nun ledig ist
In all sein Prädigkanten.
Und daß ihr sie erkennet recht
Des bösen Antichristen Knecht
Vom Lucifer geboren:
Sie alle erst katholisch war'n,
Letzlich seins treulos worden . . .

[1] Wackernagel 3, 650. [2] Wackernagel 3, 789; vergl. 4, 742, Nr. 1098.
[3] Wackernagel 3, 974.

Von der Augsburgischen Konfession dichtete er im Jahre 1588:

Luthers, Melckthons Confusion
Von Ausprütz ist geboren,
Welch des Abfalls Mutter war,
Gefiel den Mönchen und Thoren,
Darburch viel guter Sitten alt
Verwüst sein und gefallen,
Darzu die Welt ihn juchzet bald,
Dem Luthers Kalb zu g'fallen [1].

Solche polemische Ergüsse sind beklagenswert. Sie hatten aber wenig zu bedeuten im Vergleich zu all den Liedern jener Dichter, welche den Kampf gegen das Papsttum als ‚ein heilig, stetig zu mehrendes Erbgut Lutheri' betrachteten.

Der Prediger Justus Jonas wollte nach der Melodie ‚Wo Gott der Herr nicht bei uns hält' zu Gott gesungen haben:

Schütt deinen Grimm auf Rom die Stadt,
Die Christum längst verrathen hat,
Auf gottlos Mönche und Pfaffen!
Schütt deinen Grimm aufs heillos Volk,
Das dich, Herr Gott, nicht kennt,
Auf all Papisten, Teufels Volk,
Die dein Wort Irtumb nennen,
Die gar nicht wissen, was beten ist,
Vertrauen auf ihre welsche List,
Aufs Bapsts und Pfaffen Ränke . . . [2]

Der Prediger Bartholomäus Ringwalt unterwies in einem ‚geistlichen Kinderliede' die Kinder, Gott anzurufen ‚wider den römischen Antichrist':

Er will vertilgen mit dem Schwert
All Menschenkinder deiner Herd,
Die sein Person und sein Gebot
Nicht ehren wollen als ein Gott.

Gott möge seine Braut beschirmen ‚wider des Teufels arge Haut'

Von Babylon, die deine Ehr
Mit ihren Lügen lästert sehr,
Und wirf sie mit all ihrem Bund
Hinunter zu der Höllen Grund,
Wie uns sagt, daß es soll geschehn,
Johannes, der's im Geist gesehn [3].

---

[1] Sextae Centuriae prodromus (1569) Bl. 252 fll. Wackernagel 5, 1023—1030.
[2] Wackernagel 3, 44.
[3] ‚Die lauter Wahrheit', Ausgabe von 1588 S. 443 fll.

In einem andern Liede flehte derselbe Dichter wider den Papst, ‚die Hur von Babylon‘:

Ach Herr, halt über deinem Bund,
Dem Worte der Genaden,
Und stoß das lose Weib zu Grund
Mit ihren Osterfladen,
Mit welchen sie dich täglich schend,
Und ihre Meß ein Opfer nennt,
Die Seelen zu erlösen.

Ein solchen Grewel nicht gestatt
In dein Gemein zu tragen,
Verbrenn die alte Mörderstat
Sampt ihren Roß und Wagen,
Daß jeder sprech: Sie leit, sie leit,
Sampt aller ihrer Herrlichkeit,
Die große Babylone [1].

Der Schullehrer und Diakonus Ludwig Helmbold zu Mühlhausen in Thüringen rief in seinen ‚den gottseligen Christen zugerichteten geistlichen Liedern‘ (1575) ebenfalls wiederholt Gott an wider die ‚abgöttischen‘ Papisten:

Gebeut christlicher Oberkeit,
Daß sie in ihrem Land nit leid
Abgöttische Propheten.
Ja es ist ein unmöglich Ding,
Des Bapsthums Mord erkennen
Und darnach schlahen in den Wind:
Das Herz im Leib muß brennen.
Und will ein jeder haben Recht,
Sollt er's auch mit Gewalt verfecht,
Sölchs thut der römisch Antichrist,
Und was mehr von dem Teufel ist.

Nach der Melodie ‚Herr Christ der einig Gottes Sohn‘ lehrte er singen:

Das antichristisch Bapstumb,
Darin die Welt gestackt,
Hast du durchs Evangelium
Dem Luther aufgedackt . . .
Es ist zwar viel geschwinder
Denn wir der böse Feind
Mit seinen Jesuweitern,
Dennoch muß gehn zu scheitern
Alles, was dir wider ist [2].

---

[1] Wackernagel 4, 991.

[2] Wackernagel 4, 645 fll. 668—669.

In einem ‚Neuen Te Deum laudamus vom Bapst Paulo dem Dritten‘ beteuerte Erasmus Alber:

Dein Heiligkeit verfluchet ist,
Du Mensch der Sund und Widderchrist;
Dem Satan, beim Heubt, hengstu an,
Der nichts denn lügen und würgen kan . . .
Die ganze Rott der Bschornen all
Rhümen von dir mit großem Schal,
Du Allerheiligster!
O Allerheiligster,
Viel heiliger bist denn der gekreuzigt Christ! . . .
Dein Rott lehrt, daß die Ablaßkist
Die Sund vergeb gwisser denn Christ.
Deins Götzendiensts und Abgötterei
Sind wir, Gott Lob, nun forthin frei.
Teglich, Bapstesel, wir fluchen dir
Und Christus Namen preisen wir . . .

Dem Liede folgte ein Gebet ‚wider das teuflisch Reich des Widderchrists‘ [1].

Während so die geistliche und gleichzeitig auch die weltliche Kunstdichtung den deutschen Büchermarkt mit lehrhaften und polemischen Erzeugnissen von sehr zweifelhaft poetischem Werte überschwemmte, verlief sich der ehemals frische Strom der deutschen Volksdichtung in einer völligen Sandwüste.

[1] Wackernagel 3, 892—893. Die schlimmsten Verse gegen den Papst als ‚den größten Bösewicht‘ haben wir weggelassen. Ein neues ‚Vater Unser‘ desselben Kirchenlieberdichters begann: ‚Bapst Vatter aller verlöugneten Christen, geschendet werd dein verfluchter Nam, zukumm dein Reich in der Helle, dein teuflischer Wille müsse bald unterliegen‘ u. s. w. S. 894—895. Philipp Wackernagel, der fleißigste protestantische Hymnologe der Neuzeit, äußert seine Freude über derartige Lieder. Sie seien zwar, sagt er Kirchenlied 3, XII, ‚nicht immer Lieder im hohen Kirchenstil, wie es sich für das Gemeindegesangbuch ziemte, sondern nicht selten im niedern Volksstil‘, aber sie seien ‚immerdar Lieder großes Ernstes, oft grimmiges Ernstes, auch im Spott, wenn der Mensch der Sünde‘ — das heißt der Papst — ‚in seinen Verlarvungen und Verkleidungen dargestellt wird, furchtlos, wie es den Deutschen damals eigen war. Damals!‘

Zweites Buch.

Volkslitteratur.

I. Volkslied — Gelegenheitsgedicht und ‚hochfürstliche Hofpoesie' — Meistergesang — Hans Sachs.

Mit vielseitiger, ureigener dichterischer Schaffenskraft und einer unerschöpflichen Sangeslust war das deutsche Volk aus dem fünfzehnten Jahrhundert in das sechzehnte eingetreten. Alle Stände freuten sich an dem herrlichen Liederschatze, dem Erben früherer Zeit, das nun ein Gemeingut aller geworden war, das Alltagsleben erheiterte und verklärte, den Festen und Feierlichkeiten ungesuchten Jubel und Glanz verlieh [1]. Als dann der Sturm der großen kirchlichen und politischen Umwälzungen losbrach und die Einheit und Kraft des Volkes erschütterte, bewahrte die Jugend, welche mitten unter den furchtbaren Erschütterungen heranwuchs, noch lange die alte ‚edle Lust an den lieblichen und im Herzen gewachsenen Gesängen der Vorfahren' [2]. Während die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundfesten zu wanken begann, und Klagen über die innere Zerrissenheit, über die blutigen Kämpfe und den wachsenden Notstand der unteren Volksschichten ganz Deutschland erfüllten, klangen immer noch viele der alten Sangesweisen fort, und bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus gesellten sich einzelne erfreuliche Lieder dem alten Sangeshorte bei.

Aber ein neuer Frühling der Poesie konnte nicht erblühen in einer Zeit, welche nur ein Bild des Aufruhrs, der Verwüstung und der Zerklüftung der Nation in verschiedene, einander feindlich sich gegenüberstehende Parteien darbietet. Haß, Neid und Eifersucht und wechselseitige Schmähung und Beschimpfung traten als herrschende Mächte in den Vordergrund des damaligen Lebens und brachten die fröhlichen Naturlaute und die tiefsten und edelsten Gefühle des menschlichen Herzens, aus welchen ehedem die Volksdichtung ‚wundersam geredet' hatte, zum Schweigen [3]. Was als weltliches Lied noch

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 264 fll.

[2] Von der Werlte Eitelkeit Bl. A [2].

[3] Prutz, Vorlesungen 49, meint: ‚Die Reformation führte einen neuen Frühling der Poesie herauf.' Aber ‚wo sind die künstlerischen Errungenschaften,' fragt Friedrich Wilhelm Arnold, einer der gründlichsten nichtkatholischen Forscher, ‚welche die angebliche Blütezeit des Volksgesanges während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

geschaffen wurde, verfiel zumeist ins Grobe, Gewerkmäßige und Gemeine, besten Falls in jenen lehrhaften, unmittelbarer Gefühlsäußerung baren Ton, welcher das wesentlichste Kennzeichen auch der damaligen geistlichen Lieder war. In beiden Arten von Liedern wurde nicht selten mit unsäglicher Weitläufigkeit eine nur harte, ungefüge Prosa in Reime gebracht.

Selbst in den Wein- und Zechliedern machte die Betrachtung sich breit, und nicht mehr die muntere, sondern die zügellose Laune kam in denselben zum Ausdruck. Da wurde gesungen:

> Fröhlich zu sein ist meine Manier,
> Dabei da will ich bleiben,
> Und ob's verdröß den Teufel schier,
> Davon bin ich nit zu treiben . . .
> Damit wünsch ich ein trunken Nacht,
> Dazu ein vollen Morgen.

Oder man sang:

> Es wolt ein Frau zum Weine gan,
> He ro ri ma to ri;
> Sie wolt den Man nit mit ir lan,
> Gureßch, gureßch, gu rißi maretsch,
> He ro ri ma to ri.
>
> Woltstu mich denn nit zechen lan,
> He ro ri ma to ri,
> So wolt ich zu eim andren gan,
> Gureßch . . .[1]

Ein Besinger des ‚Katzenjammers' klagt, daß ihm das Gehirn gesunken, daß er ‚toll und tumm' sei:

> O weh, ich kann nit gehn,
> Wie ist mir doch geschehen?
> Kann auch nit auf den Füßen stehn,
> Wie hab ichs übersehen?

---

zur Folge hatte? Auch nicht ein einziges bedeutendes Resultat läßt sich nachweisen'. ‚Die Blütezeit des deutschen Bürgertums sowie des deutschen Volksgesangs war vorüber.' ‚Durch die Reformation ist eine Brandfackel unter das deutsche Volk geschleudert, die mit ihrer wilden Lohe alles zu verzehren sucht. Kirche und Staat erzittern in ihren Grundfesten, und alles Bestehende droht aus den Fugen zu gehen, so daß jeder glaubt, das Ende aller Dinge sei hereingebrochen. Das sind keine Zeiten für die weichen Accente unseres harmlosen Volksliedes.' In Chrysanders Jahrbüchern 2, 21. 169.

[1] Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder 155—156. Goedeke und Tittmann, Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert 129. 133. Vergl. Menzel, Deutsche Dichtung 2, 348.

Ich geh im Schwank, fall auf die Bank,
O weh, ich kann nit sitzen!
Der Magen quillt, ist überfüllt,
Der Wein will von mir schwitzen[1].

Ägidius Albertinus führt als ein gebräuchliches Sauflied an:

Wir wollen schlemmen und demmen bis an den Morgen,
Laßt uns fröhlich sein ohne Sorgen . . .
Wir haben von keinem vernommen,
Der von der Höll wär wieder kommen
Und uns sagete, wie es da stünde,
Gut Gesellschaft treiben ist nit Sünde:
Sauf dich derwegen voll und leg dich nieder,
Steh auf und saufe dich voll wieder[2].

In Kaspar Steins Peregrinus finden sich ‚Schlemmerliedlein' des Inhalts:

Sauf dich voll und leg dich nieder,
Steh auf und füll dich wieder,
Speh aus Leber und Lung,
Das heißt gesch . . . . . über die Zung;
Also, schreibt der groß Alexander,
Vertreibt ein Füll die ander . . .[3]

Was die Soldatenlieder anbelangt, so sangen die Landsknechte manche Lieder voll frischer fröhlicher Kriegslust, aber auch andere, welche ihr Wesen und Treiben selbst in Freundesland treffend bezeichneten:

---

[1] Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder 174. Vergl. den ‚Schlemmer Vorsatz' 156.

[2] De conviviis 65[b]—66.

[3] Mitgeteilt von H. Frischbier in der Zeitschr. für deutsche Philologie 9, 213 bis 219. In den Liedern des sechzehnten Jahrhunderts werden ‚Vorgänge des niedern Lebens besungen und mit einer Treue dargestellt, die häufig an Brutalität grenzt, und die Musik nimmt willig und mit großer Entschiedenheit an dieser Darstellung den ausgedehntesten Anteil'. Reißmann 2, 37—38. Gervinus 2, 258. 275—276 sagt über den Verfall der Volkspoesie: ‚Man darf im allgemeinen annehmen, daß in dem Maße, wie in den Zoten- und Lotterliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede die Roheit steigt, das Alter der Lieder im allgemeinen sinkt.' ‚Die größere Roheit zog in das Volkslied erst in den Zeiten der Verwilderung im sechzehnten Jahrhundert ein.' Wie im Roman, so entfernte man auch in den Romanzen ‚gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mehr und mehr das Harte und Wilde. Die schrofferen und erschütternden, blutigen und schauerlichen Rachegeschichten, die schauderhaften Szenen der Wildheit, Räuberei und Mordlust, die unter dem wüsten und wandernden Volk und auf seiner Bühne, dem Wirtshause, spielen, lösen sich in den Zeiten des endenden fünfzehnten und etwa ganz im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mehr ins Rührende auf; schon in den Texten, aber ganz entschieden in der Musik; später aber und noch im siebzehnten Jahrhundert kehrten die Romanzen in jenem Geschmack häufiger mit den verwilderten Zeiten wieder.'

Wein vollauf für Bruder Veit,
Zu fressen gnug, daß über bleibt,
Zech angeschrieben, daß keiner was geit,
Und den Wirth bezahlt, daß er nach dem Bader schreit.

‚Wenn sie einem Dorf zuziehen,' schrieb ein Zeitgenosse, ‚legen sie ihr Trummel selber also aus':

Pide, pide, pum,
Hüte dich, Bauer, ich kum,
Denn ich bin nicht frum,
Ich stele und raube um und um.

Ein anderes Lied ließ sich vernehmen:

Ein Landsknecht und ein Becken Schwein
Sollen allzeit satt und voll sein,
Denn eigentlich sie wissen nicht,
Wann man sie würgt und niedersticht [1].

Aus den Liebesliedern schwand die Innigkeit der Empfindung und die Zartheit des Gedankens: unter dem Einfluß einer wachsenden Entsittlichung gewann auch auf diesem Gebiete das Erotische ein größeres Übergewicht. Es werden, schrieb Katharina Zell im Jahre 1534, ‚nun so viel schändlicher Lieder von Mannen und Frauen, auch den Kindern gesungen in der ganzen Welt, in welchen alle Laster, Buhlerei und andere schändliche Dinge den Alten und Jungen fürtragen wird und die Welt je gesungen will haben' [2]. ‚Der böse Feind hat die Sache dahin gebracht,' sagte neun Jahre später Martin Butzer, ‚daß diese herrliche Kunst und Gabe, die Musik, schier allein zur Üppigkeit mißbrauchet wird, daß dann nicht allein so viel ein schwerer Sünd ist, so viel die Kunst ein herrlicher Gabe Gottes ist, sonder auch so viel sie gewaltiger machet zu Herzen gehen und ins Gemüte kommen dasjenig, dazu sie gebraucht wird. Daher es auch erschröcklich ist zu gedenken, was Ärgernis bei der Jugend und andern durch die teuflischen Buhllieder angestift wird, so daß, welches ohnedas zuviel anmutig und im Sinn liegt, erst durchs Gesang noch anmutiger und tiefer in Sinne und Herz gesteckt wird.' [3]

Unzählige Schlemmer- und Buhllieder wurden auf fliegenden Blättern verbreitet. ‚Man machet jährlich', klagte Johann Herolt im Jahre 1542, ‚neue Liedlin, welche die Töchter auswendig lernen müssen, deren gemeiner Inhalt ist, wie der Mann vom Weibe betrogen oder wie die Tochter umsunst so wohl von den Eltern verhütet oder heimlich bei einem Buler gelegen sei. Und diese Ding werden dann also für wohl gethone Sachen erzählet, und man lobt dann, daß die Bosheit so wohl geraten ist. Dem verderblichen In-

[1] G. Scherer, Postille Bl. 438 b. 439. 543.
[2] Wackernagel, Bibliographie 554. [3] Wackernagel 584.

halt hängt man dann viel schampare Worte an, mit Verkehrung und heimlicher Bedeutung der Rede, also daß die Schand selbst nicht schändlicher reden möchte. Und mit diesem Handel nähren sich ihrer viel, voraus im Niederland. Wo man dann die Recht wollt lassen gon, so solten die Dichter solcher unnützen Lieder unter der Rute des Henkers für so schändlichen Gesang Trauerlieder singen lernen. Aber das unangesehen, so leben dennoch die ihres eigenen Lasters, so also die Jugend verderben. Es sind auch etliche Eltern, die da meinen, ihre Tochter künnte gar keine Hofzucht, wo sie der Lieder unwissend wäre.‘ [1] Cyriakus Spangenberg beklagte im Jahre 1598: die Obrigkeit lasse es ‚an vielen Orten geschehen, daß jedermann auf der Straße und auf der Werkstatt ärgerliche, unzüchtige und gottlose Lieder singe‘ [2]. In seinem ‚Ehespiegel‘ vom Jahre 1570 eiferte Spangenberg gegen ‚die Sing-Tänze, da beide, Mann und Weib, jung und alt, zusammentreten und einen Reigen führen‘. Diese seien an sich ‚nicht verdammlich, dafern man unzüchtige Lieder davon ließe; aber jetziger Zeit lasset man sich bedünken: wer die allergarstigsten, unverschamptesten, lausigsten Possen kann am Reihen fürsingen und es aufs allerunzüchtigste machen, der sei der Beste und Fröhlichste gewesen. Bleiben unflätige Säue und des Teufels Fürlauf in allerlei unzüchtigen Worten, Gesängen, Reimen und Rätseln‘ [3]. Gegen ‚ein unflätiges Schand Huren-Liedlein, so man jetzund gar gemein pfleget zu singen zu Pfeifen und Geigen, darnach man tanzt und springet‘, wurde zu Nürnberg im Jahre 1571 ein ‚Neu schön geistliches Lied‘ herausgegeben [4]. ‚Ist es nicht über die Maßen unverschamt und teuflisch‘, heißt es in einer ‚Ermahnung wider Huren- und Buben-Schand‘ vom Jahre 1557, ‚daß man an vielen Orten schier nackend Schwerttänze aufführt unter Absingung schandbarer Huren- und Venuslieder, deren mit jedem Jahr immer neue gemacht und verkauft werden?‘ [5]

Es erschienen Sammlungen von Liebes- und Buhlliedern unter den Titeln: ‚Venus-Kränzlein‘, Venus-Glöcklein‘, ‚Neue amorische Gesänglein mit hierzu allerseits artigen und sehnlichen Texten‘, ‚Musikalische Sträußlein von schönen wohlriechenden Blümlein, so in Venus Garten gewachsen‘, ‚Güldener Venuspfeil‘, ‚Musikalische Wollust, allerhand newe, anmütige, amorosische Sachen‘ und dergleichen mehr [6].

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 23—24, wo noch mehrere derartige Äußerungen von Zeitgenossen angeführt sind. [2] Von der Musica 154.

[3] Ehespiegel 294 ff. Vergl. Aegidius Albertinus, De conviviis 74—75.

[4] Weller, Annalen 2, 435, Nr. 588.

[5] Ohne Ort, 1557. 2 Blätter. Im Jahre 1555 wurden in Dresden eine Anzahl Leute gefänglich eingezogen, welche eingestandenermaßen bei Nacht auf dem Kirchhof um die Kirche und über die Gräber hinweg nackt oder in Hemden mit Schwertern allerlei Tänze aufgeführt hatten. Falke, Gesch. des Kurfürsten August 331—332.

[6] Goedeke, Grundriß 2, 70. 75. 79. 80. 81.

Die Zahl der Liederbücher wurde außerordentlich groß, und viele Herausgeber neuer Sammlungen verfehlten nicht, die früheren als sittlich anstößig zu bezeichnen. So sagt Paul von der Älst in der Vorrede zu seinem Liederbuch ‚Blumen und Ausbund allerhand auserlesener weltlicher züchtiger Lieder und Reime‘ im Jahre 1602: ‚An vielen unterschiedlichen Orten sind etliche deutsche Liederbücher gedruckt worden, welche mit vielen unverschämten, unzüchtigen und nichtswürdigen Liedern erfüllet‘ sind: ‚durch solche unzüchtige Lieder wird die Jugend zur Leichtfertigkeit bewegt und verführt‘. Er dagegen bringe nur die schönsten, lieblichsten und züchtigsten Liedlein, um ‚die jungen Gesellen und Jungfrauen etlichermaßen von Lastern und Untugenden‘ abzuziehen und sie zur Tugend anzuhalten. Und doch enthält seine eigene Sammlung nicht wenige durchaus unzüchtige Lieder [1]. Dasselbe ist der Fall in dem ‚allen jungen Gesellen und züchtigen Jungfrauen‘ gewidmeten Frankfurter Liederbüchlein vom Jahre 1584 [2].

Georg Forster, dessen Sammlung vom Jahre 1539 eine der wichtigsten Quellen für die Volkslieder-Melodien bildet, trat höchst ehrbar auf, komponierte aber gleichwohl eine der ärgsten Unflätereien [3]. Auch ein ‚Bauernkalender‘, dem es nicht an Schlüpfrigkeiten fehlte [4], wurde von ihm vierstimmig in Musik gesetzt. Mit besonderer Vorliebe wurden von den Tonsetzern, sogar von Orlandus Lassus, Stoffe gewählt, welche für musikalische Behandlung nichts weniger als geeignet erscheinen, zur Kennzeichnung damaligen Geschmackes und damaliger Zeitrichtung aber besondere Beachtung verdienen. Vier- bis sechsstimmig komponierte Lassus zum Beispiel einen Körbelmacher, der seine Frau prügelt, weil sie nicht sagen will: ‚Gott Lob, der Korb ist gemacht‘; eine junge beherzte Frau, welche ihre böse Schwiegermutter mürbe und zahm macht; die Jammerrufe eines Ehemannes über die handgreiflichen Quälereien seiner stärkeren Ehehälfte und dazu im Gegensatz die Wehklagen einer Frau über ihren verkommenen Mann, selbst ein überaus geschmackloses Nasenlied: ‚Hört zu ein neu's Gedicht, von Nasen zugericht‘ [5].

---

[1] Alphabetisches Verzeichnis der Lieder bei Goedeke 2, 42—44, Nr. 36. Vergl. Hoffmann von Fallersleben im Weimarer Jahrb. 2, 320—356.

[2] Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 42, Nr. 33ᵃ.

[3] Vergl. Ambros 3, 397. 398. ‚Freilich macht es Forster anderwärts durch ein wahrhaft erschrecklich „moralisch Lied“ wieder gut („Ach Mägdlein fein“); die Moral läßt sich hier ebenso tölpisch an, wie in jenem andern Lied ihr Gegenteil.‘

[4] v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied 135—143. Der Kalender enthält doch wohl mehr als ‚einiges Grobliche‘ (vergl. XLVII).

[5] Aus E. Bohn, Orl. de Lassus als Komponist weltlicher deutscher Lieder, im Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 188 fll. In dem Nasenlied ‚werden alle möglichen und unmöglichen Varietäten des menschlichen Riechorgans mit abschreckender Naturtreue beschrieben. Die verschiedenen Epitheta, die in diesem Liede aufgezählt

Auf die ‚einfachen Weisen' des echten Volksliedes wurde nur noch spöttisch hingewiesen, und der echte Wortlaut desselben geriet so rasch in Vergessenheit, daß schon Forster in seinem Gesangbuch ausdrücklich bemerkte: er habe sich oft vergebens bemüht, denselben zu erhalten, weshalb er, ‚wo der alte Text ihm fehlte oder ihm gar zu ungereimt erschienen, dafür einen neuen gemacht' habe[1].

Die gesteigerte Künstlichkeit des Gesanges und die Einführung von allerlei welschen Liedesformen und Melodien richteten den Volksgesang zu Grunde[2].

Jede Büchermesse brachte neue Madrigalien, Kanzonetten, Motetten, Trizinien, Intraden, Villanellen, Galliarden, Couranten, Paduanen, Neapolitanen, Saltarellen, Volten, Balletten, Parodien, Passamezzen und ähnliches mehr. Welsche Gefühlsweise und Dichtungsarten griffen immer weiter um sich, nach und nach schwand alles Natürliche und Volkstümliche, manche Lieder strotzten von Gelehrsamkeit, von allerlei Allegorien, mythologischen Namen und Beziehungen, fremden Worten und Redensarten[3].

---

werden, sind von einer so derben Originalität, daß man wohl kaum fehlgeht, wenn man annimmt, sie seien dem Jargon der allerunterſten Volksschichte Münchens entlehnt'. ‚Der Versuchung, direkte Zoten und Obscönitäten musikalisch zu illustrieren, hat Lassus erfolgreich widerstanden. Sexuelle Vorkommnisse, wie sie sein Kollege, der Organist an der Münchener Hofkapelle, Ivo de Vento, mit möglichster Ungeniertheit „in Truck verfertigte", finden sich in seinen Liedern nicht behandelt; ein Beweis für seine vornehmere Künstlernatur und seine geläuterte Kunstanschauung.' ‚Am glücklichsten ist Lassus im Volks-, Trink- und Liebeslied. In seinen Volksliedern lebt allerdings nicht jene naive Treuherzigkeit, die uns im alten Volksliede anheimelt und ergreift, aber man stößt doch häufig auf seine Züge.' ‚Eines seiner besten Liebeslieder: „Wohl kommt der Mai", macht den Eindruck, als ob der Komponist am Schlusse förmlich von Reue erfaßt würde, daß er am Anfang einmal so recht herzlich und natürlich gesungen habe, und deshalb sich beeile, durch die verzwicktesten Synkopen zu beweisen, daß er auch da, wo gar kein Bedürfnis vorhanden, ganz entsetzlich gelehrt und künstlich schreiben könne.'

[1] Vergl. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur 395. 397.

[2] ** Vergl. Steinhausen, Die Anfänge des franz. Litteratur- u. Kultureinflusses 375. — Riehl, Kulturstudien 349 fll., weist in einem Abschnitte über den ‚Volksgesang' darauf hin, wie vortrefflich das Volk sich selber musikalisch erziehen kann, aber nur solange ‚ihm nirgends fremde Hände ins Zeug pfuschen'. Freude hat das Volk nur an dem, was ‚ganz sein eigen ist'. Nur ‚ein Lied, dessen Form und Gedanke, im Volke selbst erwachsen, nichts anderes ausspricht, als was diese Volksgruppe selber fühlt, begreift und auszusprechen sich berufen und gedrungen fühlt, solch ein eigenes Lied ist allemal auch ein gesundes und wahres Volkslied'. ‚Musikalische Formen und Gedanken, die dem Organismus einer Volksgruppe fremdartig, von außen ihm eingetränkt worden, unverdaute und unverdauliche Stoffe, sind höchst ungesund.'

[3] Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder VIII—X. Übrigens stand das deutsche Lied in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts keineswegs ‚vollständig unter dem Banne der Italiener und Niederländer'; vergl. E. Bohn im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 185—186.

Die Künstlichkeit der Kompositionen nahm in demselben Maße zu, in welchem die dazu gewählten Texte gröber und roher wurden. An Stelle der alten, tief empfundenen und sehnsüchtigen Natur-, Liebes- und Scheidelieder traten neben den Buhl- und Schlemmerliedern und allerlei Zoten in Liedesform auch sogenannte Ehrenlieder auf Hochzeiten und Gastungen, Namenlieder (Akrosticha), Echos, Motti und dergleichen. Besonders beliebt wurden auch die ‚Quodlibets', welche aus einem Gemenge von Anfängen bekannter Lieder bestanden und grell Gegensätzliches und sich Widersprechendes unmittelbar nebeneinander stellten [1]. Sie spiegeln das wirr durcheinander wogende Leben des Zeitalters ab. Ein Quodlibet aus dem Jahre 1610, ‚Sieben lächerliche Geschnälz', zeichnet sich vor allen durch ‚garstige Säuweisen' aus [2].

Gleichzeitig führte das Wohlgefallen an den ‚fein zierlich poetischen' Erzeugnissen des Auslandes zu ‚zart Venussüßen und schäferlichen Gesängen' in absonderlicher Sprachmengerei. In den von Nikolaus Zangius im Jahre 1611 zu Wien herausgegebenen dreistimmigen ‚Deutschen Liedern' finden sich die Strophen:

Drum will nun ich ganz fleißiglich
Venus-Schul visitieren,
Ob ich möcht doch erlernen noch
Höflich gallanisieren.
O Amor frei, Präceptor sei,
Und lehre mich vernünftiglich
Allzeit gallanisieren.

Die Venusschule

ist so privilegiert
Und überall befreit,
Daß ein Gallan, mit Tugend geziert
Und wahrer Höflichkeit,
Wann er gleich würde disgustiert
Und endlichen gar corbisiert,
Solchen Disgust auch mit Verlust
Vernünftiglich soll dulden [3].

Nachdem der Dreißigjährige Krieg bereits begonnen hatte, seine Schrecken über Deutschland zu verbreiten, sang der Leipziger Musikdirektor Johann

---

[1] Vergl. Ambros 3, 397. Gervinus 2, 284 fll. Hoffmann von Fallersleben im Weimarer Jahrb. 2, 320 fll.

[2] Vergl. die Mitteilungen von A. Lübben in der Zeitschr. für deutsche Philologie 15, 48—65. Hoffmann von Fallersleben, der im Weimarer Jahrbuch 3, 126 fll. dieses Quodlibet irrig ins Jahr 1620 verlegt, spricht seine klagende Verwunderung darüber aus, daß in der so ernsten und trüben Zeit des beginnenden Dreißigjährigen Krieges diese leichtfertigen Sachen veröffentlicht worden seien; vergl. Lübben 49.

[3] Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder x Note; vergl. 45—46.

Hermann Schein noch ‚schön florierte und gezierte Reime‘ von Phillis und Amarillis, von dem Tausendschälklein Amor und seinen Streichen, auch von der Natur, zum Beispiel:

> Nun hat sich ’s Blättlein umbgewendt, ihr Wälder, Myrtensträuch;
> Ihr Blümlein grün allegrement, o frewt euch all zugleich!
> Der filli zart und hoch geziert sich heute wieder präsentirt,
> Logiret ein bei euch [1].

Neben solchen Erzeugnissen ‚süßlich amorosischer Freuden‘ erschienen massenhaft allerlei gereimte Neuigkeiten aus dem öffentlichen und dem häuslichen Leben, gereimte Arzneibücher, Bauernpraktiken, Gesundheitsvorschriften, Wetterregeln, Anweisungen über das nötige Hausgeschirr, über Roßtummeln und die beste Zurichtung von Pferden [2].

Wie geistlos und öde die Volksdichtung geworden war, zeigten insbesondere auch die zahllosen Gelegenheitsgedichte, welche zur Feier wichtiger Familienereignisse zum Vorschein kamen. So besang beispielsweise der Prediger Bartholomäus Ringwalt, der für einen vortrefflichen Dichter galt und dessen Lehrgedichte die weiteste Verbreitung fanden, sämtliche Gäste, welche sich im Jahre 1588 bei der Hochzeit eines Predigers, im Jahre 1595 bei der Hochzeit eines Buchhändlers einfanden. Für jeden einzelnen Gast hatte er einen eigenen Spruch. Von dem einen hieß es:

> Der ehrlich Heinrich Meder ist
> Ein Schöppe und Gastgeber,
> Gar gern von jungen Hühnern ißt
> Und von des Hechtes Leber.

---

[1] Gervinus 2, 287. Vergl. die Anfänge vieler derartigen Lieder bei Goedeke, Grundriß 2, 71—73. ** Über Joh. Herm. Schein vergl. die Monographie von Prüfer. Leipzig 1895.

[2] Vergl. Gervinus 2, 280 fll. 382. 401—402. ‚Die Kämpfe des wirklichen Lebens rissen die Poesie in so tiefe Niederungen herab, daß ihr allmählich der letzte Ausgang bevorzustehen schien.‘ ‚Es war kein Stand, der sich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbste, Gemeinste und Handwerksmäßige in Reime gebracht hätte.‘ ‚Auch historische Gegenstände voll Gewöhnlichkeit und theologische Streitfragen gingen in die Dichtung ein, die keiner poetischen Auffassung mehr fähig waren.‘ — Wie ‚hochfeierlich‘ alles behandelt wurde, zeigt zum Beispiel die poetische Beschreibung eines ‚Herren-Schießen zu Ulm im Jahre 1556‘. Sie beginnt mit den Worten:

> ‚Ewiger Gott in deinem Thron,
> Bitt dich, du wöllest mich nicht verlan,
> Verleihe mir auch dein heiligen Geist
> Der alle Wahrheit und Weisheit weißt,
> Theil mir auch mit dein göttlich Gnad,
> Ohn dich niemand nichts schaffen mag,
> Daß ich vollend hie mein Gedicht‘ u. s. w.

Bei Scheible, Schaltjahr 4, 341.

Von einem andern:

Der wohlgelahrt Herr Gorge Worst-
(Wie man ihn nennet) -macher
Itzund nach hohen Dingen forscht,
Ist niemands Widersacher.

Von einem dritten, dem Bürgermeister von Frankfurt an der Oder:

Gott halt ihn ja noch lange frisch,
Wie auch sein Kinder wollen;
Er schenkt mir oftmals Berger Fisch,
Wein, schwedisch Käs und Zschollen [1].

Traurigen Inhalts waren dagegen zum Beispiel die Reime, welche der Kündorfer Prediger Johann Ebert veröffentlichte, als ‚sieben christliche Personen zu Rohra unter währendem erschrecklichen Ungewitter durch eine urplötzliche Wassersnot überfallen und neben unterschiedenen Gebäuden jämmerlich umgekommen‘:

Claus Sturm, ein frommer Mann und Schneider,
Margreta sein Eheweib, ach leider,
Anna ihr Tochter, ungefähr
Von sechs Jahren, sodann noch mehr
Hanslein ihr Söhnlein, ungefähr
Von zwei Jahren, mußten halten her.
Solch vier Personen gar geschwind
Mit Haus und Hof ertrunken sind.

In einem folgenden Gedichte heißt es:

Des Bader Halbhaus, der ertrunk,
Neben eim Kuhstall niedersunk.
Ein Scheunen, Pferd, auch ein Schweinstall
Fuhrts Stephan Möllern hin mit all [2].

Bei Todesfällen von Fürsten und Herren nahm die Muse der Gelegenheitsdichter nicht selten einen ‚Trauerschwung sondergleichen‘, wenn sie auch nicht gerade so hoch sich erhob, wie die des Predigers Johann Strack, der beim Tode des Kurfürsten Johann Kasimir von der Pfalz der Natur vorschrieb:

Ihr Berg und Thal, auch Laub und Graß,
Kein Thau soll euch nicht machen naß,
Bis ihr mit mir thut klagen . . . [3]

Eine eigene Dichtungsart bildete die ‚privilegierte und professionierte hochfürstliche Hofpoesie‘, welche bei allen möglichen freudigen und traurigen Vorgängen, bei fürstlichen Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefällen, bei Hoffesten

[1] Hoffmann von Fallersleben, B. Ringwaldt 28—31.

[2] Einfältige Wetterpredigt bei erbarmlicher Leichbestattung u. s. w. (Schleusingen 1607) Bl. F [2]—G.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 108.

und andern ‚ruhmreichen fürstlichen Rekreationen‘ sich geltend zu machen hatte. Philipp Agricola besang im Jahre 1581 das ‚Ringrennen Johann Georgens, Markgrafen zu Brandenburg‘, und veröffentlichte dichterisch begeistert in demselben Jahre ein gereimtes ‚Glückwünschendes Gespräch der Taube und Nachtigall über die Niederkunft Frauen Elisabeth, Johann Georgs Gemahlin‘[1]. Der brandenburgische Hofmusikus Georg Pfund bereicherte im Jahre 1610 den Parnaß mit mehr als 2000 Versen unter dem Titel: ‚Freud, Leid und Hoffnung, das ist etliche denkwürdige Sachen von unserer hohen Obrigkeit und löblichsten Herrschaften in der hochlöblichen Chur und Mark Brandenburg‘[2]. Johann Ditmar sang im Jahre 1583 ‚Von der Heimfahrt und Beilager Friedrich Wilhelms, Herzogen zu Sachsen‘; Georg Molysdorfinus im Jahre 1585 von dem ‚Edlen Rautenkranz mit seinem schönen Geheimnis, welches bedeut den herrlichen Einzug des Ehrenkönigs Johann Christian ins hochlöbliche Chur- und fürstliche Haus zu Sachsen‘; Balthasar Menzius von Rimeck von dem ‚Eigentlichen Bildnis des durchlauchtigsten Fürsten Augusti, Herzogen zu Sachsen‘:

> Ist einer zu rühmen hie auf Erd,
> So ist's auch dieser Kurfürst wert[3].

In hohem Ansehen standen übrigens die Hofpoeten in Sachsen nicht. Im Dresdener Hofbuche wurden sie unter dem ‚Gemeinen Hofgesind‘ aufgeführt in der Gesellschaft des Hackbrettschlägers, Löwenbändigers und Mäusefängers[4].

Fast in sämtlichen fürstlichen Gebieten ‚florierten solch poetisch Ingenia, so nit genug von dem Ruhme der hochlöblichsten Herren und dero freudenreichen festlichen Inventionen und Aufzügen zu singen‘ wußten[5]. Eines der wunderlichsten ‚fürstpreislichen Bücher‘ ist der dem Herzog Christoph von Württemberg gewidmete ‚Lustgart neuer deutscher Poeterei in fünf Büchern beschrieben und gedicht durch Matthiam Holzwart von Harburg, zu Ehren dem fürstlichen hochlöblichen Haus Würtenberg‘[6]. In buntester Mischung werden hier die heidnische Mythologie, alte und neue Geschichte vorgeführt und zu Württemberg in Beziehung gesetzt. Der Versemacher hat eine hohe Meinung von seinem Beruf. ‚Gewißlich‘, sagt er in der Vorrede, ‚hat der die Wahrheit geredet, der von den Poeten also schreibt: Gott ist in uns, wir ergründen die Heimlichkeit des Himmels.‘ ‚Es zweifelt mir nicht, es werden viel subtiler Nasuten und grober, unverständiger Tölpel diese meine kurzweilige, doch große Müh, Arbeit und Poeterei verlachen und verspotten

[1] Weller, Annalen 1, 337, Nr. 236. 237. [2] Vergl. Friedländer XI Note.

[3] Weller, Annalen 1, 340 fll., Nr. 250. 261. 289.

[4] Müller, Forschungen 1, 196.

[5] Vergl. die bei Goedeke, Grundriß 2, 326, Nr. 4 fll. angeführten Schriften.

[6] Am Schluß: gedruckt zu Straßburg durch Josiam Rihel 1568, Folio.

und mich halb für einen Heiden oder Abgötterer achten, denen ich vor allen nicht nachfrage, denn dem Reinen ist alles rein, dem Unreinen alles unrein. Hergegen zweifele ich aber auch nicht, ich wölle bei allen verständigen Künstlern und Liebhabern aller ehrlichen Kurzweil und Tugenden auch etwas Ruhms und Ehr erlangen.‘ Der oberste Gott Jupiter war allerdings, wie der Dichter in einer der zahlreichen Randbemerkungen, durch welche seine Reime erläutert werden sollen, die Leser belehrt, ‚ein großer öder Bub und Buhler‘, aber hochlöblich erscheint, daß derselbe in Verbindung mit allen andern Göttern und Göttinnen das Haus Württemberg am meisten begünstigt. Ganz besonders ‚patrociniert Diana dasselbe‘:

Als sie nun kam fürn Jupiter,
O reicher Gott, milter Vater,
Sie sprach, du weißt, daß ich stets hab
Geliebt und noch täglich Sorg trag
Für das edle Haus Würtenberg,
Dieweil sie sind in meinem Werk
Gflissen und lustig allzeit gwesen;
Weidwerk und Jagen auserlesen
Haben sie mir zu Ehrn allzeit
Getriben täglich weit und breit
Tag und Nacht . . .

‚Diana kam selbs persönlich zu Graf Ulrichen‘, nachdem sie vorher der Minerva erklärt hatte,

. . . eh ich ließ betrieben
Würtenberg, eh so wollt ich werden
Eins Kinds Mutter auf dieser Erden,
Das ich doch weniger thun wolt,
Denn wann ich jetzund sterben solt.

‚Die Götter entbieten sich alle, etwas darzuthun zu Ehren dem löblichen Haus Würtenberg: erstlich Juno giebt züchtige Eheweiber, gehorsame Kinder‘, Jupiter ‚schickt Mercurium gen Worms auf den Reichstag, wo Eberhart VI. Herzog wird‘; dagegen machen ‚die Furien einen Bund mit Lucina‘, daß sie dem Herzog Nachkommenschaft versagen sollte [1].

Im Gegensatze zu dem schlichten Volksliede hatte sich in der Blütezeit der mittelalterlichen Poesie das künstliche höfische Lied entwickelt, welches sich

[1] S. 101. 106. 108. 129. 133 [b]. 145 [b]. Es ‚kann bald‘, klagte der Meißener Superintendent Strigenicius in seinen Predigten über Jonas 50 [a], ‚kein Carmen mehr geschrieben oder gedruckt werden, es müssen die heidnischen Götter und erdichteten Göttinnen, Apollo oder Phöbus und die Musen darin angerufen werden‘.

nicht mit dem einfachen Ausdrucke der dichterischen Empfindung begnügte, sondern Gedanken und Gefühlen in architektonisch gebauten und zugleich melodischen Strophen den kunstvollen Ausdruck zu geben suchte. Von echten Dichtern erfaßt, entging dieses Streben der Gefahr eines öden und trostlosen Formalismus. Der Geist behielt die Oberhand, die künstliche Form schmiegte sich leicht, harmonisch, natürlich dem seelischen Gehalte an. Wie abgemessen auch die Strophen waren, so strömte in ihnen doch gemeinlich dasselbe warme Leben, welches das urwüchsige Volkslied erzeugte. Auch als diese künstliche Lyrik zum Bürgerstande in die Zunftstube herniederstieg, war der dichterische Volksgeist noch mächtig genug, um nicht in der Pflege des bloß äußerlichen Formalismus zu erstarren. Jedoch die Gefahr war vorhanden und wurde immer größer. Wo alles nach bestimmten Vorschriften und Regeln betrieben ward, Vergnügen und Unterhaltung selbst ihre festgesetzten Stunden hatten, das mechanische Handwerk in genau gegliederter Ordnung seine beste praktische Stütze fand, lag es nur allzu nahe, auch die Kunst zunft- und gewerbmäßig zu betreiben. Es wurden Singschulen errichtet, für Strophenbau und Reime feste Gesetze und Formen aufgestellt; die Kunstübung wurde bis ins kleinste abgegrenzt und jene äußerste Genauigkeit, von welcher jede mechanische Kunst bedingt ist, auf die freieste aller Künste, die des Liedes, übertragen.

Unzweifelhaft hätte auch in diesen Kreisen der dichterische Geist über die bloße Form obsiegen können. Denn die Zunftstube entbehrte nicht der herzlichsten Gemütlichkeit; auch die Zünfte hatten ihre sommerlichen Feste im Freien: alle Klänge der Volkspoesie konnten unter den ehrsamen Handwerkern ihren Widerhall finden. Der Meistergesang des fünfzehnten Jahrhunderts ist denn auch noch keineswegs pedantischer Künstelei und trockener Lehrhaftigkeit vollständig erlegen.

Als aber die Städte und mit ihnen die Zünfte in die gärende Bewegung und die furchtbaren Kämpfe der politisch-kirchlichen Umwälzung hineingerissen wurden, die alte Glaubensfestigkeit verloren ging und fast der ganze Inhalt des Volkslebens von dem wüsten Hader und Parteigetriebe aufgesogen ward, mußte notwendig auch aus der Meistersängerei alle künstlerische Seele entweichen und das rein Handwerksmäßige in ihr die Oberhand gewinnen. Dem harmlosen Ehrgeize, vom Schüler zum Schulfreund, Singer, Dichter, Meister aufzusteigen, mischte sich der gefährliche Ehrgeiz der niedern Stände bei, aus ihrer bescheidenen Stellung herauszutreten und unter dem Deckmantel des ‚Evangeliums' in die große und kleine Politik einzugreifen. An Stelle der früheren Gemütlichkeit trat der bittere, gehässige Geist religiöser Polemik; die Dürre der vorherrschend polemischen Predigt wurde zur Grundlage der moralisierenden Lehrhaftigkeit in den Zunftstuben. Mit biedermännischer Nüchtern-

heit brachten die ‚Meistersänger‘ und ihre Schüler die höchsten Gegenstände christlicher Glaubens- und Sittenlehre in hausbackene Reime, während in Bekämpfung der ‚Papisterei‘ der roheste Ton der Gasse, Schimpf jeder Art, selbst das Gemeine und Zotenhafte für erlaubt galt. Hierdurch drang, trotz sorgsamer und ängstlicher Pflege der Form, die ärgste Geschmacklosigkeit in die handwerksmäßig geübte Dichtkunst ein, und nachdem einmal der feinere Kunstsinn erloschen war, galt bald die allertrockenste Prosa für Poesie, wenn sie nur sorgfältig abgemessen und gereimt war. Bloße Künstlichkeit mußte die Kunst ersetzen in beinahe all den unzähligen breiten, aber inhaltsarmen Reimereien, welche Stadt und Land überschwemmten. Keine Kritik sonderte den Weizen von Spreu und Unkraut, keine höhere Bildung wies die Poeten auf klassische Muster hin; das schlimmste aber war noch, daß sie sich selbst für die wahren Erben und Nachfolger der berühmten ritterlichen Dichter, für die einzig berechtigten Vertreter der ‚göttlichen Poeterei‘ ausgaben, gleichsam die oberste Kunstbehörde bilden wollten, denn so gingen sie immer mehr des gesunden kernigen Volksgeistes verlustig, welcher in seinem Kreise sonst das Natürliche zu treffen weiß.

Das umfassendste, bezeichnendste und deshalb längst sprichwörtliche Musterbild der Meistersänger ist der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs, an wirklich dichterischer Begabung alle Zunftgenossen weit überragend, einer der fruchtbarsten und schnellfertigsten Dichter aller Zeiten.

Als Sohn eines Schneiders am 5. November 1494 geboren, besuchte Sachs seit seinem siebenten Jahre die lateinische Schule, wandte sich im fünfzehnten Jahre dem Schuhmacherhandwerk zu und durchwanderte nach zweijährigem Lehrdienst einen großen Teil von Deutschland. In Innsbruck wurde er von dem Leinweber Leonhard Nonnenbeck im Meistergesange unterrichtet, in Frankfurt am Main hielt er zuerst eine Meistersingschule ab; nach Nürnberg zurückgekehrt, verfaßte er im Jahre 1515 sein erstes Spruchgedicht. Zum Meister seines Schuhmacherhandwerks emporgestiegen, verheiratete er sich im Jahre 1519 und lebte über vierzig Jahre lang in glücklicher Ehe. Nachdem ihm seine Frau im Jahre 1560 durch den Tod entrissen war, schloß er als siebenundsechzigjähriger Greis eine zweite Ehe mit einer Siebenundzwanzigjährigen und starb, allgemein geachtet, im Januar 1576. Seine Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter, waren ihm ins Grab vorangegangen [1].

[1] ** Das ausführlichste zusammenfassende Werk über H. Sachs, das wir gegenwärtig besitzen, verdanken wir einem Franzosen: Ch. Schweitzer, Un poète allemand au XVIe siècle. Étude sur la vie et les oeuvres de Hans Sachs. Paris 1887 (ausgegeben 1889); vergl. Rachel in der Zeitschr. für deutsche Philologie 24, 265 ffl., wo auch andere neuere Schriften verzeichnet sind. Über die neuesten Hans Sachs-Forschungen,

Im ganzen kann man seine Gedichte, über sechstausend an der Zahl, auf mindestens eine halbe Million Verse anschlagen [1]. Die Masse der Gedichte würde ans Wunderbare streifen, wenn dabei von abgerundeten Meisterwerken die Rede sein könnte. Das Geheimnis der ungeheuren Zahl ist jedoch unverkennbar die meistersängerische Schablone. Nachdem Sachs einmal ‚dichten‘ gelernt hatte, ‚konnte‘ er es. Er trug seine Stoffe nicht lange Zeit in seinem Geiste herum, rang auch nicht mit einem widerspenstigen Stoff, um ihn mit ideal=geistigem Gehalte zu durchdringen: kein Stoff war ihm schwierig oder unpoetisch. Wie er ohne Mühe die ganze Bibel stückweise in Reime brachte, so auch fast die ganze alte Mythologie und alle möglichen Sagen und Hi=

---

die zum Teil von der Jubelfeier des Jahres 1893 herrühren, vergl. neben E. Petzet in der Allgem. Zeitung 1895, Beil. Nr. 288 namentlich den Jahresbericht für neuere deutsche Litteraturgesch. Bd. 5, 6, 7 u. 8. Drescher fällt hier ein sehr ungünstiges Urteil über die Monographie von R. Genée, Hans Sachs und seine Zeit. Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation. Leipzig 1894. Auch nach M. Herrmann (Deutsche Litteraturzeitung 1894, S. 809) bedeutet Genées Werk ‚einen bedenklichen Rückschritt gegen das 1888 von demselben Verfasser gelieferte populäre Hans Sachs-Büchlein‘. Genée verspricht in der Vorrede ‚ein Kulturbild‘ der Zeit des Hans Sachs, und er will auch den ‚Menschen Hans Sachs in seinem ganzen Wesen deutlich und anschaulich hinstellen‘. Allein beide Aufgaben hat nach Herrmann der Franzose Schweitzer ‚bereits unvergleichlich besser gelöst‘. Wertvoll namentlich in kulturgeschichtlicher Hinsicht und bisher geltende Ansichten berichtigend ist die Schrift von A. Bauch, Barbara Harscherin, Hans Sachsens zweite Frau. Beiträge zur Biographie des Dichters. Nürnberg 1896. Vergl. auch das Gemerkbüchlein des Hans Sachs (1555—1561) nebst einem Anhange: Die Nürnberger Meistersinger-Protokolle von 1595—1605, herausgeg. von Karl Drescher (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. u. 17. Jahrh., herausgeg. v. W. Braune, Nr. 419—152). Halle 1898.

[1] Goedeke, Grundriß 2, 412. ‚Als er am 1. Januar 1567 die Summe aller seiner Gedichte überschlug, fand er 16 Bücher Meistergesänge mit 4275 Nummern in 275 Meistertönen, von denen 13 seiner eigenen Erfindung waren. Außerdem lagen ihm 17 Spruchbücher und ein angefangenes, das 18., vor, darin 208 (am 9. Juni 1563 belief sich die Zahl schon auf 204. Buch 4, 3. 118) fröhlicher Comedi, trauriger Tragedi, auch kurzweiliger Spil, die meistenteils in Nürnberg, auch andern Städten, nah und weit, gespielt waren, ferner an geistlichen und weltlichen Gesprächen, Sprüchen, Fabeln und Schwänken „ungefärlich 1700"; ferner 7 Dialoge in Prosa, eine Menge Psalmen und andere Kirchengesänge, auch veränderte geistliche Lieder, auch Gassenhauer, auch Lieder von Kriegsgeschrei, auch etliche Bullieder, im ganzen 73, in Tönen „schlecht und gar gemein", von denen 16 seine eigenen waren. Die von ihm genannten Zahlen ergeben, da die 208 Schauspiele in den 1700 Gedichten stecken, die 7 Dialoge aber unter den 73 begriffen sind, die auch von ihm gezogene Summe von 6048 Gedichten, „eh mehr denn minder". Nach dem 1. Januar 1567 sind dann noch mehrere hinzugekommen, und einige Schriften, die selbständig erschienen, müssen überher in Anschlag gebracht werden. Die Meistergesänge wurden ausgeschieden, die Singschule damit zu zieren; von den übrigen erschienen in 3 Folianten nach seiner Angabe 788 Stück bei seinen Lebzeiten, und nach seinem Tode noch 2 Folianten mit 642 Nummern.‘

storien. Wo er irgend eine Fabel oder Geschichte aus der Griechen- und der Römerwelt, eine italienische Novelle, einen deutschen Schwank, einen Tagesstreit oder auch nur eine Anekdote fand, da bedurfte es für ihn keiner Vorarbeiten mehr. Über den Reim vollständig gebietend, brauchte er nur das Buch, aus welchem er dichtete, das Schreibzeug und den Tisch:

> Am selben saß,

schrieb gemütlich und ansprechend sein Schüler Adam Puschmann,

> Ein alt Mann, was
> Grau und weiß, wie ein Taub dermaß,
> Der hat einen großen Bart fürbas,
> In einem schönen Buche las,
> Mit Gold beschlagen schön [1].

Was der Meister in seinem Buche las, das setzte er in Reime. In einem oder zwei Tagen hatte er den Stoff erledigt, ebenso handwerklich regelrecht, wie er auch seine Schuhe zurecht schnitt und nähte. Stollen und Gegenstollen paßten so genau zu einander, wie das lederne Brüderpaar [2]. Einzelne Züge echter und wahrer Poesie wird man bei ihm jedoch keineswegs verkennen.

‚Sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedicht, geistlich und weltlich, allerlei Art, als ernstliche Tragedien, liebliche Comedien, seltsame Spiel, kurz-

---

[1] Über die ungewöhnlich reiche Bibliothek des Hans Sachs vergl. den Aufsatz von R. Genée in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1888, Nr. 50.

[2] Auch bei Hans Sachs bestätigt sich die Wahrnehmung, daß das ganze Zeitalter im Grunde keine poetischen Bedürfnisse kannte, sondern die überlieferten Reste des dichterischen Ausdruckes nur zur Behandlung von Gegenständen verwendete, die in den Bereich des Verstandes gehören. Man kann daher weder Hans Sachs noch die Meistersänger und den Bürgerstand überhaupt auf die Dauer aus einem ästhetischen Gesichtspunkte zu Ehren bringen.‘ ‚Wahrer und dauernder ist allerdings das Lob, welches Hans Sachs wegen seiner Gesinnung beanspruchen darf. Die Gesundheit des Sinnes und des Gefühls, welche ihn selbst veredelt und ihn zugleich antreibt, auf die Veredlung der Zeitgenossen hinzuwirken: dieses stille sittliche Feuer ist die Muse, welche H. Sachs zum Dichter machte.‘ Cholevius 1, 289. ‚Die Stoffbegierde des Hans Sachs war nicht minder krankhaft und unnatürlich, wie die leere Formkünstelei des Opitz, weil er ohne Wahl alles zusammenraffte und die deutsche Poesie zu einem bloßen Packhof voll Warenballen und Fässer machte. Als passiver Poet war Hans Sachs einer der größten auf Erden, als aktiver einer der kleinsten. Seine eigene Erfindungsgabe ist schwach; nur in den Schwänken zeichnet ihn eine originelle, überall (?) naive und treuherzige Schalkhaftigkeit aus. Seine Sprache ist aber fast ohne Ausnahme ohrzerreißend, unerträglich hart.‘ Dagegen hat er ‚etwas Ehrwürdiges in seinem bürgerlichen Fleiße, in seiner biedern Treuherzigkeit, in der Fülle von Poesie, mit der er sich zu umgeben wußte‘. Menzel, Dichtung 2, 12. 14. ‚Vom Ernste und von feiner Empfindung besaß Hans Sachs nur so viel, daß es ihn vor leeren Späßen und bloßem Geschwätz bewahrte.‘ Wackernagel, Drama 125.

weilige Gespräch, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, sammt anderen lecherlichen Schwenken und Bossen und so weiter: welcher Stücke seind 376. Darunter 170 Stück, die vormals nie in Truck ausgegangen sind, jetzund aber aller Welt zu Nutz und Frummen in Truck verfertiget durch den sinnreichen und weitberühmten Hans Sachsen, ein Liebhaber teutscher Poeterei, vom 1516. Jar bis auf diß 1558. Jahr zusammengetragen und vollendt.'

So lautet der Titel der ersten größeren Sammlung von des Meisters Werken, seine Vielseitigkeit, seinen Ernst, seine steife Förmlichkeit, seinen volksmäßigen Humor und sein ‚meisterliches' Selbstbewußtsein zugleich bezeichnend.

Der Dichter war eine urwüchsige, kerngesunde Natur, ganz und gar aus dem Volke erwachsen, voll tiefen Gemütes und wackerer Gesinnung.

Das erste Buch seiner Dichtungen, erklärt er selbst in der Vorrede, sollte ‚förderlich zu Gottes Lob und Ehre' sein, ‚auch dem Nächsten dienlich zu einem bußfertigen Leben'. Im ‚Spiegel der Gotteslästerer' beklagte er aufs tiefste die fürchterlichen Gotteslästerungen, welche in den Wirren der Zeit immer weiter um sich gegriffen hatten [1]; mannhaft erhob er seine Stimme gegen die herrschenden Laster: die Verachtung Gottes und seiner Gebote und die fleischlichen Sünden aller Art [2]. Insbesondere eiferte er auch gegen die freventliche Entheiligung des Sonntags durch Arbeiten, Fechten, Jagen, Völlerei, Hader und Totschlag, Unzucht und Ehebruch:

> Solt uns denn Gott nit grimmig plagen,
> Weil wir seinen Sabat vermeiligen,
> Unehren, brechen und unheiligen
> Mit Anzahl unchristlichen Stucken,
> Als ob wir wären Mamelucken.
> Die Obrigkeit muß Rechnung geben
> Von solchem unchristlichem Leben,
> Wo sie mit Straf nit ficht darein,
> So den Sonntag bricht ir Gemein,
> Den Gott verordnet het darzu,
> Daß wir solln haben unser Rhu
> Mit Vieh, Maid, Knechten, Kind und Weib.
> Auch daß allein nicht rhu der Leib,
> Die Seel soll auch sabatisiren ...
> In allem Ding frei halten still
> Und ihm gehorchen, was er will [3].

Gegen die stetig wachsende ‚verfluchte Hurerei' erinnerte er im Jahre 1540 an die ersten Christen:

---

[1] Hans Sachs 1, 190. [2] Bd. 1, 415. 418. 422—424.
[3] Bd. 1, 193.



Thäten die Hurer in den Bann,
Aber nun hat gefangen an
Verblendet der Menschen Gewissen,
Von Tag zu Tag hart eingerissen,
Hat länger weiter um sich gefressen,
Endlich so gewaltig eingesessen
Ganz unverschämt und unverhol,
Daß schier stecken alle Gassen voll
Thaiber und unehrlicher Weiber,
Jungfrau-Schwächer und Bärentreiber,
Ehbrecher und Ehbrecherin
Und Leut, die sunst unehlich sin.
Gemeiner denn bei Juden und Heiden
So unzüchtig und unbescheiden,
Daß sich niemand schämet mehr,
Man hält es schier für Ruhm und Ehr.
Niemand eifert auch mehr darum . . . [1]

So hölzern und unbeholfen seine Ermahnungen zu Buße, Gebet, Geduld im Leiden, Gottvertrauen [2] sich auch ausnehmen, wenn man sie mit der gleichzeitigen religiösen Lyrik der Spanier, den Liedern einer Teresa a Jesu, eines Luis de Granada und andern vergleicht, so bekunden sie doch einen frommen, religiösen Sinn, welcher bei dem damaligen sittlichen Verfall einen wohlthuenden Eindruck macht. In den neuen Zeitgeist vermochte der ehrbare Meistersänger sich nicht hineinzufinden.

Ganz aus den damaligen Verhältnissen gegriffen ist seine ‚Klagred Frau Arbeit über den großen müßigen Haufen' vom Jahre 1535. Als Grund, weshalb ihr ‚so wenig Volk anhangen' wolle, giebt Frau Arbeit an:

Merk, weil man dinget und abbricht
Den Arbeitern, saugt aus das Blut,
Ihn ihr Gebür nicht geben thut,
Wie das alt Sprüchwort sagt auf Erd,
Ein Arbeiter seins Lohn sei werth,
Das macht verdrossen und verrucht,
Daß jeder auch sein Vortheil sucht,
Auch das Geringest einhin stümpelt,
Dadurch manch Handwerk wird verhümpelt,
Auch werdens faul, treg und hinlässig,
Spielsüchtig, versuffen und gefräßig.

Über die Fürkaufer klagt Frau Arbeit:

Verwurren alle Ding im Land,
Daß es kommt in die dritte Hand,

---

[1] Hans Sachs 1, 197. [2] Vergl. z. B. Bd. 1, 363. 425—428.

Ehe es dem Arbeiter wird bescheert,
Derhalb sich länger härter nährt
Und muß zu Grund gehn mit der Weil...

Früher, heißt es im ‚Beschluß',

Da war nit so viel Müßiggangs,
Ein Ursach viel Theuerung und Zwangs;
Weil sich alle Welt wil feiernd nährn,
Muß sich viel Unrats bei uns mehrn,
Daher schier alles will zerrinnen [1].

Ein spruchfähiges Urteil in Glaubenssachen konnte der Nürnberger Schuster nicht beanspruchen, am wenigsten in einer Zeit, in welcher alles aus den Fugen ging und gleich wie auf den Abbruch bestellt war. Aber niemand wird bestreiten wollen, daß Hans Sachs sich aus voller Überzeugung der lutherischen Lehre anschloß. Luther war in seinen Augen ‚die wittenbergische Nachtigall', welche den hellen Tag ausschreie, nämlich die Lehre ‚des Evangeliums', daß der Christ durch den Glauben allein selig werde und die guten Werke zur Seligkeit nicht notwendig seien. Das ganze Papsttum, meinte Sachs, sei Menschenfund, der Papst der Antichrist, der mit seinen unzähligen Geboten

Jagt die Leut in Abgrund der Hell,
Zu dem Teufel mit Leib und Seel [2].

Zu Anfang der Herrschaft Karls V. habe ‚das Wort Gottes seinen Aufgang' genommen [3], Luther habe die Theologie, das heißt die Bibel [4], aus dem babylonischen Gefängnis befreit [5]. In dem furchtbaren Wirrwarr, welchen die widersprechende Auslegung der Bibel hervorrief, wußte er sich nur damit zu helfen, daß man sie ‚einfältig' glauben solle. Er ‚entsetzte' sich darüber, daß die ‚deutsche Nation jetzunder so voll stecke von Irrtum, Rotten und Sekt'. Jeder krümme die Heilige Schrift auf seinen Sinn, zu seinem Nutzen und zu seiner Wollust:

Kein Ketzer nie so grob,
Der nicht hält der Schrift Prob...
Das ist auch unter ihn,
So viel Köpf, so viel Sinn.
Ein jeder Theil meint schlecht,
Er allein sei gerecht,
Die andern irren all.

[1] Hans Sachs 3, 480—485. [2] Bd. 6, 386.
[3] Bd. 2, 371.
[4] Daß ihm Theologie und Bibel gleichbedeutend, vergl. Bd. 1, 341, Vers 9—10.
[5] Bd. 1, 401—403.

‚Sie schreiben und disputieren‘

> . . . Und jeder nimmt zu Heil
> Die Schrift auf seinen Theil,
> Seine Meinung mit zu stärken.
> Hierbei magst du wol merken,
> Daß es jetzt steht gefährlich,
> Verderblich und gar schwerlich,
> Weil die Gelehrten sind spaltig.

Und nicht allein die Gelehrten, auch die Laien ‚schützen, verteidigen und beschönigen ihre Laster mit der Heiligen Schrift‘,

> Verspotten und verhöhnen
> Die Gschrift auch an viel Oertern
> Mit Märlein und Sprichwörtern
> So grob und unbescheiden,
> Als ob es wären Heiden,
> Und muß an allem Ort
> Das theuer Gotteswort
> Nur ein Schanddeckel sein . . .

Bereits im Jahre 1524 mahnte er seine Glaubensgenossen: ‚Es ist nur viel Geschrei und wenig Wolle um euch; habt ihr die Liebe des Nächsten nicht von nöten, so erkennt man euch nicht für Jünger Christi.‘ ‚Wenn ihr evangelisch wäret, wie ihr rumoret, so thätet ihr die Werke des Evangeliums.‘ ‚Es ist je einmal wahr, wenn ihr Lutherische solchen züchtigen und unärgerlichen Wandel führtet, so hätte eure Lehre ein besseres Ansehen vor allen Menschen; die euch jetzund Ketzer nennen, würden euch wohl sprechen; die euch jetzund verachten, würden von euch lernen. Aber mit dem Fleischessen, Rumoren, Pfaffenschänden, Hadern, Spotten, Verachten und allem unzüchtigen Wandel habt ihr Lutherische der evangelischen Lehre selber eine große Verachtung gemacht. Es liegt leider am Tage.‘[2] Im Jahre 1540 ließ er ‚das Evangelium‘ sagen:

> Im Mund führens mich eben,
> Verläugnen mein im Leben,
> Wenig Lieb und Treu man sicht,
> Der meiste Theil der spricht:
> Christus hab genug gethan,
> Kein gut Werk sehens an,
> Gehn mit verkehrtem Sinn
> Also ganz sicher hin,

[1] Bd. 1, 338—344.

[2] Ein Gesprech eines evangelischen Christen mit einem Lutherischen ꝛc. (1524; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 416, Nr. 12) Bl. 4ᵃ.



Sam sei die Höll verdorben,
Der Teufel längst gestorben,
Und lieg der Tod gefangen,
Das streng Gericht vergangen . . .
Haben mich nur angenummen,
Soweit ich ihn thet frummen
Zu ihrem eignen Nutz,
Zu Freiheit, Ehr und Guts . . .
Und wo sie Gott beleidigen,
Sie's als mit mir vertheidigen [1].

Gleichzeitig bewegte den Dichter auf das tiefste der zunehmende Verfall der Wissenschaften und Künste, der Niedergang der Volkskraft und des allgemeinen Wohlstandes und die immer größere Zerrüttung des Reiches und dessen Machtlosigkeit gegen alle äußeren Feinde. Insbesondere schmerzte ihn, den begeisterten Sänger des Freiheitskrieges der Christenheit wider die Türken [2], daß jeglicher ernste, nachhaltige Widerstand unmöglich gemacht werde durch ewige Zwietracht unter den Fürsten und die Verkommenheit des fürstlichen und des adligen Standes, welche er mit den grellsten Farben zu schildern sucht:

Die Land und Leut verderben schier!
Ich glaub, es sein die wilden Thier,
Von den schreibet Ezechiel,
Die Gott droht' dem Volk Israel
Zu einer Straf ihr schweren Sünd,
Weil Esaias auch verkünd:
Wo das Volk sei in Sündenleben,
Thu ihm Gott bös Obrigkeit geben,
Dem Volk zu Straf, übel Regierer,
Wütrichen und Tyrannisierer.

‚Schier im ganzen deutschen Lande' gehe bei den Fürsten und dem Adel alles auf in übermäßigem ‚Pomp und Pracht':

Derhalb siehst du, wie sie alle Tag
Versetzen, verpfänden und verkaufen
Städt, Dörfer, Schlösser, Märk mit Haufen,
Der Kaufhändel sie sich annehmen,
Des Wuchers sie sich auch nit schämen,
Im ganzen Land all Ding wird theuer,
Durch Zoll, Mauth, Auffätz, Zins und Steuer.
So aussaugens das Blut der Armen,
Wittwen und Waisen ohn Erbarmen.

---

[1] Hans Sachs 1, 338—344.
[2] Vergl. Bd. 2, 404—418. 419—433. 434—439.

Sie mit dem Wild thunt viel zu Leid
An Rüben, Kraut, allem Getreid.
Desgleich mit Plackerei und Rauben,
Halten schier weder Treu noch Glauben ...
Schämen sich weder List noch Lügen,
Einander böse Stück zufügen
Die Fürsten selbs, und sind blutgierig,
Ueber einander selbst sehr schwierig.
Viel böse Praktik sie erdichten,
Selbst über einander anrichten,
Des ist groß Krieg zu fürchten täglich.
Solch Zwiespan ist gut fürträglich
Dem Türken, der ohn Widerstand
Wohl zwingen mag das deutsche Land.

Die Verwilderung unter den Fürsten und Adligen nehme immer zu:

Ihr Hurweiß, Ehbruch, Jungfrauschänden,
Ihr Zutrinken, den Wein verschwenden,
Ihr Spielen, Fluchen und Gotteslästern,
Das alles heut mehr zunimmt, dann gestern.
Den Armen haltens kleinen Schutz,
Des fällt zu Grund gemeiner Nutz,
Wie du es hast in Experienz.
Deshalb nagt auch mein Conscienz,
Daß ich den unleidlichen Tadel
Beide an Fürsten und an Adel
Nicht scharf und heftig strafen soll.

Es gebe nur noch ‚etliche Fürsten und Adel', welche Verschoner und Schützer ihrer Unterthanen seien und eines guten Regimentes beflissen [1].

Zur Besserung der verkommenen Zustände konnte es aber nicht beitragen, daß Hans Sachs alle Gesetze und Andachtsübungen der katholischen Kirche der Verachtung preiszugeben trachtete [2], die Katholiken der ‚Abgötterei' beschuldigte und ‚die christliche Obrigkeit' aufforderte, ‚an allem Ort' diese Abgötterei ‚auszureuten' [3]. Mehrere seiner Fastnachtsspiele und Schwänke und seine zahlreichen Zotenpossen auf Geistliche und Mönche, besonders die aus der letzten Zeit seiner litterarischen Thätigkeit, waren keineswegs zur Verbreitung guter Sitten angethan, wohl aber zur Verschärfung der Gehässigkeit, welche im protestantischen Volke wider alles Katholische Platz gegriffen hatte. In einem ‚Schwank' vom Jahre 1559 leitet er den Ursprung des ersten Mönchs vom Teufel her, der einen faulen gleißnerischen Einsiedler bekleidet und beschoren

[1] Hans Sachs 3, 569—571. [2] Vergl. z. B. Bd. 1, 398—400.
[3] Vergl. Bd. 1, 236.

und denselben angewiesen habe, seine Zeit ohne alle Arbeit in Müßiggang zu verzehren. Ein Dorfstier gab ihm den Namen. Als nämlich die Gänsehirten eines Dorfes den vom Teufel in eine Kutte gesteckten Bruder ersahen

> In solcher seltsamen Manier,
> Meintens, es wär ein wildes Thier,
> Verließen ihrer Gänse Haufen,
> Thäten flüchtig dem Dorf zulaufen.
> Als der Bruder eilt zu der Pfarr,
> Da ersah ihn des Dorfes Farr
> Und schrie: Eymu, eymu! mit Schall.
> Da sagten die Bauern all:
> Das Thier das muß ein Mönnich sein.
> So kam der erste Mönnich herein,
> Vom Teufel bekleidt und beschorn
> Und vom Farren benamet worn:
> Von dem Mönch haben all Mönch Ursprung [1].

In einem andern ‚Schwank' erklärte er das Weihwasser für eine Erfindung des Teufels, der in Gestalt eines Engels einer Pfaffenkellnerin erschienen sei und ihr aufgetragen habe, der Pfaffe solle dem Volke verkünden, wenn es mit dem Wasser sich besprenge, so werde es der Sünden los. Unzählige Seelen seien dadurch in den Abgrund der Hölle gerissen worden [2].

In vielen Dichtungen aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens macht sich der Einfluß einer sittlich immer tiefer sinkenden und allmählich völliger Verwilderung anheimfallenden Zeit unverkenntlich bemerkbar [3]. In einer ganzen Reihe von ‚Zoten und Possen', wegen deren er bei den Katholiken ‚ziemlich beschrieen' blieb [4], erscheinen als Lieblingsfiguren: der Pfaff und seine Köchin, der Pfaff und die von ihm verführte Bäuerin, der Mönch mit dem Kapaun, der Mönch als Grobian, der Mönch mit dem gestohlenen Huhn, der Dorfpfaffe, der jungen Bauerndirnen nachstellt, der Pfaff, der ‚mit seiner Kellnerin

---

[1] Hans Sachs 9, 458—461. [2] Bd. 9, 486—489.

[3] ‚Früher, zwischen 1530—1540, waren seine Schwänke gern allegorisch, jetzt führt er uns in die wirklichste Welt, in die schmutzigsten Gelage, in das niedrigste Treiben. Seine Poesie nimmt also den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus schöneren Höhen in diesen Zeiten herabsinken sehen.' ‚In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachsischen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er selbst klagt wiederholt über das Abnehmen der Kunst überhaupt. Ehedem sei sie blühend gewesen', ‚jetzt seien die Künste gemein und verachtet, weniger Jünger bleiben, als Phantasten schief angesehen; die Welt renne nach Wollust und Geld, die Musen verließen das Vaterland'. Gervinus 2, 424. 425.

[4] Vergl. Corner in der Vorrede zu seinem Gesangbuch, bei Bäumker, Kirchenlied 1, 226.

dorkelt' und betrunken an den Altar tritt, der Mönch, der mit dem Heiligtum Unfug treibt, und so weiter[1]. Alle diese Figuren sind selten witzig, meist grob und gehässig gezeichnet.

Für solche ‚Schwänke', sowie für die gereimte ‚Historie' von der Päpstin Johanna[2], konnte Hans Sachs reichen Beifalls gewiß sein, aber sie verdüstern das gemütliche Bild, welches die Dichtung seiner ersten Periode bietet, und nähern sich bisweilen dem vollends rohen Pasquill, zu welchem der Satiriker Fischart den deutschen Reim herabwürdigen sollte.

---

[1] Hans Sachs 9, 5. 7. 17. 74. 91. 388. 393. 396. 406. 412—415. 420. 478.
[2] Bd. 8, 652—655.

II. Satiren und Schmähschriften — Zeit- und Sittenbilder — Johann Fischart und seine Verteidigung der Hexenverfolgung.

Zeiten des Niedergangs im religiös-sittlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Leben der Völker sind immer Zeiten der Satire gewesen. Wenn die treuherzige Hingabe an die Glaubensüberlieferungen der Väter verloren geht und Zweifelsucht die Gemüter verwirrt, innere religiöse Kämpfe Haß und Erbitterung erzeugen, die sittlichen Grundlagen des Volkslebens wanken, gesellschaftliche Mißstände allgemeine Unzufriedenheit wachrufen und die herrschenden Gewalten in Kirche und Staat begründeten Tadel herausfordern, dann werden Spott und Hohn eine willkommene Waffe, und wo nicht hohe sittliche Kraft die leidenschaftlichen Mächte in Schranken hält, vermag das künstlerische Gefühl allein sie nicht zu überwinden.

In Deutschland hatte Sebastian Brant gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit seinem ‚Narrenschiff' den Reigen der Satiriker eröffnet, freimütig und scharf die vorhandenen Gebrechen, Thorheiten und Laster aller Stände gegeißelt, aber ein tief religiöser Ernst überwand bei ihm noch jenen bittern Haß und Hohn, welche später nach dem Ausbruche des kirchlichen und politisch-sozialen Umsturzes das wesentlichste Kennzeichen der Satirik wurden.

Brants nächster Nachfolger war der Franziskanermönch Thomas Murner, seinem Vorgänger an Volkstümlichkeit, Erfindungsgabe, treffendem Witz und lebendiger Darstellung weit überlegen, aber zugleich derber und rücksichtslos einschneidender, an manchen Stellen seiner Schriften schon jenem neuen ‚Heiligen, genannt St. Grobian', huldigend, von welchem Brant vorherverkündigt hatte, daß er im Leben wie in der Litteratur zur Herrschaft gelangen werde. ‚Herr Glimphius', sagte Brant, sei ‚leider tot':

> Die Grobheit ist jetzt kommen uß
> Und wohnt gar noh in jedem Huß [1].

Murner, im Jahre 1475 in Oberehnheim geboren und 1491 in Straßburg in den Franziskanerorden getreten, hatte schon in früher Jugend in Frankreich, Deutschland und Polen weite Reisen gemacht. In Paris studierte er Theologie, zu Freiburg im Breisgau die Rechte, empfing im Jahre 1506

[1] Brants Narrenschiff Nr. 72. Vergl. über das Werk unsere Angaben Bd. 1, 303—305.

aus den Händen Kaiser Maximilians I. die Dichterkrone; in Krakau war er Lehrer der Logik, in Bern Lesemeister der Barfüßer. Das Generalkapitel des Ordens rief ihn nach Rom, Heinrich VIII. ließ ihn als Gegner Luthers nach England kommen; als Abgeordneter des Bischofs von Straßburg wohnte er im Jahre 1524 dem Reichstage von Nürnberg bei. Er predigte in vielen Städten Deutschlands, in Trier, Frankfurt, Straßburg und anderwärts. Durch den Bauernkrieg aus dem Elsaß vertrieben, erhielt er zu Luzern ein Predigtamt und beteiligte sich im Jahre 1526 an der Religionsdisputation zu Baden. Als die Revolution in der Schweiz durch Waffengewalt gesiegt hatte, mußte er im Jahre 1529 aus Luzern flüchten und fand freundliche Aufnahme bei dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz; zuletzt erhielt er eine kleine Pfründe zu Oberehnheim, wo er im Jahre 1537 starb [1].

In weitem Umfange besaß Murner die Bildung seiner Zeit; er verstand Griechisch und Hebräisch, war als humanistischer Dichter gekrönt, lehrte Theologie und Philosophie und verfaßte mehrere theologische, philosophische und juristische Schriften; er war mit der Tageslitteratur genau bekannt, ein ebenso schlagfertiger Publizist als beliebter Prediger. Am meisten hervorragend war seine dichterische Begabung, aber diese wurde von Anfang an durch die Ungunst der Verhältnisse und die herrschende Zeitrichtung auf das Satirische hingedrängt [2]. Brants Narrenschiff hatte die Welt nicht gebessert. Sie war nur noch närrischer und toller geworden. Darum wollte Murner nun ‚desto gröber und schimpflicher Weis‘ vorgehen in seiner ‚Narrenbeschwörung‘ und ‚Schelmenzunft‘ vom Jahre 1512 und, abgesehen von einigen weniger bedeutenden Satiren, in seiner ‚Geuchmat‘ vom Jahre 1519, in welch letzterer er ‚zur Straf aller wibischen Mannen‘ das Treiben der verliebten und verbuhlten Gäuche und Gäuchinnen und die herrschenden Modethorheiten schildert. Man durfte ihm glauben, wenn er beteuerte:

Ich hab in allem mynem schriben
Nüt denn Sünden weln vertriben,
Laßt mich's nennen wie ich well.
Mich hat dazu bewegt die Hell,
Die do wurt ein Straf der Sünden
Allen, die man drin wurd finden.
Nun ist mein Meinung die gewesen:
Was ich von Sünden hatt gelesen,

[1] ** Die neuere Litteratur über Murner hat Bächtold, Deutsche Litteratur, Anmerkungen S. 136, gut zusammengestellt. Vergl. Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte 1896 u. 1897.

[2] Ein vollständiges Verzeichnis der Schriften Murners bei Goedeke, Grundriß 2, 215—220. ** Über Murners ‚Badenfahrt‘ (Neudruck durch E. Martin in den Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen Heft 2. Straßburg 1887) siehe Kawerau in der Münch. Allgem. Zeitung 1889, Nr. 277, Beil.

Wolt ich ein Warnung thun darvon,
Daß jeder dadurch möcht verston,
Was ihm zuletzt doch daruf stünde,
Wo er nit ließe von den Sünden,
Er wurd zuletzt sein Item finden.

Da nun aber die Welt, sagt er am Schluß seiner ‚Geuchmat‘, dahin gekommen, daß sie sich nicht mehr wolle strafen lassen mit Ernst, da Bitten und Flehen bei ihr vergeblich, so zwinge sie ‚die Gelerten, schimpflich zu reden von den Dingen‘,

Und müssend also mit ihn lachen,
So sie lieber ernstlich Sachen
Wolten reden oder leren ..
Das ist bei Eid und uf myn Eer
Min Fürnemen in der Ler,
Daß ich allzit ein Schimpfred mach,
Vermischet ouch mit ernstlicher Sach,
Denn es ist jetzt der Welte Tandt,
Nit anders sie sich strafen landt,
Ich muß sie strafen wie sie wellen
Und nit wie es mir thut gefellen.

Wohl fünfzig Bücher ernsten geistlichen Inhalts habe er geschrieben, aber die Buchdrucker seien nicht gewillt, dieselben zu drucken, weil sie keinen Absatz fänden. Sie sagen:

‚Es ist nicht gettlich, lieber Herr,
Die Welt will han ein schimpflich Ler‘ ..
Die drucken als die Geucherigen
Und lond min ernstlich Bücher liegen ..
Und lesendt als uß meinem Schriben,
Daruß sie Pfennig mögen triben [1].

[1] Geuchmat, Beschluß. Vergl. auch die Vorrede. Wenn man ihm nun vorwerfe, daß seine Rede einem ‚geistlichen Mann‘ übel anstehe, so möge man bedenken, daß er in der Sprache ‚der Grobianer‘ rede,

Als sie dann thund an allem Ort,
Und nit daß ich thu söllichs Wort,
Dann nur allein in Meldensweiß,
Wie man die Sau krönet mit Fleiß.

Schelmenzunft Nr. 10. Und in Nr. 52:

Wiewol ich bin in teutscher Sprach
Vil Schimpfreden gangen nach,
Darum du dich nit ergern solt,
Daß ich so schimpflich reden wolt.
Dann wer dem Ungelerten wil
Schreiben, der muß schimpfen vil ..

Ähnlich wie Brant, aber mit noch kühnerem Freimut, hielt er in der ‚Narrenbeschwörung' und in der ‚Schelmenzunft', welche größtenteils dieselben Gegenstände behandelten, den Geistlichen und den Weltlichen, den Hohen und den Niedern ihre schweren Gebrechen und Thorheiten vor, und beklagte den Verfall des Reiches, der trotz dem guten Willen des Kaisers Maximilian I. durch die Unbotmäßigkeit der Fürsten, die Eigensucht der Städte und das räuberische Leben des Adels hereinbreche:

Daß ich üch Narren hab genannt,
Das hab ich ton in dem Verstand,
Daß ich üch all vor Sünder schetz,
Die wider Gott und sin Gesetz
Handlent oft uß Blödigkeit,
Das ihn zuletst wird werden leid.
Ich heiß den billich einen Narren,
Der in Sunden thut verharren
Und nimmt allhie ein Zitlichs an,
Daß er müß ewig Mangel han [1].

Brant hatte, nachdem er die Geiznarren, Putznarren, Ehrennarren und andere glücklich in seinem Schiffe geborgen, mit köstlichem Humor sich selbst als Büchernarr an die Spitze der Schiffsgesellschaft gestellt. Murner erklärte einfach die ‚Gelerten Narren' für die schlimmsten:

Gott geb, Gott grieß, ich sags für war,
Nüd Schedlichers dann ein glerter Narr,
Ich hab ein schwere Arbeit funden,
Daß ich mich ir hab unterwunden . . .
Ist es nit eine harte Pin,
Die Glerten went [2] nit Narren sin,
Und steckent doch bi andern Toren
Bi gschwornem Eid biß über d' Oren [3].

Mit Ehrfurcht behandelte er Papst und Kaiser, aber er ermahnte sie, die bevorstehende religiös-politische Revolution vorausschauend:

Daß geistlich, weltlich Herlicheit
Mit herter Straf ihr Hand anleit;
— — — —
Ich kan das Bös und auch das Gut,
Und schick mein Sach als billig thut,
Der nach Gelegenheit der Sachen
Großen Ernst kann schimpflich machen,
Großen Schimpf mit Ernst verkeren
Und mit beiden Arten lehren.
Ich wolt der Welte Tand beschreiben,
Da mußt ich auf dem Schlage bleiben.

[1] Narrenbeschwörung Nr. 97. [2] wellent, wollen.
[3] Narrenbeschwörung Nr. 5.

Es dunkt mich schier, es tät ganz Not,
Geschichts nit bald, so werds zu spot,
An der Geistlichkeit besunder.

Wenn auch ‚St. Peters Schiff nach Christi Wort' nicht untergehen werde, so gebe es doch ‚viele Narren',

Die sagen, daß es schwanken will,
Und schwierent darum tusend Eid,
Es wär zu untergon bereit.
Darin sehe bäpstlich Würdigkeit,
Ouch kaiserliche Majestat,
Wie kleglich, elend undergat
Zucht und Ere, Recht, Land und Lüt [1].

An einer andern Stelle sagt er:

Es gat jetzund so wunder selzen,
Daß Christenglouben gat uf Stelzen,
Bis er den Hals einmal abstürzt:
Je eins das ander so verkürzt.

Schonungslos deckte er die Übelstände sowohl in dem Wandel als in der Amtsführung der Geistlichkeit auf: Leichtfertigkeit, Habgier, gewinnsüchtigen Mißbrauch des Heiligen. Geistliche Strafen würden mißbraucht; der Bann werde oft um ganz geringfügiger Sachen, um ‚drei Haselnüsse' willen verhängt,

Daß man jetz in manchem Land
Den Bann halt für ein Lürlistand [2].

Als einen der schwersten kirchlichen Mißbräuche geißelte er die fast zur Regel gewordene Besetzung der höheren und höchsten Stellen und Würden mit nachgeborenen Söhnen fürstlicher und adliger Familien:

Ein Bischof ist ein Hirt gemacht,
Daß er der Christen Seelen acht,
Ouch sie lern und underwis
Mit großer Hut und ganzem Fliß.
Aber sit der Tüfel hat
Den Adel bracht in Kirchen stat,
Sit man kein Bischof me wil han,
Er si dann ganz ein Edelman,
Der Tüfel hat vil Schuh zerrissen,
E daß er solchs hat durchhin bissen,
Daß der Fürsten Kinder all
Die Infel tragen went [3] mit Schall [4]
Hot Hunder! [5] o wir fahren all;
Ich fürcht nit Uebelers, dan den Fall [6].

[1] Narrenbeschwörung Nr. 92. [2] Narrenbeschwörung Nr. 20.
[3] wollen. [4] mit Gepränge. [5] Fuhrmannsruf: rechts hinunter.
[6] Narrenbeschwörung Nr. 35.

Die hohen geistlichen Herren bekamen unter anderem zu hören:

Geistlich Prelaten jagen wellen,
Blasen, heulen, Hochgwild fellen,
Unsinniglich rennen, beitzen
Den armen Leuten durch den Weitzen
Mit zwenzig, dreißig, vierzig Pferden,
Seind das geistlich prelatisch Berden,
Wan die Bischöf Jeger werden,
Und die Hund die Metten singen,
Mit Heulen den Gottesdienst volbringen? [1]

Was Murner von dem in Böhmen vollzogenen Raub und der Verschleuderung kirchlicher Güter schrieb, galt in kurzem auch von Deutschland:

Sagt mir an, wa ist das recht,
Daß die weltlich Herrschaft fecht
Nach der frummer Kirchen Gut,
Als man jetzund in Böhem tut?
Was vor Ziten gstiftet was,
Jetz hat die Herrschaft alles das
Und schlemt und demt frölich davon,
Der Gottesdienst blibt in Eschen ston [2].

Auch auf die bevorstehenden sozialen Revolutionsstürme wies er mit deutlichen Worten hin, indem er die am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts in manchen Gegenden fast unerträglich gewordene Lage der überbürdeten Bauern schilderte, daneben aber auch das im Bauernstande zunehmende ‚Schlemmen und Demmen‘:

All Ding sind jetzund übersetzt,
So ist der arm Mann hoch geschätzt,
Daß er jetzund schier nim kann leben,
Er muß nun vor sin Hut dargeben
Und mag kum bliben bei dem Pflug,
Zins und Gilt ist nit genug,
Er muß verzollen all das Sin . . .
Der Zins, die Stür und auch die Bet
Die Oberkeit erdichtet het,
Ungelt, Hilf in aller Welt,
Bruckenzoll und das Ungelt,
Wachen, hieten, schenken, reisen
Machen leider Witwen, Waisen;
Im Tod went sie auch han den Fall . .
Ich habs doch an das ghört also,
Es hör in d' Puren Haberstro . . . [3]

[1] Schelmenzunft Nr. 46 ‚Der Teufel ist Abt‘.
[2] Narrenbeschwörung Nr. 35. [3] Narrenbeschwörung Nr. 33.

Eine der schlimmsten Landplagen der Bauern sei ‚die Sattelnahrung‘, der Straßenraub des Adels. Derselbe lehre seine Kinder:

Von dem Sattel Suppen kochen
Und wie man sol die Puren bochen,
Land und Lüt und Dörfer kriegen,
Ein Knebel zwischen die Befzen fiegen,
Den Stegreif halten und den Zoum,
Ein Puren binden an ein Boum,
Fußisen werfen, Für inlegen,
Wie man den Finden gat entgegen,
Das Korn verwüsten, Rebstöck brechen
Und einen undern Gul abstechen . . .
Der Arbeit muß er uns ergetzen,
So wir ihn fahent an zu schetzen.
Dann hont wir aber [1] etlich Jor
Zu brassen, als wir hattent vor [2].

Raubritter anderer Art seien die alles Recht verdrehenden, das Volk ausplündernden römischen Juristen [3].

Auf der andern Seite des Bildes stehen dann jene bäuerlichen Prasser und Vergeuder, die oft, was sie im ganzen Jahre gewonnen, an einem Tage durchbringen, Briefe und Schuldverschreibungen versetzen, und endlich, wenn sie ‚mit Laster und Schanden das ihrige üppig verzehrt‘ haben, ‚den Bundschuh aufwerfen‘, das heißt die Fahne der Empörung entfalten wollen:

Dann wellens mit der Fust drin schlagen,
Den Adel uß dem Land verjagen,
Die Priester schlagen all zu todt [4] . . .

Nachdem dann die furchtbare politisch-religiös-soziale Umwälzung zum Ausbruche gekommen, wiederholte Murner, was er früher so oft warnend gesagt hatte: den vielen Mißbräuchen und Schäden in der Handhabung der kirchlichen Einrichtungen sei eine schwere Mitschuld daran beizumessen, aber wie früher, so hielt er auch jetzt treuest fest an den Lehrsätzen und an der Verfassung der Kirche und trat entschieden auf gegen den gewaltsamen Umsturz, die vollständige Zerrüttung aller bestehenden Ordnung, welche von den neuen Religionsstürmern gepredigt wurde. Sein tiefempfundenes, die zerrütteten Zustände schilderndes Klagelied ‚Von dem Untergang des christlichen Glaubens‘ gehört zu den ergreifendsten Erzeugnissen des ganzen Zeitalters:

Das Evangeli frone
Das war ein frölich Mär,
Von Gott eroffnet schone
Zu Frid vom Himmel her:

---

[1] abermals, wieder. [2] Narrenbeschwörung Nr. 24.
[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 563—564.
[4] Narrenbeschwörung Nr. 79. Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 445.

Das hont sie jetz vergiftet
In Wort und Bitterkait,
Es war zu Freud erstiftet,
Jetz bringt es Herzenlaid.

Ich kann mich nit beklagen
Ja über Gottes Wort,
Allain daß sie's vertragen
Und rincklen auf ain Mort
Das Wort des ewigen Leben
Zu Aufrur und dem Dot,
Von Christo uns gegeben,
Das er aus Lieb erbot.

Es war seit Christus Tagen,
Sag ich bei meinem Aid,
Nie größer Not und Klagen
Von Christen je gesait.
Des Glaubens Zierde schone
Die falt mit Macht dahin,
Im Kot liegt unsre Krone,
Es galt als Widersin [1].

Murner war einer der litterarisch bedeutendsten und zugleich volkstümlichsten, deshalb von den Gegnern am meisten gehaßten und verleumdeten Verteidiger des Papsttums. Sein als Antwort auf mehrere gegen ihn gerichtete Schmähschriften im Jahre 1522 erschienenes Gedicht ‚Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat', ist die einschneidendste Satire, welche jemals wider die gesamten Umsturzbestrebungen zu Tage gekommen [2].

Geistvoll ironisch, mit scharfer Beobachtung der Vorgänge, frisch, lebendig und mit großer Derbheit kennzeichnete er das Wesen und Treiben der neuen Volksberücker, welche mit den Schlagworten ‚Evangelium, Freiheit, Wahrheit' im Munde nichts anderes im Sinne hatten, als Kirche und Staat umzukehren, die Kirchengüter an sich zu reißen, den Bundschuh aufzuwerfen:

All ir evangelische Ler
Ist, wie man ganz herumb her ker
Grund und Boden, daß sie krachen
Und daß wir bald Feierabend machen,
Das Evangelium recht verston,
Klöster, Stift und Land verlon [3].

[1] Vergl. die von uns Bd. 2, 136—139 aus dem Liede angeführten weiteren Stellen. ** S. auch das Urteil von Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgesch. 290.

[2] Vergl., was Vilmar sagt in der Gesch. der deutschen National-Litteratur (7. Aufl.) Bd. 1, 377. ** Auch Kawerau (Th. Murner 69) sagt, daß das Gedicht ‚vom lutherischen Narren' ‚fraglos die wirksamste, boshafteste und einschneidendste von allen Satiren sei, die damals im Lager der alten Kirche wider die Reformation geschrieben worden sind'.

[3] Vom großen lutherischen Narren Nr. 7.

Um das Volk zu verblenden, lasse man allerlei ‚Schmachbüchlein mit unbekannten Namen ohne alle Wahrheit ausgehen‘ [1], lehre die gemeinsten Schimpfreden wider den Papst, die Bischöfe und Priester, berufe sich aber stets auf das göttliche Wort, deute und fälsche dasselbe nach Belieben: jeder lege es nach seinem persönlichen Vorteil aus [2]. Vor allem spiegele man dem ‚gemeinen Mann‘ vor: man wolle die Güter teilen, und er werde von denselben auch seinen Teil bekommen. Aber es werde damit in Deutschland nicht anders ergehen, als es zur Zeit der Hussiten in Böhmen ergangen sei:

Wann si die Güter alle nemen
Und auf ein Haufen legten zusemen,
So wird dem Armen das darvon,
Als sie in Böhem haben gethon,
Da auch der Arm meint, das ihm würd
Vom geraubten Gut ein ziemlich Bürd,
Da nahm es der Reich und ließ den Armen
Sich im Elend gon erbarmen [3].

Einer der Hauptanführer des Umsturzes, wie ihn Murner schilderte, war Ulrich von Hutten, ‚der edel Dichter‘, welcher seit dem Jahre 1520 in ver-

[1] Vom großen lutherischen Narren Nr. 29.

[2] Auch Murners Gegner, der zwinglische Prediger Utz Eckstein, bekannte in seinen Gesprächen vom ‚Reichstag, der Edlen und Bauern Bericht und Klag‘ im Jahre 1527:

All Unruh, die man jetzund sicht
Uß keiner andern Ursach geschicht,
Denn daß uns Gott zu diesem Zyt
Syn Wort ußsäet in all Welt wyt,
Aus welchem sich ein jeder flyßt,
Daß er daruß, was ihm gefallt, lißt,
Und brucht man Gotswort zu eim Deckel
Allein darzu, wär voll min Seckel,
Gott geb dem, was ein andrer hett;
Also uß eim Ernst macht man ein Gspött:
Ob man schon lehrt Gotswort im Geyst,
So sucht man dennocht allermeyst,
Daß dem Lib allein kum wol.

Bei Scheible, Das Kloster 8, 829.

[3] Nr. 8; vergl. Nr. 45. — Erst in neuester Zeit ist man dem Charakter, dem Wandel und der Wirksamkeit des katholischen Dichters und litterarisch wirksamsten Gegners der Religionsneuerer gerecht geworden. Nach dem Vorgange von Wachler, Laube und Vilmar suchte Heinrich Kurz in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Murners ‚Gedicht vom großen lutherischen Narren‘ (Zürich 1848) S. XXVIII fll. den fast allgemein Verkannten und Verlästerten wieder zu Ehren zu bringen. In Murner ‚lebte ein tiefes Gefühl für das Rechte und Wahre. Murner war ein Mann des

schiedenen Brandschriften eine unermüdliche revolutionäre Thätigkeit entfaltete und keinen Anstand nahm, in einem Sendschreiben an Kaiser Karl V. offen

---

Volkes im strengsten Sinne des Wortes'; ,wenn er auch oft Worte gebraucht, die unsere Ohren beleidigen, so that er es doch nie, um durch diese Ausdrücke zu reizen, sondern er hat eben die Dinge, von denen er sprach, mit den einfachsten, kernhaftesten Wörtern bezeichnen wollen.' Kurz wies auch darauf hin, daß schon Lessing eine ,Rettung' Murners beabsichtigte. ,Er wollte ihn nicht bloß von seiten des Charakters rechtfertigen, er hatte auch die Absicht, ihn als Dichter, als Schriftsteller gegen ungerechte Anklagen in Schutz zu nehmen.' Von seiten der Katholiken, bemerkt Kurz, sei ,gar nichts zur Ehrenrettung des gewaltigen Feindes der Reformation' geschehen. Murners wärmster Schutzredner ist Karl Goedeke. In seiner Einleitung zu dessen ,Narrenbeschwörung' (Leipzig 1879) S. VIII—LIII sagt er unter anderem: Murner, ,der Verteidiger des Bestehenden gegen die Angriffe der Neuerer, wurde nach der beliebten Logik der Zeit zum Angreifer gemacht und demgemäß auf das allerschimpflichste behandelt, verleumdet, geschändet, und als er sich dann seiner Haut wehrte, wie ein Verbrecher gehetzt und verfolgt, so daß noch jetzt die leidenschaftlichen Parteigänger in dies Horn stoßen, ja auch wohlmeinende Forscher unter dem Eindrucke der herkömmlichen Auffassung stehen.' Schon die Straßburger Humanisten ,zeichneten sich durch maßlos heftige Schmähungen gegen Murner aus' und ,bezeichneten ihn als überwiesenen Verleumder, während er der Geschmähte und Verleumdete war. Diese Praxis ist, solange er öffentlich wirkte, gegen ihn beobachtet worden. Kein Wunder, daß die nachbetenden Jahrhunderte sein Bild mehr und mehr verunstaltet haben'. ,Die oft vorgebrachte Beschuldigung, daß Murner vor der Reformation bekämpft und nach derselben verteidigt habe, was die Reformatoren bekämpften, ist ganz und gar unbegründet. Vor wie nach erklärte er sich gegen die Mißbräuche, aber zu keiner Zeit hat er die päpstliche Kirchenverfassung angegriffen, oder ist er gegen die Verehrung der heiligen Jungfrau und der Heiligen aufgetreten, oder hat er die Lehre der Kirche angefochten, daß die Messe ein Opfer für die Lebendigen und die Todten sei.' ,Kann nun auch die beliebte Phrase von einem Reformator vor der Reformation auf Murner keine Anwendung finden, da er niemals einen Lehrsatz der Kirche angefochten hat, so gebührt ihm doch immer der Rang eines der einsichtigsten, unbefangensten und freimütigsten Ordensgeistlichen seiner Zeit.' Daß er ,die Überzeugungen seines Lebens, die Lehren, die er geglaubt und in diesem Glauben gepredigt hatte, nicht auf Luthers widersprechende Lehren hin aufzugeben sich entschließen konnte, wird ihm von den Anhängern des Reformators zum Vorwurf gemacht, als ob das Festhalten an treuer Überzeugung ein Verbrechen sei. Luther war ein Einzelner und als solcher, nach Murners Ansicht, nicht mehr als jeder andere Einzelne, und das war Murner auch, berechtigt, die Grundlagen der Kirchenverfassung zu verändern. Murner räumte nach wie vor Mißbräuche in der Handhabung der kirchlichen Einrichtungen ein, aber die letzteren selbst wollte er nicht ohne die dazu Berechtigten verändert wissen. Das war der hauptsächlichste Scheidepunkt zwischen ihm und den Reformatoren. Ein zweiter bestand darin, daß er die Gründe, die von diesen vorgebracht wurden, nicht für überzeugend hielt und dieselben deshalb auf den Grundlagen der bestehenden Kirche bekämpfte, und zwar durchaus sachlich, ohne persönliche Leidenschaft und in einer Form, die, wenn auch mitunter scharf und beißend, doch im Vergleich mit der von seinen Widersachern gehandhabten Polemik, ja selbst mit der Kampfweise anderer Verfechter der päpstlichen Kirche ruhig und bescheiden genannt werden muß'. ,Von den zweiund-

zu verkündigen, daß seine Absichten auf eine Umkehr der bestehenden Ordnung gerichtet seien. Der Papst, sagte er, sei ein Bandit, ‚und die Rotte dieses Banditen heißt Kirche‘. ‚Was säumen wir noch? Hat denn Deutschland keine Ehre, hat es kein Feuer?‘ ‚Rom ist die Seele aller Unreinigkeit, die Pfütze der Ruchlosigkeit, der unerschöpfliche Pfuhl des Bösen: und zu seiner Zerstörung sollte man nicht, wie um einem gemeinen Verderben zu wehren, von allen Seiten zusammenlaufen, nicht alle Segel aufspannen, alle Pferde satteln? nicht mit Feuer und Schwert losbrechen?‘ Er forderte den Adel und die Städte und das gesamte Volk zur Ergreifung der Waffen, zum Religionskriege auf und schrieb dabei die von Murner angeführten Schlagworte ‚Evangelium, Freiheit und Wahrheit‘ auf seine Fahne. Der Sturz des Papsttums sei der Wille Gottes, und dieser könne nicht ‚ohne Mord und Blutvergießen‘ vollzogen werden:

> Itzt ist die Zeit, zu heben an
> Um Freiheit kriegen: Gott will's han...

---

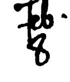
dreißig Büchlein, die er' gegen Luther und die Seinen ‚verfaßte, sind, mit Einschluß seines „Liedes vom Untergang des Glaubens“, nur sechs oder sieben im Druck erschienen. Es geht daraus hervor, daß er keineswegs die von Luther aus der „Schrift“ entnommenen Gründe und Beweise übersah, er ließ sich auf dieselben umständlich ein; nur bestritt er, daß Luther die „Schrift“ richtig ausgelegt habe, und berief sich dabei allerdings häufig auf die Auslegung der Kirche, der er, als der Gemeinschaft der ganzen Christenheit, vor den Ansichten des Einzelnen den Vorzug gebe. Luthers Art der Polemik war eine andere; er spricht, zur Erheiterung der Leser, von den Läusen in Murners Mönchskutte, und läßt ein Pasquill gegen Murner abdrucken, das ihm vom Rheine gesandt sei, und das jedenfalls nur durch ihn veröffentlicht ist.‘ Goedeke spricht dann von den ‚verächtlichen Schmähschriften‘ gegen Murner, ‚die trotz ihrer offenbaren Lügen bisher als die Hauptquellen der neueren Historiker gedient haben‘. ‚Murner antwortete auf diese Schmähschriften in seiner „Beschwörung des großen lutherischen Narren“, seiner besten Dichtung, in der eine übermütige, fröhliche, ja bacchantische Laune herrscht, wie im ganzen übrigen Zeitalter der Reformation sonst nirgends. Der Rat von Straßburg, der ihm mit der offensten Parteilichkeit gegenüberstand, verbot diese Dichtung und verbot ihm das Druckenlassen überhaupt, während die sogenannten Reformatoren Straßburgs, d. h. die mit hohem obrigkeitlichem Einverständnisse vorgehenden kirchlichen Revolutionäre, volle Freiheit hatten, zu schmähen und zu lügen.‘ Im Jahre 1524 ‚wuchs der von Bucer, Capito und Genossen geschürte Haß dermaßen, daß Murner bei dem mit ratsherrlicher Konnivenz am 15. September in Szene gesetzten schmählichen Klostersturme den Mißhandlungen des evangelischen Haufens wahrscheinlich verfallen wäre, wenn er sich damals nicht zufällig in Oberehnheim aufgehalten hätte‘. ‚Widerlegt ward er nie, immer nur mit Schmähungen abgefertigt.‘

** Kawerau (Th. Murner 96) sucht den ‚Kuttenträger‘ möglichst herabzusetzen, muß aber doch dessen ‚reiche Begabung und Zähigkeit ohnegleichen‘ zugestehen. Bei Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgesch. 286 ff., wird Murner mit Abneigung und Einseitigkeit behandelt, aber doch betont, daß er der ‚bedeutendste Gegner Luthers unter den deutschen Schriftstellern war‘.

Wem das nicht zu Herzen gehe, der liebe das Vaterland nicht, und Gott sei ihm ‚nicht recht bekannt‘:

Herzu ihr frummen Teutschen all,
Mit Gottes Hülf, der Wahrheit Schall!
Ihr Landsknecht und ihr Reuter gut
Und all die haben freien Mut!
Den Aberglauben tilgen wir,
Die Wahrheit wiederbringen hier.
Und d'weil das nit mag sein in gut,
So muß es kosten aber Blut.

‚Hunderttausend Mann sehe ich, an ihrer Spitze meinen Gastfreund Franz.‘ Diesen seinen Gastfreund Franz von Sickingen ließ er in mehreren Schriften, ‚Gespräche‘ betitelt, die Plane und Ziele des beabsichtigten Umsturzes näher auseinander setzen: Die das Volk ausraubenden Kaufleute müßten vertrieben, die rechtsverdrehenden Juristen mit Stumpf und Stil ausgerottet, vor allem aber müsse Deutschland von der ‚ruchlosen Räuberbande‘ der Pfaffen befreit werden. Der Hussitenführer Ziska sei das Vorbild eines Befreiers. In einer Kriegsordnung vom Jahre 1423 hatte Ziska, der sich ebenfalls auf einen ihm gewordenen ‚Auftrag Gottes‘ berief, öffentlich kundgethan: Wir wollen ‚alle Gottlosen mit Strafen verfolgen, peitschen, schlagen und erschlagen, köpfen, hängen, ersäufen, verbrennen und mit jeder Art von Rache, die nach dem Gesetze Gottes den Bösen zukommt, heimsuchen jede Person ohne Ausnahme, ohne Unterschied des Standes oder Geschlechtes‘. Unzählige Klöster wurden geplündert und zerstört, Bibliotheken, Archive, Kunstwerke aller Art vernichtet, Mönche und Priester erschlagen. Diese Greuel waren dem deutschen Volke im Gedächtnis geblieben, und Hutten selbst führte die Worte eines ‚Warners‘ an, er habe vernommen, ‚Ziskas Thaten seien voll Verruchtheit und Gottlosigkeit‘. Aber nichtsdestoweniger wollte er in Deutschland einen neuen hussitischen Religionssturm erneuern. Es ist ‚kein Verbrechen‘, erwiderte er dem Warner, ‚Schuldige zu strafen und hochmütigen, habsüchtigen, schwelgenden und trägen Menschen das abzunehmen, was sie unrechtmäßigerweise besitzen, und sie aus dem Vaterlande, wo ihre Menge Teuerung verursacht, zu vertreiben‘. ‚Warum solle nicht Sickingen Ziskas Beispiel nachahmen?‘ [1]



Auch in einem dem Hutten-Sickingenschen Kreise angehörigen ‚Gesprächbüchlein: Neu Karsthans‘ wird Ziska von Sickingen als ein würdiges Vorbild gepriesen. Die Geistlichkeit betrüge das Volk mit ihren ‚Zeremonien und Gaukeleien‘, Gott verlange allein Anbetung im Geiste und in der Wahrheit,

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 101 fll. 125 fll. 129—130. 135—136. 422 fll. Wie tief Huttens Gemüt von Haß und Rache selbst wider bloß litterarische Gegner erfüllt war, vergl. 2, 64—66.

darum müsse man, ‚wie in Behem geschehen, den meisten Teil der Kirchen abbrechen; dann dieweil sie stehen, bleibt allwegen ein Anreizung des pfäffischen Geistes, und der Mißglaub mag nit von dem gemeinen Volke bracht werden, man nehme dann diesen Überfluß hinweg und tilge ab alle Münchsorden. Darumb ist Ziska kein Narr gewesen, daß er die Kirchen zerbrochen; ich kann auch sein hoch Verständnis nit genug preisen, daß er alle Münich ußgetriben und vertilgt hat‘. Würden die Pfaffen bei ihrer gewaltsamen Vernichtung sich ‚auf ihre Freiheit berufen, so würde man sich darum wenig kümmern‘, sondern sich ‚an St. Paul halten, der spricht zu den Korinthern: wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit‘. In dreißig dem ‚Gespräche‘ beigefügten Artikeln, ‚so Junker Helferich, Ritter Heinz und (der Bauer) Karsthans mit ihrem Anhang hart und fest zu halten geschworen haben‘, heißt es unter anderem: man wolle den Papst für den Antichrist, die Kardinäle für die Apostel des Teufels halten, die römischen Kurtisanen und ihre Anhänger würgen und töten, die Pfaffen schlagen oder treten, den Überbringern geistlicher Befehle die Ohren abschneiden und, wenn sie wiederkämen, die Augen ausstechen[1].

Welche Thaten man von Sickingen erwarten konnte, wenn ihm der beabsichtigte Umsturz der kirchlichen und staatlichen Ordnung gelungen wäre, ließ sich schon allein aus jenen Greueln voraussehen, welche er in den Jahren 1515—1517 gegen die Reichsstadt Worms verübt hatte. ‚Ernannter Franz‘, heißt es in einem Ausschreiben des Wormser Rates vom 4. März 1517, hat nun ‚zwei Jahre lang die Weingartreben auf dem Felde abgehauen, die Frucht geschlauft, verbrennet und verwüstet‘, ‚die armen Leut, so in ihrer Arbeit gewesen, die Hände abgehauen, Ohren abgeschnitten und ohne Not leiblos gemacht, Frauen und Jungfrauen geschlagen, an ihren Leiben beschädigt, ihre Kleider über ihr Schame abgeschnitten, geschmecht, jung Knaben gefangen, geschätzt, geschlagen, verwundt und etlich getödtet‘. ‚Pilger, Boten, Kaufleute‘ ‚beraubt, geschmecht, verwundt, Kreuze an ihre Stirnen geschnitten, Priester und Mönche geschlagen, verwundt, beraubt.‘[2] Auf seinem Rückzuge von Trier im Jahre 1522 brannte Sickingen, Ziska nachahmend, grundsätzlich alle Kirchen und Klöster nieder[3].

Schmähschriften aller Art, teils in gebundener teils in ungebundener Rede, bildeten bald den breitesten Zweig der Litteratur[4]: in den weitaus

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 205—207.

[2] Einblattdruck vom 4. März 1517. Vergl. Niemöller, Thaten Sickingens (Frankfurt 1888) S. 3—4.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 259.

[4] ‚Für das Pasquill, Spottlied und Schmähgedicht war das Reformationszeitalter die eigentliche Blütenzeit‘, sagt Johannes Voigt, Pasquille 337. Carl Hagen, von

meisten derselben mußte wilder Eifer und wüstes Schreien die Gedankenarmut ersetzen. Ihr Hauptabsehen war darauf gerichtet, durch Hohn, Spott und Verleumdung eine unversöhnliche Feindschaft, tiefste Verachtung, Haß und Ingrimm gegen den katholischen Gottesdienst und alle kirchlichen Einrichtungen, gegen den Papst und die Geistlichkeit und ‚das gesamte papistische Geschwürm‘ hervorzurufen und immer mehr zu verschärfen. Sie hielten denselben Ton ein, welchen Luther in seinen zahlreichen Streitbüchlein angeschlagen hatte.

Luther brandmarkte die heilige Messe als eine Ausgeburt der Hölle und eine schändliche Abgötterei, die Geistlichen als Diebe, Lästerer, Gleisner, Räuber, ‚Priester des Teufels‘: in ihren sämtlichen ‚Büchern und Schriften sei nichts anderes, denn der Teufel selbst‘; es sei ‚viel besser, ein Henker und Mörder

---

einem Rezensenten getadelt, daß er aus derartigen Schriften ‚manche, oft sehr derbe Stellen mitgeteilt‘ habe, sagt 2, XIII—XIV zu seiner Rechtfertigung: ‚Gerade diese derben Stellen repräsentieren ganz vortrefflich den Charakter der damaligen Zeit.‘ ‚Soll unsere Geschichtschreibung in der That objektiv werden, so darf sich dieselbe nicht von der zufälligen Mode und von unserer Konvenienz beherrschen lassen, sondern sie muß eindringen in den Geist einer zu beschreibenden Epoche, und darf kein Moment unberücksichtigt lassen, was diesen bezeichnet.‘ Nun sei ‚aber gerade die Derbheit in der Litteratur ein wesentliches Merkmal der Reformationszeit‘. Oskar Schade 1, V—VI findet ‚in den zahllosen Flugschriften, die damals wie eine Flut übers Land fuhren‘, ‚mitunter große Derbheit und Leidenschaftlichkeit‘. Das Wort ‚mitunter‘ erscheint wenig passend, denn es dürfte schwer sein, aus diesen Schriften auch nur einige anzuführen, in welchen nicht ein ingrimmiger Haß und eine ungezügelte Schmähsucht zum Ausdruck gelangen. ** Die gelehrten Verfasser der Schmähgespräche wählten, wie Matthias, ‚Ein Pasquill aus der Zeit des schmalkaldischen Krieges‘, Zeitschr. für deutsche Philologie 20, 154, hervorhebt, mit besonderer Vorliebe als Unterredner Leute aus den untersten Ständen. Ein wesentlicher Grund hierfür war, daß man ungebildete Leute viel gröblichere Reden gegen das Papsttum führen lassen konnte als Vertreter der gebildeten Stände. Das von Matthias mitgeteilte Gespräch, welches im November 1546 entstand, ‚atmet von Anfang bis zu Ende fanatischen Haß gegen das Papsttum‘. Der hl. Petrus wird als ‚Kahlkopf‘ und ‚unsinniger Peterkopf‘ beschimpft, der ‚Bube‘ Papst Paul III. ‚alter böser Franzözischer Hund‘, Papst Klemens VII. mit ‚du arger, beschorner unflat‘ apostrophiert. Über die von Voigt a. a. O. mitgeteilten Pasquille sagt der Protestant Röpell: ‚Sie haben meist weder Witz noch poetischen Wert. Sie zeigen aber, mit welchen Mitteln man protestantischerseits dazumal auf die allgemeine Stimmung des Volkes einzuwirken suchte und welche Teilnahme und weite Verbreitung in die entlegensten Landschaften Deutschlands vom Fürsten bis zur niedrigsten Volksklasse herab diese Schmähschriften und Spottlieder fanden. Im stärksten, um nicht zu sagen im frechsten Ton, schonungslos, ohne die geringste Achtung vor allem bisher Heiligen oder der Gegenpartei Teuren, ohne die geringste Anerkennung des Wahren, welches auf dieser Seite sich fand, stellen sie uns die Losgerissenheit der Protestanten von der ganzen früheren Sittlichkeit in ihren rohesten, oft widerwärtigsten Äußerungen vor Augen‘ (Referat über Raumer, Hist. Taschenbuch, in Hallische Jahrbücher 1838, Nr. 230).

sein, denn ein Pfaff oder Mönch'; die Weihe drücke dem Priester ‚das Malzeichen der Bestie in der Offenbarung' auf. Der Papst sei ‚des Teufels Sau'; die Bischöfe seien ‚Götzen und Larven, ungläubige, unchristliche, ungelehrte Affen', die Universitäten ‚Molochtempel und Mördergruben'[1].

Ähnlicher, wenn auch matterer Sprache bedienten sich unzählige, meist ohne Namen der Verfasser herausgegebene Flugschriften. So verkündete zum Beispiel eine derselben: ‚Die gehörnten Götzen sind nicht Bischöfe, sondern Fastnachtslarven'; eine andere fand in den Stiften und Klöstern ‚gekrönte Esel, Mastsäue, grobe Bachanten und gottlose unverständige Tölpel'; eine dritte leitete das geistliche Recht von dem ‚höllischen Hunde' her: ‚Ihr Geist ist ein Hund; das beweisen sie mit ihren Werken, daß sie die Schafe Christi zerreißen und sie gar fressen.' Unter einem Pfaffen versteht man, schrieb im Jahre 1522 der ehemalige Franziskanermönch Eberlin von Günzburg, einer der thätigsten Pamphletisten, ‚einen heillosen gottlosen Menschen, voll, faul, geizig, häderisch, zänkisch, ehebrecherisch': der Zorn Gottes breche über die Pfaffen aus, und es sei ein Wunder, wenn das Volk sie nicht steinige; es gelte als Zeichen eines guten Christen, die Pfaffen auf das tiefste zu verachten oder sie totzuschlagen[2]. Wie in der theologischen Fachlitteratur, so spielte auch in diesen volkstümlichen Schriften der Teufel eine bedeutende Rolle: man stellte ihn bald als einen Diener, bald als das Oberhaupt des Papsttums hin, der öffentliche amtliche Ausschreiben erließ, oder führte ihn vor im Gespräch mit dem Papste, den er mit Hohn und Spott überschüttete[3].

Und nicht allein in den ersten Jahrzehnten der kirchlichen Revolution, sondern ein ganzes Jahrhundert lang fuhren solche ‚Schmach- und Famoslibellen', Pasquille, Spottgedichte und Schmählieder wie eine Sündflut über das Land, und zwar großenteils gerade in denjenigen Gegenden, in welchen längst alles Katholische bis auf den letzten Rest ausgerottet worden war. Der hessische Superintendent Georg Nigrinus wollte im Jahre 1593 in all diesen Erzeugnissen unversöhnlichen Hasses das Werk ‚evangelischer Engel' erkennen und jubelte aus vollem Herzen über die noch stets wachsende Angriffslust dieser ‚evangelischen Engel'. ‚Ich meine,' schrieb er, ‚es hab bei unsern Tagen zu Rom gedonnert und geblitzt, ich mein, die Erde hab sich bewegt über diesem angezündeten Feuer und Licht des göttlichen Wortes.' ‚An dem Papste lassen sie nichts Gutes bleiben, denn man findet auch nichts Gutes an ihm, dem Antichrist und Tyrannen über alle Tyrannei, dem Lügner über alle Ketzerei und Mörder über alle Mörderei.' ‚Nur getrost wider sie gangen

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 210 fll.

[2] Vergl. über diese und viele ähnliche in den Flugschriften enthaltenen Schmähungen Hagen 2, 176—227 und 3, 13 fll. und unsere Angaben Bd. 2, 198 fll.

[3] Vergl. die Schriften bei Schade 2, 85—104. Voigt, Pasquille 397—398.

und die Brände geschürt, daß ihnen frei recht heiß werde, das ist der Wille Gottes, dadurch wird Gott der Gerechte und Wahrhaftige gepreiset und seine Kirche erbauet. Verflucht sei, der des Herrn Werke nachlässig treibet, verflucht sei aller Friede in dieser Fehde zwischen des Weibes und der Schlange Samen, zwischen Christo und dem Antichrist mit all seinem Anhang. Welchem das ernst ist, spreche von Herzen Amen: Komm lieber Herr Jesu, Amen.' ‚Was man vom Papst sagt, muß man von allen seinen Gliedern verstehen, darumt machet die babylonische Hure bloß und decket ihre Schand auf.' ‚Nicht allein die Geistlichen im Papsttum sind Bauchknechte, sondern auch alles, was ihnen anhanget aus hohen und niederen Ständen, sind eitel Bauchdiener. Der Bauch ist ihr Gott, sage Paulus.' ‚In geistlichen Sachen haben sie keinen Verstand und können weniger davon urteilen, denn unvernünftige Tiere von menschlichen Sachen. Darnach sind sie rechte Bestien in groben Lastern, in Ehebruch, Hurerei, sodomitischer Vermischung und im Morden.' Deshalb verlangte Nigrinus, ‚der Prediger des Evangeliums der Liebe', einen unversöhnlichen Kampf wider alle Anhänger der katholischen Kirche[1].

Zu den ärgsten Schmähschriften des Jahrhunderts gehörte ein in mehr als neuntausend ‚possierlichen Reimen' ‚der jungen Welt zu gut' von dem ehemaligen Franziskanermönch Burchard Waldis im Jahre 1555 herausgegebenes, in den Jahren 1556, 1560, 1563, 1575 neu aufgelegtes Werk. Der Titel lautet: ‚Das Päpstisch Reich: ist ein Buch lüstig zu lesen allen, so die Wahrheit lieb haben, darin der Papst mit seinen Geliedern, Leben, Glauben, Gottesdienst, Gebrechen und Ceremonien, so viel müglich, wahrhaftig und aufs kürzeste beschriben' ist[2]. Es war eine auf Befehl des Landgrafen Philipp von Hessen besorgte Übersetzung eines lateinischen Werkes, welches der Prediger Thomas Kirchmair unter dem Namen Naogeorg im Jahre 1553 veröffentlicht hatte. Waldis widmete seine Arbeit der vielberufenen ‚viel tugendhaften Frau Margaretha von der Sale, Philipps ehelichen Gemahlin', als deren ‚armer Diener und Kaplan' er sich bezeichnete. Alle katholischen Lehrsätze sind in dem Werke entstellt und verdreht; die heiligen Sakramente und die gottesdienstlichen Übungen werden als Teufelswerke dem Hohne preisgegeben:

> Ganz Papstthumb lebt in solcher Zucht,
> Damit man Schlangen tödten mucht:
> Solch zeigen all ihr Kirch und Tempel,
> Ist gar ein heidenischer Grempel
> Mit wüsten Gräueln überschwemmt . . .



[1] Nigrinus, Apocalypse 238. 354. 527. 546. 615. 635. Im ‚zweiten Buch' unseres fünften Bandes finden sich viele derartige Aussprüche protestantischer Prediger und Laien.

[2] Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 453, Nr. 14.



Das Brod in einem gülden Schrein
Verschlossen in die Mauer hinein,
Da ist ein starkes Gitter für,
Zween Riegel und ein eisen Thür,
Daß nit unbillig die ärgsten Türken
Solch grob Abgötterei wohl merken,
Und sprechen frei, daß die Papisten
Sein abgöttisch und gar keine Christen.

Bezüglich des Abendmahls heißt es:

Hilf Gott, wie hat das Bapstumb hie
Genarrt, viel gröber dan das Vihe . . .
Wie sie der Teufel hat besessen,
Gab er ihm ein das leidig Messen . . .

Bei der Firmung kann man für das Kind ‚den Geist Gottes kaufen mit Silber und rotem Gold‘:

Den Chriesam schmiert er ihm an Grind
Und schlägt das arm unschuldig Kind,
Daß die Leut lachen insgemein,
Das Kind erschrickt und weint allein.
Bald ist einer da, der's selbig Kind
Mit einem leinen Tuch verbind,
Als obs tödtlich verwundet wär,
Des lacht Alls was da steht umher.

‚Das rechte Affenspiel‘ und Teufelswerk begehen die Papisten am Fronleichnamstage. Überhaupt ist der Gottesdienst der Türken dem papistischen vorzuziehen:

Wo mans wollt gegenander legen,
Was Türk und Bapst zu glauben pflegen,
So hat der Türk bessern Verstand
Von Gott, danns Bapstumb alle sambt.

Für die Jugend halten die Papisten, schmähte der Verfasser, schlechte Häuser,

Wie der Bapst Freiheit geben hat
Zu Florenz in der schönen Stadt:
Wer in das gmeine Hurenhaus geht
Und thut wie ihr mich wohl versteht,
Der würd herrlich vom Bapst gelobt,
Auch mit Ablaß dazu begobt.

Nicht weniger greulich ist, daß der Papst von den ihm ergebenen Monarchen, welche sämtlich ihre Lehen und Kronen allein von ihm empfangen, ‚angebetet wird als ein Herr Himmels und der Erde‘:

Wann der Bapst heißt morden und würgen,
Laufens wie Henkersknecht und Schörgen,
Mit Feuer und Wasser thun sie strafen,
Mit Büchsen, Bogen, Schwert und Waffen.
Er sei gleich edel oder gelehrt,
Daran sich die Zeit niemand kehrt,
Da säumt man nicht, gar bapstisch lohnt,
Vater noch Mutter niemand verschont.
Niemand entkommt aus Todesnöthen,
Wann dieser heilige Mann heißt tödten.

In solcher Weise ist das ganze ‚päpstisch Reich‘ beschrieben, und zwar, wie Waldis in der Zueignung rühmt, insbesondere für ‚die jetzigen und jungen Christen‘, welche das Papsttum ‚mit seiner Teufelslehr und abgöttischen Dienst nicht gesehen, noch darin erzogen und ihre Gewissen mit solchem giftigen Irrtum nicht beschmeißt und verunreinigt haben‘. Allerdings hört die Jugend, sagt er, ‚täglich in allen Predigten‘, daß das Papsttum als ‚eine teuflische Lehre zum Teufel und zur Hölle, daher sie auch erstlich kommen, zu verweisen‘ sei, aber das genügt nicht, weil ‚nichtsdestoweniger der gemeine und größte Hauf in dem Unverstand bleibt, daß sie die Prophezeien und Weissagung vom Papstthum‘ nicht gründlich verstehen und sich davor hüten können, weil sie nicht selbst ‚die Greuel‘ gesehen und erfahren haben. ‚Wie das gemeine Sprichwort laut, kan man ein Ding nicht lieben noch hassen, man wisse erst zuvor, wie gut oder böse dasselbig sei.‘ Aus diesem Grunde sei dieses Werk geschrieben, ‚sehr künstlich, wahrhaftig‘ [1].

Eine weitere Belehrung über das Papsttum erteilte im Jahre 1559 ein unbekannter Verfasser in einem ‚Handbüchlein der Papisten‘. Dasselbe beginnt mit den Fragen: ‚Wie soll sich ein geistlos papistischer Bischof, Pfarrherr, Prediger halten in seinem Berufe? wie soll er lehren, wie soll er leben?‘ worauf die Antwort: ‚Er soll ungelehrt und eines losen Lebens sein, soll sich des Evangelion schämen und sein Leben in aller Büberei und Schande zubringen; er soll Gottes Wort verfälschen, Sünd und Schande erlauben und selbs treiben; ein unverschämter Hurer und Ehebrecher sein, keinen Tag nüchtern, ein Weinsäufer, Spieler . . . und in allen Lastern und Schanden erfunden werden.‘ Auf eine andere der vielen Fragen: ‚Wie sollen sich die Geistlosen gegen ihre Eltern halten?‘ wird geantwortet: ‚Die Geistlosen sollen ihren Eltern ungehorsam sein, sie schelten und fluchen, mit keiner Nothdurft versorgen, sondern nerlichen die Rinden vom Brod zu essen und Wasser zu trinken geben, zuletzt auch aus dem Hause stoßen oder von ihn laufen in ein

[1] Die ausgehobenen Stellen finden sich in der Zueignung und in Buch 1, Kap. 4; Buch 3, Kap. 5. 7 und Buch 4, Kap. 19. 22. 29. 31. 33.

Kloster und lassen sie Noth leiden.' Dieses sei ihnen vorgeschrieben durch die Klosterregeln; denn in den Klöstern bekämen sie ,andere Eltern: den Pater Prior und Mater Domina, ja den Satan selbst' [1].

Eine von dem Prediger Erasmus Alber zuerst im Jahre 1542 mit einer Vorrede Luthers herausgegebene, von den Protestanten vielbelobte Volksschrift führte den Titel: ,Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran' [2]. Sie enthielt allerlei Spottbemerkungen zu dem sogenannten ,Conformitatenbuch' der Franziskaner, in welchem das Leben des hl. Franziskus von Assisi mit dem Leben Christi verglichen worden [3]. In der Ausdeutung dieses Buches ging Alber so weit, daß er behauptete, die Mönche ,machen aus Christo unserm Herrn eine Figur und Fürbild Francisci, das ist Christus muß Knecht sein, Franciscus ist sein Herr'; ,setzen Franciscum weit, weit über Christum'. Zu dem Berichte, der hl. Franziskus habe während einer Krankheit sich nichts wollen vorlesen lassen, und habe gesagt: ,Ich will nichts wissen ohne Jesu den Gekreuzigten', macht Alber die Bemerkung: ,Da sehen wir, was für ein großer Esel und gottloser Phantast er gewesen ist': er habe die Heilige Schrift nicht hören und sich mit eigenen Gedanken trösten wollen. Die Stelle: ,Die Mutter Christi hat Gott Vater gebeten, daß er Franciscum in die Welt senden wolle, den armen Sündern zu gut', begleitet er mit der Randnote: ,Lucifers Mutter wird Beelzebub gebeten haben.' Die Erzählung, einmal habe ein Graf auf dem Sterbebette sich dem Gebete eines frommen Bruders empfohlen, bringt ihn in solchen Eifer, daß er ausruft: ,Soll man noch nicht alle Mönche aufhängen oder ertränken? Siehe, solche Seelmörder sind sie!' Ein Bruder Ägidius, heißt es in dem Buche, wurde einmal entzückt in den dritten Himmel wie Paulus; dazu Alber: ,Das Entzückung ist sehr gemein bei den heiligen Teufeln genossen; zum Galgen zu sollte man sie entzuckt und dem Dallinger' — dem Henker — ,anzuzwicken befohlen haben.' Weil in dem Werke ,etliche hundert Bücher angezeigt werden, so die Barfüßer gemacht', so erklärt Alber: ,Dieselbigen Mönche müssen alle des Teufels sein, weil Franciscus will, seine Brüder sollen nur ein Buch haben, nämlich seine Regel. Darumb sind alle Bücher der Barfüsser vom Teufel laut ihres eigenen Gottes Francisci Wort.' [4]

---

[1] Bei Schade 2, 264—274; vergl. 380.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 444, Nr. 16 a. ** Vergl. Matthias in der Zeitschr. für deutsche Philologie 21, 432.

[3] Liber conformitatum vitae S. Francisci cum vita D. N. Iesu Christi.

[4] Älteste Ausgabe (Wittenberg 1542) 5. 25. 42. 141. 142. 436. Die Menge Vögel, welche zu Franziskus geflogen, während er predigte, ,sind Teufel gewest' (147); die Mutter Gottes, welche dem Bruder Acursio erschien, war ,des Teufels Mutter' (219) u. s. w. Eine spätere Ausgabe der Schrift bringt noch ,etwa fünfundneunzig Randglossen mehr, meist aus zwei, drei Schmutzworten bestehend'. Wendeler 104. 191.



Die herrschende Schmähsucht machte sich besonders auch geltend in verhöhnenden Umdichtungen biblischer Stücke oder einzelner Gebete: des Vater Unser, des Ave Maria, des Benedicite und des Gratias. Protestantische Schriftsteller brachten frühzeitig viele derartige Erzeugnisse zu Markte [1], einzelne katholische folgten dem traurigen Beispiel. Der katholische Satiriker Daniel von Soest travestierte das Vater Unser in seiner ‚Gemeinen Beichte' [2]; der Franziskaner Johannes Nas brachte am Schluß seiner ‚Fünften Centuria' (1570) eine ‚Irrequies Luthers', eine travestierende Anwendung des Requiem und anderer Kirchengebete auf Luther [3]; der Luzerner Gerichtschreiber Hans Salat parodierte im Jahre 1532 das Vater Unser, das Ave und Credo auf Zwingli [4].

Salat stand überhaupt in mehreren seiner Dichtungen an leidenschaftlicher Schärfe auf gleicher Stufe mit den protestantischen Streitdichtern. Im Jahre 1531 verfaßte er nach der Schlacht bei Kappel ‚einen schönen Spruch von dem Krieg, so zwischen den fünf Orten und den anderen Oertern der Eidgenossen verloufen hat: der Spruch heißt der Tanngrotz'. Er zog darin heftig wider die zwinglischen Kantone zu Felde und sprach ‚hoch mit Freuden' über den Untergang Zwinglis:

> Der Bösewicht, der da hat verfürt
> Ein frumm Gemein, so manig Biderman,
> Hat hie auch sin Bracht und Leben glan:
> Ich mein Ulin Zwinglin, wer ihn hat bekant;
> Er ward gevierteilt und verbrant,
> Als kaiserlich Recht wist und vermag,
> Davon ein Liblin an Tag [5].

** Fr. Schnorr von Carolsfeld, Erasmus Alberus. Dresden 1893. S. 54, sagt von Albers ‚Der Barfüßer Eulenspiegel': ‚die noch heute bedeutungsvolle Schrift'. Dagegen bemerkt der Protestant P. Sabatier, Vie de S. François d'Assise. Paris 1894, p. cxv, von dem liber Conform. des Bartholomäus de Pisa: ‚Je n'hésite pas à y voir l'ouvrage le plus important qui ait été fait sur la vie de saint François. . . . Je n'ai à m'occuper ici des sottes attaques de quelques auteurs protestants contre ce livre. Nulle part Barth. de Pise ne fait de S. François l'égal de Jésus, et il lui arrive même de prévenir la critique à cet égard.'

[1] Vergl. Schade 2, 105—113. 310 fll. ** Vielfach versuchte man auch auf protestantischer Seite, Werke, die längst vor der Kirchenspaltung entstanden waren und in ihren religiösen Begriffen selbstverständlich auf katholischer Vorstellung beruhten, zu Apologien des Protestantismus umzustempeln. Am systematischsten durchgeführt wurde dies System durch den Straßburger Verleger Cammerlander, der sich dabei der Hülfe des abgefallenen Mönches Vielfeld bediente. Vergl. B. Wenzel, Cammerlander und Vielfeld, ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Rostocker Inauguraldissertation. Berlin 1891. Siehe auch Kelchner in der Allgem. deutschen Biographie 3, 277, sowie die Notizen von Falk im Litter. Handweiser 1892, S. 547—548.

[2] Jostes 210—211. [3] Schöpf 28. [4] Bächtold, Hans Salat 13—14.

[5] Der Tanngrotz abgedruckt bei Bächtold, H. Salat 89—109.

In diesem seinem ‚Liedlein vom Zwinglin‘ heißt es: Auf der Walstatt

thet man ihn finden
Mit viel seiner bösen Kinden,
Man solt sie alle schinden,
Ich mein die Buben allein,
Die verfürt hand ein ganze Gemein.

Der Henker von Luzern sang Zwingli ‚den Requiem‘

Mit Freuden und mit Lachen;
Vier Theil thet er us ihm machen;
Er trug viel Schmalz im Bachen,
Doch warf's der Henker hin,
Als ob's ein Lötschen wer gsin [1].

In gleich erbitterter Stimmung dichtete er im folgenden Jahre den ‚Triumph des helvetischen Herkules‘, wie Zwingli, sagte er, ‚von etlichen seiner Partei genannt wurde‘. Er versetzte die Leser in den Schwarzwald. Dort sei er, der Dichter, am elften Tage des Weinmonats 1531 — dem Todestage Zwinglis — von der Nacht überrascht, in einen hohlen Baum gekrochen und habe bei Tagesgrauen plötzlich ein wildes Getöse und Geschrei gehört, daß die Erde erbebte:

So kumpt vom Felsen ein grusam Schar
Gfaren von des Steines Wand
Uf Roß und Thieren mengerhand,
Gformiret und gstalt so grusamlich,
Ich dacht, der Tüfel will an dich!
Doch g'riet es uf den besseren Sinn;
Sie furend von miner Herberg hin
Durch Stuben, Stöck, Stein, Törn und Hürst;
Ich dacht, das ist ein seltsamer Fürst,
Es ist das Volk ab Brattelenmatten [2].

Nun läßt der Dichter das ganze Heer der Religionsneuerer, zunächst Mönche, Geistliche und Nonnen, gleich wie in einem Hexensabbat vor sich vorüberziehen, alle angethan mit entwendeten Meßkleidern, Chorröcken und sonstigen kirchlichen Gewändern und beladen mit allerlei Kirchenraub, untereinander in heftigem Streit. So ein Abt mit seiner ‚Frau Meisterin‘,

In grimmem Zorn er über sie fur:
Du verfluchte, schandliche eeliche Hur,
In dise Straf hast mich verpfandt,
Daß ich verließ min geistlichen Stand,

[1] Bache = Schinken. Leutsch = Hund. Baechtold 117 Note. Das ganze ‚Liedlein‘ 114—118.

[2] ‚Brattelenmatt‘ der Versammlungsort der Hexen. Baechtold 123 Note.

Min Glüpt brach, die ich Gott hat gschworen,
Um daß ich dich mir hat erkoren,
Des muß ich ewig sin verloren!
Roupft, kraut und schlug ihr den Kratten[1] vol . . .

Glich wie er tet, so tatend s' all,
Ihr Gschrei durch Berg und Tal erhall . . .
Seltsam Gschrei und Gugelfur[2] sie erhuben,
Schaltend einander Huren und Buben . . .
Doch schrumend s' all mit großer Rach
Uber einen, der kam auch hernach
Mit großem Pomp in der Proceß,
Er ward von ihnen genant Hercules.

‚Der tütsch Hercules', Zwingli, feiert einen Triumphzug wie die Tempelräuber Nabuchodonosor und Balthasar, aber

Dann kam je ein grusamer Donnerschlag,
Daß Hercul neben dem Wagen lag.

Dem Wagen folgte

Gar eine elende blutige Schar,
Zerhowen, gschossen, verwundet gar.
Auf die kam ein armer, betrübter Hufen,
Sin lust, dünkt mich, weder Fressen noch Sufen,
Warend Man, Wib, arm, rich allerlei,
Fürtend ein erbermlich, kläglich Gschrei;
Burger, Buren und Handwerkslüt,
Die wärend, ich mein, auch gern gsin zur Püt[3] . .
Uf die kam noch ein grusam Schar,
Gar ungestüm Reisig ritten har,
Rittend das arm Volk zu der Erden
Mit Grimmigkeit und zornigen Perden. . .

Endlich fuhr der ganze Zug gewaltsam

zum Felsen herin
Mit solchem Gschrei, Angst, Jammer und Pin,
Des Schriens und Klagens manigfalt,
Mit schützlicher Form, erschrockener Gstalt,
Stich, Schlegen, Streichen, Pracht, Wul[4] und Schallen,
Als Himmel und Erden welt[5] z'sammen fallen.
Nach ihnen fiel der Felsen in,
Er mocht zu Stucken sprungen sin[6].

---

[1] Korb = gab ihr den Buckel voll. [2] Possen, Thorheiten.
[3] Beute. [4] Gewühl. [5] wollten.
[6] Der Triumphus Herculis Helvetici (1532), zum erstenmal abgedruckt bei Baechtold, H. Salat 121—136.

Der Konvertit Johannes Engerd, seit dem Jahre 1576 Professor der Poesie an der Universität zu Ingolstadt, legte die einzelnen Buchstaben des Namens Luther folgendermaßen aus:

Was zeigt der erste Buchstab an?
L. Lotter, Lügner, Lumpenmann,
Leichtfertig, Lauter Lehren Los,
Das sei der erste Titul groß.

Sag, was das U (V) bedeuten soll?
Verbanter, Unflat, Uebels Vol,
Verwüster Unsers Vaterlands,
So ist der andre Buchstab ganz.

Was denn der dritt? brings auch herfür:
T. Treulos, Trotzig, Teuflisch Tier,
Tyrannisch, Tückisch, Tugendleer,
Und was sonst sein der Laster mehr.

Sag, was der viert bedeuten muß?
H. Halsstarrig, Häreticus,
Hoffärtig, Hadrisch, Hurisch, Hart,
Das ist der Ketzer vierte Art.

Was steckt nun in dem fünften drin?
E. Eitel, Ehrgeiz, Eigensinn,
Eidbrüchig, Ehrlos, Ehrverletzer,
Das ist die fünfte Art der Ketzer.

Was ist der Ketzer letzte Kron?
R. Radbrecht, Rein Religion,
Ruhmsüchtig, Räubr, Rachgierig, Rauch,
Das ist der Ketzer sechst Gebrauch [1].

Gegenüber den unaufhörlichen Verlästerungen des Papstes als Antichrist und Verursacher alles Verderbens erklärte Johannes Nas im Jahre 1588: Die in Deutschland eingerissenen Wirrsale seien Folgen des Abfalls von dem wahren alten katholischen Glauben und deutliche Anzeichen, daß der Antichrist, ‚aller Ketzer Hauptmann', bald erscheinen werde. Er werde ‚alle Regiment verkehren', ‚alle Frömmigkeit vertilgen', ‚alle Altär und Kirchen Zier verwüsten',

wie jetzund schier
Sein Vorläufer und Einfurier
Der Secten Mortsknecht und Verführer
Thun mit Macht, nach ihrem Lüst,
Dadurch das Reich schon ist verwüst . . .
Ist nicht die Welt voll falscher Propheten,
Die ihren Tandt für Gotts Wort besteten?

[1] Holstein, Die Reformation 193.

Manch Sect und Partei wird gefunden,
Der wahre Glaub ist gar verschwunden.
Kriegsgeschrei, böß Zeitung ja
Vernimmt man täglich ferr und nah . . .
Groß Noth ist allenthalben auf Erden,
Die Armen überschätzet werden,
Gestewert sind mit Klag und Trawren,
Kain Hofschranz solches sich läßt tawren . . .
Hunger und Klagen überall . .
Unfürstlich Händel, böß Finanz,
List, Trug, Beschieß mit Worteglanz,
Uebersatz, Schinderei, Wucher, Fürkauf,
Schand, Laster, unwahrlicher Lauf . .
Groß Mutwil, Frech- und Sicherheit,
All Boßheit, falsch Untrew, Meineid,
Spürt man an allen Enden gewiß,
Wo 's Lutherthum erschallen ist.
All Zucht und Gottesforcht ist erkalt,
Nach des Solaglaubens Inhalt:
Drumb jetzige Welt ist fast beladen
Mit Fressen, Saufen, zu gewissem Schaden
Liebs, Guts und auch der Seelen thewer,
Geschweig der anderen Ungehewer . . .

Noch viel größere Übel würden bald folgen:

Allenthalben wird man toben und kriegen,
Alle Welt in Harnisch liegen,
Greifen zum Schwert, Büchsen und Spießen,
Selbst würgen einander und Blut vergießen [1].

In gleich düsteren Farben wie Nas schilderte der protestantische Prediger Bartholomäus Ringwalt in einem großen Zeit- und Sittengedicht ‚Die lauter Wahrheit' das allgemein eingerissene Verderben. Das Buch erlebte von 1585 bis 1610 vierzehn Auflagen [2]. Es sind jetzt, sagte der Verfasser in der Vorrede, ‚die letzten und ärgsten Zeiten der Welt herbeigekommen, in welchen aller Glaube gefallen, die Liebe erkaltet und allerlei Hoffart, Schand und Laster neben Verachtung göttlichen Wortes dermaßen gestiegen, daß auch nu mehr in allen Ständen fast keine Besserung zu hoffen' [3]:

Wie dann dasselb der Christen Schar
Dermaßen täglich wird gewahr,
Daß mancher Mensch in Dorf und Stadt
Schier keine Lust mehr zu leben hat;

---

[1] Praeludium in Centurias hominum, sola fide perditorum, das ist Newer Zeitung Vorgang ꝛc. (Ingolstadt 1588) 35 fll. Vergl. Schöpf 66 und 76, Nr. 31.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 515, Nr. 12.

[3] Die lauter Wahrheit, Ausgabe von 1588 Bl. A [3].

Er geht dahin, das mag ich sagn,
Als wär er an den Kopf geschlagn,
Acht wenig seiner eignen Hab,
Und wünscht, daß er nur läg im Grab [1].

Ringwalt wollte in seinem Werk, wie auch in einem zweiten ‚Der getreue Eckart‘ (1588), treu und ehrlich zur Buße und Lebensbesserung aufmahnen, aber er fürchtete:

Ich werd die Welt mit meinem Reim
Nicht bringen aus des Teufels Leim,
Darin sie willig, wie gefangen,
Zu ihrem Schaden bleibet hangen [2].

Die allgemeine Klage, daß das Volk in der früheren katholischen Zeit viel mildthätiger und freigebiger gewesen sei in Stiftungen für Kirchen und Schulen, fand Ringwalt vollkommen begründet.

Fürwar, ich sag euch lieben Herrn,
Wenn nicht die alten Parteckn wärn
An Zins und Decem mancherlei,
An Hufen, Korn und allerlei,
So noch die alten han gestift
Zu gut den Dienern in der Schrift,
So müst der heilig Predigstul
Sammt Kirchgebäu und Kinderschul
Ohn alle Gnad bei unser Schar
Verhungern und zufallen gar.
Denn niemands wil zu diesen Dingn
Was in die Lade Gottes bringn.

Die Vorfahren unter dem Papsttum hätten viele Mönche und Pfaffen ernährt,

Und thatens all von Herzen frei
Und hatten doch genug darbei.
Itzt aber kan man schwerlich lohn
Fünf oder sieben Amtsperson
In einer Stadt, die Christi wegn
Der Kirche und der Schulen pflegn.
So gar unwillig seind die Leut
Zu dieser unser bösen Zeit
Von ihrer Hab in rechter Maß
Zum Gottesdienst zu geben was,
Welch ihre große Hertigkeit
Doch ihnen nicht zu Schmer gedeiht,
Sondern geräth zu ihrem Fluch,
Wie Moses sagt in seinem Buch.

[1] Ausgabe von 1597 S. 4. Vergl. Hoffmann von Fallersleben, B. Ringwaldt 5.
[2] Ausgabe von 1588 S. 271. Vergl. 295–296.

Alle frühere Opferfreudigkeit sei verschwunden:

Vor Zeiten kundt man groß Gebäu
Zu Gottes Ehren bauen neu
An Klöstern, Kirchen und dergleichn,
So noch vorhandn mit warem Zeichn.
Sih, jetzt erhelt man's nicht im Dach,
Daß drüber sinken all Gemach,
Und auch ir viel von Schnee und Regn
Verfaulen und sich niederlegn.
Das macht, daß dieser Facultet
Itzt niemands mehr zur Seiten steht,
Noch sich bekümmert, wie man wol
Wort, Kirch und Schul erhalten sol.

Man greife vielmehr räuberisch die alten Stiftungen an:

Was die frommen Alten gut
Von ihrem sauern Schweiß und Blut
Zum Gottesdienst nach manchen Gabn
Geschankt und übergeben habn,
Das nimmt die Herrschaft groß und klein
Allhie und da gemachs ein,
Zuteilt es fein in ihre Gliedr
Und gebn nicht das Kleinste widr . . .
Weh aber euch, an Leib und Geist,
Die ihr Gestifte zu euch reißt,
Und doch dargegen wider nicht
Ein Hospital im Land aufricht,
Noch etwa Schulen groß und klein,
Darinnen man die Kinderlein
Der armen Leut zu wahrem Grund
Göttliches Wort erziehen kund,
Sondern dasselb nach aller Summ
Alleine schlagt in euren Brumm,
Und in des Herrn Christi Rock
Hochspringet, als ein Ziegenbock.

Scharfe Strafe verkündigend, rief Ringwalt aus:

Sih, solches Gut, das mag ich sagn,
Sol euch und all die Euren plagn,
Daß ihr entweder auf der Erd
An keinem Ort gedeihen werd,
Oder einmal in euren Sündn
Gar plötzlich von der Welt verschwindn.
Wenn man ein Adlers Feder gut
Zu andern Federn legen thut,
So frißt sie der ein ganzen Hauf,
Vil erger als die Motten auf:

Also in Wahrheit haben auch
Die Kirchengüter ein Gebrauch,
Daß sie dem ungerechten Herrn
All sein Geblüt und Gut verzehrn [1].

Seine Amtsbrüder, die Prädikanten, ermahnte er:

Ihr sollet nicht aus hoher Rach
All neue Mär und eigene Sach
Leichtfertig auf die Kanzel bringn
Und Leute lan herunter springn . . .
Denn wer sein Völklin ausschumpirt,
Bei ihnen alle Gunst verliert
Und macht's, daß man ihn feindet an,
Dieweil er nichts als schelten kan.
Derhalben nehmt das wol in Acht,
Laßt eure Schaf unausgemacht
Mit unverschämten, hoch verbotn
(Als Schelm und Dieben) Lästerworten . . .

Wenn einem Prediger ein Leid zugefügt werde, dürfe er sich nicht auf der Kanzel rächen

Mit vielem Schänden, Schnarchen, Puchen
Und mit Verdammen und Verfluchen,
Dermaßen, daß für diesem Stechn
Wol einem möcht das Herz zubrechn.

Noch eine andere Ermahnung richtete Ringwalt an die Prediger:

Fürwar, es ist in allen Land
Der Kirchen ein gewaltig Schand,
Daß ir Seelhirten itziger Zeit
So heftig widr einander seid,
Und wegen einer Hand voll Ehr
Mehr streitet als wol umb die Lehr . . .
Die leidig Hoffart und der Neid
Macht auch, daß man zu unser Zeit
Gar selten Pfarr und Caplan find,
Die in der Kirchen einig sind,
Sondern gar oftmals halten hart
In leichten Dingen Widerpart . . .
Und von der Kanzel öffentlich
Gar ergerlich thun schelten sich,

so daß ‚oft eine Meuterei im Volke' entstehe; zwischen Pfarrer und Kaplan

---

[1] Die lauter Wahrheit (1588) S. 317—322.

Ein solcher Streit kömmt oftmals her
Von beiden Parten Weiber mehr,
Die sich der Hoffart halben zwingn
Und ihre Herren dazwischen bringn [1].

Rührend ist die ‚demütige Bitte‘, welche der Dichter ‚an die hohe Obrigkeit und alle andern ‚christlichen Lehnsherren‘ richtet, sich der Prediger anzunehmen, damit sie nicht ‚wegen scharfen Hungers an andere Ort verrücken‘ müßten; insbesondere aber sollten sie nach dem Tode eines Predigers für dessen Witwe sorgen,

Daß sie nicht in eines Monden Frist,
Wie etlichs Orts gebräuchlich ist,
Alsbald wie eine Hirtenmagd
Zur Pfarre werd hinaus gejagt.
Sondern wolt ihrer gnädig waltn,
So müglich bei dem Dienst erhaltn
Durch eine Person, die was studirt,
Und ihrem Herren succedirt.
Taugt sie denn aber nicht zur Eh,
So schenkt ihr Annum gratiae,
Als unsers Orts mit hohem Muth
Von Brandenburg der Kurfürst thut,
Ein frommer Vater in dem Land,
Marggraf Johans Georg genant,
Damit sie etwas besser steh,
Und nicht alsbald ins Elend geh
Mit ihren Kindern in gemein,
Die oft nicht halb erzogen sein [2].

Sehr lebendig schildert Ringwalt das ‚Gesäuf der Deutschen‘ und die, trotz aller ‚schweren Zeit‘, noch immer zunehmende Kleiderhoffart:

Ach lieber Gott, was will auf Erdn
Noch aus der großen Hoffart werdn,
Die man betreibt zu unser Zeit
Ohn aller Stände Unterscheid [3].

‚Zur Verwarnung der unbußfertigen Sünder‘ entwarf er in seinem ‚Treuen Eckart‘ eine Beschreibung der Hölle, ließ die einzelnen Sünder und Sünderinnen dort Selbstgespräche halten und führte die ‚häßliche Ungestalt‘ der Teufel vor Augen:

liefen wie die tollen Hundt
Mit einem aufgesperrten Mundt,

---

[1] Die lauter Wahrheit 275—276. 345. 354—355.
[2] Ebd. S. 328—331. [3] Ebd. S. 58 fll.

Aus welchem hing mit großem Stanck
Ein schwarze Zung zehn Ellen lang.
Sie hatten vorn ein stachlich Schnepf,
Groß Augen als die Käsenepf,
Aus welchen, wenn sie die bewogn,
Viel hunderttausend Funken flogn[1] ...

Ringwalt pries die frühere katholische Zeit im Vergleich mit der seinigen, konnte aber gleichwohl nicht umhin, in Liedern, welche er der ‚Lautern Wahrheit' beifügte, wider ‚den römischen Antichrist', ‚des Teufels arge Haut' zu Felde zu ziehen, um seinen Glaubensgenossen ein Grauen vor dem Papsttum beizubringen[2]. In demselben stehe ‚der losen Rotte' frei, ‚Ehebruch und Sodomie samt aller bösen That' zu begehen,

Und wenn sie ein Exceß
Im Fleische han gethan,
So halten sie ein Meß
In Sanct Marien Nam,
So ist es alls vergeben
Und mügen wie vorhin
Mit liederlichem Sinn
In allen Schanden leben[3].



Wenn Burchard Waldis erklärte, der Teufel habe den von ihm besessenen Papisten ‚das Messen' beigebracht[4], so stellte ein anderer Versemacher in Bezug auf eine bildliche Darstellung der heiligen Messe als eines ‚erschrecklichen und furchtbaren Monstrums' die Frage:

Ich bitt dich, sag mir, guter Gesell,
Warumb sind so viel Teufel in der Hell,
Und ist doch nur Ein Herr und Gott?
Ich bitt dich, sag's mir ohn allen Spott.

Die Antwort lautete:

Ach, lieber Bruder, hab Geduld,
Es ist der Münch und Pfaffen Schuld,

---

[1] Christliche Warnung des trewen Eckarts (Frankfurt an der Oder 1588) Bl. H 6[b]. Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 514, Nr. 7. Hoffmann von Fallersleben, B. Ringwaldt 22—28.

[2] Vergl. auch oben S. 208.

[3] Die lauter Wahrheit 443—446. Die von Goedeke, Grundriß 2, 512 den Dichtungen Ringwaldts nachgerühmte ‚strenge Biederkeit der Anschauungen, die jedoch nicht alle Milde ausschließt', läßt sich in diesen Schmähliedern nicht entdecken.

[4] Vergl. oben S. 253.



Denn hätten sie in ihren Messen
Der Teufel so viel als Götter gefressen,
Sie hättens so gar aufgerieben,
Daß kaum mer einer überbliben [1].

Verse dieser Art atmen den Geist Johann Fischarts.

Vierundzwanzig Jahre nach Luthers Tod, als im Lager der Protestanten schon die schärfsten Gegensätze sich ausgebildet hatten und sich heftig befehdeten, trat als zwanzigjähriger Jüngling Johann Fischart auf, nächst Luther einer der thätigsten und vielseitigsten Streitschriftsteller des Jahrhunderts. Wahrscheinlich um das Jahr 1550 zu Straßburg geboren [2], kam er in seinen Knabenjahren nach Worms zu Kaspar Scheid, seinem ‚lieben Herrn Vätter und Präceptor', dem ‚besten Reimisten', der sich durch die Übersetzung von Dedekinds ‚Grobianus' einen Namen gemacht hatte. Die derbe Komik des Schulmeisters, seine Vorliebe für französische Bücher, für Gemälpoesie, für Musik und Schriftstellerei ging auf Fischart über. Auf die Studienjahre folgte ein unruhiges Wanderleben in Italien, Flandern, England und Frankreich. Er wurde im Jahre 1574 an der Universität zu Basel Doktor der Rechte, lebte seit 1576 längere Zeit zu Straßburg in thätiger Unterstützung seines Schwagers, des Buchhändlers Bernhard Jobin, wurde dann Hilfsarbeiter am Reichskammergericht zu Speyer, später Amtmann zu Forbach und starb um das Jahr 1589, kaum vierzig Jahre alt, aber bis in das folgende Jahrhundert fortwirkend durch eine ganze Flut kleinerer und größerer Schriften. Fischart besaß, wie die mit Recht berühmten Schriften „Das glückhaft Schiff" und das „Ehezuchtbüchlein" beweisen, eine außerordentliche Sprachgewalt, allein ein schöpferischer Kopf war er nicht. Seine meisten Stoffe sind entlehnt, und nicht einen

---

[1] Im Thesaurus picturarum auf der Hofbibliothek zu Darmstadt, Bd. Calumniae etc. fol. 108.

[2] ** S. Hauffen, Zur Familien- und Lebensgeschichte Fischarts, im Euphorion 1896, III, 363 ff., welcher die Geburt Fischarts in die Zeit von 1545—1551 setzt.

[3] Zincref meint, sagt Goedeke, Dichtungen Fischarts VI, ‚Fischart sei nicht fleißig gewesen, während doch alles, was er geboten hat, eben nur Frucht seines Fleißes war'. Fischart ‚ist nirgends wahrhaft schöpferisch aufgetreten; ein erfinderisches Genie war er durchaus nicht'. Fischarts Bedeutendstes ist in allen Grundlagen entlehnt.' E. Schmidt, Fischart 36. 40. ** ‚Fischarts Werke verleugnen nicht den Litteraten, der auf schnellen Erwerb mit der Feder angewiesen ist. Mit eigener Erfindung giebt er sich nicht erst lange Mühe. Er bringt fremde Leistungen mit allerlei eigenen Zuthaten unter die Leute, modernisiert ältere deutsche Werke, übersetzt anderes aus dem Französischen oder Niederländischen, schafft Neues aus mancherlei Elementen, die er hierher und dorther entlehnt, und bietet nur selten einmal etwas ganz Selbständiges. Bei alledem ist Fischart doch eine eigenartige Natur, der wie die höfischen Epiker der mittelhochdeutschen Blütezeit das fremde Gut auf ihre besondere Art stilisiert und die sich auch in der

derselben wußte er zu einem abgerundeten Meisterwerke zu gestalten[3]. Er machte fremde Arbeiten zu seinem Eigentum und plünderte einmal unbefangen eine anonym erschienene Schrift des von ihm als ‚grauen Bettelmönch zu Ingolstadt' verhöhnten Johannes Nas, weil er nicht wußte, daß dieser dieselbe verfaßt hatte[1].

Ohne seine juristischen Studien vollendet, ohne berufsweise theologische Studien betrieben zu haben, warf sich Fischart im vollen Übermut eines leichtlebigen Studenten zunächst auf die religiöse Polemik, und zwar mit einer Leidenschaftlichkeit, welche an die wütendsten Schriften wider ‚das Papsttum vom Teufel gestiftet' erinnert. Seine ersten Schmähgedichte, aus den Jahren 1570 und 1571, waren gerichtet gegen die Konvertiten Jakob Rabe und Johannes Nas, zugleich aber im allgemeinen gegen die Jesuiten, die Franziskaner und Dominikaner und das ganze Ordensleben der katholischen Kirche. Schon hier und in höherem Grade noch in dem späteren ‚Jesuiterhütlein' zeigt sich ein Spielen mit Worten, Reimen und Einfällen, wie es nur begabten Schriftstellern zu Gebote steht. Aber alles geht auf in gehässigem Spott[2]. Es findet sich nirgends eine Spur von Verständnis für die Kirche und ihre Einrichtungen, nirgends ein idealer Aufflug zu religiösen Gedanken. Die beiden Konvertiten und die drei religiösen Genossenschaften, welche den Protestantismus zu bedrohen schienen, suchte Fischart mit Lästerreden aller Art in den Staub zu ziehen. Nicht jener männliche Zorn, der den Sarkasmus nur als Mittel gebraucht, leitete seine Feder, sondern ein gemeiner Haß, welcher Hohn und Verunglimpfung und Verleumdung als Hauptziel verfolgt und mit Behagen darin schwelgt. Man konnte auf diese seine Dichtungen anwenden, was er selbst einmal von der wilden Jagdmusik sagt, welche die Leute in Wut versetze:

Ist das nicht eitel Neid und Leid?
Wo ist da Miltigkeit und Freud?
Die uns dann sein soll angeboren,
Wo ist da Lieblichkeit der Ohren? . . .
Da schreit, da ruft man, jauchzt und flucht,
Da büft, da blaßt man, wann man sucht . . .
Wie kann ei'm sittigen Gemüt
Gefallen, daß man also wüt? . . .
Ein stilles Herz bald Weisheit faßt,
Ein wildes sie verstoßt und haßt . . .
Dan von dem Hassen kommt je häßlich
Und ficht bei Thiern und Menschen gräßlich[3].

Wahl der Stoffe schon bethätigt.' Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgesch. 316. Über Fischart als Vertreter des französischen Einflusses auf die deutsche Litteratur s. Steinhausen, Die Anfänge 374 ff.

[1] Vergl. Goedeke, Pamphilus Gengenbach 415 und 526 und Dichtungen Fischarts XIV. Schöpf 34—35. [2] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 381. 390—391. 531—534.

[3] Aus ‚Ein artliches Lob der Lauten', bei Kurz, Dichtungen Fischarts 3, 11 ffl.

Was er an Lästerungen gegen den ganzen katholischen Gottesdienst in seinem ‚Bienenkorb des heiligen Römischen Immenschwarms‘ vom Jahre 1579 dem deutschen Volke zu bieten wagte, blieb in der Folgezeit unerreicht [1]. Als katholische Lehren spiegelte er dem Volke vor: Der Papst sei ein sichtbarer Gott, er könne die Kreaturen verändern und die Engel richten; er sei größer als der hl. Paulus und werde durch den hl. Petrus unsündbar gemacht [2]. Wie ein Gaukler und Zahnbrecher biete der Papst, sagte er, ‚den besten Theriak und Lattwerg feil‘:

> Als gsegnet Wasser, Brot und Wein,
> Öl, Salz, Schmär, Wachs und Totenbein [3].

Das alles hinderte aber Fischart nicht, zum Broterwerb auch an einem buchhändlerischen Unternehmen zu Ehren der Päpste gelegentlich sich zu beteiligen [4].

Er äußerte sich voll Bedauerns über ‚das Neuzeitunggelebig und leichtgläubige Völklein, das man vorsetzlich betrüge‘, und erinnerte an das Sprichwort: ‚Der Drucker bedarf Gelts, darum hat er ein Neu Zeitung geschmelzt‘; auch spottete er über die Leute, ‚die so gar Neuzeitlich sind, daß sie auch oft über die armen Teufel zörnen, die nicht ganze Truhen und Bullen voll Zeitung bringen, schelten sie Eselsköpf und unerfahrene Tropfen, die nicht wissen, wo es geregnet hat [5]. Und doch nutzte er selbst zur Beschimpfung des Papsttums und zur Beschimpfung der Juden ‚die Wundersucht‘ des Volkes weidlich aus.

‚In den neuen Inseln‘, berichtete er im Jahre 1577 dem Volke, sei ‚der Gorgonisch Meduse Kopf, ein fremd römisch Meerwunder‘ gefunden worden:

> Man hat etwa im Meer gefunden
> Meerwunder von römischen Kunden,
> Als Meerbischof, Meermönch, Meerpfaffen,
> Auch Meßgrotten und Pilgeraffen,
> Welches das ungeheur Wesen beit
> Der römschen Ungeistlichkeit.
> Denn die Schrift nennt die Welt ein Meer,
> Welch gros Ungzifer stets gebär,
> Aber kein größer wir heut kennen,
> Als die sich geistlich Häupter nennen,
> Die in dem Meer der Welt hie wüten
> Und viel Meerteufel noch ausbrüten...

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 353 fll.

[2] In der ‚Erklärung des uralten gemeinen Sprüchwortes: Die Gelehrten die Verkehrten‘, bei Kurz 2, 343 fll.

[3] Im Gorgoneum Caput, bei Kurz 3, 115.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 5 341, Note 1.

[5] In der Vorrede zu seiner Schrift ‚Aller Practik Großmutter‘, bei Scheible, Das Kloster 8, 546. 552.

Aber das jetzt gefundene ‚rechte Erzmeerwunder‘,

Solch Meerlamm, Stulthier, Babelshur
Ist zu Rom die höllisch Unfur
Mit sein Schuppen und Abgrundgschmais ...
Dis ist Medus, die Meerhur zwar,
Die der Meerabgott Phorcus gbar
Aus Ceto, dem Wallfischengschlecht,
Die Neptun in dem Tempel schwächt ...
Dis ist Circ, die Meerkönigin,
Die giftig Spinn und Zauberin,
So die Gäst, die bei ihr einkehren,
Mit ihrem Trank in Vieh kann kehren.

Diese ‚Dirne‘ wüte mit Bann, Brand, Gift und Mord, wisse sich aber vor der Welt zu schmücken mit allerlei seltsamem Kirchengepränge, Mummenschanz und Gnadenkram, Fasten, Beichten, Seelmessen ...

Solch benannte scheinbar Stuck
Waren der Babelshuren Schmuck,
Dadurch ihr Buhler sie betrog
Und schir die halb Welt an sich zog.
Aber da heut der Anstrich ihren
Wil abgan und die Farb verlieren,
Da kommt an Tag der Hurenschmuck,
Daß es nur sind gebettelt Stuck
Aus Judentum und Heidentum
Und aus des Drachen Eigentum.

Aber nach Art der ‚unverschämten Huren‘ wolle die Dirne jetzt

Die Leut erst zu ihr zwingen,
Mit ihr Bulschaft zu vollbringen,
Braucht bannen, morden, braten, sieden,
Thut die biblische Schrift verbiten,
Nimmt die Leut in Gelübd und Aid,
Zu loben all ihr Ueppigkeit,
Trennt Bündnus und löst auf die Eid,
Erregt zu Krieg die Oberkeit
Wider ihre eigne Untertonen,
Befiehlt, keins Bluts noch Stands zu schonen [1].

Der Schweizer Bodmer hatte nicht so unrecht mit seinen Versen:

Nach Branden [2] kam ein Kopf von Rabelais' Verwandten,
Des Name Fischart war, der Liebling der Bachanten! [3]

Gegen die Juden richtete Fischart im Jahre 1575 ‚Eine gewisse Wunderzeitung von einer schwangern Jüdin zu Binzwangen, vier Meil von Augsburg, welche kürzlich den 12. Decembris des nächst verschienenen Jahres

[1] Bei Kurz 3, 117—121. [2] Sebastian Brant.
[3] Vergl. Goedeke, Dichtungen Fischarts VIII, Note 2.

anstatt zweier Kinder zwei leibhaftige Schweinlein oder Färlin gepracht hat'. Das ekelhafte Spottgedicht beginnt:

So wunderlich laut die Geschicht,
Daß, wo ich's nicht wer wol bericht,
Würd ich mich scheuen, die zu schreiben,
Dan man möcht denken, daß wir's treiben
Vilicht den Juden nur zu Spott.
Aber es hat der wahre Gott
Vor Augen es so klar gestellt,
Daß daraus greif die ganze Welt,
Wie Christus der Messias recht
Das verblent Judisch Talmutgschlecht
Vor seiner andern Zukunft nun
Zur letz will zu Spott bringen thun,
Ihn vor der ganzen Welt will weisen,
Daß, da sie seine Ehr nicht preisen,
Was sie sind für Messias werd,
Nämlich der Säu, der wüsten Herd.

Weil die Juden ein irdisches Reich erwarten, ihr Leben nur in Wollust zubringen und

den Höchstgsalbten entehren,
Mögen mit Sauschmer sie sich schmeren [1].

Fischarts Zeitalter glich infolge des religiösen Umsturzes einem ,verwüsteten Gottesgarten voll wilden Getiers'. Alles loderte auf in Zwietracht und Haß, und der Dichter selbst gab dafür die Gründe an:

All Zertrennung, Irrthumb, Span,
Darüber jetzt klagt jederman,
Kommen gemainlich all daher,
Daß aus unverstendigem Eifer
Oder aus Naid und zeitlich Ehr
Einer den andern so unverschampt
Freventlich urtheilt und verdampt,
Will jeder haben überhand,
Zwingen alle Welt in sein Verstand,
Und jeder tracht, wie er mit Gewalt
Dem andern zu Trutz sein Lehr erhalt.

Die Heilige Schrift sei nur noch ein ,Gaukelsack'.

Damit sie treiben Affenspiel
Ein jeder legts aus, wie er will,
Thuns also hin und wieder biegen,
Und könnens, wo man will, hin fiegen,
Machen der Sach ein guten Schein,
Muß alls Gotts Wort und Wille sein,

---

[1] Bei Kurz 3, 70—72; vergl. 3, XVIII.

Was ihm ein jeder nimpt in Sinn,
Und machen, daß der gemein Man
Schier nit weißt, wo aus oder an [1].

In seiner zuerst im Jahre 1575 erschienenen ‚Affenteuerlich naupengeheuerlichen Geschichtklitterung‘, seinem bedeutendsten Werke, wollte Fischart ein ‚verwirrtes ungestaltes Muster der heut verwirrten ungestalten Welt fürspiegeln‘, um sie ‚von ihrer verwirrten Ungestalt und ungestalter Verwirrung abzuführen und abzuvexieren‘ [2]. Die Art seiner Darstellung war zu diesem Zwecke keineswegs geeignet, aber die Darstellung selbst führt mit reicher und scharfer Beobachtung das ganze wüste und verwilderte Wesen der Zeit: das Schlemmen und Schwelgen, die Unzucht, die unsinnigen Moden, die verkehrte Kindererziehung, die Bedrückung der Armen und andere schwere Übelstände, in so lebendigen Farben, wie sie keinem andern damaligen Sittenschilderer zu Gebote stehen, vor Augen. Insbesondere ‚grunddeutsch‘ ist das achte Kapitel des Werkes: ‚Das Trunken Gespräch, oder die gesprächig Trunkenzech, ja die Trunken Litanei und der Säufer und guten Schlucker Pfingsttag, mit ihren unfeurigen, doch dürstigen Weingengen, Zungenlös, schönem Gefräß und Getös.‘ [3] ‚Ich bin kein Sünder ohne Durst: ich trink ewiglich, Trinken ist meine Ewigkeit, und Ewigkeit ist mein Trinken. Freß ich mich arm und sauf mich zu Tod, so hab ich gewiß Gewalt über den Tod.‘ ‚Ich bin noch nit Schwenkfeldisch, aber Schweinfeldisch, oder Reißfeldisch, Ha, Ha, und ich Kaltwinisch, wenn ich ihn kalt habe, und Lutherisch, wann er trüb ist.‘ ‚Verzeiht mir, daß ich euch den Säuen vergleich, sie geben dennoch guten Speck: wie könnt ihr gedeuen, wenn ihr nicht könnt tapfer keuen, speien und widerkeuen und gleich werd den Säuen.‘ [4]

Das Werk ist ‚etwan von Frantz Rabelais frantzösisch entworfen, nun aber‘, sagt Fischart, ‚überschrecklich lustig in einen deutschen Model vergossen, und ungefärlich obenhin, wie man den Grindigen laust, in unser Mutter Lallen über oder drunter gesetzt‘, und in einem neuen Druck ‚wieder auf den Ampoß gebracht und dermassen Pantagruelisch verposselt, verschmidt und verdängelt, daß nichts ohne ein Eisen Nisi daran mangelt, durch Huldrich Elloposcleron‘ [5].

---

[1] ‚Die Gelehrten die Verkehrten‘, bei Kurz 2, 378. 381.

[2] Fischart, Geschichtklitterung 4.

[3] Ebd. S. 155—194.

[4] Ebd. S. 158. 165 und früher S. 72.

[5] Es ist eine freie Überarbeitung des ersten Buches von Rabelais' Vie, faicts et dicts heroiques de Gargantua et de son filz Pantagruel. ‚Alles Französische wird‘ von Fischart ‚durch Deutsches ersetzt. Alles wimmelt von offenen und versteckten, spaßigen und ernsten Anspielungen auf deutsche Zustände und Gebräuche. Wir blättern

Wie das Werk einen tiefen Einblick gewährt in die damaligen verkommenen Zustände, so ist es auch selbst ein Denkmal derselben durch seine ‚abenteuerliche und ungeheuerliche‘ Sprachverderbnis, ‚Wortverdänzelung‘ und ‚Silbenstelzung‘. Fischart beherrschte die deutsche Sprache und den deutschen Ausdruck in einem Umfange, wie außer Luther kein anderer Schriftsteller des Jahrhunderts; aber nicht wie Luther in urwüchsiger, lebensvoller Kraft, sondern nur, wie Rabelais das Französische, in schrankenloser, wildwuchernder, vielfach verzerrter Üppigkeit. Fast jeder Satz verrenkt sich unter dem Übermaße dieser spielenden Schlinggewächse; keine Sprachform dient mehr ruhig und klar dem Ausdrucke des Gedankens [1].

Das Werk ist voll Schmutz und Zoten. Auch wo Fischart in seinen eigenen Zuthaten zu Rabelais sich würdig über die Bedeutung der Ehe aus-

---

in einem unerschöpflichen Repertorium der Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts.‘ E. Schmidt, Fischart 41. — Die damals von Schriftstellern und Buchhändlern häufig geübte Kunst, durch die abenteuerlichsten und ungeheuerlichsten Titel der Bücher die Neugier und die Kauflust des Publikums anzulocken (vergl. Kirchhoff, Beiträge 2, 105—106, und dazu 117, Nr. 8), verstand niemand besser als Fischart. Seine Schrift ‚Aller Practik Großmutter‘ gab er auf dem Titel an als ‚Die dickgeprockte Pantagruelinische Btrugdicke Procdic, oder Pruchnastikaz, Lastafel, Bauernregel oder Wetterbüchlin, auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht, durch den volbeschreiten Mausstörer Winhold Alcofribas Wustblutus von Aristophans Nebelstatt, des Herrn Pantagruel zu Landagreuel Obersten Löffelreformirer‘ ꝛc. (vergl. Goedeke, Grundriß 2, 492, Nr. 7). Auch durch allerlei absonderliche und abenteuerliche Namen, unter denen er seine Schriften herausgab, wollte er wirken. So nannte er sich zum Beispiel: J. Noha Trauschiff von Trübuchen, Jesuwalt Pickhart, Artwisus von Fischmenzweiler, Alonicus Meliphron Teutofrancus, H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart aus Seeland, Georg Golbrich Salzwasser von Badborn u. s. w.; vergl. Kurz 1, xx—xxii. Wendeler 289—293. In seinem ‚Podagrammischen Trostbüchlein‘ (1577; ** Neudruck mit Einleitung von A. Hauffen, Fischarts Werke Bd. 3 [Deutsche Nationallitteratur, herausgeg. v. Kürschner] Stuttgart 1893) hatte er es zu thun mit der ‚gliederkrämpfigen Fußkitzlerin‘, in deren Gefolge ‚ein Gezött von Bisamstinkigen Frauenzimmern‘, von ‚Methe von Trunkenhaid und Acratia von Unmäßigen, Polyphagia von Fraßhausen und Schleckspitzen, Lusthuria, Schmähloch, Kitzeltrut, Pfulmenteck, Gailrich‘ und andern mehr.

[1] ‚Fischart widert mich an‘, sagt Paul de Lagarde, Die revidirte Lutherbibel (Göttingen 1885) S. 2. Gervinus, im übrigen ein begeisterter Lobredner Fischarts, schreibt (3, 163): ‚In diesem bacchanalischen Gewirr von Witz und Sprachkraft kommt man vor lauter Reichtum zu nichts.‘ ‚So gigantisch und ungeheuer die „Großmäuler“ sind, seine Helden im Gargantua, so auch seine Sprache in diesem Werke, allein es ist kein Ebenmaß weder in den Figuren noch in der Sprache. Wie die Ellenzahl des Kleidungszeugs dieser Riesen unendlich ist, so die Schlepptracht von Fischarts Perioden.‘ ** Vergl. auch L. Ganghofer, Die Beurteilung, welche Fischarts Gargantua sowie sein Verhältnis zu Rabelais in der Litteraturgeschichte gefunden hat. Leipziger Dissertation. Augsburg 1880, und A. Frantzen, Kritische Bemerkungen zu Fischarts Übersetzung von Rabelais' Gargantua. Straßburg 1892.

spricht, mischt er dazwischen derartige Unflätereien, daß jeder schöne Zug des Bildes vollständig verloren geht[1].

Während Fischart mit unerschöpflichem Hasse die katholische Kirche verfolgte und ebensowenig Scheu trug, auch die Taufzeremonien und das Abendmahl der Lutheraner zu verhöhnen[2], und während er sich zum Sittenrichter über die Thorheiten, Gebrechen und Laster aufwarf, übernahm er zugleich die Rolle eines Schutzredners der unheimlichsten Erscheinung, des größten Verbrechens seiner Zeit: der Hexenverfolgung. Fast allenthalben in Deutschland, auch in den Gegenden, wo Fischart lebte, wurden die ‚Hexen' auf die Folterbank geschleppt und zu Hunderten lebendig verbrannt. Zu den Wenigen, welche ‚aus Erbarmen zu den armen Leutlin' den Mut hatten, öffentlich dagegen aufzutreten und von den ‚schreckbaren wahnwitzigen Torturen und Exekutionen' abzumahnen, gehörte Johann Weyer, Leibarzt des jülich-clevischen Herzogs Wilhelm IV.[3] Dafür aber wurde er in vielen Schriften wie ‚ein ruchloser Gottesabtrünniger' behandelt. Am heftigsten ereiferte sich wider ihn der französische Parlamentsrat Jean Bodin. Weyer habe sich, erklärte derselbe im Jahre 1580 in einem großen Werke, ‚wider die Ehre Gottes zu Felde gelegt' und den Richtern eine böse Meinung beigebracht, als seien nicht alle Hexen und Zauberinnen mit dem Feuer zu strafen. Gänzlich von Gott verlassen', schreibe Weyer ‚nach Art und Stil des Teufels' und vermehre dadurch das Reich des Satans auf Erden. Eine harte Sprache. Aber, sagte Bodin: ‚Es fällt einem, der nur mit etwas Eifer um die Ehre Gottes entzündet ist, kaum möglich, daß er, wenn er so viele und große Gotteslästerungen sieht und lieset, nicht in etwas befugten Zornes gegen den

[1] Das fünfte Kapitel, wie sich Grandgoschier verheiratet. Bobertag 1, 269 fll. nennt Fischart einen ‚großen Mann' und hält dessen Bearbeitung von Rabelais' Gargantua für ‚eine neue Geistesthat'. ‚Rabelais hat nichts heftiger bekämpft und nichts bitterer gehaßt als das katholische Kirchen- und Mönchswesen. Aber er hat nicht die Genugthuung genossen, seine Nation von diesem verderblichen Gifte nationalen Glückes geheilt zu sehen, ja er durfte dies nicht einmal hoffen. Fischart war Protestant, und er betrachtete seine Nation als im Siege gegen die römische Kirche fortschreitend': ‚daher Fischarts freudiger Kampfesmut'. S. 280 wird darauf aufmerksam gemacht, daß den Schriften Fischarts der ‚etwas (bloß etwas!) unsaubere Gesell Michael Lindener' am nächsten steht. Dieser ‚nähert sich in seiner freilich viel roheren und von viel weniger Ideengehalt erfüllten humoristischen Darstellungsform am meisten der Fischartschen Fülle und Fischarts sprudelndem Übermute an und verdient unter seinen Vorläufern besonders genannt zu werden'. Welch ein ‚Gesell' Lindener war, werden wir unten im Abschnitt ‚Unterhaltungslitteratur' sehen.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 353. 355.

[3] Siehe unsere Angaben Bd. 8, 551 fll. und Binz, Joh. Weyer. 2. Aufl. Berlin 1896.

Schuldigen und Handhaber der Ungerechtigkeit fasse': damit nicht ‚die Ehre Gottes zertreten' werde, müsse ‚wahrlich jedermänniglich' ‚diesen Eifer vor allem ernstlich anziehen'[1].

Fischart war es nun, der sich in Deutschland dazu berufen hielt, diesen ‚Eifer für die Ehre Gottes' zu bethätigen: als ‚ehrenfester und hochgelehrter Doktor der Rechte' trat er ein für die Aufspürung und grausame Verfolgung der Hexen. Er veröffentlichte im Jahre 1581 eine deutsche Übersetzung des Bodinschen Werkes unter dem Titel: ‚Vom ausgelaßnen wütigen Teufelsheer der besessenen unsinnigen Hexen und Hexenmeister, Unholden, Teufelsbeschwörer, Wahrsager, Schwarzkünstler, Vergifter, Nestelverknüpfer, Veruntreuer, Nachtschädiger, Augenverblender und aller andern Zauberer Geschlecht, samt ihren ungeheuren Händeln: wie sie vermöge der Recht erkannt, eingetrieben, gehindert, erkundigt, erforscht, peinlich ersucht und gestraft sollen werden.'[2] Das Werk sei nicht allein den ‚Theologen, Rechtsgelehrten, Medicis, Amtleuten, Richtern, Räten, Ratspersonen und jeder Obrigkeit notwendig zu wissen', sondern auch ‚viel Wegs nützlich' für das Volk insgesamt, um dasselbe über den ‚teuflischen Trieb der Zauberei, die Hexenwüterei und Zaubereirasigkeit' zu unterrichten und davor zu warnen. Darum machte Fischart es ‚dem deutschen Leser gemein'. Es sollte der lehrhaften Volkslitteratur eingereiht werden. Seine ‚wohlgemeinte Arbeit', versicherte Fischart in deren Widmung an Egenolf, Herrn zu Rappoltstein, Hoheneck und Geroldseck, sei ‚dem gemeinen Nutzen und Vaterland zu Vorstand fürgenommen, damit man nämlich bei der nunmals hin und wieder in allen Landen ereigter und schwebender Unrichtigkeit, Ungewißheit, Zweifel und Zwiespalt von Strafung der Zauberer und Unholden dermalen eins eine gründliche Richtigung, Gewißheit und helle klare Vorleuchtung hiemit hätte'.

In deutscher Sprache war bis dahin noch kein Werk erschienen, welches so leichtsinnig jeden Hexenspuk für erwiesene Wahrheit ausgab und so unbarmherzig zur Verfolgung der Unglücklichen aufrief.

Daß Weyer sich ‚der armen elenden Weiblein' angenommen, ‚die mit einer Melancholie beladen', wurde als ein besonderes Zeichen von Gottlosigkeit angesehen. ‚Je mehr Weiber', bekam er zu hören, ‚je mehr Hexen'; so laute ein hebräisches Sprichwort. Die Weiber seien derart zur Zauberei geneigt, daß auf einen Zauberer allezeit fünfzig Zauberinnen kämen. Die Ursache davon liege nicht in der ‚Blödigkeit weiblichen Geschlechtes', sondern in der

---

[1] ** De Daemonomania Magorum, in Fischarts Übersetzung (Ausgabe von 1591) B. 5: ‚Die Widerlegung der Meinungen und Opinionen Johannis Weyer' S. 258—297.

[2] Straßburg 1581. ** Vergl. Hauffen im ‚Euphorion' 1897 S. 9 fll. Fischart besorgte im Jahre 1582 auch eine neue Ausgabe des lateinischen Malleus maleficarum, ** s. unsere Angaben Bd. 8, S. 601 und Hauffen a. a. O. 254 fl.

‚unerhaltsamen Widerspenstigkeit und Halsstarrigkeit‘ der Weiber: sie ertrügen die Folter oft standhafter als die Männer, und zwar ‚aus Kraft und Macht einer viehischen Begierlichkeit, welche das Weib dahin antreibet, damit es seinen Begierden genugthue oder sich räche‘. ‚Vielleicht dieser Ursache halben‘ habe Plato ‚das Weib zwischen den Menschen und das Vieh‘ gesetzt. Hätten doch auch die Poeten gedichtet: ‚Pallas, die Göttin der Klugheit, sei aus des Jovis Hirn geboren und habe keine Mutter nicht, um anzuzeigen, daß die Weisheit nicht von den Weibern herkomme, sintemal sie viel mehr zur Natur des Viehes nahen‘. Weyer sei ein toller Phantastenkopf, indem er den Weibern ‚melancholische Krankheiten zumesse‘. Diese kämen denselben ‚so wenig zu, als die löblichen Wirkungen und Effekt einer temperierten Melancholie‘, welche nach Ausweis aller alten Philosophen und Ärzte ‚den Menschen klug, bescheiden, bedachtsam, nachsinnig und kontemplativisch machen‘: was alles ‚einem Weib so wenig gebühre und anhänge, als das Feuer dem Wasser‘ [1].

Ein ferneres Zeichen von Weyers Gottlosigkeit sei es, daß er den Urgichten und Bekenntnissen der Hexen und Zauberer keinen Glauben beimessen wolle, weil die eingestandenen Dinge unmöglich seien: durch die Macht des Teufels sei den Hexen und Zauberern alles möglich. Aus dem Munde von Gelehrten, welche in hohem Ansehen standen, wurden den Lesern die wunderbarsten Dinge mitgeteilt. Kaspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthons, habe das Zeugnis ausgestellt, daß Menschen sich in Wölfe verwandeln könnten, bemerke aber, man ‚finde kein Exempel, daß Tiere in menschliche Leiber seien verwandelt worden‘ [2]. In Livland müßten sich alle Zauberer zu Ende des Christmonats an einem gewissen Orte zusammenfinden. ‚Wo sie dann säumig sind, so zwingt sie der Teufel mit eisernen Ruten so scharf und heftig dazu, daß ihnen die Striemen davon allenthalben am Leibe stehen bleiben. Wann sie dann zusammenkommen, da geht ihr Hauptmann vorher und etliche Tausend folgen ihm nach durch einen Bach. Sobald sie hindurch gekommen, verwandeln sie ihre Gestalt in Wölfe, fallen darauf Leute und Vieh an und thun tausenderlei Schaden. Über zwölf Tage hernach kehren sie wieder zu diesem Bach und werden abermals zu Menschen verkehrt.‘ In Livland sei das Wolfsgeschmeiß am allergemeinsten, jedoch nicht allein dort, sondern ‚allenthalben sei es genug gemein‘ [3]. Joachim Camerarius erzählte, er habe einige gesehen, welche den Teufel durch Totenköpfe hätten reden machen; ein Kanzler von Mailand habe einen Ring besessen, aus welchem

---

[1] ** De Daemonomania Magorum (vergl. oben S. 274 Note 1) 265—268.

[2] ** S. 122. 286.

[3] S. 122. Der Herzog von Preußen habe einmal, wurde berichtet, einen Zauberer gezwungen, sich in einen Wolf zu verwandeln, und habe ihn dann mit Feuer hinrichten lassen. Groß 127.

der Teufel geredet habe. Georg Agricola melde von einem Bergwerk in Sachsen, welches durch Hilfe des Teufels gefunden worden: ein Geist in Gestalt eines Pferdes habe dort zwölf Menschen getötet. Ludwig Lavater von Zürich wurde zum Zeugen dafür angeführt, daß die Fronfastenkinder mit Gespenstern mehr geplagt seien als die zu anderer Zeit geborenen, und daß der Teufel seine Zaubereien am liebsten in der Nacht zwischen Freitag und Samstag betreibe. Gegen Weyer wurde vor allem verwertet, daß er ein Schüler des Kornelius Agrippa von Nettesheim sei, welcher einen Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes, von ihm ‚Dominus' genannt, stets mit sich geführt habe [1].

Als Lasterthaten der Hexen und Zauberer wurden aufgeführt: sie verleugnen und lästern Gott und alle Religion, sie beten den Teufel an, verloben demselben ihre Leibesfrucht und opfern ihm ihre Kinder vor deren Taufe; sie machen ein Handwerk daraus, Menschen zu töten und zu morden, essen Menschenfleisch, besonders Knäblein, und wenn sie solche nicht bekommen können, so graben sie Leichen aus oder holen die gehängten Diebe vom Galgen, um sie zu verzehren: inmaßen dieses alles vielmals kundbar geworden. Ferner bringen sie durch Gift und Verhexung die Leute um, töten das Vieh, verderben die Früchte, verursachen Hunger, Teuerung und Mißwachs im ganzen Lande, pflegen fleischliche Vermischung mit dem Teufel.

‚Seht da,' werden die erschreckten Leser aufgemahnt, ‚sind das nicht abscheuliche Laster und Verbrechen, deren das geringste einen auserlesenen Tod verschuldet?' Allerdings ‚vergreifen sich nicht alle Unholden sämtlich an erzählten Lastern. Aber man hat erfahren, daß die Zauberer und Hexen, welche mit dem Teufel ausdrücklich gedingt haben und übereingekommen sind, gemeinlich an allen diesen oder doch der mehrer Teil derselbigen Schelmereien schuldig sind'. Wenn aber ‚eine Person' viele Laster begangen, so thue es noth, ‚daß man sie alle strafe', und zwar nicht allein nach Gesetz und Ordnung, sondern auch nach dem billigen Gutdünken des Richters [2].

Solche Grundsätze verbreitete Fischart, der ‚ehrenfeste und hochgelehrte Doktor der Rechte' und spätere Amtmann von Forbach.

---

[1] ** S. 72. 93. 155. 166. 260. In der ‚Vorwarnung' S. 1 mahnt er allerdings die Leser, ‚nicht gleich bald in allem, so hierin fürgetragen wird, einsmals und überall Beifall und Glauben zu geben, und von allerlei Trachten, die allhie von einem meisterlichen Koch fürgetragen werden, den Magen, der nit eine jede vertragen mag, zuvor und ehe er erkundigt, wie und warum sie bereitet worden, zu beladen, sondern dem Spruch zu folgen:

Beifall soll man so lang aufhalten,
Bis man's hat gegen andere gehalten.'

Aber wer sollte ‚erkundigen'?

[2] ** Von den Straffen, so die Zauberer und Unholden beschulden 234 fll.

Während Weyer die Richter und die Räte zur Besonnenheit und Milde ermahnt hatte, verlangten Bodin und Fischart die äußerste Strenge und Unerbittlichkeit. Ein Richter, der die gesetzlichen Strafen mildere oder gar aufhebe, verfalle der Einziehung von Hab und Gut, auch der Landesverweisung, und es entschuldige ihn keineswegs, wenn er sage, er könne das, was den Unholden zur Last gelegt werde, nicht glauben, noch auch annehmen, daß sie dafür des Feuertodes schuldig seien. Wolle man sich bei den Hexen und Zauberern um den ordentlichen Gerichtsprozeß bekümmern, so würden von Hunderttausend nicht eine oder einer bestraft: für Hexerei und Zauberei sei ein strenger Beweis nicht erforderlich, vielmehr reiche ‚eine mutmaßliche Beweisung und Präsumtion' zur Verurteilung und Bestrafung aus. Wenn man zum Beispiel eine im Rufe der Hexerei stehende Person ‚aus ihres Feindes Stall oder Schäferei hat gehen gesehen und danach erfahren, daß gleich darauf das Vieh angefangen zu serben und zu sterben', so ist das schon ‚eine kräftige Präsumtion', um ohne weiteren Beweis und ohne irgend ein weiteres Zeugnis oder Bekenntnis diese Person ‚mit Rutenstreichen, Abhauung etlicher Glieder, Brandmalen, ewigem Gefängnis, Geldbußen und Konfiszierungen zu strafen'.

Um die Hexen und Zauberer ‚auszukundschaften' und zu strafen, müsse die Obrigkeit in die einzelnen Gebiete kommissarische Richter abordnen als neue Hexenmeister zur Unterstützung der ordentlichen Richter beim ‚heiligen Werk'. Diese Richter dürfen nicht warten, bis man komme und klage, sondern müßten ‚vermöge ihres Amtes selber von den Verdächtigen Informierung schöpfen: welches der geheimste und vielleicht auch sicherste Weg ist'. Ferner müsse man ‚die Mitschuldigen einerlei Uebelthat zu Verklägern widereinander zulassen und dem Ankläger Straflosigkeit verheißen', ‚ungeachtet daß vermöge gemeinen Rechtes die, so Einerlei beschuldigt werden, für keine Kläger können durchgehen'. Weil der Hexenwust besonders in den Dörfern und in den Vorstädten am häufigsten, und das Volk zu furchtsam sei, die Zauberer und Hexen anzuklagen, so solle man, um die Aufspürung des abscheulichen Lasters ‚in Brauch und Übung zu bringen', nach ‚der löblichen Gewohnheit der Schotten und der Mailänder, in den Kirchen einen eigenen Hexenstock aufstellen'. Dann stehe einem jeden frei, ‚ein gerollt Papierlein darein zu werfen, darinnen des Zauberers oder der Unholdin Namen, samt dem Fall, so sich mit ihm oder ihr zugetragen, dem Ort, der Zeit, den Zeugen und andern Umständen nach beschrieben'. Alle vierzehn Tage müßte ein solcher Stock von dem Richter und dem Prokurator geöffnet und von den Angeschuldigten ‚geheimer Bericht' eingenommen werden.

Ein weiterer ‚notwendiger Weg' zur Aufspürung bestehe darin, daß man ‚diejenigen, so entweder nicht dürfen oder nicht wollen anklagen, noch

Fr. 224

antragen, noch sich beklagen', durch ‚Ermahnungen dahin zu bewegen und zu bringen' suche. Man müsse in die Familien eindringen und die Töchter wider die Mütter, die Söhne wider die Väter und umgekehrt zeugen lassen. ‚Denn es hat sich sehr viel befunden, daß die Töchterlein von ihren Müttern sind unterrichtet gewesen und zu ihren Versammlungen mitgeführt worden.' Solche Töchterlein seien leicht zu Bekenntnissen zu bewegen, wenn man ihnen verspreche, man wolle ihnen als Verführten ihre Missethaten zu gute halten. ‚Wo dieses geschieht, da wird man erfahren, wie fein sie die Personen, die Zeit, den Ort der Versammlung und was man daselbst vorhat, benennen und anzeigen.' Wiederholt seien Hexen durch Aussage ihrer Töchterlein aller Händel überführt worden. ‚Wann sie sich aber scheuen, vor vielen die Wahrheit herauszusagen, kann der Richter zwei oder drei Personen hinter eine Tapisserie verstecken und also unaufgeschriebener Worte ihre Kundschaften aufmerken und nachmals erst die aufgefangene Bekenntnis in Schriften verfassen.' Wolle man auf ‚die ordentlichen Regeln des Prozesses, der Annehmung und Verwerfung von Zeugen' Rücksicht nehmen, nämlich, ‚daß die Tochter wider die Mutter, der Vater wider den Sohn, der Sohn wider den Vater nicht klagend zu hören' sei, so werde man des teuflischen Hexengesindels nimmer ledig [1].

Mit einem solchen Werke wollte Fischart ‚dem gemeinen Nutzen und Vaterlande' dienen!

‚Allerhand lustige und anmutige Materien', von welchen er in der Vorrede spricht, sind in seinem gräßlichen Buche nicht zu finden.

Bodin hielt wenigstens noch daran fest, daß Zauberer und Hexen nur durch ihren freien Willen vom Teufel verführt werden könnten, der Teufel nur Macht besitze über die Menschen, wenn sie sich ihm freiwillig ergäben. ‚Sie haben', schrieb er, ‚einen freien Willen, gut oder böse zu sein, inmaßen Gott in seinem Gesetze sagt: Ich habe dir fürgestellt das Gute und das Böse, das Leben und den Tod; so wähle denn nun das Gute, so wirst du leben. Und noch viel heller wird an einem andern Ende gesagt: Als Gott den Menschen schuf, ließ er ihn bei seinem freien Willen und sagte zu ihm: wenn du willst, so bewahrest du meine Gebote und sie werden dich bewahren.' [2] Fischart aber warnt in der Vorrede die Leser gegen das, was Bodin von ‚dem freien Willen der Wiedergeborenen aus Zeugnis der jüdischen Rabbinen vermeint handzuhaben' [3].

Zwei Jahre nachdem Fischarts Werk in Straßburg erschienen war, verkündete eine Straßburger ‚Zeitung', wie am 15., 19., 24. und 28. Oktober des Jahres 1582 nicht weniger als hundertvierunddreißig Hexen zu Gefängnis

---

[1] ** Von rechtmäßiger Außkundschafftung, Erforschung, Inquisition und Straffung gegen den Hechßen und Zauberern fürzunehmen S. 200 fll.

[2] S. 9. [3] Vorwarnung S. 1.



gebracht, zum Feuer verurteilt und verbrannt worden seien [1]. Hundertvierunddreißig Hexenbrände an vier Tagen!

Aber Fischart wurde nicht zur Milde bewegt. Nachdem er Amtmann von Forbach geworden, ließ er sein Buch, nochmals ‚an vielen Enden vermehrt und erklärt', im Jahre 1586 von neuem vermehrt in Druck ausgehen. Nach seinem Tode erfolgte in dem Jahre 1591 noch eine weitere Ausgabe [2].

Von einem andern Geiste beseelt als Fischart war, trotz seiner bisweilen scharfen Polemik gegen die Protestanten, Hippolytus Guarinoni, einer der urtümlichsten Schriftsteller und reichhaltigsten Zeit- und Sittenschilderer, ein ehemaliger Schüler des Prager Jesuitenkollegs, Stadtarzt von Hall in Tirol und Leibarzt der Erzherzoginnen Maria Christina und Eleonore im dortigen Damenstift. Sein im Jahre 1610 ‚zu sonderm Glück, Heil, Wohlfahrt, langem Gesundt, zeitlichem und ewigem Leben der ganzen hochlöblichen deutschen Nation' erschienener Folioband ‚Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes' ist eine der ausgiebigsten Quellen für die damalige Kulturgeschichte und zugleich ein unvergängliches Ehrendenkmal für den menschenfreundlichen Verfasser [3]. Im Gegensatz zu Fischart nimmt er sich in dem schrecklichen Zeitalter der Hexenprozesse mit edler Wärme der gefährdeten alten Frauen an. ‚Was ist es für eine Ehre', sagte er unter anderem, ‚diejenigen zu verachten, so in der Natur und in der Jugend, geschweig jetzt im Alter, die Schwächsten sein?' [4]

Von noch größerer kulturgeschichtlicher Bedeutung als die Satiren, Spott-, Schmäh- und Lehrschriften aller Art ist die damalige dramatische Litteratur.

---

[1] Weller, Zeitungen, Nr. 572. ** Der Titel der Zeitung, von der sich ein Exemplar auf der Staatsbibliothek zu München befindet, lautet: Warhaffte und glaubwirdige Zeytung. Von Hundert und vier und dreyßig Unholden, So umb irer Zauberey halben biß verschinen 1582. Jars, zu Gefenknus gebracht und den 15., 19., 24., 28. October auff ihr unmenschliche thaten und gräwliche außsag unnd Bekandtnus mit rechtem Urtheyl zum Fewer verdampt und verbrennet worden, wie dann die Ort, da sich solches alles verlauffen, ordenlich hernach vermelt und angezeygt. Straßburg 1583.

[2] Vergl. Kurz 3, XLVI—L ** und Hauffen im ‚Euphorion' 1897 S. 251 ff. W. Wackernagel (Fischart 109) widmet dem Werke nur wenige Zeilen. Er hätte den von ihm gefeierten Mann wenigstens hier nicht in Schutz nehmen sollen; denn es handelt sich nicht darum, daß Fischart den allgemeinen Hexenglauben seines Zeitalters teilte, sondern darum, daß er für die brutalste, jedem Rechtsgefühl hohnsprechende Hexenverfolgung eintrat.

[3] Ingolstadt 1610. Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 585, Nr. 21. Wir haben das Werk bereits wiederholt angeführt und werden es im Verlaufe dieses Bandes noch oft zu benutzen haben.

[4] Vergl. Adolf Pichlers sehr bemerkenswerten Aufsatz über Guarinoni im Feuilleton der Wiener ‚Presse' 1884 März 11 ffl. Wir heben einige Stellen hervor.

Noch getreuer wie jene spiegelt sie die Zustände der Zeit und deren von einem Jahrzehnt zum andern zunehmende Entartung ab. Die religiösen Dramen waren zum allergrößten Teil nur Seitenstücke entweder der Predigt oder der konfessionellen Streitschriften; nach und nach wurde verbitterte Polemik der eigentliche Lebensnerv der Dramaturgen. Das Ehrwürdige und Heilige wurde ähnlich wie in der gleichzeitigen bildenden Kunst auch in der dramatischen nur allzu oft verweltlicht, wenn nicht verzerrt, entwürdigt und entweiht. In der Behandlung weltlicher Stoffe übte die Bühne im allgemeinen gegen die auflösende Richtung des Zeitgeistes keineswegs ein heilsames Gegengewicht aus, sie beförderte vielmehr diese Richtung, trug zur Vergröberung und Verwilderung des Geschmackes wesentlich bei, gefiel sich in der Darstellung des gemeinen und gemeinsten Lebens, des Gräßlichen und Grausamen, und wurde nachgerade eine Schule der Unsittlichkeit.

‚Sein Beruf führte ihn in alle Gesellschaftskreise: von der Hütte des Taglöhners in den Ansitz des Edelherrn, vom Bette im Spital an den seidenen Armstuhl der Erzherzoginnen.' ‚Er wollte „auf deutsch von den Deutschen verstanden werden". Deshalb las er die Sprichwörter aus dem Munde von Bürgern und Bauern auf; er weiß, daß letztere noch von dem Berner Dietrich erzählen, welcher jetzt ganz verschollen ist, und führt auch Stoffe an, welche später moderne Dichter bearbeiteten. So den von Schillers Handschuh.' Sein ‚umfangreiches Werk hat man mit Recht als eine polyhistorische Makrobiotik bezeichnet, es ist aber auch eine der ergiebigsten Fundquellen für deutsche Kulturgeschichte in jeder Richtung.' ‚Von dem Range, den Guarinoni in der Entwicklung der medizinischen Polizei einnimmt, schweigen wir; er gehört hier zu den Bahnbrechern.' ‚Sein heller Blick durchschaute die Thorheit der Astrologie, welcher damals die berühmtesten Männer huldigten.' ‚Wir besitzen von ihm eine Schilderung seiner italienischen Reise, wohl die erste von einem deutschen Schriftsteller.' ‚Den Zauber des Hochgebirgs schildert er in schwungvollen Worten, welche gewiß poetischer sind als die geschniegelten Strophen der Schlesier. Er ist vielleicht der erste deutsche Schriftsteller, welcher die Schilderung einer Bergfahrt giebt, die er mit drei Freunden zum Wallensee und auf die Tarnthalerköpfe 1609 wagte. Von moderner Sentimentalität ist freilich keine Spur; der gesunde Tiroler giebt seiner Zeichnung die Farbe der Laune und des Humors; wir müssen uns den Abdruck versagen und bemerken nur, daß er ein Herbar von 600 Arten anlegte und somit auch in der Geschichte der Botanik einen Platz verdient.' ‚Auch als Politiker fordert Guarinoni unsere Aufmerksamkeit in dem Bruchstück „Der christliche Weltmann". Er spottet über jene, „welche unter dem Titul eines Christen das verdammte Heidentum samt der Tyrannei einführen, dergleichen ein gottlos welscher florentinischer Vogel mit Namen Niklaus Machiavelli (heißt auf deutsch Schleierbeschmutzer — Machia-velo) gethan; das ist ein Greuel der greulichen erzgreulichen Greueln".' Vergl. über Guarinoni auch unsere Angaben Bd. 5, 203 fll. Note, Bd. 7, S. 363 fll. ** und Pichler in der Oesterr.-ungar. Revue 1891, S. 35 fll. 145 fll.

III. Dramatische Litteratur.

1. Das geistliche Schauspiel.

Aus dem tiefsten Glaubensleben des Volkes hervorgewachsen, im engen Anschluß an die kirchliche Liturgie, stand das geistliche Volks-Schauspiel um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf seiner Höhe[1]. Es gelangte zwar nicht zu jener feinen künstlerischen Abrundung, welche den spanischen ‚Autos' eigen, aber durch seinen idealen Gehalt und die volkstümliche Großartigkeit der Aufführungen erreichte es einen Einfluß und eine Bedeutung, welche man mit jener der antiken Tragödie Griechenlands vergleichen darf[2]. Die in den verschiedenartigen geistlichen Schauspielen enthaltenen symbolisch-geschichtlichen

---

[1] ** Diese Ansicht wurde neuerdings bestätigt durch Wackernells Untersuchungen über die ältesten Passionsspiele in Tirol. Wien 1887. Über die Entstehung des geistlichen Schauspiels aus der katholischen Liturgie s. auch Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 11 (2. Aufl.), 1457 ff.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 284—297. Einige spätere Dramen geistlicher Art, vorzugsweise das Oberammergauer Passionsspiel, haben es noch der Gegenwart ermöglicht, von dem gewaltigen Eindrucke dieser religiösen Volksdramatik eine Vorstellung zu gewinnen und den Vorteil zu bemessen, den eine weitere harmonische Entwicklung derselben für das gesamte Geistesleben hätte erlangen können. ‚Die volkstümliche Haltung, der gutmütige Scherz', welche in den alten geistlichen Darstellungen ‚herrschen, thun, wie alle Vorurteilsfreien wissen', sagt Weinhold 79, ‚der Andacht des Volkes keinen Eintrag; sie wird hierdurch mehr angeregt als durch nüchterne dogmatische Betrachtungen oder durch heillose Polemik'. — Daß es vereinzelt auch an tiefer Entwürdigung des Heiligen nicht fehlte, zeigt eine Tiroler Bauernkomödie, ein sogen. ‚Bruderspiel' über die Begegnung Jesu mit den Jüngern zu Emaus. Vergl. A. Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850. Im allgemeinen aber wurde in Deutschland, betont Devrient 1, 30—31, ‚die Würde des heiligen Gegenstandes höchst selten verletzt'. ‚Die deutschen Spiele sind hierin den spanischen ähnlich, in denen das burleske Element auch mehr erscheint, um durch einen pöbelhaften Gegensatz das Heilige zu erhöhen, als es herabzusetzen.' Der in den geistlichen Schauspielen des Mittelalters auftretende Teufel spielte nicht, wie meistens später in den Schauspielen des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts, eine schreckbare und sieghafte Rolle, sondern er mußte überall als überkluger, armer oder dummer Teufel wider Willen die komische Rolle übernehmen, zu grotesk lächerlichen Figuren dienen.

Darstellungen der göttlichen Offenbarungen an die Menschheit bieten die erhabensten und tiefsinnigsten Stoffe der Kunst[1]; ihre Aufführungen waren zugleich die erbaulichsten Volksfeste[2]. Großartig müssen beispielsweise noch ‚die feierlichen Spiele‘ gewesen sein, welche im letzten Jahre vor dem Ausbruche der kirchlich-politischen Revolutionsstürme an den drei Pfingstfeiertagen 1516 auf öffentlichem Markte zu Freiberg in Sachsen abgehalten wurden. ‚Den ersten Tag ist die Geschichte gespielt worden von dem Fall der Engel, von Erschaffung und Fall der Menschen, von Ausjagung derselben aus dem Paradiese und von den ungleichen Kindern Adams und Evas, angeredet und examiniret‘; den zweiten und dritten Tag wurden Vorstellungen aus dem Neuen Testament und das Jüngste Gericht gegeben[3]. Der gewaltige Stoff umfaßt in seinem Kerne die tiefsten Grundgedanken der Dichtungen eines Dante und Milton, und zwar nicht in frostiger Predigtweise, sondern lebendig, dramatisch. Herzog Georg von Sachsen wohnte mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofstaate den Vorstellungen bei, und das Spiel wurde nicht allein als eine religiöse Aufgabe, sondern auch als eine Ehrensache betrachtet, weshalb der Rat ‚zu Actoren verordnete‘ Hans Rudolf, den damaligen Stadtrichter, und Hans Pfeffer, den späteren Stadtvogt. Bei einem im Jahre 1506 zu Frankfurt am Main aufgeführten viertägigen Passions-Osterspiele, an welchem sich 267 Personen beteiligten, spielte Wilhelm Stein, Pfarrer an der Dreikönigskirche zu Sachsenhausen, die Rolle Christi; Leiter des Spiels waren zwei Vikare der Liebfrauenkirche. Das Stück schloß mit der Himmelfahrt Christi und hatte noch ein den Triumph der Kirche verherrlichendes Nachspiel[4]. In Alsfeld dauerte im Jahre 1517 ein Passions-Osterspiel drei Tage[5]; in Botzen wurde drei Jahre früher eine siebentägige ‚Passion‘ gegeben, deren Darstellung auf verschiedene Feste zwischen Palmsonntag und Himmelfahrt verteilt war[6]. Ein im Jahre 1514 aufgezeichnetes Heidelberger

---

[1] Devrient 1, 73. ** Über die lateinischen Osterfeiern, Oster- und Passionsspiele vergl. G. Milchsack, Oster- und Passionsspiele 1. Wolfenbüttel 1880. K. Lange, Die latein. Osterfeiern. München 1887. M. Wirth, Oster- und Passionsspiele bis zum sechzehnten Jahrhundert. Halle 1889. Das an letzter Stelle genannte Werk behandelt auch die innere Entwicklung des deutschen Passionsspiels; vergl. dazu auch R. Froning, Das Drama des Mittelalters (Stuttgart 1889), 3. Teil (in Kürschners Nationallitteratur 174. 175 und 178). W. Creizenach, Gesch. d. neueren Dramas. Bd. 1. Halle 1893 und Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol, Graz 1897.

[2] ** In Tirol können wir sie ein Jahrhundert lang fast in allen Städten verfolgen; vergl. Wackernell, Die ältesten Passionsspiele in Tirol 154 fll.

[3] Goedeke, Grundriß 2, 332, Nr. 5.

[4] Fichard, Frankfurter Archiv 3, 131—158.

[5] Wilken, Gesch. der geistlichen Spiele in Deutschland 110.

[6] Pichler, Dramen des Mittelalters in Tirol 64.

Passionsspiel behandelt mit derselben Ausführlichkeit wie die Ereignisse aus dem Leben und Leiden des Weltheilandes auch alle jene Begebenheiten aus der alttestamentlichen Geschichte, welche als vorbedeutende und vorbereitende Offenbarungen Gottes für das Werk der Erlösung betrachtet werden. Es befinden sich unter diesen gerade diejenigen alttestamentlichen Vorbilder, welche später, einzeln dargestellt, die Lieblingsstoffe der Dramatik, insbesondere der protestantischen Dichter, bildeten: der ägyptische Joseph, David und Goliath, Susanna und andere[1]. Die Geschichte der Susanna erfährt hier[2], wie auch in einer Wiener ‚Susanna' aus dem fünfzehnten Jahrhundert, eine auffallend keusche Behandlung[3], im Gegensatz zu manchen dieser Spiele aus späterer Zeit. In München kam im Jahre 1510, neben einem Spiele ‚Vom Jüngsten Gerichte', welches in großen Zügen das Weltende, die Ankunft des Richters, die Scheidung von Guten und Bösen vor Augen führte, eine ergreifende Tragödie ‚Vom sterbenden Menschen' zur Darstellung. In derselben wurde der nämliche Gedanke entwickelt, der einige Jahrzehnte später in den zahlreichen allegorischen Homulus- und Hekastustragödien eine so große Bedeutung erlangte[4].

Große Städte und kleine Ortschaften, geistliche und weltliche Körperschaften wetteiferten miteinander in solchen Aufführungen, jedermann war als Mitspieler oder Zuschauer daran beteiligt[5]. In Frankfurt am Main trat noch im Jahre 1515 eine eigene Bruderschaft zur Aufführung von geistlichen Spielen ins Leben[6].

Als dann die neue religiöse Bewegung zum Ausbruche kam, Sickingen seine Plane zum Umsturz der Reichsverfassung ins Werk setzte, und bald darauf die soziale Revolution einen großen Teil Deutschlands überflutete und furchtbare Verheerungen im Gefolge hatte, konnte man natürlich nicht mehr an eine Aufführung der alten Festspiele denken, welche außer einer ruhigen und freudigen Stimmung auch große Opfer an Zeit und Geldmitteln erheischten. Wo der Bildersturm wütete, da räumte der Fanatismus mit der Blüte der bildenden Kunst auch jene der alten Dramatik hinweg. Dagegen wurden Schauspiele neuer Art an vielen Orten aufgeführt. Wie im wilden Aufruhr

---

[1] Das Heidelberger Passionsspiel, herausgegeben von G. Milchsack in der Bibl. des Litterarischen Vereins zu Stuttgart, Bd. 150. Tübingen 1880. Auf die ‚Präfigurationen' verweist Milchsack 296—297.

[2] Milchsack 80 fll.

[3] Vergl. Pilger, Die Dramatisierungen der Susanna 139.

[4] K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 196—202. Näheres über die allegorischen Dramen in Goedekes Schrift: Everyman etc.

[5] Vergl. Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde 4, 104 fll. C. Meyer, Geistliches Schauspiel 437.

[6] Mentzel, Gesch. der Schauspielkunst 2.

Altäre und Bilder zertrümmert wurden, so bemächtigten sich die Kirchenschänder der zum Gottesdienste bestimmten Gewänder und trieben damit in öffentlichen Aufzügen den unwürdigsten Spott. Dem rohen Sinne des Pöbels behagte es, die ganze Feierpracht des katholischen Kultus zum Faschingsscherz, zur niedrig-komischen Mummerei herabgewürdigt zu sehen. Spottdialoge gehörten so gut wie die ‚Schand- und Famoslibellen‘ gleich seit dem Beginne der religiösen Umwälzung zu den erfolgreichsten Erregungsmitteln.

Früher als in den katholisch gebliebenen Gebieten Deutschlands gewann das alte religiöse Volksschauspiel seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts neues Leben in den katholischen Kantonen der Schweiz[1]. In Luzern wurde im Jahre 1549 ein großartiges Drama ‚Das Jüngste Gericht‘ auf die Bühne gebracht[2]. Passions- oder Osterspiele wurden dort sehr häufig gegeben[3], und zwar mit einer solchen Pracht, daß bisweilen die Kosten einer Aufführung auf 1000, wohl gar auf 2000 Kronen zu stehen kamen[4]. Im Jahre 1583 wurde an zwei Tagen ‚Das Alte und Neue Testament‘ gespielt, am ersten Tage von 290, am zweiten von 204 Personen. Die Rollen wurden an die Spieler verkauft, je nach ihrer Bedeutung für 40, 30 oder 8 Schillinge; die Kleider mußten die Mitwirkenden selbst stellen, auch die Szenerien anfertigen lassen; als einzige Entschädigung wurde ihnen freie Zeche zu teil[5]. Im Jahre 1599 führten die Bürger ‚Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehren, zur Vermehrung des katholischen Glaubens und dem gemeinen Volk zu Unterrichtung und Mehrung der Andacht‘ ‚Die Histori der heiligen Apostel‘ auf offenem Markte auf und trugen dafür selbst sämtliche Kosten[6]. Auch in Zug nahmen die vornehmsten Bürger im Jahre 1598 an einer Darstellung

[1] Vergl. Gall Morel, Das geistliche Drama vom zwölften bis neunzehnten Jahrhundert in den fünf Orten und besonders in Einsiedeln, im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1860) Bd. 17, 75—144, und dazu Nachträge (1868) Bd. 23, 219—234.

[2] Gall Morel im Geschichtsfreund 17, 83.

[3] Vergl. das Verzeichnis über die Spiele von 1545—1597 bei Mone, Schauspiele 2, 420—422.

[4] Goedeke, Grundriß 2, 353, Nr. 95.

[5] Vergl. die Mitteilungen von G. Kinkel in Picks Monatschrift für die Gesch. Westdeutschlands 1881, S. 301—334. Über die Inszenierung des Osterspiels von 1583 vergl. Genée 12—14. Mit einer Aufführung von 1584 scheint Abt Ulrich von Einsiedeln wenig zufrieden gewesen zu sein. Er schrieb in sein Rechenbuch: ‚Sechs Kronen gen Lucern an das Spil. Hät wol mögen erspart sein.‘ Gall Morel 23, 221. ** Vergl. Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgeschichte 262, wo eine Nachbildung des Weinmarktes zu Luzern als Schauplatz des Osterspieles vom Jahre 1583 nach F. Leibing, Über die Inszenierung des zweitägigen Luzerner Osterspiels vom Jahre 1583 durch Renwart Cysat, 1869.

[6] Gall Morel 23, 221—222. In Beromünster wurde ‚eine heilige, katholische und apostolische Tragedi uß den Geschichten der Aposteln‘ im Jahre 1560 gespielt. Ebd. 23, 224.

der ‚Erfindung und Erhöhung des heiligen Kreuzes‘ teil[1]. Die von Johannes Al, Stiftsprediger in Solothurn, im Jahre 1549 verfaßte und durch die dortige Bürgerschaft gespielte Tragödie ‚Johannes der Täufer‘ kann den besten dramatischen Leistungen des Jahrhunderts beigezählt werden[2].

Zu Freiburg im Breisgau wurden in den Jahren 1555 und 1557 Passionsspiele gegeben, nicht selten, zum Beispiel im Jahre 1599, die Passion mit der Fronleichnamsprozession in Verbindung gesetzt und von den Zünften aufgeführt. Auch mehrere Märtyrer, die ihr Leben für den Heiland hingegeben, ließ man auftreten. Am Schluß kamen noch die ‚vier letzten Dinge‘ zur Behandlung, nachdem ‚Maria mit dem Mäntelein‘ zuvor die Zuschauer ermahnt hatte:

> Weil ich, Maria, bin bereit,
> Eine Mutter der Barmherzigkeit.
> Gnad zu erlangen mannigfalt
> Bei meinem Sohne, soll jung und alt,
> Die Gottes Kinder wollen sein,
> Laufen unter den Mantel mein.
> Ihr Leben bessern zu dieser Frist,
> Dieweil noch Zeit vorhanden ist,
> Ehe da kommt der jüngste Tag,
> Und ich euch nicht mehr helfen mag.

Die ganze ‚Bedeutung‘ des Spiels wurde am Schluß dahin zusammengefaßt: alles Heil bestehe in Christo dem Herrn, der auch den Blutzeugen die Gnade und Liebe geschenkt habe, für ihn zu sterben:

> Nun seit nit herter dann die Stein,
> Und saget Dank seinem Blut so rein.
> Seht an die Heiligen Gottes klar,
> Die leiden gern und willig gar
> Den Tod zu Lob und Dank dem Herrn,
> Den wellen sie wiederumb verehren
> Und bezeugen mit ihrem Blut —
> Welichs alls sein Gnad und Liebe thut[3].

Noch bis kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges fanden in Freiburg bisweilen großartige Darstellungen statt. So berichtet Thomas Mallinger in seinen Tagebüchern: Im Jahre ‚1615 den 18. Juni ist die Komödie oder Gedächtnis unseres Erlösers und Seligmachers Jesu Christi von seinem heiligen Leben und bittern Leiden und Sterben allhie zu Freiburg im

[1] Gall Morel 17, 85—86.

[2] Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 348, Nr. 68.

[3] Schreiber 54 ffl. Das Passionsspiel von 1599 herausgegeben von E. Martin in der Zeitschr. der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde von Freiburg 3, 3—95.

Breisgau gehalten von etlichen hundert Actoribus, Bürgern und Bürgerskindern, von jungen und alten, sowohl Weibs- als Mannspersonen. Dabei sich viel tausend Spectatores befunden nicht allein von hiesigen, sondern auch dem Land viel Meil Wegs herzu und hereingekommen: so von Morgen angefangen und verzogen bis in die Nacht hinein'[1].

‚Viel Lust und Lieb zu Komödien' hatte die Bürgerschaft von München. Als dort Kaiser Karl V. und sein Bruder Ferdinand im Jahre 1530 ihren feierlichen Einzug hielten, wurden ihnen zu Ehren drei Schauspiele ‚gar künstlich und wunderbarlich zugerichtet', unter diesen die ‚Historie von der Esther', welche nach der Angabe von Sebastian Frank ‚so lieblich, künstlich und wohl geordnet war, daß männiglich sich verwunderte und nit wohl möglich zu bessern gewesen wäre'[2]. Am bedeutsamsten gestalteten sich in München die Fronleichnamsspiele. In einer Fülle von Bildern wurden darin die wichtigsten Ereignisse des Alten und des Neuen Testamentes vergegenwärtigt; selbst die geheimnisvollen Weissagungen der Heiligen Schrift über die Zukunft des menschlichen Geschlechtes fanden ihre bildliche Darstellung. Die Geistlichkeit und sämtliche Zünfte der Stadt beteiligten sich an denselben; jede Zunft lieferte ihre eigene auf die Verherrlichung des heiligen Sakramentes abzielende Vorstellung[3]. Von dem Fronleichnamsspiel des Jahres 1574 lieferte Daniel Holzmann eine ‚wahrhaftige und eigentliche Beschreibung', in welcher ‚fleißig und ordentlich bis in sechsundfünfzig Figuren aus Altem und Neuem Testament gezogen, und jeder Person geistlich und weltlich, deren bis in die 1439 gewesen, Tauf- und Zunamen angezeigt, auch über jede Figur eine Erklärung dem biblischen Text nach in deutsche Reime' geboten wurde[4].

Geistliche Schulkomödien, welche in Bayern, wie anderwärts, schon lange vor dem Ausbruche der religiösen Umwälzung gebräuchlich gewesen waren, fanden um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu München einen eifrigen Förderer an dem Rektor des städtischen Gymnasiums Hieronymus Ziegler. Als Student in Ingolstadt hatte derselbe an der Darstellung solcher Spiele lebhaften Anteil genommen; nun verfaßte er selbst mehrere Dramen geistlichen Inhalts, welche lateinisch und deutsch von seinen Schülern aufgeführt wurden: ein Spiel von der Opferung Isaaks, von den heiligen drei Königen und König Herodes, von den klugen und thörichten Jungfrauen, und andere[5].

---

[1] Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte 2, 529.

[2] K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 202—203.

[3] Vergl. Westenrieder, Beiträge 5, 83—181. v. Winterfeld, Zur Gesch. heiliger Tonkunst 2, 299—308. Bäumker, Orlandus de Lassus 40—43.

[4] Goedeke, Grundriß 2, 384, Nr. 285.

[5] Vergl. Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 204 fll.

Durch passende Anordnung, an manchen Stellen durch Innigkeit und Wärme poetischen Gefühles und durch Sprachgewandtheit zeichnen sich vier von einem unbekannten bayrischen Dichter im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts verfaßte Weihnachtsspiele aus. Einer der Hirten singt:

> Lust über Lust, in unserm Feld
> Ist alles voller Freuden,
> Es hüpfen Thäler, Berg und Wäld,
> Wie gern thue ich jetzt weiden!
>
> Die Aecker sind mit Blumen Zier
> Dem Frühling gleich besetzet,
> Der Rosen Purpur glanzt herfür,
> Ist alles frisch ergötzet.
>
> Reichlich der süße Honigsaft
> Schwitzt aus der hollen Eichen,
> Das würket kein natürlich Kraft,
> Muß sein ein himmlisch Zeichen...

Er wird dann von seiner Frau belehrt, was in Bethlehem geschehen: drei Hirten haben dort, überrascht und entzückt von dem Glanze des Kindes, anbetend ihre bescheidenen Gaben geopfert und beim Abschied ein achtstrophiges Lied gesungen, dessen erste Strophe mit den Worten schließt:

> Den Sündern eilt das Kindlein nach,
> Die Liebe ist sein Wagen.

Der nach dem Heiland verlangenden Seele ruft der Engel zu: die Sehnsucht solle gestillt, der Stall solle ihr eine Tugendschule werden:

> Es ist nit gnug, nur obenhin
> Christi Geburt bedenken,
> Es muß dir gehn zu Herz und Sinn,
> In d' Lieb thue dich versenken [1].

Wie am bayrischen Hofe, so wurden auch zu Innsbruck am Hofe des Erzherzogs Ferdinand II. geistliche Schauspiele aufgeführt, und der Erzherzog selbst verfertigte im Jahre 1584 ‚Eine schöne Komödie: Speculum humanae vitae, auf deutsch ein Spiegel des menschlichen Lebens genannt‘, in welcher er, ohne besondere dichterische Begabung, allerlei gute Lehren und Ermahnungen erteilte [2]. Denselben Zweck verfolgte der Trabant und Pritschmeister Benedikt Edelpöck in einer dem Erzherzog im Jahre 1568 gewidmeten ‚Komödie von

[1] Weinhold 175—185.

[2] Hirn 1, 366—367. ** Vergl. die neue Ausgabe des Speculum von J. Minor (Halle 1889) und H. Kluibenschedl, Erzherzog Ferdinand II von Tirol als Schauspieldichter. Programm des Gymnasiums zu Görz. 1891. S. auch Nagl-Zeidler, Deutsch-österr. Litteraturgesch. 580 fll.

der freudenreichen Geburt unseres einigen Trostes und Heilandes Jesu Christi'. ‚Manches fromme christliche Herz' werde aus diesem Schauspiel, hoffte Edelpöck, keinen kleinen Trost schöpfen; die zu allerlei Sünd und Laster geneigte Jugend werde darin wie in einem Spiegel ihre Mängel erkennen, die Alten ihren Unfleiß in der Erziehung der Jugend betrachten. ‚Zudem wird auch der gemeine Mann durch solche Fürbildung zu rechter Erkenntnis der Heiligen Schrift gezogen: dann ja viel heftiger in die Herzen und Gemüter der einfältigen Laien sich einbildet das, so man augenscheinlich fürbildet, dann das man allein höret.' Der wohlgemeinte Zweck und die frommgläubige Gesinnung des Verfassers wurden aber durch keine höhere Auffassung seines Stoffes unterstützt. Die heiligen Personen werden wie gewöhnliche Leute aus dem Volke behandelt. Beim Aufbruche nach Ägypten sagt Joseph zur heiligen Jungfrau:

> Weil wir soln geen und haben kain Wagn,
> Wil ich den Plunder alle tragen:
> Schüßl, Teller, Pfann, Leffl und Windl,
> Die Latern, Kerzen, mach's in ain Pündl,
> Nimb Brot und Käs und füll das Flaschl.

Und als Maria vom ‚Flaschl' nichts wissen will, erklärt er:

> Bhüet Gott! laß das Flaschl nit dahindn,
> Und solt ich gleich noch so schwer tragn.

Unterwegs bietet er der heiligen Jungfrau auch einen Schluck an, diese aber weigert sich und ruft aus:

> Es gebürt sich nit, steht auch nit wol,
> Wann sich Jungfrauen trinken vol.
> Ich hab gelesen in der Schrift,
> Den Weibern sei der Wein ein Gift.
> Es ist auch weder Zucht noch Ehr,
> Das sich ein Frau mit Wein beschwer.
> Es ist all Ehrbarkeit auch aus,
> Wann ein Weib voll kumbt haim zu Haus [1].

Von nicht höherer Auffassung heiliger Personen zeugen die Reden, welche der Wiener Schulmeister Wolfgang Schmeltzl in seiner ‚Aussendung der Zwölf

[1] Die Komödie abgedruckt bei Weinhold 193—288. Schon in einem deutschen Weihnachtsspiel aus dem fünfzehnten Jahrhundert läßt ein Dichter den hl. Joseph zu Maria sagen:

> Nu woll uf und volge mir,
> Wir wollen gehn zu dem guten Bier.

Meyer, Geistl. Schauspiel 172—173. Man vergleiche hiermit oben S. 146, wie Dürer einmal den hl. Joseph darstellte.

Boten' vom Jahre 1542 den Aposteln, bevor sie ihre Reise in alle Welt antreten, in den Mund legt. Dem Charakter der Männer, denen vom Gottessohne der Auftrag geworden war, den Erdkreis unter sich zu teilen und für das Christentum zu erobern, entsprach es gewiß nicht, daß Jakobus, troß der Wunder des Pfingsttages, vor Betrübnis kaum noch sprechen mag: ‚Vor Leid möcht mir mein Herz zerbrechen.' Bartholomäus sagt:

> . . . bitt dich liebster Bruder mein,
> Du wöllst darum nicht traurig sein,
> Daß wir jeßt müssen baun die Straßn,
> Unser Güter, Weib und Kind verlaßn.
> Gott wird uns alle bezahlen schon,
> Gehab dich wohl, ich zieh davon.

Philippus aber bittet den Andreas noch um einen Abschiedstrunk aus seiner Flasche, welche der Dichter zur selbstverständlichen Ausstattung eines Apostels zählt:

> Andres, leih mir das Fläschlein dein
> Und laß mir laben das Herze mein.

Und Andreas, der Herold des Kreuzes, antwortet:

> O mein lieber Philipp, gern,
> Sollt ich dich nit eins Trunks gewern,
> Und bist der liebste Bruder mein.

Solche Worte wären innig und herzlich im Munde ehrsamer Handwerksgesellen beim Abschied aus der gemeinsamen Werkstatt [1].

Und doch war Schmeltzl höherer Gefühle keineswegs bar. Sein bestes Stück ‚David und Goliath' vom Jahre 1545 atmet tiefe Begeisterung für den Kampf gegen die Türken, der er wiederholt auch an andern Stellen warme Worte leiht.

Schmeltzl brachte seine deutschen biblischen Dramen, sieben an der Zahl, mit seinen Schülern auf die Bühne, und es verdient besondere Anerkennung, daß er im Gegensatze zu so vielen Schuldramatikern alles Rohe und Derbgemeine aus seinen Darstellungen fernzuhalten wußte [2]. Anderer Art waren deutsche Schulspiele, wie sie zum Beispiel in Nürnberg häufig über die Bretter gingen. Der protestantische Schulmann Paulus Prätorius, Rektor der dortigen Schule zu St. Sebald, befürchtete von ihnen eine arge Gefahr

---

[1] Spengler 47 meint, diese Abschiedsszene enthalte ‚wohl das Innigste, was Schmeltzl geschrieben'.

[2] Näheres bei Spengler 21 ffl. 66 ffl. 79. 81—83.

für die sittliche Bildung der Jugend: die ohnehin allzu große Ausgelassenheit derselben finde durch diese Spiele neue Nahrung [1].

Was den Geist der Protestanten am meisten beschäftigte, nämlich der Sturz der alten kirchlichen Ordnung, trat besonders auch in ihrer dramatischen

[1] Holstein 41—42; vergl. Nagl-Zeidler 570 ffl. Über die lateinischen Schulkomödien und das Jesuitendrama s. Bd. 7, 106 ffl. 118 ffl. des vorliegenden Werkes und Nagl-Zeidler 655 ffl. ‚Es ist schon', sagt K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 209—210, ‚viel geschrieben worden über den geschmacklosen und unsinnigen Pomp der Jesuitenspiele, daß es schier wundernehmen könnte, daß so kunstverständige und kunstfördernde Fürsten wie die Wittelsbacher an diesen Aufführungen Gefallen fanden. Eines aber hat man dabei freilich hervorzuheben vergessen, daß nämlich, wenigstens im sechzehnten Jahrhundert, die Inszenierung von echt künstlerischem Geiste durchdrungen war, daß die ersten Namen der damals schon so hoch entwickelten Münchener Kunst, ein Hans Müelich, ein Christoph Schwarz, ein Hubert Gerhard, mit unbeschränkten Geldmitteln die szenischen Intentionen des Dichters zu verwirklichen sich bemühten; daß die Weisen, die bei manchem dieser Spiele erklangen, die Chöre, welche von Hunderten wohlgeübter Sänger angestimmt wurden, keinen Geringeren zum Urheber hatten als Orlando di Lasso, den vielgefeierten Musikus. Was die Jesuiten auf dem Felde der Bühnentechnik geleistet, muß geradezu als großartig bezeichnet werden. Welche Poesie bei derartigen Darstellungen dem Auge der Menge sich erschloß, können wir ermessen, wenn wir uns einen jener Festestage vergegenwärtigen, welche die ganze für diesen Anlaß herrlich geschmückte Stadt zur Bühne hatten, wie die Aufführung des Konstantinus im Jahre 1574, bei der über tausend Personen mitwirkten und der Sieger über Maxentius seinen Einzug hielt durch Ehrenpforten, auf glänzendem Triumphwagen, umgeben von vierhundert Reitern in weithin schimmernden antiken Rüstungen, oder das gewaltige Estherdrama; zuvörderst aber das Spiel zu Ehren des Erzengels Michael, welches im Jahre 1597 der neuerbauten Kirche Einweihung auf freiem Platze feierte, mit seiner großartigen Schlußszene des Sturzes von dreihundert Teufeln in die hochauflodernden Höllenflammen. Neben dieser Pracht fehlt auch Schlichtes nicht, Herzgewinnendes, wie dazumal, als die Jesuitenschüler hinauszogen nach dem einsamen Großhesselohe, um dort Baldes Dialog „Der Kampf des Riesen mit dem Zwerge" zu agieren, draußen auf der lauschigen Waldeswiese, unter uralten, weitschattenden Bäumen.' Weniger wirkungsvoll mögen in protestantischen Städten Schauspiele gewesen sein wie diejenigen, über welche der Baseler Felix Platter aus seinen Jugenderinnerungen berichtet: ‚Es war ein Spiel im Collegio: die Auferstendnus Christi; meines Vaters Tischgänger machten viel Narren, und Teufelskleider waren auch darin... Am 6. Juni 1546 hielt man das Spiel „Paulus Bekehrung" auf dem Kornmarkte, so Valentin Boltz gemacht. Der Burgermeister von Brun war Saulus, der Balthasar Han der Herrgott, in einem runden Himmel, der hing oben am Pfumen, darus der Stral schoß, eine fürige Rackete, so dem Saulo, als er vom Roß fiel, die Hosen anzündete. Der Rudolf Fry war Hauptman, hatte bei hundert Burger, alle seiner Farb angethon, unter seim Fenlin. Im Himmel machte man den Donner mit Fassen, so vol Stein umgetriben waren. Lang darvor hatte Ulrich Coccius die Susannam auf dem Fisch-

Litteratur mit aller Entschiedenheit zu Tage. Vom niedrigsten Faschingsscherz bis hinauf zum biblischen und religiösen Schauspiel trägt beinahe die ganze Dramatik einen streitartigen Charakter, wenigstens ist sie erfüllt von lehrhaften Anspielungen auf die Streitfragen der Zeit, von Klagen über die katholische Kirche, deren Lehren und Einrichtungen, über Papsttum, Priestertum, Cölibat, Ordensleben, gute Werke, Messe und Fegfeuer, Marien- und Heiligenverehrung.

Bei einer solchen Richtung aber mußte jede wahrhaft schöpferische Kraft erlahmen und auch die äußere Technik des Schauspiels, Geschmack, Sprache und Darstellung immer tiefer herabsinken. Die Unbefangenheit und ruhige Schaffensfreude, deren die Kunst zu allem Großen bedarf, war entwurzelt. In dem wüsten Parteilärm war sie nicht im stande, wieder Boden zu gewinnen. Die edleren Talente wurden im Anlauf zum Besseren stets von neuem in das trübe Gewirre des Streites hineingerissen, während talentlose Klopffechter sich vordrängten und das Poetische, welches noch etwa in der Erinnerung fortlebte, als bloße Lockspeise für ihre gereimte Tendenzprosa zu verwerten suchten [1].

---

markt gespielt.' Die Bretterbühne ,war auf dem Brunnen und war ein zinnener Kasten, darin die Susanna sich weschet, doselbst am Brunnen gemacht'. ,Mein Vater', der Schullehrer Thomas Platter, ,spilte in der Schule die „Hippocrisis", darin war ich ein Gratia. Man legte mir der Herwagenen Dochter Gertrud Kleider an, die mir zu lang, als daß ich im Umherziehen durch die Stadt die Kleider nicht aufheben konnte und sehr verwüstet wurde. Ging wol ab, allein der Regen kam zuletst, welcher das Spiel verderbte und machte, daß wir uns verwüsteten. Man hat oft Spiel gehalten zu Augustinern in der Kirchen unten. Allzeit wenn der neu Rector das Mahl geben, haben die Studenten mit Pfifen und Trummen (ihn) in der Herbrig sammt der Regenz geladen und ist man in der Proces in die Comödie gezogen. Deren, so ich gesehen, war das erste die Auferstendnus Christi, das ander „der Zachäus", so Dr. Pantaleon die Comedy gemacht und agiret; die dritt Comedy war „Hamanus"; als der Nachrichter einen henken wollte, des Hamanus Sun, blieb dieser, als er einen Fehltritt trat, hangen, und hätte der Henker nicht gleich den Strick abgeschnitten, wäre er erworgt; hat davon einen rothen Striemen um den Hals bekommen.' Boos 143—144.

[1] ,Die didaktischen Expektorationen, die in das deutsche Drama einzudringen beginnen', bezeichnet Pilger 155 als eine der ,schädlichen Einwirkungen, welche dasselbe leider durch die Reformation erfuhr'. ,Wurde doch durch die großenteils leider ebenso ungeschickten und unberufenen wie eifrigen Hände, welche diese Tendenzpoesie pflegten, das, was bei gewandtester Behandlung höchstens als Ornament hätte verwandt werden dürfen, ein so wichtiger und wesentlicher Bestandteil des Ganzen, daß die meisten denselben ohne Wahl an jeder beliebigen Stelle glaubten anbringen zu dürfen.' Scherer, Deutsche Studien 185, sagt: ,Große Dramatiker hat Deutschland im sechzehnten Jahrhundert kaum hervorgebracht; aber einige beachtenswerte, viele mittelmäßige und noch mehr schlechte.' W. Wackernagel, Drama 142, spricht von einer ,großen, hundert Jahre lang wühlenden Verwirrung des deutschen Dramas'; und in seiner Gesch. der deutschen

Während unter den protestantischen Predigern es nicht an solchen fehlte, welche jegliches Schauspiel hinwegwünschten, sprach sich Luther wiederholt zu Gunsten der dramatischen Aufführungen aus. ‚Komödienspiele‘, sagte er, ‚soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, sondern gestatten und zulassen, erstlich daß sie sich üben in der lateinischen Sprache, zum andern, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalet und fürgestellt werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und vermahnt werde, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebühre, wol anstehe und was er thun soll.‘ ‚Zudem werden darin beschrieben und angezeigt die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge; desgleichen was der Eltern und jungen Knaben Amt sei, wie sie ihre Kinder und junge Leute zum Ehestande ziehen und halten, wenn es Zeit mit ihnen ist, und wie die Kinder den Eltern gehorsam sein und freien sollen.‘ ‚Und Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Zoten und Bühlerei darin seien, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darum ist's nichts, daß sie solches fürwenden und um der Ursache willen verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte Komödien lesen und spielen.‘[1] Besonders geeignet für geistliche Spiele erachtete er biblische Stoffe, wie denn auch, meinte er, die Bücher Judith und Tobias wohl nur schöne Gedichte und Spiele gewesen seien, deren die Juden viele gehabt und zur Belehrung und Erbauung des Volkes aufgeführt hätten. ‚Der Text Susannä, des Beel, Abakuk und Drachen siehet auch schönen geistlichen Gedichten gleich, wie Judith und Tobias.‘ Dagegen erklärte er sich gegen die Darstellungen der Passion Christi, weil man Christum nicht wie einen unschuldigen Menschen beklagen und beweinen dürfe. Auch Melanchthon war ein Gegner der Passionsspiele; denn einmal seien vier Menschen aus Anlaß eines solchen Spieles um das Leben gekommen[2]: mit dieser Strafe wolle Gott seinen Zorn zeigen gegen die Verächter der wahren Passion Christi, welche er nicht mehr dargestellt wissen wolle. Im Brandenburgischen, wo die Passionsspiele noch lange Zeit in Übung geblieben, wurden

Litteratur 462 von einer ‚unfruchtbaren Bastardmischung aus Heimischem und Fremdem‘. Bei Chrysander 2, 319 heißt es: ‚Gesangbuchsreime oder die Formen geistlicher und weltlicher Lieder hemmen die freie dramatische Rede. Das war ein Kennzeichen und der Grundmangel unserer gesamten dramatischen Poesie jener Zeit, ein so augenscheinlicher Mangel, daß ihn selbst die Engländer bemerkten. „Der Deutsche stellt auf der Bühne dar, was der Prediger auf der Kanzel behandeln sollte“, schreibt Whetstone im Jahre 1578 in seiner Dedikation der Historye of Promus and Cassandra.‘

[1] Luthers Tischreden, herausgegeben von Förstemann 4, 592—593. Vergl. Holstein 19—20.

[2] Zu Bahn, einer kleinen Stadt in Pommern; vergl. Kantzow, Pommerania 2, 463.

dieselben im Jahre 1598 durch den Kurfürsten Joachim Friedrich als Überreste des ‚Papismus' beseitigt [1].

Nachdem Luther sich entscheidend für die Bearbeitung biblischer Stoffe ausgesprochen hatte, entstand eine gewaltige Fülle von biblischen Dramen lehrhafter und polemischer Richtung. Aber das religiöse Spiel hatte mit dem alten eucharistischen Glauben seinen lebendigen Mittelpunkt verloren, mit der alten Liturgie seine eigentliche Weihe, mit dem organischen Zusammenhang der alten Dogmatik seinen tieferen Gehalt. Wie viele neutestamentliche Stoffe auch von den predigenden Dramaturgen behandelt wurden, ihre Vorliebe galt doch wesentlich alttestamentlichen Vorwürfen. Jedoch auch das Verhältnis zum Alten Testamente war ein anderes geworden. Die vorbildliche Bedeutung des Alten Bundes mit seinen Opfern, Priestern, Zeremonien, sichtbaren Heiligungsmitteln und seiner hierarchischen Ordnung, welcher in der katholischen Kirche seine Erfüllung und Vollendung fand, war durch die Lehre vom Alleinglauben und vom allgemeinen Priestertum tief verblaßt, der innere Zusammenhang der beiden Testamente gelockert. Die Geschichte der Patriarchen, Richter, Könige und Propheten wurden im allgemeinen nur als Spiegelbild des häuslichen und des politischen Lebens behandelt; die großartigen Gestalten der Bibel gewannen unter den Händen der Dichter, ähnlich wie unter den Händen der bildenden Künstler jener Zeit [2], einen mehr oder weniger spießbürgerlichen Charakter. Das Reich Gottes ward meist auf den engen Kreis des Herzens und der Familie abgegrenzt.

Einer der fruchtbarsten Verfertiger biblischer Dramen in dieser beschränkt bürgerlichen Auffassung war Hans Sachs. Mit derselben Red- und Reimseligkeit, mit welcher er seine weltlichen Stoffe behandelte, trat er auch an die heiligen Bücher heran und setzte die halbe Bibel in Dramen um. Sein frommer, gottergebener Sinn ist darin unverkennbar; ein gemütlicher Ton versöhnt nicht selten mit seiner lehrhaften Nüchternheit. Aber es fehlt ihm alle kunstvolle dramatische Entwicklung und Motivierung. Seine Arbeit beschränkt sich größtenteils darauf, die gegebenen Elemente, Handlung, Motive und Reden in Reime zu bringen, wobei die Kraft des biblischen Urtextes wie der lutherischen Übersetzung bedeutend verliert. Der Dichter Sachs ist meist ungleich prosaischer als der Prosaiker Luther. Wie handwerksmäßig er die Bibel für die Bretter zustutzte, zeigt sehr faßlich die zweifache Bearbeitung seines ‚Saul' aus dem Jahre 1557: ‚Tragedie König Sauls mit Verfolgung König Davids, gantz vom Authore selbst mit zweyen Actis und sieben Personen gemehret,

---

[1] Holstein 20 ff. 25. 131. In Marburg wurde noch im Jahre 1561 ein Passionsspiel aufgeführt. Bechstein, Kalendertagebuch 9.

[2] Vergl. oben S. 145 ff.



und hat jetzt sieben Actus und einundzwanzig Personen'; ,Tragedi, mit vierzehn Personen die Verfolgung König Davids von dem Könige Saul, hat fünf Actus'. Die erste wurde im August, die andere im September 1557 gefertigt, und diese beiden Monate brachten außerdem noch eine ,Komedia, der Daniel' und eine ,Tragödia, der hörnen Sewfriedt', in sieben Akten, und daneben Arbeiten anderer Art: ,Drei Kleger ob einem bösen alten verstorbenen Weib', ,Zwei schöne Gesprech', ein ,Schwank, das Ay mit den achtzehn Schanden', ,Die halb Roßdeck', ,Der Kolb im Kasten', ein ,Gesprech St. Peter mit dem faulen Bauernknecht', ein ,Schwank, der Pfarrherr mit den Ehebrecher Bauren', ein ,Schwank der Bauren Aderlaß', ein ,Schwank, der Teufel hat die Geiß erschaffen' und ,Der Teufel nahm ein alt Weib zu der Ehe'. Dann folgten: am 3. Oktober ein anderes Fastnachtsspiel ,Das Narrenschneiden', am folgenden Tage eine ,Tragedia, der gottloß König Ahab mit dem frommen Nabot', am 6. Oktober ein ,Schwank, der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel' und an demselben Tage eine ,Komedia des Mephiboset, aus dem zweiten Buch der Könige'[1]. Eine solche Schnellfertigkeit läßt allein schon auf den künstlerischen Wert der biblischen Dramen des Dichters, deren Zahl sich auf mehr als vierzig beläuft, schließen.

Luther und Melanchthon hatten von der Darstellung der Passion abgemahnt, Sachs aber verfaßte im Jahre 1558 eine ,Tragedia, der ganz Passio nach dem Text der vier Evangelisten vor einer christlichen Versammlung zu spielen'. Der Heiland wird darin auf der Bühne gekreuzigt, die Seite wird ihm durchstochen, den Schächern werden mit den Kolben Arme und Beine zerschlagen, und der Dichter giebt die Weisung: jener leinerne Kolben soll in rote Farbe getunkt sein[2]. Auch in andern Stücken ließ Sachs blutige Handlungen auf der Szene vorgehen. In seinem ,König Saul' heißt es zum Beispiel: ,Goliath thut seinen Helm auf, geht zu David, der schleudert ihm ein Stein ins Hirn, Goliath fällt, David zeucht ihm sein Schwert aus, haut ihm den Kopf ab' und so weiter.

---

[1] Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 431, Nr. 334—350. ,Hans Sachs war nicht nur der unermüdlich thätige Dichter, der auch selbst bei den Aufführungen mitspielte, sondern er war dabei auch selbst Theaterdirektor.' Genée 126—127.

[2] Cholevius 1, 299 macht hierauf aufmerksam und urteilt überhaupt über die biblischen Dramen des Dichters: ,Er hütet sich, irgend ein Moment dramatisch zu entfalten, sondern hält sich ganz streng an den Text, wobei er nie fragt, ob die Darstellung eines Faktums rätlich oder auch nur möglich ist.' ,Es sind durchaus alle dramatischen Erfordernisse so gut wie gar nicht berücksichtigt. Jeder Charakter ist nur in den rohesten Umrissen kenntlich und niemals die Darlegung eines psychologischen Processes versucht.' W. Wackernagel, Drama 137, sagt: Hans Sachs ,darf uns mit seinen Draman nicht bloß Stellvertreter aller übrigen sein: er muß uns auch als deren Führer, als überragendes Haupt derselben gelten'.

Wie die Meistersängerei außer der Leichtigkeit des Reimes eigentlich keine höhere Begabung voraussetzte, so war auch das ‚geistliche Schauspiel', wie es Hans Sachs behandelte, eine Kunstgattung, an deren Pflege sich jedermann beteiligen konnte. Klassische Bildung und Kenntnis fremder Sprachen waren wohl für andere Zweige der Dramatik erwünscht, da sie eine Menge antiker und fremder Stoffe erschlossen; aber für das biblische Drama war in Luthers Bibelübersetzung alles geboten, dessen der Dichter bedurfte: Stoff, Personen, Charaktere, Motive und eine kernige, reiche, volkstümliche Sprache, gleich geeignet für knorrige Derbheit wie für fromme Innigkeit. Die biblischen Dichter sproßten denn auch sehr zahlreich empor: Prediger, Magister, Küster, Ratsherren, Handwerker und fahrende Poeten. Auf Komposition machten die meisten Dichter sehr geringe Ansprüche. Schon Hans Sachs brachte die Stücke von fünf bis auf zehn Akte; ‚Das schöne neue Spiel von Künig Saul und dem Hirten David', welches der Rappoltsweiler Stadtschreiber Matthias Holzwart dem Rate zu Basel widmete, und welches dort im Jahre 1571 aufgeführt wurde, dauerte zwei Tage und beschäftigte 100 redende, 500 stumme Personen [1]. Eine geistlose Dramatisierung der Apostelgeschichte, welche der lateinische Schulmeister Johannes Brummer im Jahre 1592 durch die Bürgerschaft von Kaufbeuren darstellen ließ, umfaßte beiläufig 9200 Verse; ‚die Summe der Personen dieser Komödie' sollte sich auf 246 belaufen [2]. Johann Schlayß dehnte durch Einführung von allerlei auf den derben Geschmack der Zuschauer berechneten Episoden seine Komödie ‚vom frommen und keuschen Joseph' auf zwölf Akte aus, im Druck 310 Oktavseiten lang [3]. Jakob Ruofs 240 Druckseiten langes ‚Neu und lustig Spiel von der Erschaffung Adams und Hevä' (1550) nahm zwei Tage in Anspruch. Jakob Funckelin, Prädikant zu Biel, schrieb im Jahre 1551 eine von der Bürgerschaft gespielte ‚ganz lustige und nützliche Tragödia von dem rychen Mann und armen Lazaro' und benutzte zur Ausschmückung der biblischen Handlung einen mythologischen Stoff als Zwischenspiel, ‚ein Streit Veneris und Palladis', welches er in drei Akte austeilte [4]. Johann Rasser, Pfarrer zu Ensisheim in Oberelsaß, der gleichzeitig für Katholiken und Protestanten arbeitete, ließ im Jahre 1575 zu Basel eine Komödie ‚Vom König, der seinem Sohne Hochzeit macht', erscheinen, welche fünfzehn Akte zählte und an drei Tagen nacheinander gespielt wurde. Es traten darin 162 Personen auf: 2 Engel,

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 351, Nr. 85.

[2] Es lagen aber mitunter mehrere Rollen in einer Hand; vergl. K. Trautmann im Archiv für Litteraturgesch. 14, 234—235.

[3] Tübingen 1593.

[4] Goedeke, Grundriß 2, 347, Nr. 8 a, und 349, Nr. 71. Genée 73—75. ** Baechtold, Deutsche Litteratur. Anmerkungen S. 91 ff.

2 Hofräte, 1 Narr, Trabanten, Hofjungfern und Bäuerinnen, 2 allegorische Figuren, 3 Patriarchen, 3 Propheten, 3 Juden, ein römischer Senat von 23 Personen, Trommelschläger und Pfeifer, dazwischen wieder 3 Apostel, 1 Schultheiß, Liktoren, Fürsprecher, Henkersknechte und Krüppel, endlich auch Luzifer und ‚der Tod‘ [1]. Ein Bild wunderlicher Verwirrung bot auch der protestantische Theologe Andreas Hartmann aus Sachsen in seiner 96 Blätter langen ‚Neuen ausbündigen, sehr schönen und durchaus christlichen Komödia vom Zustande im Himmel und in der Höllen‘. Neben Johannes dem Täufer, Martha und Magdalena erscheinen Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, Luther und Melanchthon, und gleichzeitig David, Elias und Benjamin. Im letzten Akte tanzen Luzifer und seine Teufel in der Hölle, und der Dichter verordnete: ‚Unterm Tanzen sollen Raketen losgehen und vom Himmel unter die Teufel und Verdammten fahren, insonderheit aber nach der Hölle.‘ [2] In den alttestamentlichen Stücken des Züricher Malers und Dichters Josias Murer spielen Heereszüge, Schlachten, Trompeten und Kriegslärm eine bedeutende Rolle. Seine ‚aus den Propheten Esaia, Jeremia und Daniele‘ beschriebene Belagerung der Stadt Babylon (1559) war für zwei Tage geteilt; der erste Prolog wurde vom ‚Narren‘ gesprochen, der zweite vom Teufel [3].

Gelehrte Bildung und eine ungewöhnliche dramatische Begabung besaß Paul Rebhun, protestantischer Schulmeister zu Kahla, Zwickau und Plauen. Sein ‚Geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frauen Susannen‘, welches zuerst im Jahre 1535 ‚von etzlichen Bürgern zu Kahla agiret‘ wurde, gehört zu den besten damaligen Dramen [4]. In der Ausgabe vom Jahre 1544 sagte der Dichter, es sei ihm darum zu thun, daß ‚der Jugend gute Zucht und Lehre mit Lust eingehe‘ und sie ‚durch solche kurzweilige Spiele zum Guten entzündet werde‘ [5]. Er ging züchtig zu Werke, hat aber doch das Verfängliche des Stoffes nicht völlig überwunden. Die Leidenschaft der beiden Richter ist zu stark ausgemalt, und einigemal fällt die Darstellung ins Niedrige, namentlich dort, wo die Richter sich über das gemeinsame Verbrechen verständigen:

> Ei, lieber Herr, was hör ich sagen?
> Wo dem so wer, wolt ich nicht klagen;
> Dann ob man gemeinlich wol tut sagen,
> Wenn an eim Bein zwen Hunde nagen,

[1] Goedeke, Grundriß 2, 390, Nr. 321. Genée 186—187. ** Über Kaffer vergl. Zeitschrift für deutsche Philologie 26 (1893), 480—493.

[2] Magdeburg 1600. Goedeke 2, 369, Nr. 201. Genée 214.

[3] Genée 184.

[4] Rebhun, Dramen (Ausgabe von Palm) 1—88; vergl. 180 fll., wo auch Näheres über Rebhuns Nachahmer. Tittmann, Schauspiele 1, 19—106. Vergl. Pilger 156—169 ** und Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgesch. 295.

[5] Rebhun, Dramen 87—88.

Das sie nicht Fried beisammen halten,
Besonders drüber sich zweispalten,
So hoff ich da doch nicht dermaßen,
Das wir uns werden zertheilen laßen;
Zuvoraus weil in dieser Sache
Ein jeder ist allein zu schwache,
Die auszufüren nach seim Begeren.
So hoff ich, ir werdt euch nicht beschwern,
Mit mir zugleich zu hebn am Wagen,
Das wir ihn aus der Pfützen tragen
Und diese Sach zum Ende füren.

Wie tief der Geschmack in der Folgezeit sank, erkennt man deutlich, wenn man Rebhuns Drama mit der ‚Susanna' des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig vergleicht. Die Sprache der beiden Alten im Garten der Susanna und vor Gericht ist hier über alle Maßen unflätig und reich an den gemeinsten Schimpfwörtern, und doch wurde dieses Stück in Gegenwart des Hofes aufgeführt [1].

Ein durch feine psychologische Durchführung seines Stoffes hervorragender katholischer Dichter ist Thiebolt Gart, Bürger zu Schlettstadt, der im Jahre 1540 nach dem Vorbilde des gleichfalls katholischen Dichters Kornelius Crocus die Geschichte Josephs in einer ‚Schönen und fruchtbaren Komedia' behandelte und darstellen ließ [2]. Auch dieser Stoff gehörte, wie Susanna, im sechzehnten Jahrhundert zu den beliebtesten Vorwürfen des deutschen Dramas und wurde von vielen Bearbeitern dort, wo Joseph die Keuschheitsprobe zu

---

[1] Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig 43 fll. Pilger 189 fll. sagt über dieses oft sehr belobte Schauspiel: Es ‚ist nichts als eine teils freiere, teils wörtlich sich anlehnende Bearbeitung des (gleichnamigen) Frischlinschen Dramas, welche mit solchem Ungeschick gemacht ist, daß sie in fast allen wesentlichen Beziehungen diesem bei weitem nachsteht, ja zum Teil geradezu eine Verhunzung desselben genannt werden muß'.

[2] Näheres bei E. Schmidt in der Einleitung zu seinem Neudruck des Stückes. Straßburg 1880. ** Vergl. über Thiebolt Gart jetzt auch die Angaben von Gény, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536, S. 97 Note. Über Garts Vorbild, die zuerst im Jahre 1536 gedruckte Comoedia sacra cui titulus Ioseph des Niederländers Kornelius Crocus, welche eine ungeheure Verbreitung fand und von späteren Dramatikern vielfach verwertet wurde, sagt v. Weilen 25 fll.: ‚Es wird im sechzehnten Jahrhundert wenige geben, die so gut und selbständig komponieren wie Crocus. Er versteht es, die biblische Handlung durch psychologisch fein beobachtete Motivierungen zu erklären.' Das Joseph-Drama des Berner Dichters Hans von Rüte (1538) ist zum Teil nur wörtliche Übersetzung aus Crocus. S. 30—39. Das gleichnamige Drama des katholischen Dichters Georg Macropedius, ‚des bedeutendsten neulateinischen Dramatikers' (Holstein 57), bespricht v. Weilen 77—85.

bestehen hatte, keineswegs so behandelt, daß die Zuschauer dadurch vom Laster abgeschreckt werden konnten. Schon bei Gart ist die glühende Leidenschaft der Gemahlin Potiphars in allzu lockenden Farben geschildert [1].

In dem Joseph-Drama des Diakonus Johann Schlayß machen sich in der breit ausgemalten Verführungsszene zwei Teufel zu schaffen. Satan freut sich:

> Es kann uns fehlen nicht,
> Das Luder ist gericht,
> Dann sie ist glatt und schön,
> Es würd wacker angehn;

er will der ‚Potiphera' im Schlafe erscheinen, daß sie meinen soll, er sei Joseph; Potiphera kocht für Joseph einen Zauberbrei [2]. Balthasar Voigt, lutherischer Pastor zu Drubeck, der seinen ‚Ägyptischen Joseph' als ‚geistliche Komödie sowohl in kleinen als großen Schulen auf einen oder zwen Tagen wol und füglich agiret' haben wollte, kleidete die Liebesleidenschaft der Gemahlin Potiphars, Medea genannt, in die gemeinsten Worte; die Szene zwischen ihr und Joseph läßt sich nicht mitteilen.

Auch im übrigen verfiel die Darstellung der Dichter nur allzu oft ins Rohe und Gemeine und artete in eine des geistlichen Spieles unwürdige Komik aus. Bei Voigt will Potiphar seine Gemahlin an Joseph, dem ‚hurerischen Bösewicht', rächen und befiehlt dem Henker Urian, denselben zu foltern, ihm die Daumschrauben anzusetzen. Medeas Begehren, daß er in ‚die Eul oder den Bonsack' gesetzt werde, kann Urian nicht erfüllen:

> Fraw, da kann er jetzt nicht hinein,
> Die Thurn beid voller Zäuberin sein,
> Die ich nicht eh heraußer laß,
> Sie sein mir dann gemestet baß,
> Daß ich das Schmalz genießen mag,
> Wenn ich sie brat umb St. Veits Tag.

Auftretende Bauern schlemmen, prügeln einen Küster tüchtig durch, schlagen den Wirt zu Boden, und der Dichter donnert heftig gegen ‚das Sauleben' der Bauern und der Handwerksgesellen. Schließlich erteilt ‚der Narr' den

---

[1] ‚Ein gewisses Mitempfinden, eine Liebe zu dieser poetischen Gestalt scheint den Dichter erfaßt zu haben, und wenn spätere Dramatiker von einem die Verführung in allzu lockenden Farben schildernden Vorgänger sprechen, scheinen sie Garts Werk im Auge zu haben. Doch der verhängnisvolle Schritt zum psychologischen Drama ist damit geschehen, und wenige seiner Nachfolger vermögen es, die Liebesepisode wieder ganz zum moralischen Exempel werden zu lassen.' v. Weilen 61.

[2] Schlayß, Akt 4, Szene 1 und 2.



Zuschauern den Rat, sich jetzt in den Ratskeller zu begeben, wenn sie Geld zum Trinken hätten [1].

In der Komödie von Schlayß schuldigt Joseph seine Brüder beim Vater als ‚böseste, unverschämte Lecker' an, Jakob nennt Ruben einen ‚groben Eselskopf, ungeschlachten Düppel, losen Tropf'. Viel ärger sind die Schimpfereien der Brüder gegen Joseph. Simeon erklärt:

> Ich weiß, der Teufel besch . . ßt uns noch,
> Wenn wir nicht zerbrechen das Joch . . .

Er will seine Hände in dem Blute des Bruders waschen:

> Jeß jeß must sterbn, du loser Schelm,
> Stecht ihm nur tapfer auf den Helm . .

Später bedauert er, daß er dem Bruder nicht ‚mit Lust die Gurgel abgestochen' habe [2].

In der ‚Komödia von dem Patriarchen Joseph', welche Andreas Gasmann, Schulrektor zu Rochlitz, im Jahre 1610 der Herzogin Sophie von Sachsen widmete, wird Joseph von seinen Brüdern geprügelt, und der ‚Grundbube' Levi ermuntert diese: ‚Nur flugs den Hals entzwei geschlan!' Potiphar wird von seiner Gemahlin als ‚fauler Narr' gescholten, der sich ‚gestockent voll saufe'. Levi klagt über Bauchweh, weil er ‚zu viel Bier und Wein gefressen', und Simeon hat ‚einen solchen Rausch genommen, daß er kaum die Thüre treffen konnte', und dergleichen mehr [3].

Die ‚große Komödie von dem frumen Altvater und Patriarchen Jakob und seinem lieben Sohn Joseph zusammt seinen Brüdern', welche der Schuster Adam Puschmann aus Görlitz, ein Schüler des Hans Sachs, in Breslau aufführen wollte, wurde vom dortigen Pfarramte beanstandet, weil sie gar ‚schlecht und einfältig' sei und ‚etliche obscöne Worte und Gestikulationen enthalte, die vor züchtigen Ohren und Augen sich durchaus nicht schicken möchten';

---

[1] v. Weilen. Die Komödie ist dem Bürgermeister und Rate von Halberstadt zugeeignet, im Jahre 1618 gedruckt, vom Verfasser aber ‚schon in seiner Jugend' bearbeitet. Sie enthält auch Polemisches gegen die Katholiken, ‚die da meinen' sollen, ‚an Heiligen müsse sich die angeborene Natur ganz verlieren'.

[2] Schlayß, Akt 1, Szene 1. 4; Akt 2, Szene 2.

[3] v. Weilen 151—157; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 376, Nr. 245. v. Weilen 131 findet ‚die volle Entartung des religiösen Dramas' schon in der von Ägidius Hunnius, damals Professor der Theologie zu Marburg, im Jahre 1586 verfaßten ‚Komödie von Joseph'. ‚Dieses Überwuchern von Episoden, die mit der Handlung gar nichts zu thun haben, sondern zum Teil bereits bedenklich der Schaulust frönen, macht sich hier in seiner ganzen Stärke geltend, während früher die Komik nur schüchtern hie und da sich zu zeigen wagte.' ‚Wie amüsant sind' bei Hunnius ‚die Episoden! Ich bin überzeugt, daß diese auch schon damals den Hauptreiz des Stückes bildeten', wie aus den vielen Aufführungen, den Übersetzungen und Nachahmungen desselben zu schließen.

nichtsdestoweniger aber wurde sie im Jahre 1583 mit Musik und Gesang auf die Bühne gebracht [1].

Auch in vielen andern ‚geistlichen Spielen' wurden außer der dramatischen Kunstform und allem guten Geschmacke die Forderungen der guten Sitte und des Anstandes nicht selten schwer verletzt. Jakob Ruofs von den Bürgern zu Zürich im Jahre 1550 dargestelltes ‚Neu und lustig Spiel von der Erschaffung Adams und Heva' reimte die Geschichte der Schöpfung und Fortpflanzung des Menschen bis zur Sündflut; es ‚führte vor, „wie Adam sein Weib beschläft, die einen Sohn und eine Tochter gebiert", und wie sich diese Zwillingszeugung im selben Akte noch einmal ereignet' [2]. In einem gegen das Laster der Hoffart gerichteten ‚christlichen und nützlichen Spiel' des Johannes Römoldt vom Jahre 1564 trat die Hauptperson, der König Valenicus, nackt auf der Bühne auf [3]. Der Prediger Ambrosius Pape behandelte in dem ersten seiner ‚zwo christlichen Spiele vom Laster des Ehebruchs' den Ehebruch Davids mit Bathseba in einer für die studierende Jugend, auf welche er ausdrücklich Rücksicht nahm, nichts weniger als passenden Weise [4].

Ärger noch ist ein von Johann Baumgart, ‚Pfarrherr zum heiligen Geist zu Magdeburg', im Jahre 1561 ‚zu Nutz und Frommen der Jugend' verfaßtes und vor dem dortigen Rat aufgeführtes Schauspiel ‚Das Gericht Salomonis'. Wer hier liest, welch ungeheuerliche Schimpfworte die beiden streitenden Weiber gegeneinander gebrauchen, welch unflätige Gebärden das eine Weib in Gegenwart des Königs Salomon zu machen hat, welche Laster ein anderes Weib einem Wucherer vorwirft, und wie ein auftretender Henker sich ausspricht, muß erschrecken über die Worte am Schlusse:

> Ein junger Hauf und junge Knaben,
> Junge Studenten das gespielet haben.

Aus dem Mund des Königs David hörten die Zuschauer über dessen Sohn Adonias:

> Daß der nach meiner Kron thut greifen,
> Der Teufel sol ihn dafür streifen . .
> Läßt sich bereit auch König heißen,
> Dafür soll ihn der Teufel besch . . ßen [5].

Welche Nahrung Johann Baumgart ‚den Eltern und Kindern zu einer christlichen Pädagogiam, Kinder- und Kirchenzucht' für geeignet erachtete, er-

[1] Holstein 87; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 407, Nr. 396.

[2] Aus Gervinus 3, 101. [3] Goedeke, Römoldt 368—369.

[4] Magdeburg 1602. Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 367, Nr. 187.

[5] Baumgart, Akt 1, Szene 2; Akt 2, Sz. 6; Akt 3, Sz. 1 u. s. w. Gervinus 3, 94 sagt mit Bezug auf dieses Schauspiel: ‚Es ist unglaublich, was man damals die Jugend sagen und spielen ließ'; ‚selbst die rohesten Truppen würden nun nichts der Art wagen.'

kennt man deutlicher noch aus seiner auf Grund eines Volksmärchens angefertigten ‚Wunderlichen und überaus ganz lustigen Figur, wie unser Herr Gott Even Kinder nach Schöpfung der Welt den hl. Katechismus selbst überhöret‘. Als Kain sich in Gebärden und Worten dabei ungeschickt verhält, fährt Gott der Herr ihn an: ‚Du grober Esel, du Flegel, bist du nicht ein grober Rülz, Filz und Bauernbengel? Siehe, wie stehst du da als eine Range; siehe, wie schlägst du den Kopf nieder als ein Dieb, laust die Hände. . . Welche Kletten hast du in Augen, R . . . in der Nase, Geifer am Mund. . . . Ja, du bist gar ein Romanist und verkehrter Christ, ein Päpstler und Antichrist, ein Epikurer, gott- und heilloser Mensch, der weder Gott noch seinem Worte glaubt. . . Ja als ein rechter Romanist und Papist glaubst du auch noch nicht, ob ein ewiges Leben sei, du gottloser Bube; trolle dich, aus zum Galgen zu mit dir, du Grund-Bösewicht.‘ [1]

All derartiges konnte unmöglich zur Sittigung der nach allgemeiner Klage verwilderten Jugend beitragen; so wenig wie jene Komödie ‚Hans Priem oder Meister Kecks‘, welche Martin Hayneccius, Rektor der Fürstenschule zu Grimma, ‚den christlichen Schulen und Layen zu Nutz und Gute‘ herausgab und wiederholt drucken ließ [2]. Der Jugend wurde in dieser Ko-

[1] Im Anhang zu dem von Baumgart 1559 herausgegebenen Katechismus. Unter Baumgarts Hand, sagt dessen Glaubensgenosse Löschke 61 fll., wird ‚der zürnende Gott zu einem schimpfenden; triviales Schelten sein Urteilsspruch‘. ‚Schmachvoll ist's, daß er all den von ihm zusammengerafften Schmutz von Schimpfwörtern Gott in den Mund legt, daß er sodann denselben Schmutz, nachdem dessen Wirkung an Kain erprobt worden, mit leichtfertigem Wurf auf die kirchlichen Gegner zu schleudern versteht, und daß er auf diese Weise die evangelische Jugend früh schon mit Haß und Ekel gegen jeden Andersgläubigen erfüllt.‘ ‚Welche Vorstellung mußten die Kinder erhalten von einem Gott, der auf so gemeine Weise schimpfen kann! Man entschuldigt gern die Derbheit der Rede mit der Derbheit jener Zeit überhaupt. Aber damit wird jenes Jahrhundert der Schuld nicht entladen.‘ ‚Wo der Jugend ein solcher Gott vorgemalt wird, wie kann sie von Ehrfurcht gegen ihn erfüllt werden! Fehlt aber die Ehrfurcht vor Gott, so sind die Bande aller Zucht gelöst.‘ Auch ‚ganz obscöne Worte und Bilder‘ wagte der Pfarrherr Baumgart den Kindern ‚vor die Seelen zu führen‘. ** Johann Bußleb, Lehrer an der Schule zu Egeln im Magdeburgischen, verfaßte im Jahre 1568 eine dem Bürgermeister und Rat der Stadt Wernigerode gewidmete ‚kurzweilige, sehr nützlich zu lesende‘ Komödie unter dem Titel ‚Ein Spiegel, bereit wie die Eltern ihre Kinder auferziehen, auch die Kinder gegen die Eltern sich verhalten sollen.‘ Ed. Jacobs in der Zeitschr. des Harzvereins 1, 351 möchte es ‚fast verneinen‘, daß das Stück ‚von und vor der Jugend‘ dargestellt worden. ‚Wir können nicht glauben, daß es einem ehrsamen, auf gute strenge Zucht haltenden Rat und der „christlichen Hausehre“ (den Frauen) zugemutet werden konnte, von und vor ihren „Pflenzlein“ (den Kindern) eine solche „kurzweilige Komedie“, die sich im tiefsten Schmutz und Unflat herumwälzt, aufführen zu lassen.‘

[2] Neuer Abdruck der ersten Ausg. (1582) von Theobald Raehse. Halle a. S. 1882.

mödie nach einem ‚schönen Märlein‘ vorgeführt, wie einmal in Abwesenheit des hl. Petrus dessen Weib Petrona den Fuhrmann Hans Pfriem in den Himmel gelassen habe. Petrus beklagt sich heftig über seine ‚alte Vettel‘, die ihn ‚in eine Pfütze geführt‘ habe. Hans Pfriem benimmt sich in allem ‚frech und trotzig‘. Der Maria Magdalena, welche ihn besänftigen will und auf die Hilfe der Heiligen verweist, antwortet er: ‚Was Heiligen viel? Der Heiligen ich nicht achten will.‘ Er fährt sie an:

Du schantgeheiter Schlapsack du,
Du ausgeschütte, dreifach dazu ...
Du ausgeeckter Pufflarnier,
Ich glaub nicht, daß jetzt mehr in dir
Die sieben Teufel böse regiern,
Denen du vor Zeiten thetst hofiern,
Sondern derselben noch wol mehr
Als siebenzigmal sieben wer,
Und da ein jeder zu der Frist
Noch siebenzig mal erger ist,
Das glaub ich gänzlich, zweifelsohn,
Daß die dich nun besessen hon.

An den hl. Petrus richtet er die Worte: ‚Heiliger Vater Papst, wie man Euch nennt, seid Ihr nicht der Mann, den Christus der Herr einen Teufel hieß?‘

Daß dich verlaufenen Mamelucken
Der Höllen Rachen müßte verschlucken,
Du dreifach eidsvergessener Mann,
Sollte Recht vor Recht wider dich bestahn,
Du hättest dich in Abgrund der Hell
Lang nein verschworn, du Judasgesell,
Du hättest den Galgen zehnmal bas,
Wie du dann selbst nicht leugnest das,
Verdient, dann Judas der Verräter,
Warst noch viel ärger Übeltäter.

Als Petrus von Paulus gefragt wird, was denn Christus der Herr dazu sage, daß der Pfriemer in den Himmel gekommen, antwortet er: Christus sage ‚nichts Sonderlichs‘,

wie vor und nu
Und jede Zeit sein Brauch er hält,
Er möcht hie bleiben, so lang er wöllt,
Möchts Paradies besitzen mit,
Mit Himmels Freuden überschütt;

nur müsse er Frieden halten und niemanden Schaden zufügen.

Sogar in einem Weihnachtsspiel, ‚Weihnachtsfreund und gute neue Mähr‘ des gekrönten Poeten Johann Seger aus Greifswald vom Jahre 1613, stößt

Martin Hayneccius

Reise
may 9

man auf kaum glaubliche Roheiten. Luzifer spricht darin von der heiligen Jungfrau:

Pfui, daß dich lose Hex und H..
All meine hellisch Plage ruhr,
Pfui du verfluchte Weibes Samn,
Nu mag ich mich stets gramm und schamm..

worauf der Erzengel Gabriel erwidert: ‚Man muß dir dein unverschämtes Lügen- und Lästermaul ein wenig stopfen, daß du die Jungfrau Mariam für unehrlich kalumnierst, das leugst du als ein Gottes- und Ehrvergessener Lügner....‘ [1]

Eine ernste, würdige Haltung konnten die Zuschauer bei solchen ‚geistlichen Komödien‘ und Schaustellungen der biblischen Geschichte nicht bewahren. Wohlmeinende Zeitgenossen klagten darüber, daß es denselben bei der Aufführung geistlicher Stücke überhaupt am meisten nur zu thun sei um ‚äußerlichen Schein, Kleidung der Personen, Narren- und Bauern-Kurzweil und Possen, Tumultuieren, Schlagen, Raufen und Lachen‘. So äußerte sich Joseph Goetze, Rektor des Stadtgymnasiums zu Halle, im Jahre 1612 in der Vorrede seiner ‚Tragico-Comödia von dem heiligen Patriarchen Joseph‘ [2]. Früher schon schrieb Georg Rollenhagen, Prorektor der Schule zu Magdeburg, in der Vorrede zu einem Spiel ‚Vom reichen Mann und armen Lazarus‘: Es geschehe ‚oftmals in solchen Aktionen, daß fast jedermann vom gemeinen Pöbel unsinnig zufällt, einer den andern verhindert und zugleich vornehme Ehrenleute von der Obrigkeit und andern Ständen, auch den Aktor selbst mit seinem Spiel ganz und gar also verunruhiget, daß er mit betrübtem Gemüt ansehen und betrauern muß, daß seiner Herren Hoffnung und Unkosten sowohl als auch all sein angewandter wohlgemeinter Fleiß zu lautem Gespött und einem unnützen Gewäsch und blinden Bauernlärmen wird, dieweil niemand vor dem großen Tumult und Unruhe etwas Eigentliches davon sehen und merken kann noch will. Der größte Haufe gaffet nur danach, ob eine Bank oder ein Tisch zu brechen, ihrer viel jämmerlich über einen Haufen stürzen oder sonst etwas zu beklagen oder zu lachen vorfallen wollte. Es muß auch der Aktor noch dazu unnütze, lästerliche Drohworte annehmen, wo er nicht jedermann seines Gefallens will laufen und lärmen lassen‘ [3]. Jörg Wickram

[1] Gottsched 1, 171—173. ‚Luzifer und Beelzebub reden mitunter sehr viel lateinisch und französisch, ersterer will durch die ganze heidnische Hölle und alle Monstra und Ungeheuer dem Heiland entgegentreten.‘

[2] v. Weilen 158. ** Zu Spandau wurde ‚1571 22 Quart Bernauisch Bier in der Kirche vertrunken, da die Schulgesellen (unter dem Rektor Johannes Buchner) eine Komödiam daselbst agiert‘. J. Bolte 203—204.

[3] Ackermanns und Voiths Dramen, Einleitung 146—147.

ließ im Jahre 1551 in seinem ‚Tobias‘ vor Beginn des Spieles, das unruhige Publikum verhöhnend, einen Teufel auftreten und einen Brief Luzifers verlesen, in welchem die Zuhörer ermahnt wurden:

Keiner under euch schweig still,
Auf dem Platz treibt Unzucht vil;
Mein gehorsamer Bot, wie ihm gebirt,
Euch treulich dazu helfen wird;
Thut allesampt seid ihr tobend tosend,
Und stellent euch, als werd ihr rosend. . .

Johann Schlayß nahm diesen Brief in seine Komödie ‚Joseph‘ (1593) wörtlich auf und fügte noch einen Vorspruch ‚des Narren‘ hinzu, der sich darüber ärgert:

Daß vil Narren sind ohn Kappen,
Ihrer auch vil der jungen Lappen,
Die rauschen, rucken, lachen, schwatzen,
Einander treten, druckten, fatzen,
Die greinen als St. Veits Hund,
Lachen mit den Augen, sehn mit dem Mund [1].

In einem Spiel von Jakob Ayrer sagt Luzifer:

Ich meint zwar nicht, daß in der Höll
Wär ein solch Getös und Geschöll,
Als wie diese Leute anfangen,
Bin schier mit Schrecken hereingangen.
Sollen das wohl zogen Christen sein?
O dem Teufel zu in d' Höll hinein!

Satan droht, er wolle den Lärmern die Mäuler binden, oder Knebel in die Mäuler stecken oder ihnen die Zunge annähen [2].

Dem Teufel fiel überhaupt auf der Bühne eine bedeutende Rolle zu.

[1] Schlayß Bl. A 7—8. Vergl. v. Weilen 144.

[2] Vergl. Prölß 138—140. Bezüglich der Aufführung der Spiele ‚mag‘ dort, sagt Gervinus 3, 103, ‚wo die Schulmeister und Pastoren ernste Stücke dirigierten, das steife Pathos wenigstens den Anstand aufrecht erhalten haben; wo handwerksmäßige Rüpel ihre Kunst auf dem Lande umtrugen‘, verfiel alles in ‚Lächerlichkeit und Gemeinheit‘. ‚Rist hatte (noch im siebzehnten Jahrhundert also) von Leinewebern eine Judith aufführen sehen, wo die Heldin einem lebenden Kalb den Kopf absäbelte, das den Holofernes im Bette darstellte! So sah Harsdörfer den Lazarus vor einem Wirtshause aufführen; der Reiche saß mit seinen Freunden zu Tisch und sagte nichts als: Schenk ein, trink aus, es gilt, ich werde voll; dabei verzehrten sie eine Spansau und Kälberbraten ohne Messer und Gabeln, und Abraham sah im Rock des Pfarrers aus dem Fenster des Wirtshauses heraus!‘

2. Das polemisch-satirische Schauspiel — der Teufel auf der Bühne.

Schon bevor die Behandlung biblischer Stoffe bei den protestantischen Dramaturgen in Aufnahme kam, hatte eine eigentlich konfessionell-polemische Dramatik unter ihnen Platz gegriffen, und diese eroberte sich gar bald den breitesten Boden. Vereinzelt traten auch katholische Streitdramatiker auf und trugen, wenn auch sehr gering an Zahl, mit dazu bei, daß, wie fast die gesamte Literatur, so auch das Drama sich zu einem getreuen Spiegel der damaligen leidenschaftlichen religiösen Kämpfe ausgestaltete.

Als Stimmführer auf dem Gebiete dieser Polemik erhoben sich gleich in den ersten Jahren der religiösen Umwälzung die Schweizer Pamphilus Gengenbach, Bürger und Buchdrucker zu Basel, und Nikolaus Manuel, Maler zu Bern[1].

Ersterer, der schon früher einige Fastnachtsspiele verfaßt hatte, schrieb im Anfange der zwanziger Jahre ein dramatisches Gedicht, ‚Eine jämmerliche Klage über die Totenfresser', das heißt über die Geistlichen, welche die Totenmessen erfunden hätten, um die Leute auszuschinden. Auf einem beigegebenen Holzschnitte, der eine schmausende Gesellschaft darstellt, zerlegt der Papst einen aufgetischten Toten und fordert im Eingange des Gedichtes seine Anhänger zum Prassen und Wohlleben auf:

> Gott hat gnug thon für unser Sünd,
> Als ich in Paulo geschrieben find;
> Darumb so ist der Luther blind,
> Der uns anzeigt bußfertig Leben,
> Dieweil wir nichts verdienen mögn,
> Und Gott all unser Sünd hinnimmt,
> Als Johann Baptist gar wohl bestimmt.

So wird also die lutherische Glaubenslehre, daß ‚wir nichts verdienen mögen', hier als katholische Lehre hingestellt:

> So nun Gott durch sin Marter hat
> Abgleit all unser Missethat,
> Was wollen wir dann wieter frägen?

---

[1] Über Manuel als Schand- und Nuditätenmaler vergl. oben S. 39. 164 Note 3. ** Neue urkundliche Nachrichten über Pamphilus Gengenbach giebt Baechtold, Deutsche Litteratur. Anmerkungen zum Text S. 68 ff.

Gott habe ihm, dem Papste, Macht gegeben, durch Binde- und Lösegewalt ,die einfältigen Christen zu schinden', welche durch die Lehre vom Fegfeuer bewogen würden, daß sie

> Stiften groß Jorzyt und Mässen,
> Domit hand wir von den Todten zfressen,
> Dieweil wir leben hie auf Erden,
> Obschon dem Teufel d' Sel solt werden.

Ein Bischof, ein Weltpriester, ein Bernhardiner, ein Bettelmönch, eine Klosterfrau, eine Pfaffenmagd freuen sich des Gewinstes von den Totenmessen, klagen aber, daß derselbe durch Luthers Lehre verloren gehe; der Teufel habe die Bauern besessen, daß sie nichts mehr vom Fegfeuer hören wollen. ,Das Totenfressen macht uns feist', sagt die Pfaffenmagd, und die Klosterfrau:

> Die Todtenbein schmecken uns wol,
> Dobei wir Tag und Nacht sind vol;

,der Teufel mit der Geige' jubelt auf:

> Das sind mein auserwählten Kind
> Auf Erd hab ich nit besser Fründ,
> Darumb ich ihn mach auf der Gigen,
> Auf daß sie können Kurzweil triben,
> Es sei mit Tanzen, Pfyfen, Singen,
> Und mit mir ad infernum springen.

Während sonst den Klöstern vorgeworfen wurde, daß sie durch ihre Almosen dem Bettel förderlich seien, jammern hier die Bettler: sie könnten sich nicht ernähren, weil von den Mönchen und Pfaffen alles aufgezehrt würde; auch der Bauer klagt über die Mönche und Pfaffen:

> Fressen mir mein Schweiß früh und spot,
> Und wird mir kaum davon das Brot,
> Kan auch so vil kaum überkummen,
> Daß ich es bring Münch, Pfaffen, Nunnen [1].

Ein von Gengenbach früher verfertigtes Fastnachtsspiel: ,Der Nollhart: diß sind die Prophetien sancti Methodii, gespielt im 1517. Jor uf der Herren Fastnacht von etlichen ehrsamen und geschickten Burgeren einer löblichen Stadt Basel', wurde um das Jahr 1545 in Straßburg umgearbeitet, auf den Titel aber als das alte ,von einer jungen Bürgerschaft zu Basel gespielte' bezeichnet. Es strömt über von Leidenschaft gegen den Papst, die geistlichen und die weltlichen Fürsten. Wir werden, äußert sich der Papst, allgemein verschmäht in Deutschland, aber

> Wir wollen rächen solche Schand
> Mit Tränken, Aufhängen und Brennen,
> Größer Marter will ich nit nennen,



[1] Bei Goedeke, Pamphilus Gengenbach 153—159. Vergl. 505, Nr. 9. 619—620.
** Siehe auch Baechtold, Deutsche Litteratur 281 und Anmerkungen S. 73.

Wollen wir noch täglich erdenken
Und euch des sauern Weins einschenken ...
Wir mögen machen, was wir wollen,
Darin ihr uns gehorchen sollen.
Drumb bleib mit der Schrift dahinden,
Ich will sunst dich lassen schinden,
Wie ich mehr Buben hab gethon,
Das ist darnach dein rechter Lohn [1].

Der erste, der das ‚Papsttum' zum Fastnachtsschimpf ausnutzte, war Niklaus Manuel in zwei im Jahre 1522 zu Bern gespielten Stücken, ‚darin die Wahrheit in Schimpfs Wyß vom Papst und seiner Priesterschaft gemeldet' und ‚der große Unterscheid zwischen dem Papst und Christum Jesum unserm Seligmacher angezeigt' werden sollte.

Es war in demselben Jahre, in welchem der Dichter sich als Feldschreiber den eidgenössischen Söldnern anschloß, die dem französischen Könige Franz I. das deutsche Reichslehen Mailand zurückerobern wollten. Novara wurde von den Schweizern mit Sturm genommen, ‚Kirchen und Klöster wurden geplündert, die Greuel der Eidgenossen schrieen um Rache', und Niklaus Manuel gehörte zu denjenigen, nach welchen, auf die eingelaufenen Klagen, ‚eine fromme Stadt Bern sunderliche Nachforschung tät, um die Kelchdieb und Frevler zu strafen' [2].

Ein ‚reformatorischer Beruf' Manuels läßt sich hieraus nicht erkennen.

Das erste seiner beiden Stücke versetzt die Zuschauer nach Rom, wo der Papst Entchristelo mit seinem Hofgesinde ‚in großer Gepracht dasaß', als gerade eine Leiche aus einem Hause getragen wurde. Pfaffen und ihre Dirnen freuen sich über die Beute:

Der Tod ist mir ein gutes Wild,

sagt der Papst,

Und strafend und plagend wir alle Welt
Umb alle Nahrung, Gut, Gold und Gelt.

Der Kardinal Anselm von Hochmut lechzet nach Krieg und Blut,

Des hab ich mächtig wol genossen,
Daß ich so gern sach Christenblut,
Darumb trag ich einen rothen Hut . .

[1] Goedeke, Pamphilus Gengenbach 462—502. Das ursprüngliche Spiel vom Jahre 1517 S. 77—116. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts (Halle 1886), schreibt S. 169: ‚Der Endechrist (Antichrist) erscheint schon in diesem Stück; es ist der Papst, dessen Herrschaft bald zu Ende gehen wird.' Das ist irrig. Vom Antichrist ist in diesem Stück nur in ähnlicher Weise die Rede, wie in dem alten, in Tegernsee verfaßten Spiel ‚Vom Aufgang und Untergang des Antichristes'; vergl. unsere Angaben Bd. 1, 286—288.

[2] Baechtold, N. Manuel XXVIII.

Der Bischof Chrysostomus Wolfsmagen setzt auseinander, wie er seine Herde schinde und kein Hirt, sondern ‚zu gutem Teutsch ein Hurenwirt' sei. Der Dekan Schindbenpuren schreit:

> Was gat's mich an, was Christus seit,
> So es mir nit ein Haller treit?
> Was bedarf ich der Bibel und Profeten?
> Hät ich ein Buch von Elslin und Greten!

Ein junger Mönch jammert darüber, daß ihn der Teufel in eine Kutte gesteckt habe und er nun sein lebelang übel gemartert werde; dagegen rühmt sich eine Beghine, daß sie das Kuppeln meisterlich gelernt habe und sich damit seit langer Zeit ernähre. Bauern klagen über den Betrug des Ablaßwesens, und ein Edelmann ist so empört über die Geistlichen, daß er ausruft:

> Ja ir sind des Tüfels Möstschwin
> Und wend doch heißen gnädig Fürsten!
> Wir müssend üch einmal recht bürsten! . . .
> Daß üch der Donder in Gitsack schend
> Mit der besalbten beschornen Sect . . .

Ein Ritter von Rhodus, welcher den Papst um Hilfe gegen die Türken anfleht, wird schnöde abgewiesen; denn ein Krieg gegen die Türken, sagt der Papst, gebe ‚kein Speck in die Rüben'; nicht gegen sie, sondern gegen die Christen wolle er mit seinem ‚Gesellen' Kaiser Karl V. kriegen und Blut vergießen.

Als Franzosenfreund und Söldling des französischen Königs richtete der Dichter auch gegen den Kaiser seine Angriffe. Dieser trage, läßt er den Ritter aussagen, neben dem Papste Schuld an dem von den Türken vergossenen Blute. Er verflucht die Bluthunde:

> Dine roten Hüt und bschorne Rott
> Hand blutig und Roubwölfen Zän!
> Ir hettind gut Würstmacher gen,
> So ir so gern in Blut umgand,
> Ein Lust die Lüt zu metzgen hand! . .
> Ja du und alle dine Fründ:
> Daß üch das hell'sch Für anzünd!

Dann tritt ein Prädikant auf und erklärt, der Papst sei nicht würdig, der allermindeste Sauhirt zu sein. Auf seine Frage an die anwesenden ‚frommen Landleute', ob ihnen von der päpstlichen ‚Schinderei' nichts bekannt sei, erteilen die Bauern Antwort in entsprechendem Tone:

> Nachpur, Gott geb dem Bapst den Rangen[1] . . .

Der Papst wirbt Scharen zu neuem Blutvergießen an, während Petrus und Paulus aus dem Hintergrunde hervortreten und entsetzt über dessen

[1] Eine Krankheit der Schweine.

Frevelthaten die Strafgerichte Gottes herabrufen. Der Papst aber ist nur mit neuem Krieg und neuem Ablaß beschäftigt:

> Was habend wir zu Rodis zu schaffen?
> Gott geb, wie inen der Türk sträl oder nieffe,
> Wie er die Christen brate oder spieße,
> Dieweil wir anders zu schaffen hand,
> Damit wir eroberind noch me Land.

Schließlich kündigt der Prädikant das Herannahen des Tages der Wahrheit an[1].

In dem zweiten Stück erscheint auf der einen Seite Christus, auf einer Eselin reitend, mit der Dornenkrone auf dem Haupte, hinter ihm in langem Zuge Blinde, Lahme, Gichtbrüchige und Arme; auf der andern Seite reitet der Papst ,im Harnisch und mit großem Kriegß-Züg zu Roß und Fuß, mit großen Panern und Fenlinen, Trumeten, . . . Kartonen, Schlangen, Huren und Buben'. . . . Zwei Bauern, Claiwe Pflug und Rüde Vogelnest, unterreden sich über den Gegensatz und lassen sich verlauten:

> Boß verben, angstiger, schwiniger Wunden,
> Wie hend uns die Pfaffen geschaben und geschunden . . .
> Boß verben, katigen, treckigen Schweiß,
> Wie sind die Keiben[2] so glat und feiß,
> Wie hend wir die Schelmen müssen mesten . . .

Der Teufel müsse es den Pfaffen gesegnen und ihnen den Hals brechen.

Die Bauern kommen auch auf den Ablaß zu sprechen, wobei der eine in seinem Glauben an Christus versichert:

> So ich denn Ablaß in Jesu Christo wol mag han,
> Ich schiß in Ablaß und wüste den A . . . . an Ban,
> Der allein um Geld wird erdacht,
> Von Rom auf einer Hundshut bracht.
> Wenn sie mich nun me beschiffen,
> So sönd[3] sie mir's ouch verwissen[4].
> Des hab ich mich ganz eigenlich verwegen,
> Und sölt es mich kosten mein schwizer Degen.

Mit solchen Äußerungen schließt dieses als ,treuherzig' gepriesene Spiel[5].

---

[1] Bei Baechtold, N. Manuel 31—102. [2] Luder.

[3] sollen. [4] abwischen.

[5] Bei Baechtold 103—111. Tittmann, Schauspiele 1, 9—18. ,Wie herzlich und kräftig zugleich reden diese Bauern!' sagt Baechtold CXXXVIII. Auch Tittmann 8 findet ,den poetischen Wert des Stückes in dem lebendigen für das Volk berechneten Vortrag und in der volksmäßigen Behandlung der Sprache, die, wenn auch nicht frei von Härte und Ungelenkigkeit, doch zum Herzen des Volkes redet'. Für Holstein 173 sind beide Spiele ,lebendig, äußerst witzig und beißend'.

In einem dritten Stück vom Jahre 1525, ‚Der Ablaßkrämer‘, blieb es nicht mehr bei allerlei rohen und unflätigen Äußerungen, sondern die hier auftretenden Bauernweiber mußten nach der Vorschrift des Dichters den ‚Richardus Hinterlist‘ mit Gewalt angreifen. ‚Sie namend ihn gemeinlich und schlugend ihn zu der Erden mit Kellen, Kunklen, Schitren, und ein alt bös Wib lüff darzu mit einer rostigen alten Hallenbarten, und bundend ihm Händ und Füß, zugend ihn an einem Seil hoch uf in aller Wis, Form und Gestalt, wie man ein Mörder streckt‘: und da mußte er denn alle möglichen Schändlichkeiten ‚bekennen‘, welche Manuel ihm zuschrieb.

Seine Peiniger vernehmen aus seinem Munde ‚den Spruch‘:

> Der Tüfel het mich unter die Wiber tragen,
> Sie hend mich gerouft, gstoffen, treten, geschlagen,
> Gestreckt, ich möchte zerbrochen sin.
> Ist in der Hellen sölich Pin.
> Sind die Tüfel als bös, als diese Wiber gegen mir,
> So ist es Pin und Grusem gnug, das bedunkt mich schier [1].

Während des in demselben Jahre beginnenden Bauernkriegs spielten sich Szenen, wie sie der Dichter für die Bühne verlangte, wirklich im Leben ab.

Im nächsten Jahre ließ Manuel in 1940 Versen unter dem Titel ‚Barbali‘ ein ‚kurzweilig Gespräch‘ folgen, worin ein elfjähriges Mädchen, welches in ein Kloster eintreten soll, unter Berufung auf allerlei Bibelstellen, gegen ihre eigene Mutter und mehrere geistliche Personen ihren Abscheu wider das Klosterleben auseinandersetzt [2]. Die in diesem ‚Gespräch‘ mehreren Geistlichen in den Mund gelegten Reden gehören an Gemeinheit und Unfläterei zu dem Ärgsten, was das Jahrhundert in dieser Art aufzuweisen hat [3]. Das elfjährige Mädchen erklärt, es habe ‚kein Nunnenfleisch‘, und denkt an seine künftigen Mutterfreuden:

> Ein schlechter Rock, dick und grob
> Und ein linin Schürzlin drob,
> Das muß min Kutten und Schapper sin,
> Das hört mir zu und ziert mich fin.

[1] Bei Baechtold 112—132. Auch dieses Spiel erntet den reichen Beifall des Herausgebers. ‚Es ist‘, sagt er CLVI, ‚mit einer Keckheit, mit einem lachenden Humor und mit einer lebensvollen Natürlichkeit hingeworfen, daß wir uns hier wie bei dem kleinen Fastnachtsspiele unter den vorzüglichsten Erzeugnissen der Reformations-Satire umsonst nach einem Gegenstück umsehen.‘

[2] Bei Baechtold 133—202. Die elfjährige Barbali erscheint dem Herausgeber CLVIII ‚allerdings als eine unkindliche Rabulistin‘, aber ‚abgesehen hiervon ist manches trefflich‘. ‚Wie stramm steht das kleine Ding den Hochgelahrten gegenüber, wie schlagfertig jede Antwort, als käme es eben von der Disputation mit Eck und Faber aus Baden; wie zutreffend ist das klösterliche Leben, wie trostlos wahr ein armer Ehestand, wie ergötzlich der Ärger der geistlichen Rotte geschildert!‘

[3] Vergl. zum Beispiel, was der Pfarrer ‚Stulgang‘ sagt S. 156. 166. 178.

Zu der Mette sing ich ‚Drute Ninne‘,
Ist's Gots Will, das ich Kind gewinne,
Und so si am Morgen nit wellend schwigen,
Sing ich: ‚Hensli uf der Schiterbigen‘ [1].

Barbali bekehrt mit ihren Lehren einen Geistlichen, und die Mutter ruft ‚Wunder‘,

Daß die großen glerten Gsellen
Sich so frömbd und seltsam darob stellen,
Und aber du, Kind, so viel drumb weist,
Es wirkt durch dich der heilig Geist.

Noch im Mai 1526 hatte der Berner Rat den katholischen Kantonen zugesagt, bei dem alten Glauben zu verharren, aber bereits im folgenden Jahre gewannen die Religionsneuerer in beiden Ratskollegien die Oberhand, und im Februar 1528 erschien ein Befehl des Rates über die ‚Gemeine Reformation und Verbesserung‘. Es folgte ein wütender Bildersturm, bei welchem die herrlichsten Kunstschätze des Mittelalters zerstört und geraubt wurden. Die unbedingte Annahme der Lehre Zwinglis wurde männiglich auf das strengste befohlen: jeder Priester, der nach erster Bestrafung noch eine heilige Messe las, wurde für vogelfrei erklärt [2].

Manuel hatte an der Einführung des Zwinglianismus hervorragenden Anteil genommen und schrieb jetzt einen Spottdialog: ‚Krankheit und Testament der Messe‘, der seine früheren Leistungen noch weit überbot. Der Papst empfängt von einem Kardinal die Nachricht, daß die Messe als eine Gotteslästerung und die größte Abgötterei in Anklagezustand versetzt und infolgedessen krank geworden sei. Vergebens habe man versucht, die Sterbende mit starkem römischem Geschrei und mit kräftiger Stimme der Väter und der Konzilien wieder ins Leben zu rufen. Die Messe röchelt. Ihre Füße werden kalt. Das Fegfeuer, an welchem man sie erwärmen will, ist von den Bauern mit Weihwasser ausgelöscht worden, ‚und etliche sind so frefel gesin, daß sie in Kessel gesch . . . . . hand‘; man will sie zu einem Bilde unserer lieben Frau bringen, aber die Bauern haben die Kapelle, Haus und Hof zerstört; die heilige Ölung kann sie nicht empfangen; denn der Küster hat mit dem heiligen Öle seine Schuhe ‚gesalbt‘! [3]

---

[1] Baechtold S. 137. 171.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 97 ff.

[3] Bei Baechtold 216—236. Schon Gervinus 2, 404 fand in diesem Spiel Manuels ‚satirischen Geist‘ ‚am sinnreichsten‘. Grüneisen 221 belobt darin ‚nicht bloß die reiche dichterische Gabe des Humors, sondern auch das feine künstlerische Talent des Geschmackes‘, was alles ‚nur ein ausgezeichneter Geist in glücklichster Stunde so hervorbringen konnte‘. ** Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgesch. 293, loben die ‚köstliche Laune‘ dieses Prosagesprächs. Baechtold sagt CLXXV: ‚Ich stehe nicht an, Manuels Krankheit

Auch dieses Pasquill fand den größten Beifall. Als Maler überkam den Dichter, wie es scheint, eine gewisse Wehmut über die vandalische Verwüstung des Münsters zu Bern, an dessen Bau und Ausschmückung er einst mitgewirkt hatte. Er schrieb eine ‚Klagred der armen Götzen‘, worin diese sich in ihr Geschick ergeben, aber doch der Meinung sind, sie seien nicht so schlimm als viele andere Götzen, welchen man im Leben huldige. Hier schildert nun der Dichter die zunehmende Entsittlichung des Volkes mit lebendigen Farben. ‚Die Götzen, d. h. die Heiligenbilder, sprechen: Sie hätten doch noch niemanden zu Tod geschlagen oder das Ihrige

Unnütz verbrasset im Wirtshus,
Da man so vol wirt überus,
Es hat ouch keinr den andern truncken
Das es syg undern Tisch gesuncken,
Kein Bubenläben hond wir gfürt,
Ouch hat uns nie das Hertz berürt
Eebruch und ouch ander Hury,
Des wüssend wir uns warlich fry,
Und yetz so wil uns mancher fressen,
Der doch sin so gar hat vergessen,
Das er in allem sinem Läben
Nie kein Ding umb Gott hat gäben,
Und wil an uns zu Ritter werden,
Und ist doch er mit allen Berden,
Mit allen Wercken und aller Kunst
Ein grösser Götz dann zehen sunst . . .

Man solle gegen andere Götzen zu Felde ziehen:

Der Götzen sind so vil on Zal
Schier alle Menschen überall,
Vil Gittigkeit und Hurery,
Groß Schand und Laster, Bübery,
Fressen, Sufen und Gottslesterung
Trybend jetzund alt und jung,
Vergiessend das unschuldig Blut,
Man thut so frech umb zitlich Gut,
Eebruch ist jetzund so gemein,
Niemants sins Wybs geläbt allein,
Schinden und schaben yederman . . .
Da ist die Welt so mechtig gschwind,
Das sy nit anderst weist vom Glouben,
Dann es söll syn den Nächsten rouben.

---

der Messe für die großartigste und durchschlagendste Satire der Reformationszeit zu halten.‘ Auch nach Schaffroth 38 ist sie ‚die glänzendste Satire der ganzen Reformationszeit‘, Manuels ‚dichterisches Meisterwerk‘.

Die Jugent ist so gar unzogen,
Und was sy redt, das ist erlogen,
Ueppigkeit ist's was sy thut,
Vatter und Muter honds für gut...
Das Hurenläben gadt empor
Ja in der Statt und z'nächst davor...
Man nempt ouch jetz gar vil Junkfrowen,
Ja, wenn man's bi dem Licht tut schowen,
So sind es Huren überall
Und ist derselben darzu kein Zal...[1]

Wie außerordentlich beliebt Manuels Schauspiele waren, zeigen die zahlreichen Auflagen und Ausgaben derselben. Von seinen ersten Fastnachtsspielen lassen sich noch elf; von dem ‚Barbali' acht Auflagen nachweisen, von der ‚Krankheit und Testament der Messe' sechzehn Auflagen und Bearbeitungen[2].

Ein Nachahmer Manuels war der Berner Ratsherr Hans von Rüte, der am 19. März 1531 ‚durch die jungen Bürger' ein Fastnachtsspiel aufführen ließ von ‚Ursprung, Haltung und Ende beider, heidnischer und päpstlicher Abgöttereien'[3]. Der eigentliche Zweck des Stückes besteht in der Erregung des Hasses gegen die katholische Geistlichkeit, welche vertrieben werden sollte:

Ihr verfluchten Pfaffen, ihr nütsollenden Läcker,
Ihr Tüfelsüchtigen, lasterlichen Dellerschläcker,
Ihr Lüt Trieger, Gots Verkäufer, ihr fulen Kunden,
Mich lust, ich schlüg üch Koufmans Wunden,
Ich wond, ich hätt üch all verrtyben,
Der Tüfel hat üch umbher trtyben;...
Vast uß ihr Buben mit üwerm Gyt,
Machent üch hinnen ferr und wyt,
Ihr gotteslästerlichen fulen Khot Büch,
Myn Zorn der gat sunst über üch[4].

Der Papst ‚hat Gott seiner Ehre beraubt',

Indem das er sich an syn Stat hat gesetzt,
Drum soll er werden ein läbendiger Tüfel gschetzt,
Er ist auch nit besser dann Lucifer was,
Do er sich näben Gott ze setzen vermaß[5].

---

[1] Bei Baechtold 237—254; vergl. Grüneisen 441 fll.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 338—341. Über den Charakter seiner Schriften war sich Manuel selbst vollständig klar. In einem Briefe an Zwingli vom 12. August 1529 nennt er sie ‚etliche Schimpfschriften in Rimen verfaßt'. Er hatte Zwingli einige derselben: ‚ein Gougler vom Ablaß sprechend', ‚ein Ablaßkrämer', und andere, ‚zu besehen gegeben' und wünschte sie zurück, um sie in Baden ‚gutwilliger christenlicher Gesellschaft etlicher von St. Gallen' mitzuteilen. Baechtold LI, Note 2.

[3] Basel 1532. Vergl. Goedeke 2, 344, Nr. 52. Das Schmähspiel enthält nicht, wie Crecelius in Birlingers Alemannia 3, 53 meint, ‚eine interessante Zusammenstellung über die Wirksamkeit der Heiligen', sondern eine pöbelhafte Verspottung der Heiligenverehrung. [4] Bl. L 4. M. [5] Bl. L 1^b.

Insbesondere sei durch den Heiligendienst alle Schande und Teufelstücke eingeführt worden. Die Verehrung der hl. Maria wird vom Verfasser mit der Anbetung der Göttinnen Juno und Venus, die der hl. Katharina mit der Anbetung der Minerva verglichen. Durch Heiligendienst haben sich ‚die Päpstler aller Laster vermessen',

> Götter Eer und Heiligendienst lehrten liegen und triegen,
> Ja Glouben versächen und den Eid biegen,
> Zu Ueberzüchung der Nächsten ouch Blut zu vergießen
> Hat Abgötter Eerung ouch mögen erschießen.
> Ist es nit groß Sünd und Schand,
> Daß sie Gött und Heilgen angrufft hand,
> Zu buhlen, alle Ueppigkeit und Hury ze trieben...[1]

Dazu sei vornehmlich die Verehrung der hl. Afra bestimmt[2]. Anders hatte noch Pamphilus Gengenbach über die Heiligenverehrung gesprochen. Die Christen, sagte er, sollen ‚allzeit Maria in Ehren haben',

> Sie wird bitten für uns ihr Kind,
> Daß er verzeih all unsere Sünd,
> Vertrib von uns all unser Find,
> Am letzten End wird er von uns nit wichen,
> Allein ist sie der Trost wol hie uff Erden,
> Dem Sünder kann sie gar wohl Gnad erwerben...
> Hab ich Pamphilus wohl betracht,
> Hab ihr das Lied zu Ehren gemacht[3].

Während die Schweizer in ihren dramatischen ‚Schimpfschriften' offen sagten, was sie wollten, nahm der ehemalige Mönch Burchard Waldis zu Riga das ‚Evangelium', das heißt eine Parabel desselben, zum Deckmantel seiner Polemik. Im Jahre 1527 wurde zu Riga sein in niederdeutscher Mundart abgefaßtes Fastnachtsspiel ‚Der verlorene Sohn' aufgeführt[4]. Das-

---

[1] Bl. M 2—3.

[2] Vergl. die schmählichen Reime Bl. H 3b.

[3] Goedeke, Pamphilus Gengenbach 53.

[4] Neudruck von G. Milchsack. Halle 1882. Dieses Fastnachtsspiel verdient nähere Berücksichtigung, weil es bei fast sämtlichen Litterarhistorikern in höchstem Ansehen steht. Goedeke spendete demselben zuerst in seiner Schrift über Waldis 22 fll. das reichste Lob. In seinem Grundriß 2, 449 sagt er: ‚Waldis begann seine litterarische Thätigkeit mit der Dramatisierung der biblischen Parabel vom verlorenen Sohn, die nicht nur sein bedeutendstes Werk ist, sondern eines der bedeutendsten der ganzen dramatischen Litteratur Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert. Von des Dichters persönlichem Entwicklungsgang aus betrachtet, führt das Spiel lebendig und tief in den Eifer, mit dem er das Reformationswerk in Riga förderte; es offenbart eine Tiefe der Auffassung, die kein anderes Spiel über denselben Stoff gezeigt hat. Von lokalem Standpunkte aus öffnet es einen ungeahnten Blick in eine ungeahnte Welt.

Revin' May 11.

selbe verdreht die katholische Lehre von der Verdienstlichkeit der im Glauben gewirkten Werke zur Erlangung der Seligkeit in gewohnter Weise als heuchlerische und verdammliche Werkheiligkeit und stellt die lutherische Lehre vom Alleinglauben als die alleinseligmachende hin. Im Eingange des Stückes sagt der ‚Actor', der Leiter desselben, Christus habe uns erlöst ‚aus rechter Gnade und eitel Gunst, ohne all unser zuthuend Werk und Kunst'. Darüber erzürnt habe der Teufel den Papst, ‚den Antichrist', geschickt, welcher mit großen Worten hervorgebrochen sei: ‚Eines solchen Glaubens sei nicht Not', er wisse einen besseren Weg, man müsse sich der Werke ‚preisen' und durch sie den Himmel stürmen. Gott ‚zum Laster und zum Spott' sei der Papst mit Kardinälen und römischen Dieben und Ablaßbriefen nach Deutschland gekommen,

Hat uns von dir, o Gott, getrennt,
Mit seiner Sophisterei verblendt,
Hat uns in Schande und Laster gebracht,
Unsere Weiber und Kinder zu Huren gemacht,
Hat uns gebracht von Gut und Ehr
Und an der Seel verwundet sehr,
Hat uns mit seinem Bann gezwungen
Und mit Macht in die Hölle gedrungen,
Hat uns gebracht zum Tode vom Leben,
Mit Leib und Seel dem Teufel gegeben.

Aber nachdem Gott jetzt sein Wort erweckt habe, sei das Reich des Papstes, des Antichristes, zerstört worden, die große Stadt sei gefallen, in der die rote Hure gesessen,

---

Was mußte damals an Bildung, sittlicher und geistiger im allgemeinen, in Riga leben, wenn man bei den Darstellern und Zuschauern ein nur halbwegs genügendes Verständnis dieses bis zur Gottheit emporsteigenden Mysteriums voraussetzen will! Es hatte keinen Vorgänger, es hatte keinen ebenbürtigen Nachfolger mit demselben Gegenstande gehabt.' Nach Holstein 150. 153 steht das Stück ‚an der Spitze des deutschen Dramas des sechzehnten Jahrhunderts nicht nur der Zeit nach, sondern auch dem innern Werte nach'; es sei ‚ausgezeichnet durch großartige Auffassung eines gewaltigen Stoffes'. Auch Milchsack äußert sich S. VI: ‚Das Spiel zeigt sich nach den verschiedensten Seiten als ein Werk von hervorragendster Bedeutung.' ** G. Buchenau, Burcard Waldis 15, preist den ‚Verlorenen Sohn' als ein ‚herrliches Fastnachtsspiel'; der Verfasser lasse in demselben ‚in großartigster Weise die beiden Kirchen einander selbst gegenübertreten: die alte mit ihrer äußeren Gerechtigkeit durch die Werke des Gesetzes, personifiziert in dem bei dem Vater zurückgebliebenen Sohne, die neue mit der eben wieder gewonnenen Rechtfertigung durch den Glauben in dem verlorenen Sohne'. Buchenau verweist dann auf die ‚beiden trefflichen Besprechungen' des Stückes bei Mittler und Goedeke und fügt hinzu: ‚Es ist das bedeutendste Werk unseres Dichters.' Ähnlich sagt Spengler, Der verlorene Sohn 5: ‚Unstreitig gehört Waldis' Erstlingswerk zu den großartigsten Produkten der Reformationspolemik.'

Mit ihrem Kelch der Greulichkeit
Hat sie gestiftet Mord und Leid
Mit ihrer ganzen beschornen Rott,
Ließ sich anbeten, als wer sie Gott [1].

Der ganze Aufbau und die innere Gliederung des Stückes verraten wenig Kunstsinn. Zuerst hält der Aktor seine besagte polemische ‚Vorrede' in hundertsechsundneunzig Versen, dann wird die evangelische Parabel aus der Heiligen Schrift verlesen; darauf tritt wiederum der Aktor auf und deklamiert zweiundzwanzig Verse: man halte kein weltliches Fastnachtsspiel wie zu Rom, und der Hörer möge es nicht zum Argen kehren, daß der Stil nicht mit Terenz und Plautus stimme; denn man verkünde keine Fabel, sondern die rechte Wahrheit. Nachdem dann der Lobgesang ‚Nun bitten wir den Heiligen Geist' gesungen, beginnt der erste Akt mit dem Auftreten des ‚verlorenen Sohnes'. In platter Weise wendet sich dieser an das Publikum und an seinen älteren Bruder und teilt demselben mit, daß er Lust habe, sich aus dem Vaterhause zu entfernen. Der Vater kommt, und nun verlangt der Sohn von ihm sein Erbe. Vergebens warnt der Vater den Verblendeten, nicht gerade in höherem Stile:

Der Esel hat sich satt gefressen
Und thut sich großer Ding vermessen,
Dann geht er tanzen auf das Eis
Und bricht ein Bein, so wird er weis.

Schon der heidnische Dichter Horatius habe sich über ungehorsame junge Gesellen beklagt. Da aber der Sohn auf seinem Vorhaben besteht, befiehlt der Vater dem Knechte, den Geldkasten aufzuschließen, worin sich allerlei Geldsorten und 500 000 rheinische Gulden befinden. Die Hälfte davon wird dem Sohne ausgezahlt, und der Vater entläßt ihn mit den Worten: ‚Dar machst du dich mit frölich machen.' Der Sohn dankt und entfernt sich. Das ist die erste Szene.

Die zweite spielt im Hurenhaus: die Personen sind ‚der Hurenwirt', ‚der Spitzbube', ‚der verlorene Sohn' und ‚die Huren Elße und Grethe'. Der Spitzbube findet den Wirt sehr niedergeschlagen wegen der schlechten Zeiten, welche Luther herbeigeführt habe durch seine Lehre von der Ehe und sein Verbot der Unkeuschheit. Der Spitzbube tröstet ihn und bringt den ‚verlorenen Sohn' in die Wirtschaft. Es entspinnt sich nun eine dem Schauplatz entsprechende Unterhaltung, in der die beiden Dirnen in der Sprache ihres Ge-

[1] Holstein 150—151 schwächt die Ansprache des ‚Aktors' dahin ab: ‚Der Teufel sandte den Antichrist, der einen besseren Weg zu zeigen versprach; er veranlaßte den Papst mit seinen Rotten zur Verbreitung der Lehre, daß die Werke zur Seligkeit helfen könnten. Damit wurde viel Unheil erzeugt. Aber Gott weckte sein Wort auf, das lange Zeit bedeckt lag.'

werbes sich dem verlorenen Sohne zur uneingeschränkten Verfügung stellen. Von Vers 703—750 wird das Schlemmerlied gesungen: ‚Wo soll ich mich ernähren, ich armes Brüderlein‘:

Hätt ich das Kaiserthum,
Darzu den Zoll am Rhein,
Und wär Venedig mein,
So wär es doch verloren,
Es müßt verschlemmet sein.
Drei Würfel und ein Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübsche Fräulein zarte,
Auf jeglicher Seite drei,
Ruck her du schönes Weib...

Nachdem der verlorene Sohn einen Teil seines Geldes an Else gegeben, verliert er den übrigen im Kartenspiel, wird vom Wirt erst bis auf Wams und Hosen gepfändet, dann mit Hilfe des Spitzbuben auf der Bühne bis aufs Hemd ausgezogen, und wendet sich in dieser kläglichen Lage:

Nun stehe ich vor den Leuten nackt...

an die beiden Dirnen:

Seht doch, Elße, wie ist mir geschehen!
Beweist mir doch Barmherzigkeit,
Und gebet mir ein altes Kleid,

aber von beiden wie vom Wirte wird er mit wüstem Geschimpfe abgewiesen und ‚in Teufels Namen‘ fortgejagt.

Der Vorgang im Bordell füllt über fünfhundert Verse, beinahe den vierten Teil des gesamten Stückes. Wie die auftretenden Personen nichts als die gemeinsten Typen der Gemeinheit, so sind auch die Szenen ohne irgend eine innere psychologische Entwicklung aneinander gereiht. Ohne jeglichen innern Kampf ergiebt sich der Jüngling sofort, während die Dirnen es nüchtern sagen, daß es ihnen nur um Geld zu thun ist, und deshalb sich von dem Betrogenen spottend abwenden, sobald er ausgesogen worden [1].

[1] Holstein 152 sagt seinen Lesern von den Bordellszenen nur: ‚Nachdem der verlorene Sohn sein Geld verpraßt hat, fängt er an sein wüstes Leben zu bereuen‘; dagegen führt er vierzehn Verse an aus dem Munde ‚des Wirtes‘ (im Texte steht ‚Hurenwirt‘), der sich über Luther beklagt, weil dieser ‚die Unkeuschheit verbiete und verdamme‘. ** Wie Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgesch. 294, behaupten können, das Stück des Waldis sei ‚in ernstem Tone‘ gehalten, ist schwer begreiflich. — In der Vorrede sagt Waldis, daß er mit seinem Stück ‚die Abgötterei des Fastelabends‘, die ‚von den Heiden angefangen und durch die Larventräger zu Rom jährlich celebriert werde‘, in einen ‚geistlichen Fastelabend verwandeln‘ wolle. Holstein hat offenbar die Bordellszenen für diesen ‚geistlichen‘ Fastelabend nicht als geeignet erachtet und hat sie deshalb verschwiegen. Ungleich würdiger als Waldis behandelte Hans Ackermann, Bürger zu

Nicht weniger oberflächlich und niedrig realistisch ist das weitere Elend des verlorenen Sohnes behandelt. Er wendet sich an einen ‚Bürger‘, aber dieser weist den ‚nackten Buben‘, der ‚keine Hosen und Schuhe‘ hat, ab; darauf an einen ‚Meyer‘, der aber spricht:

Ich will dir hier den Balg nicht speisen,
Du machst dich an ein andern preisen.

Nun stockt der Dialog, und der ‚Aktor‘ wendet in zweihundertfünfundzwanzig Reimen, unter Berufung auf viele Bibelstellen und unter Ausfällen gegen das Papsttum, den ersten Teil der Parabel auf den Gegensatz zwischen Glauben und Werken an. Dann wird ein Psalm gesungen, und der ‚ander Aktus‘ beginnt.

Derselbe hat eigentlich nur zwei Szenen: die Aufnahme des reuigen Sohnes von seiten des Vaters und die Klage des neidischen älteren Bruders. Nach einem Dialoge von zweihundertdreiundsechzig Versen erscheint wieder der Aktor und legt in einer Predigt von zweihunderteinundsiebzig Versen den zweiten Teil der Parabel im Sinne der Lehre vom Alleinglauben aus.

Diese Predigt hat einen so durchschlagenden Erfolg, daß ohne jedwede szenische Begründung ‚der Hurenwirt‘ erscheint und sich zur Bekehrung meldet, und nach einer neuen Predigt des ‚Aktors‘ sich für bekehrt erklärt, aber ohne an Rückgabe des gestohlenen Geldes zu denken. Darauf wird fünfstimmig der 129. Psalm gesungen, und das Stück könnte nun schließen. Aber der polemische Geist des Dichters ist noch nicht befriedigt. Es erscheint der ältere Sohn als Einsiedler mit einem Kruzifixstabe ‚in der vorderen Hand‘ und in der andern ein langes Paternoster, den Saum des Kleides mit Denkzetteln überdeckt; er streckt die Arme aus und hält mit lauter Stimme die Rede des selbstgerechten Pharisäers, unter platter Anspielung auf den katholischen Ordensstand. Ihm gegenüber spielt der bekehrte Hurenwirt die

Zwickau, in seinem Spiel ‚Vom verlorenen Sohn‘ (1536 und 1540) den biblischen Stoff, ohne Einmischung von Polemik und ohne das Schamgefühl der Zuhörer zu verletzen. Ackermanns Dramen 6—139; sehr schön ist der ‚Beschluß‘ 135—139. So weit wie Waldis gingen nicht einmal die ‚Englischen Komödianten‘ in ihrem Stück ‚Von dem verlorenen Sohn‘, über welches Goedeke, Grundriß 2, 544, Nr. 1, sagt, ‚der biblische Stoff‘ sei darin ‚ins Rohe und Gemeine gezogen‘. In diesem Stück wird der verlorene Sohn auch seiner Kleider beraubt, aber der Wirt wirft ihm doch noch ‚alte Hosen und Wamms‘ zu, um sich zu bekleiden (vergl. Tittmann, Die Schauspiele der englischen Komödianten 66). Auch der Schluß des Stückes ist würdiger als der bei Waldis. ‚Mit zerknirschtem und zermalmtem, bußfertigem, gläubigem Herzen‘ bekehrt sich der verlorene Sohn, und der ältere Bruder wird versöhnt: ‚Herzlieber Vater, Ihr habt mich nun erst recht berichtet; ich bin von Herzen fröhlich, daß sich mein Bruder bekehret hat, damit er mit uns ererbe das Reich Gottes. Ich gehe nun mit hinein und wollen darüber fröhlich sein.‘ Tittmann 70—73.

Rolle des Zöllners, der sich vor Gott ‚nicht rühmen kann als dieser heilige fromme Mann‘. Der Aktor vergleicht dann in einer Schlußrede von achtunddreißig Versen den Einsiedler mit dem Wirt:

Dieser Heuchler ein gottloser Bube bleibt,
Dieweil er solch Spiel vor Gott treibt;
Der ander geht fröhlich zum Tempel aus,
Von allen Sünden frei in sein Haus [1].

Zehn Jahre später, im Jahre 1537, veröffentlichte der auch als Dramatiker entschieden begabte Luzerner Gerichtsschreiber Hans Salat seine ‚Parabel oder Gleichnus von dem verlorenen Sohn‘, um den Zeitgenossen einen Spiegel der herrschenden Sittenlosigkeit vorzuhalten [2]. Der im Spiel auftretende Teufel ‚Temptator‘ freut sich, daß

---

[1] Ludwig Geiger urteilt in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1882, Nr. 204 über das von andern Litterarhistorikern (vergl. oben S. 314, Note 4) so gepriesene Stück unbefangen und richtig: ‚Die Übertragung der Parabel auf die religiösen Kämpfe der damaligen Zeit ist gänzlich verfehlt. Was konnte den Katholiken erwünschter sein, als ein derartiges Selbstbekenntnis der Protestanten zu hören, daß sie aus dem väterlichen Haus unter Mitnahme ihrer Schätze entwichen seien, in liederlicher Gesellschaft sich herumgetrieben hätten, nur um ihres Bauches willen zum Vater zurückgekehrt seien. Und dann, wo ist hier dramatische Schilderung, Charakteristik der Personen, Vertiefung des Gegenstandes? Die Leute kommen und gehen, wie der Dichter will, ohne jede Andeutung wechselt die väterliche Wohnung mit der Straße, dem Wirtshaus, dem freien Platz, dem väterlichen Feld. Die Charaktere sind ohne jede Individualität: ... nimmt aber der Dichter einen Anlauf zu einer Charakteristik, indem er den Wirt aus einem Niedrigdenkenden und Gemeinhandelnden zu einem auf die Gnade Gottes Vertrauenden macht, so thut er dies so ganz ohne Übergang, daß er dem Leser höchstens ein Lächeln abnötigt, nicht aber die Überzeugung von der Wahrheit seiner Darstellung beibringt. Endlich wie äußerlich ist die Umwandlung des Sohnes behandelt! Gier treibt ihn aus dem Haus, und Hunger treibt ihn in das Haus zurück; von einer allmählichen Umwandlung seines Innern erfahren wir nichts; nicht das Bild des häuslichen Friedens und des von ihm verscherzten väterlichen Segens erscheint ihm als Mahnung, sondern der Überfluß lockt ihn; nicht die Erkenntnis, daß er übel gehandelt und nun durch eine wahre innere Umkehr sich als ein neuer Mensch zu bezeigen habe, sondern das bequeme Wort, das der Autor, um seine Meinung ja recht deutlich zu bekunden, mehrmals fett drucken ließ: „man könne vor Gott nur bestehen vermöge Gottes Gnade und Gunst, ohne alles menschliche Zuthun, ohne Werk und Kunst“.‘ — Wie auf der Bühne, so wurde auch auf der Kanzel dieselbe Parabel dazu benutzt, um ‚den Papisten‘ und der katholischen Geistlichkeit allerlei Schändliches nachzusagen. Man vergl. zum Beispiel die vier Predigten ‚Acolastus‘ von D. Hänichen (Leipzig 1604) und die fünf Predigten über den verlorenen Sohn von N. Cornopöus (Hamburg 1616).

[2] Neu herausgegeben von J. Baechtold im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1881) 36, 1—80. Dazu 81—90 sprachliche Erläuterungen und ein Urteil über das Spiel und dessen Benutzung durch protestantische Dichter. ** Vergl. jetzt auch Spengler, Der verlorene Sohn 12 ffl., und Baechtold, Deutsche Litteratur, Anmerkungen zum Text S. 80.

mit so vil Laster, Sünd und Schand
Erfüllt, überschütt jetz sind all Land . . .
All Welt so sündlich leben thut,
Und hat Boßheit dermaß Ueberhand,
Daß wir wol sind in rüewigem Stand.
Man louft uns doch zu mit allen Vieren,
Als wenn man ußent der Hell erfrieren.

Die Leute hätten nämlich

Ganz ihren Sünden ein Bollwerk funden,
All Ding uf das Liden Jesu bunden,
Daß si allein ihr Sünden Sun [1],
Kein Werk noch Guts dörf nieman thun,
Kein Rüw, Buß noch Absolution . . .
Mir gfiel nie das kein Leer noch Orden:
Wir Tüfel sind vor lang Zit Junker worden [2].

Die Bekehrung des verlorenen Sohnes erfolgt nicht etwa durch ‚Werkheiligkeit', sondern nach alter katholischer Lehre: der Sünder muß ‚Abscheu haben vor seinen Lastern' und wie der Schächer am Kreuze ‚recht glauben an Christo von Herzen Grund':

So ist dann hie die göttlich Gnad,
Da mit er in sich selber gat,
Denkt, wie unser Vater in sinem Hus
Das Brot seiner Gnaden so richlich teilt us
Sinen Taglönern hie uf Erden, verstand,
Die das von Gott erlanget hand,
Nimpt für sich die göttlich Barmherzigkeit,
Die zu erlangen er sich bereit;
Kert sich umb zu Rüwen, Bicht und Buß,
Daß er die Sünd nit me thon muß;
Zum ersten im Herzen sich richten, zu gan
Unsern milden barmherzigen Vater an
Zu ruefen mit großem Rüw und Leid;
Zum andern, daß man sei bereit,
Die Sünd zu verjehen mit dem Mund,
Mit rechtem Glouben die machen kund;
Dann unser güdiger [3] Sun gar klar
Sin Mißthat mundlich offenbar
Sim Vater mit ganzer Innigkeit
Und heiteren Worten usbar seit.
Demnach Buß thun soll sin das dritt,
Dann unser Sun erbot sich hiemit,
Er wöllt sins Vaters Taglöner werden,
Sin Mißthat versünen mit Arbeit uf Erden.

[1] Sühne. [2] Vers 835 fll. [3] verschwenderischer.

Uns wird auch klarlich zeiget an,
Was Bußvertigkeit sol die Eigenschaft han:
Im Herzen die Rüw, die Bicht im Mund,
Wer gloubt, thut gnug zu aller Stund [1].

Mit Bezug auf die vom katholischen Glauben Abgefallenen läßt der Dichter einen Eremiten sprechen:

O Herr Gott, thu dich erbarmen
Über uns Betrübten, Elenden, Armen,
Gieb uns zu erkennen unser Sünd,
Dadurch wir werdent dine Fründ!
Verderb uns nit in dem elenden Stat,
Wie es dann jetz auf Erden gat,
Wiederfüer alle Irrenden von irm Fal,
Gib uns ein Hirten und ein Stal [2].

Gleich im Eingange des Spiels wird die heilige Dreifaltigkeit angerufen: Verleihe

Alles, des wir armen Sünder uf Erden
Jetz notürftig sind und immer werden,
Fried, Ruw, Hilf, Trost und Einigkeit
Uns und einer ganzen Christenheit!
Wiederfüer ouch all zu warem Stand,
So an dim Glouben Irrung hand [3].

Eine solche Sprache sticht wohlthuend ab gegen die Schmähungen, mit welchen Burchard Waldis und so viele andere Verfasser ‚geistlicher Schauspiel' die Andersgläubigen überschütteten. Jener selbe Geist christlicher Duldung und Liebe waltet auch in der Erklärung der Parabel: Gott der Herr sei ‚ein Vater aller Menschen auf Erden',

Davon ist niemand usgescheiden,
Es sige Türk, Tadt [4], Jud odr Heiden [5].

Unter den in Komödienform abgefaßten persönlichen Satiren, welche das Auftreten Luthers hervorrief, verdient die um das Jahr 1524 oder 1525 erschienene ‚Lutherische Strebkatz' besonderer Erwähnung. Sie ist von einem Spiele hergenommen, in welchem zwei Parteien an einem Gegenstande, einem Stricke oder Taue, nach entgegengesetzten Seiten ziehen. Von den darin auftretenden Personen, mit welchen Luther ‚die Strebkatz ziehen muß', Eck, Emser, Lemp, Murner, Cochläus und andern, heißt es in dem Vorbericht: sie seien

[1] Vers 2323 fll. [2] Vers 1670 fll. [3] Vers 97 fll.
[4] Tatar. [5] Vers 457 fll.

die Hauptfeinde des Kreuzes Christi und gemeinen christlichen Nutzens, viel eher Teufel als Menschen, Gesinde des Antichristes, in Hurerei, Ehebruch und Sodomiterei und alle Laster versunken, blutgierige gottlose Bestien. Luther fleht den Heiland um Hilfe an; er habe in der Heiligen Schrift gefunden, daß der Papst der schändliche grausame Antichrist sei:

Die Wahrheit hat mich bracht in Hatz,
Muß mit ihm ziehen die Strebkatz.
Auf meiner Seiten nit mehr hab,
Dann, Herr, dein Leiden für ein Stab;
So hat er gar ein teuflisch Heer:
Sol ich's hinziehen, wird mir schwer.

Aber Christus spricht ihm Mut ein: er wolle ihm beistehen im Kampfe gegen den Papst, der sich über Gott gesetzt habe und das christliche Volk zum Teufel führe. Luther beginnt dann mit dem Papste das Spiel und sieht ihn schon das Haupt zur Erde neigen, dessen dreifache Krone fallen. Der Papst wendet sich an seine Rotte, zunächst an Emser, den Bock: ‚Helft, helft!‘

Ich zeuch, daß mir mein A . . . . loch stinkt,
Doch facht das Haupt mir an und sinkt.
Ach, lieber Bock, thu mir hofiern,
Gib ihm ein guten Buff in Stirn.

Die Helfer treten nun einzeln nacheinander auf, aber sie können nichts ausrichten, sie werden durch den ‚Genius‘, ‚das ist‘, sagt der Vorbericht, ‚ihr eigen Conscienz, Gewissen, Natura, in Summa, sie selbst, mit Worten und Werken beschuldigt, wer sie seien‘. So muß zum Beispiel Murner, der den Papst als ‚mein Gott und Herr‘ anredet, vom ‚Genius‘ hören: er schände Gott und beschirme Schand und Laster durch seine Schriften:

Man weiß wol, wer der Murnar ist:
Sobald seim Seckel Gelts gebrist,
Gar schnell er sich besunnen het,
Verriet dich, Herr, wie Judas thet [1].

Das Spiel schließt mit den Worten:

Gelobet sei der Herr mein,
Durch den wir nun erlöset sein
Vons siebenkopfichts Drachen-Gift,
Also ihr nennet die heilg Gschrift [2].

In Bezugnahme auf ein gebräuchliches Kartenspiel, ‚Bock‘ genannt, verfaßte ein katholischer Satiriker ein ‚Bockspiel Martini Luthers, darinnen fast

[1] Vergl. über derartige Anschuldigungen gegen Murner oben S. 245 Note 3.
[2] Bei Schade 3, 112—135; vergl. 2, 364 ‚die Strebkatz ziehen‘.



alle Stände der Menschen begriffen, und wie sich ein jeder beklaget der jetzt laufigen schweren Zeit, ganz kurzweilig und lustig zu lesen‘. Es wurde am 25. Juni 1531 auf dem Schlosse zu Rämbach aufgeführt und in demselben Jahre zur Mainz gedruckt. Es soll darthun, wie das von Luther begonnene Spiel ‚alle Stände verkehre‘ und ‚christliche Lieb und Frieden zertrenne‘:

Groß Untreu, Tück und arge List
Kein Treu noch Glaub auf Erd mehr ist:
Das macht alles die flaischlich Lehr,
Damit man nun viel Jahr bisher
Vil frommer Herzen hat verkert,
Dadurch die Gewissen seind beschwert.

Jede der redenden Personen tritt nur einmal auf. Zuerst erscheint Luther und sagt:

Das Spiel hab ich gefangen an,
Darumb will ich den Auswurf han
Und will euch selbs Karten geben
Nach meinem Sinn und Gefallen eben.

Wer mit ihm halte und in keinem Ding ihm widerspreche, bleibe nicht unbelohnt: er habe Gewalt, alle Pfarreien und Predigtstühle in Deutschland zu besetzen. Die Reichsstädte und viele Fürsten und Herren seien ihm willfährig:

Ihr Gunst und Huld hab ich erlangt
Und bin ein Papst im deutschen Land.

Er fürchte niemanden mehr, und seine eigentliche Absicht sei, daß der geistliche Stand in Deutschland durchaus vertilgt werde:

Dahin ist all mein Lehr gericht;
Wer das nicht glaubt, der kennt mich nicht.

Johann Cochläus fährt fort: ‚Ja, Luther, du sagest recht‘; jeder solle mit Fleiß auf Luthers Schanz sehen, so werde er erkennen, ob derselbe den Geist Gottes habe: er feinde ‚alle guten Werke‘ an, die doch des Glaubens Früchte‘ seien; er verlästere, schelte, verhöhne und verspotte alle, welche ihm nicht zu Willen seien, den Herzog Georg von Sachsen, den König Heinrich VIII. von England, auch den frommen Kaiser Karl V., der mit aller Sanftmut Einigkeit suche; er schaffe Aufruhr:

Darumb ihr Christen all gemain,
Last's euch ein treue Warnung sein
Und hüt euch vor des Luthers Sect,
Der so viel Uffruhr hat erweckt:

Was guts daraus entstanden ist,
Betracht mit Fleiß, o frummer Christ,
Es ist ja nichts denn Haß und Neid,
Darob der Luther jetzund streit.

Auch Johann Eck verweist auf Luthers Lästerbücher, worin er nichts thue als schänden; im Bauernkrieg habe er befohlen, alle Bauern zu erwürgen, da doch manch Biedermann unter diesen gewesen sei, der nur aus Not zum Aufstand gedrungen worden. Johann Eck trauert, daß Deutschland zu Grunde gehe, wenn nicht der Kaiser zu Hilfe komme:

Mein wol erbautes Vaterland,
So jämmerlich durch Luthers Tant
In kurzen Jaren verwüstet ist,
Hat noch kein End zu dieser Frist.
Und wo man nicht zur Sache thut,
So wird's zuletzt nit wenden gut.
Derhalben ist mein trewer Rath,
Daß kaiserliche Majestat
Mit Hülf göttlicher Mildikeit
Die Sache stell zu Eynikeit.

Auch der im Spiel zu Worte kommende Kriegsmann will nicht von Blutvergießen, sondern nur von Frieden wissen durch Vermittlung des Kaisers. Luther verhetze die Fürsten widereinander:

Darumb, o Kaiser, siehe du drein,
Wölst dieser Sach ein Mitler sein,
Daß nur darumb nit werd gestritten,
Und Blutvergießen bleib vermitten;
Wiewohl ich nichts dan kriegen kann,
Mein Tag nit mehr gelernet han,
So wünsch ich doch dem teutschen Land,
Daß Unfried werd von ihm gewandt,
Alsdann würd durch sein Ainikeit
Das türkisch Heer ohn großen Streit
Durch göttlich Hülfe bald gestillt,
Das helf uns Gott, der Vater mild.

Johann Faber richtet sich namentlich gegen die Schriften Luthers, welche voll von Schmähworten und voll von Widersprüchen seien; bei seiner wüsten Lebensweise gewahre Luther diese Widersprüche nicht; er aber, Johann Faber, werde sie ihm zur rechten Zeit nachweisen:

Mit Schelten, Lästern und derglich
Wil er nur stets beschützen sich
In Zorn und großem Übermuth,
Zuletzt er's wieder leucken [1] thut,

[1] leugnen.

Redt wider sich zum öftern mal
In seinen Büchern überal,
Das ich beweis zu seiner Zeit,
Wenn es sich fugt nach Gelegenheit;
Jetzt ist es gar an ihm verlorn,
Dan er zerreißt es all im Zorn,
Wie er dann thut in diesem Spiel,
Darumb ich hab der Karten viel
Gesamlet, die er zerrissen hat,
Wenn er ist gesessen früe und spat,
Geschlempt und dempt nach allem Fleiß,
Gehalten epicurisch Weiß,
In allen Lusten Fleischs und Pluts,
Ohn Unterlaß was guten Muths,
Hab ich indes zesamen pracht,
Des Luther itzund nit mer acht
Und meint, es sei vergessen schier.
So toll macht ihn das sächsisch Bier,
Daß er nit denket, was er schreibt,
Darumb er's auch so seltsam dreibt,
Schreibt heut und leuckent's [1] wider morn,
Das [2] ich ihm all's wil offenbarn
Aus seinen Büchern, die ich han
Mit Fleiß durchlesen, das ich kan
Eim jeden zeigen, der's begert,
Wie Luther sich mit eignem Schwert
Zum oftern mal nur selber schlecht,
Doch wil er ummer haben recht,
Und niemant mehr sein unterthon,
In keinen Weg sich weisen lon.
Färt immer fort mit seinem Haß.
Wie er dann selbs bekennet, daß
Die Sach mit Neid sei gfangen an,
Drumb werds auch solchen Ausgang han.

Dann treten, über ihre dermalige Lage und die allgemeine Verwirrung der Zustände sich beklagend, nacheinander auf: ein verlaufener Mönch, eine verlaufene Nonne, ein verlaufener Pfaff, ein Edelmann, ein Kaufmann, die Reichsstädte, ein Bürger, ein Handwerksmann, ein Handwerksgesell, ein Kriegsmann, ein Bauersmann, ein alter Mann.

Am heftigsten beschwert sich der Bauersmann: Luther gehe mit Tücken und Lügen um; er habe zuerst die Bauern in den Krieg gehetzt, dann aber, als er gesehen, daß ihm ‚die Schanz gefehlt‘, seinen Kopf aus der Schlinge

---

[1] Im Text der Druckfehler ‚leckents‘ Bl. C 1.
[2] Im Text der Druckfehler ‚da‘.

gezogen, die Bauern in Angst, Not und Tod gebracht, die Fürsten aufgerufen, dieselben zu erwürgen:

Mich wundert, daß man von ihm leyd,
Daß er die Karth so felschlich geyt;
Wie er dann in der Aufruhr thet,
Daß er uns angehetzet het,
Schreibt[1] er den Fürsten all gemain,
Sie sollten würgen groß und klein,
Sie weren schuldig oder nicht,
So er's doch selbst hat angericht.

Den Schaden hätten die Bauern noch nicht verwunden.

Verwinnen's auch woll nymmermer,
Dann Schloß und Klöster sein jtzt leer,
Da vorhin großer Vorrath was,
Hat alls verschluckt des Luthers Haß.
Vor Zeiten warn die Klöster voll,
Uff Stiften und Schloßen stund's auch woll.
Wann dann ein Theurung kam ins Land,
Bei den der Arme Hülfe fand,
Man streckt ihm für umb zimlich Gelt.
Was jtzt denselben Klöstern gefelt,
Es sei gleich Zehent oder Renth,
Han Herrn und Städt uff sich gewendt,
Die nemen's von uns mit Gewalt.
Vorhin het's vil ein ander Gestalt:
Da wir's den Pfaffen und München prachten,
In teurer Zeit sie uns bedachten,
Sie liehen uns noch Korn und Wein.
Jetzt will man Evangelisch sein,
Den Armen wunscht man nit ein Trunck,
Darum hab ich des Spils genung,
Wil's Gott den Herren lassen walten,
Und mich nach alter Gewonheyt halten,
Wie mich mein Vater hat gelert,
Des Mainung ihr jetz (hören[2]) werd.

Dieser, ein ‚alter Mann‘, verwundert sich darüber, daß die Welt so toll und blind geworden sei:

Ich bin bei hundert Jaren alt,
Hab Wunder gesehen manigfalt,
Noch wundert mich keins Dings so sehr,
Dann daß man Bosheit helt für Ehr;
Der ist jetzund ein tapfer Man,
Der fluchen wol und schweren kan.

[1] Im Text ‚schreib‘. [2] Fehlt im Text.

Unzucht und Ehebruch und andere Laster nähmen zu:

In kurzen Jarn hat's sich verkert,
Kein Treu und Glaub ist jetz auf Erd.

Der ‚Handwerksmann‘ erklärt: er habe gemeint, das Spiel sei von Luther angefangen zur Förderung von Lieb und Frieden, aber

So sehe ich erst, woran es ligt,
Daß nur aus lauter Neid geschicht,
Der Luther sucht sein Geiz und Ehr,
Das spürt man wohl bei seiner Lehr,
Die er nun etlich Jar hat gelert,
Darburch all Handwerck sein zerstört,
So vorhin warn in gutem Prauch;
Die Waar was auch in rechtem Kauf,
Jetzund wird alles übersetzt,
Wer nit den andern schind und schetzt,
Der ist jetzt kein geschickter Man,
Er bleibt auch wohl dahinten stan,
In großen Hendlen soll er nicht,
Man praucht ihn auch in keim Gericht,
Die aber in der Bosheit schwind,
Ohn gut Gerücht entlaufen sind,
Die vorhin Münch und Pfaffen warn,
Wiewohl sie sich's nit offenbarn,
Die zeugt man jetzund all herfür,
Wir Armen müssen hinter Thür,
Es ist kein Handel jetzt so klein,
Darin nit solche Buben sein.

Auch in jedem Handwerk finde man solche verlaufene Mönche und Pfaffen: schamlos und ehrlos laufen sie, wenn sie große Schulden gemacht haben, wie die Diebe davon; dadurch werde das Handwerk geschändet, und man traue auch dem frommen Manne nicht mehr:

Die Armen lest man Mangel han:
Sei Bürger oder Handwerksman,
Der Stewer oder Hülf begert,
Muß haben Gut und Geldes Wert,
Daruf man ihm ein Wucher schlägt,
Der übers Jahr ein Summa tregt,
Daß er das Pfand nit lösen kan,
Muß er für'n Wucher lassen stan.
Hat all's der Luther angericht,
Da er den gemeinen Kasten stift.
Von erst het's wohl ein hübscher Schein:
Man wolt nur damit behülflich sein
Umbsonst, dem es von Nothen thet,
Ja, wann er ein Zusetzen het,

So geb man ihm wohl Geld darauf,
Ist jetz des gemeinen Kastens Prauch,
Und die darüber gesetzet sind,
Die werden alle reich geschwind,
Derhalben halt ich nichts davon.

Ähnlich klagt der ‚Kaufmann‘: Glaube und Treue seien verschwunden,

Betrügerei nimmt überhand,
Der Glaub ist nirgend mehr bekannt,
Wer jetzt die Leute vervorteilen kan,
Den helt man für ein geschickten Man.
Dadurch all Hendel sein vernicht,
Hat's alls der Luther zugericht,
Daß er die flaischlich Freiheit lert,
Damit er manchen Man verkert,
Der vorhin Treu und Glauben hielt
Ist jetzund worden dum und wild.

Nicht weniger klagen ein verlaufener Mönch, eine verlaufene Nonne, ein verlaufener Pfaff und andere. Der erstere spricht:

Des Hungers ich mich kaum erwehr,
Mein Haus voll Kind, der Beutel leer,
Die Deck und Kleidung ist mir schmal,
Hab nichts denn Mangel überal,
Die Arbeit thut mir auch nit wohl,
Derhalben ich bin Leides voll,
Weiß nit, wie ich mein Leben schick,
Auf daß ich mög entgehen dem Strick. . .

Zuletzt führt Thomas Murner den Zuhörern zu Gemüte: Gleich von Anfang an, als Luther sein Spiel begonnen, habe er gewarnt, sich vor dessen Trug zu hüten: hätte man auf ihn gehört, so bedürfe man jetzt all der vorgebrachten Klagen nicht. Aber statt auf ihn zu hören, habe man ihn der Sünde wider Gott angeklagt,

Man lestert mich und schalt auch wohl,
Und wann die Bauern waren voll,
So hätt's der Murner alls gethan,
Ein Katzenkopf, den must er han,
An keinem Ort er sicher war,
Das that die Evangelisch Lar,
Dadurch die Bauern wurden frey
Zu treiben alle Bueberey.
Wer da wohl schelten und lästern kund,
Der war ein Christ zur selben Stund,
Das Evangely ging im Schwang,
Das Luther fand unter einer Banck,

Er zogs da außem Staub herfür,
Da malt man's an die Wand und Thür,
Im Rock und Ermeln fürt man's auch,
Da kam es erst in rechten Prauch,
Der Kirchen Satzung warn ein Thand,
Die christlich Lehr nahm überhand,
Niemand wolt unterthenig sein,
Die Schloß und Kirchen riß man ein,
Das waren erst die rechten Frücht,
In alle Welt kam solch Gerücht. . .

Wer gegenwärtig noch mit Frommheit umgehen wolle, werde für einen Göckelmann gehalten: ‚das heißt dann evangelisch gelebt‘.

Durch den Teufel und seine Zauberei seien die Leute derart geblendet, daß sie sich selbst nicht erkennen: alle Mühe sei dermalen an ihnen verloren, darum wolle er erst später ‚solch grobe Narren beschwören‘.

An den ‚gnädigen Herrn‘, auf dessen Schloß die Aufführung stattfand, ist das Schlußwort gerichtet:

Genediger Herr, das ist die Sach,
Darumb wir leiden Ungemach
Mit Theuerung, Pestilenz und Streit,
Das han wir all von Luthers Neid,
Wie euer Gnad jetz hat gehört,
Daß er die Ständ der Welt verkehrt
Und reizt sie zu Leichtfertigkeit,
Zuletzt veracht wird Obrigkeit,
Die Lieb des Nächsten gar verschwindt,
Noch ist die tolle Welt so blind
Und hält es für die christlich Lehr,
Darum ihr das wird werden schwer.
Wir haben's je umb Gott verschuldt,
Wann wir nur möchten mit Geduld
Die Straf des Vaters nehmen an,
So würd das Wetter übergan,
Dann würd der christlich Glaub sich mehren,
Das wir von Herzen thun begehren [1].

[1] Auszüge bei Riederer, Nachrichten 2, 226—239. In einer Zueignungsschrift, ‚geben zu Rämbach am 26. Juni 1531‘ an ‚Herrn Geörgen von N., Hauptmann zu N.‘, unterzeichnet sich der Dichter ‚Hanns will Keller‘ ꝛc. Goedeke, Grundriß 2, 227, Nr. 58, deutet diesen Namen auf Johann Cochläus. Ein vollständiges Exemplar des Spiels habe ich trotz vielfacher Bemühungen auf keiner Bibliothek auftreiben können. ** Durch die Bemühungen ‚seines stets hilfsbereiten Freundes‘ Franz Falk erhielt Janssen später Kunde von einem vollständigen Exemplar des Spiels auf der Scheurlschen Bibliothek zu Nürnberg und teilte daraus im ‚Katholik‘ 1889, 1, 184 fll. Ergänzungen zu seinen früheren Angaben mit, welche jetzt oben verwertet sind. Bezüglich des Verfassers er-

Mit Beziehung auf eine von Agricola von Eisleben veröffentlichte Tragödie über Johannes Hus erschien im Jahre 1538 ‚Ein heimlich Gespräch

---

klärt sich Janssen a. a. O. gegen die Annahme Goedekes. ‚Sollte nicht‘, schreibt er, die Abfassung des 1531 zu Rämbach aufgeführten und in demselben Jahre gedruckten Stückes einer früheren Zeit angehören und von Hieronymus Emser herrühren? Emser ließ auf dem Titel seiner Schriften gewöhnlich sein Familienwappen, einen Bockskopf im Schilde und auf dem Helm, abdrucken und wurde deshalb bekanntlich von Luther als „Bock zu Leipzig“ verhöhnt. Nun findet sich auf dem Titel unseres Spiels ein Widder und ein Bock mit der Unterschrift:

> Du stoltzer Wider laß dein Pracht,
> Verleurst die Schantz, so wirst veracht,
> Der Steinbock ist dir starck genug.
> Dein Hochmut wirt er stilln mit Fug.

Hätte Cochläus das Spiel verfaßt, sollte er dann nicht, da er die ersten Hauptgegner Luthers vorführt, auch Emser haben auftreten lassen, der doch unter diesen eine Hauptrolle spielte? Dagegen würde die Weglassung Emsers sich leicht erklären, wenn dieser der Verfasser wäre und sich nicht selbst auf die Bühne bringen wollte. Und ferner: Kann man, nach seinen sonstigen deutsch abgefaßten Schriften zu urteilen, dem Cochläus so viel Fertigkeit in deutscher Versemacherei zutrauen, als sie im „Bockspiel“ hervortritt? Emser dagegen besaß eine solche Fertigkeit. Man lese nur die Reime in seiner „Antwurt“ auf die „Warnung an den Bock Emser“ und in seinem wider Luthers Schrift über die „mörderischen und räuberischen Bauern“ gerichteten Gedichte: „Der Bock tritt frei auf diesen Plan — hat wyder Ehren nye gethan — wie sehr sie yn gescholten han“. Aus beiden Gedichten habe ich im Bd. 2, 120—121 und 611—613 längere Stellen mitgeteilt. Manches darin klingt an das im „Bockspiel“ Vorgebrachte an. Wörtlich wie in diesem heißt es in letzterem Gedicht, Luther habe zuerst durch seine Bücher die Bauern zum Aufstande gehetzt und dann seinen „Kopf aus der Schlinge gezogen“. Ähnlich, wie der Verfasser des „Bockspiels“, sagt Emser in der „Antwurt auf die Warnung“: er wolle kein Blutvergießen, sondern habe nur, allen deutschen Landen zu gut,

> Zu Fried und brüderlicher Eynung
> Geschrieben gar aus guter Meinung u. s. w.

Die Worte, welche der Dichter dem Johann Faber am Schluß der oben angeführten Stelle wider Luther in den Mund legt, erinnern einigermaßen an jene, welche Emser in seiner Schrift „An den Stier zu Wittenberg“, Bl. A[2], an Luther richtet: „Ich habe dich auch zu dreimalen brüderlich gewarnt und um Gottes willen gebeten, des armen Volkes, das merklich von dieser Sache geärgert wird, darin zu verschonen. Hast du mir zuletzt zur Antwort gegeben diese Worte: Da schlag der Teufel zu, die Sache ist um Gottes willen nicht angefangen, soll auch um Gottes willen nicht aufhören.“ Der Verfasser des „Bockspiels“ hofft, daß der fromme und sanftmütige Kaiser Karl mit Hilfe göttlicher Mildigkeit die allgemein eingetretene Verwirrung wieder in Ordnung bringen werde. In dem Gedicht „Der Bock tritt frey auf diesen Plan“ bittet Emser die Fürsten um Sanftmut gegen die verführten Bauern und um Beihilfe zur Wiederherstellung geordneter Zustände, damit alles

zwischen Dr. Martin Luther und seinen guten Freunden auf die Weise einer Komödie, durch Johann Vogelgesang'[1]. Der Verfasser ist Cochläus[2], nicht, wie man bisher glaubte, der von Melanchthon begünstigte, mit Luther verfeindete Simon Lemnius, welcher in seinem lateinischen Drama ‚Monachopornomachia', ‚Mönchsmetzenkrieg', das Ärgste zu Tage förderte, was jemals gegen Luther, seine Frau, mehrere seiner nächsten Freunde und deren Frauen geschrieben worden[3]. Das ‚Heimlich Gespräch', in demselben Geiste abgefaßt, enthält eine schneidende Satire auf die Art des Vorgehens und das eheliche Leben der Wittenberger Berühmtheiten. Es zerfällt in fünf Akte und verschiedene Szenen, ist aber eigentlich nur eine Unterredung zwischen Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Spalatin, Agricola und deren Frauen Käthe,

---

Wider zu Fried werd gestalt,
Und sich ein jeder laß begnügen
An Gleich und Recht on all Betrügen'. . . —.

Neuerdings hat M. Spahn im ‚Katholik' 1897, 2, 360 ff. nachzuweisen versucht, Luthers ‚Bockspiel' sei Cochläus zuzuschreiben; allein Spahns Gründe erscheinen weder meinem verehrten Freunde N. Paulus noch mir überzeugend. Viel eher als an Cochläus könnte man an Johann Hasenberg denken. In lateinischer Sprache ließ dieser Leipziger Magister im Jahre 1530 ein in vier Akte zerlegtes ‚Spiel' erscheinen, worin der spielende Luther gespielt wurde: Ludus ludentem Luderum ludens. Im ersten Akte treten Luderus und seine Frau Katharina auf. In einem Festgesange verherrlicht ersterer das Spielen, Lachen, Possentreiben und Schwelgen; Katharina aber, durch einen merkwürdigen Traum erschreckt, entzieht sich seinen Liebkosungen und streitet lebhaft zu Gunsten der Gelübde und der Jungfrauschaft. Im zweiten Akte klagt die christliche Religion, einst Europas Königin, über ihre Verbannung und ihr Elend und wird von einem ‚christlichen Orator' getröstet. Im dritten Akte erscheint die ‚Häresie' als neue Kaiserin Europas mit ihren Begleiterinnen ‚Aufruhr' und ‚Verderbnis der Schrift', stolz auf ihre Erfolge. Im vierten Akte streiten sich Luderus und der christliche Orator über die herrschenden Zustände und ernennen, da sie sich nicht verständigen können, einen Schiedsrichter in der Person des ‚Philochristus', welcher beide Parteien verhört und den zahlreicher Verbrechen angeklagten und überführten Luderus zu der üblichen Strafe der Häresie, dem Feuertode, verurteilt. Vergl. Holstein 189—190 und J. Soffner, Ein Lutherspiel aus alter Zeit: Ludus ludentem Luderum ludens, quo Ioannes Hasenbergius Bohemus in Bacchanalib. Lypsiae, omnes ludificantem Ludionem, omnibus ludendum exhibuit. Breslau 1889.

[1] Ein heimlich Gesprech rc. Ein Exemplar auf der Bibliothek zu Freiburg im Breisgau hat die Jahreszahl MDXXXVIII. Goedeke, Grundriß 2, 360, Nr. 139**, führt eine Ausgabe von 1539 an. ** Vergl. hierzu Holstein, in der Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 484 ff. Über Lemnius siehe auch die geistvolle Abhandlung von Höfler in den Sitzungsberichten der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 1892, S. 79 ff.

[2] ** Vergl. Paulus im ‚Katholik' 1895, 1, 571 ff. S. auch Spahn, J. Cochläus (Berlin 1898) 264. 266. [3] Vergl. Holstein 220—221.

Prisca, Elsa, Gutta, Martha und Agricolas Tochter Ortha. Melanchthons Frau Prisca sagt von Käthe: ‚Es ist ein üppiges Tier, darumb daß sie ein wenig edel ist‘, und in Bezug auf sie und die andern auftretenden Frauen: ‚O der omechtigen Pälge, der stinkenden Münch- und Pfaffenhuren, wie halten sie so hoch und viel von ihnen selbst; ich allein hab mit Gott und Ehren einen rechten Ehemann unter ihnen allen, und die hoffertigen Schlepseck halten mich für die Allergeringste unter ihnen.‘ [1] Agricolas Frau klagt ihrer Tochter: ‚Dein Vater ist ein Prasser, dazu ein Spieler und noch mehr, das ich nit sagen will; hat mir ganze Wochen nit zween Groschen in die Küche gegeben, hat nur seinen Hals gefüllt in Saus bei guten Schlemmern Tag und Nacht‘ und so weiter. An einer Stelle ist die Rede davon: wenn der Mann ‚nit mag, sollte er heimlich einen Proletarium halten, wie Dr. Martinus von der Ehe gelehrt hat‘. Am meisten verletzend ist ein Gespräch zwischen Luther und Käthe: ‚Ihr wisset, daß Sankt Paulus sagt, der Mann hat nit Gewalt seines Leibes. . . .‘ [2]

In späterer Zeit scheint es wiederholt vorgekommen zu sein, daß die widereinander streitenden protestantischen Theologen durch Aufführungen von Komödien sich öffentlich verspotteten [3].

Eine überaus beißende, mit viel dichterischer Begabung in Komödienform abgefaßte Satire ist die niederdeutsche ‚Gemeine Beicht oder Bekennung der Prädikanten zu Soest‘, welche unter dem Versteckname Daniel von Soest

---

[1] Es ist ‚bemerkenswert‘, sagt Holstein 224, ‚daß Melanchthons Frau im scharfen Gegensatz zu den andern Frauen als diejenige bezeichnet wird, „die mit Gott und Ehren einen rechten Ehemann hat“, da ihr Mann niemals das Cölibatsgelübde abgelegt hatte; sie wird daher auch von den andern Frauen, „den Mönch- und Pfaffenhuren“, mit einer gewissen Geringschätzung behandelt und fühlt sich überall zurückgesetzt, tröstet sich aber in dem stolzen Bewußtsein, daß sie die einzige sei, deren Mann betreffs der Treue seines Weibes nicht argwöhnisch sei‘.

[2] Ein heimlich Gesprech, Bl. B. 8 [b]. C 2 und 7. A 4 [b] und C 5—6. Vergl. Holstein 221—224 und Holstein in der Zeitschr. für deutsche Philologie 460. 463.

[3] Ich besitze einige kurze noch ungedruckte Aufzeichnungen des Hanauer Diakonus Heinrich Steinhart vom Jahre 1594, worin es heißt: ‚Die Rachsucht unter vielen Theologis ist so groß, daß etliche durch ihre Schüler ihren Widerpart auch in öffentlichen Komödien heftig verspotteten und gleichwie Unflat und Teufel traktieren lassen, als denn solches in Wittenberg zu mehreren Malen vorgekommen.‘ Später beklagte sich Calixtus der Jüngere über die Wittenberger Theologen, ‚daß sie eine ärgerliche und lästerliche Komödie durch ihre Schüler spielen lassen, und Calixtum als ein greuliches Ungeheuer aufs Theatrum geführt, auch sonst die schändlichsten Possen dabei getrieben, wovon auch die Schriften noch am Tage liegen. Sie haben darinnen den Rhadamantum vorgestellet, wie auch einen feurigen Drachen mit Hörnern und Klauen, auf dessen Brust Calixti Namen geschrieben gewesen‘. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie 2, 147—148.

bereits im Jahre 1534 geschrieben, aber erst fünf Jahre später gedruckt wurde[1]. Sie hat vor fast sämtlichen satirischen Schriften des Jahrhunderts den Vorzug, daß sie bezüglich der geschilderten Persönlichkeiten und Vorgänge der geschichtlichen Wahrheit sehr nahe kommt[2]. In wildem Aufruhr, unter Leitung des dem Kloster entsprungenen niederländischen Mönchs Johann van Campen, eines gänzlich verkommenen Abenteurers und Betrügers, und anderer sittlich anrüchiger Prädikanten, war in Soest eine sozial-religiöse Umwälzung ins Werk gesetzt worden. Der katholische Gottesdienst wurde unterdrückt, gegen die Kirchen und Klöster wurden förmliche Raubzüge unternommen, die heiligen Geräte entweiht. Eine neue Kirchenordnung, welche die ausschließliche und unbeschränkte Herrschaft der neuen Lehre begründen sollte, bezeichnete den Papst als dreigekrönten Abgott, leidigen Teufel und des Teufels getreuen Vikarius, die Klöster als Synagogen des Teufels, die Geistlichen als Mastschweine, ungelehrte Bestien und Teufelshuren. In gleichem Tone wurde darin über die katholischen gottesdienstlichen Übungen geschmäht[3]. Alle diese Thatsachen behandelte Daniels ‚Gemeine Beicht‘, und deshalb trägt das von ihm entworfene Bild so überaus düstere Farben. Sahen die Protestanten den Papst als leidigen Teufel an, so ist in Daniels Augen Luther ‚des Teufels Knecht‘; der Dichter läßt den Teufel aus Wittenberg nach Soest kommen, um den Prädikanten, seinen ‚lieben Kindern‘, beizustehen. Der Teufel giebt denselben die Anweisung, sie sollten unter dem heuchlerischen Scheine göttlichen Wortes die Leute taub und blind predigen, Gottes Sakrament verachten,

---

[1] Neuer sorgfältiger Abdruck bei Jostes 111—230. Gerwin Haverland, Guardian des Grauen Klosters zu Soest, welcher gewöhnlich als Verfasser des Stückes angenommen wird (vergl. Goedeke, Grundriß 2, 336, Nr. 36), kann als solcher nicht in Betracht kommen; vergl. Jostes 57. Jostes bringt 58 fll. gewichtige Gründe bei für die Vermutung, daß ‚Daniel von Soest‘ kein Geringerer war als der berühmte Kölner Scholastikus und spätere Kardinal Johannes Gropper. ** Dagegen möchte Ph. Strauch im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 15 (1889), S. 229 fll., Jostes, Daniel von Soest, besprechend, ‚mit aller Reserve die Vermutung laut werden lassen‘, daß man bei der Autorsuche vielleicht an Jasper van der Borch, Kanonikus in Bielefeld und Rektor in Soest, zu denken habe. Diese Vermutung erscheint nun auch Jostes, der seine frühere Hypothese nicht mehr festhält, als beachtenswert, s. Allg. deutsche Biographie 34, 539.

[2] Vergl. Jostes 60. 67 fll. Wo die Protokollbücher des Soester Rates ‚Auskunft geben, da läßt sich stets die vollständige Wahrheit von Daniels Behauptungen nachweisen; nicht an einer einzigen Stelle läßt er sich einer Lüge überführen‘. ‚Manche Vorfälle, ich erinnere nur an des (Prädikanten) Campen Vorleben, hätte er viel stärker ausnützen können, als er thut; er deutet oft mehr an, als er ausführt; er hatte zunächst gut orientierte Leser vor Augen.‘

[3] Näheres bei Cornelius, Gesch. des Münsterischen Aufruhrs 1, 99—114 und 2, 122—140. Jostes 10—53.

(Dar to Klusen und Kerken,)
Versmaet alle gude Werken,
Schendet up Papen und Moneke,
Lastert Heren und Knoneke,
Preket, se sollen wesen fri,
Leret en al Quat dar bi.
Tom Deinste, Schult, Zinse sin se nicht verpflicht,
Dorven nicht mer tom Papen gan tor Bicht,
Wente se sint alle Presters und Papen,
Se sin Menne, Frowen oder Knapen.
Schand und Sunde moet ghi prisen,
Segt, ghi wilt it mit der Schrift bewisen [1].

Mit diesen Anweisungen stimmen die Predigten, welche Johann van Campen,

Ein utgelesen Bove mank allen Predicanten,

vor dem Volke hält. Daniels Sprache ist derb, aber sie verfällt nirgends in die Roheiten und Gemeinheiten der weitaus meisten zeitgenössischen Spottschriften. Den dichterischen Glanzpunkt des Stückes bildet die in ihrer Art unübertreffliche Schilderung der Hochzeit des Soester Superintendenten: Witz und Bitterkeit des Verfassers erreichen hier ihren höchsten Grad [2]. Am Schluß ermahnt Daniel eindringlichst die Soester, für welche seine Arbeit bestimmt war, sie sollten sich von allen Ketzereien abwenden:

O Soest, in Vortiden ein edel Stat,
Wue hefstu so gering umbkert dat Blat!
So man secht, VII Landesheren
Konden di nicht umbkeren [3]:
Nu hebt VII Papen mit eren Nunnen
Die ganz und al overwunnen!
Sus werstu veracht und versmaet
Von den Fromen umb diner Misdat [4].

Eine polemische Richtung gegen die lutherische Rechtfertigungslehre und die Wirkungen der religiösen Umwälzung findet sich an mehreren Stellen eines allegorischen Dramas ‚Der Sünden Loin ist der Toid', welches der Kölner Buchdrucker Jaspar von Gennep im Jahre 1539 nach einem lateinischen Drama ‚Homulus' und unter Benützung anderer Vorlagen deutsch bearbeitete und

[1] Jostes 123 fll. 224.

[2] Schon hervorgehoben von Jostes, der S. 73—77 das ganze Stück trefflich charakterisiert.

[3] Bezieht sich auf die große Soester Fehde von 1445—1450, in welcher sieben geistliche und weltliche Fürsten der Stadt gegenüberstanden.

[4] Jostes 227.

wiederholt herausgab [1]. Der liederliche ‚Homulus‘ läßt sich darin vernehmen:

Kan uns der Glaub allein selig machen,
So sins Narren, die Gots Zorn groß achten.
Drumb wil ich nu nach mim Willen leben
Und glauben, daß mirs Gott werd vergeben.

Im Prolog einer Ausgabe vom Jahre 1548 sagt Jaspar:

Dreierlei Glaub ist in eim Haus,
Ach Got, was wil noch werden draus!
St. Paulus hats lang zuvor gesagt:
Wann sich nähet der jüngste Tag,
Dann werden vil von Christo weichen
Und teuflischen Lehren sich vergleichen.
Gerechtigkeit wird unterdrückt,
Wollust des Fleisches sich herfür schmückt;
Der geistlich Stand ist gar veracht,
Wer Got dient, wird bespot und belacht;
Ein jeder betracht auf dieser Erd,
Wie er mag, daß sein Sack vol werd [2].

Der fruchtbarste protestantische Streitdramatiker war Thomas Kirchmair, genannt Naogeorgus, Prediger zu Sulza in Thüringen [3].

---

[1] ** Vergl. W. Scheel, Jaspar von Gennep und die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Köln. Ergänzungsheft 8 zur Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst (Trier 1893) S. 8 ff.

[2] Goedeke, Everyman 46—54.

[3] Kirchmairs Schauspiele verdienen um so mehr eine eingehende Berücksichtigung, weil sie noch gegenwärtig von angesehenen Litterarhistorikern bewundert und angepriesen werden. Holstein 198 ffl. sagt, Naogeorg sei ‚einer der tüchtigsten und wuchtigsten Streiter, der bedeutendste Tendenzdramatiker der Reformationszeit‘. ** Ähnlich drückt sich Sybels Histor. Zeitschr. 69, 524—525 aus. In seinen lateinisch geschriebenen Dramen zeige sich ‚ein aristophanischer Spott, der das Papsttum mit seinen vielen Irrtümern geißelt‘. Sein Schauspiel ‚Pammachius ist nicht der Papst, sondern das Papsttum‘, schreibt Cholevius 1, 277, ‚Wert und Wirkung beruhen auf der getreuen Zeichnung des Papsttums‘. Genée 170 nennt den ‚Pammachius‘ ein ‚epochemachendes Schauspiel‘. Auch Gervinus 3, 80 rechnet Kirchmairs Dramen zu den ‚zeitgemäßen und deutsch-patriotischen Werken‘. Der ‚Pammachius‘ sei ein ganz zeitgemäßes, gegen das Papsttum feindlich gerichtetes Stück, in der ehrenwertesten Gesinnung geschrieben‘. Dagegen nennt Erich Schmidt in einem Artikel über Kirchmair in der Allgem. deutschen Biographie 23, 245—250 den Dichter einen ‚protestantischen Pamphletisten vorzüglich im Drama‘, einen ‚fahrigen Heißsporn‘. ** In einer Besprechung der neuen Ausgabe des ‚Pammachius‘ von J. Bolte und E. Schmidt (Lat. Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, herausgegeben von M. Herrmann

Im Jahre 1538 verfaßte derselbe ein lateinisches Drama ‚Pammachius‘, welches von Justus Menius, Superintendenten zu Eisenach, übersetzt und unter dem Titel ‚Vom Bapstum, eine neue sehr schöne Tragödia‘, im Jahre 1539 herausgegeben wurde. In einer längeren Vorrede führte Menius ‚allen frommen Christen‘ zu Gemüte: es sei ‚eine große Sünde und Schande und Schade‘, daß wir der schweren, grausamen, harten und langwierigen Gefängnis, darinnen wir unter dem leidigen, verfluchten, widerchristlichen Bapstthum so lange Zeit so greulich und jämmerlich zermartert und zerplaget, ja beide an Leib und Seele durcheddert, durchschunden und durchmordet sind, so leichtlich und balde sollen vergessen können, und kann auch nimmermehr fehlen, es muß solches niemand anders denn der leidige Teufel selbst zuwege bringen und machen‘[1]. Der Papst sei ein ‚Rattenkönig und Teufelskopf‘, seine Lehre ‚eitel gotteslästerlicher, höllischer und teuflischer Greuel‘ und könne zu ewigen Zeiten nimmermehr anders werden, ‚damit der Teufel die allerhöchste Majestät Gottes aufs allergreulichste schändet und lästert‘. Darum dürfen ‚wir sein nimmermehr vergessen, müssen ihm vielmehr unser lebelang und zu ewigen Gezeiten todfeind sein und aufs greulichste, so wir nur könnten und möchten — aber ach Gott, wer kann's genug? — schelten und in untersten allertiefsten Abgrund der Hölle verdammen und verfluchen, wenn wir nur halb bei uns selbst und vom Teufel nicht gar allerding stockblind gemacht, bezaubert und auch unser gemeinen natürlichen Sinn beraubt wären‘. Der Teufelskopf zu Rom sei ein Räuber über alle Räuber, habe durch unermeßliche Schinderei mit Messen, Opfern und so weiter alle Welt beraubt und ausgesogen, ‚aus den Stiften und Klöstern nichts anderes, denn des Teufels, seines Vaters, Götzentempel, Hurhäuser und Bubenschulen gemacht‘, und ausgegeben, daß er ‚der wahre Erb- und Oberherr‘ aller kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Gewalt sei und Kaiser, Könige und Fürsten nur als seine Diener und Stallbuben ansehe. Kurz, die Greuel seien derart, daß dem Papste ‚billig alles menschliche Geschlecht, ja alle Kreaturen, in Ewigkeit als dem leidigen Teufel selbst todfeind sein sollen‘. ‚Das größte Greuel‘ aber sei, daß er, ‚der verfluchte und verdammte Widerchrist, in dem alle Fülle der teuflischen höllischen

---

und S. Szamatólski. Berlin 1891) in der Zeitschr. für deutsche Philologie 24, 423 wiederholt Holstein seinen oben mitgeteilten Ausspruch, nennt aber doch Th. Kirchmair einen ‚Pamphletisten‘. E. Schmidt und Bolte sagen (Einl. IV—V), Kirchmair lasse im ‚Pammachius‘ ‚alles hinter sich, was von Luthers heftigster Schrift „Wider das Papsttum vom Teufel gestiftet“ gesagt worden ist‘, und ‚liefere den dramatischen Kommentar zu den in der Flugschrift „An den christlichen Adel“ und weiter dargelegten Beschwerden und Forderungen‘.

[1] Holstein 206—208 führt diese und andere dergleichen Aussprüche der Vorrede an als ‚ein echt reformatorisches Denkmal, das wie eine evangelische Predigt die lautere, aus der Finsternis ans Licht gezogene Wahrheit preist‘.

Bosheit leibhaftig wohnt, sich selbst über Gott erhoben, für Gott anbeten lassen, alle rechtschaffene Gotteserkenntnis vertilgt, die heiligen Sakramente aufs äußerste und allergreulichste geschändet, und dagegen seine Abgötterei und teuflischen Greuel aufgerichtet und geboten' habe. ,Und daß ich eben frei bekenne, so hätte ich längst das Mein gethan, das Bapstum zu malen, so hab ich wohl das am meisten besorget, daß mein Bensel möcht allzugar weich und die Farb zu gut sein, daß ich das teuflische Raupennest nicht häslich und greulich genug malen könne, denn wenn man ein einigen Teufel mit seinen Tücken und Bosheit nicht wol genugsam anstreichen kann, wie viel mehr und größer Kunst gehört dazu, alle Teufel zugleich mit aller Bosheit in einem Ei oder Raupennest recht und eigentlich zu malen?' Darum danke er Gott, daß sein ,lieber Herr und Bruder Thomas Naogeorgus in diesem Stück sich neben andern meisterlich und redlich bewiesen und diese Tragediam, darinnen das Bapstum zum Besten abgemalet, beschrieben' habe[1].

Schon im Prolog wird den Zuhörern als Inhalt des Stücks kundgethan: Kaiser Julian habe das Christentum angenommen, Papst Pammachius aber sei der christlichen Lehre müde geworden und habe, um zu großer Herrlichkeit aufzusteigen, mit seinem Rate Porphyrius den Plan gefaßt, ,von Christus abzufallen und dem Satan sich zu Dienst zu ergeben'[2]. In seinen Unterredungen mit Porphyrius sagt der Papst, Christus habe mit seiner Lehre ,sich selbst und manchen albernen Mann sehr böslich angeführt', die Lehre sei ,wider Vernunft und Menschensinn':

Wer thöricht ist und sinnelos
Vom gemeinen Pöbel, folg ihm nach,
Wem ist nach Schand und Unglück jach.
Weil aber mir Vernunft ist geben,
Wil ich ihr folg zum bessern Leben.

Wie der Papst, so will auch Porphyrius das Leben genießen und sich auf keinen Lohn im Himmel anweisen lassen; denn es sei ungewiß, ob die Toten wieder auferstehen oder ,wie andere Tiere, Pferde, Kühe und Schweine, gar verloren sein' würden. Sie suchen die Hilfe Satans nach, und Satan tritt auf:

Hat gros Hörner und ist straubicht,
Von Angesicht gar ungeheur,
Hat runde Augen, sind eitel Feur,

[1] Vom Bapstum 2c. Vorrede.

[2] Eine anonyme, bei Goedeke, Grundriß 2, 334, Nr. 13, verzeichnete Übersetzung enthält die Erklärung: ,Durch Pammachium verstehe alle Päpste, so mit ihrer Geschwindigkeit alles überwunden, durch Porphyrium seine gelehrten Suppenfresser, Juristen und Sophisten, durch Julianum die älteren Kaiser' . .

Ein lang, krum, höckerichte Naß,
Ein Maul sehr weit, über all Maß,
An all seim Leib schwarz ganz und gar.

Satan willfährt den Bitten des Papstes, läßt eine dreifache Krone holen und empfängt vom Papste den Eid:

Ich rede, glob und schwere das
Beim Häupt des Fürsten Satanas,
Bei all seins Königreichs gröster Macht,
Daß ich mein Lebtag, Tag und Nacht,
Nichts Erlichs, Züchtigs, Redlichs, Rechts,
Nichts Heiliges, Gottliches oder Schlechts,
Dadurch sein Reich mocht geschwächt werd,
Wil denken, reden, thun auf Erd.
So viel ich aber kan und mag,
Wil ich Fleiß haben Tag und Nacht,
Daß ich seim Feind ohn alles Leid,
Nämlich Christ und der Christenheit,
Ihn zufug Schaden, Schand und Fahr,
Ob ich sie mocht vertilgen gar.
Und was ich hie in Gegenwertigkeit
Geschworen hab itzt mit dem Eid,
Das wil ich mit der That beweis
Und nimmer sparen keinen Fleiß.

Darauf setzt Satan dem Papste die dreifache Krone auf und spricht:

Der Nächst im Reich nach mir seistu,
Schreit all mit Freud: Glück zu, Glück zu!

Eine solche Szene konnte nicht verfehlen, auf die Zuschauer einen tiefen Eindruck zu machen.

Als päpstliche Lehre setzt Porphyrius dem Kaiser auseinander: durch die bloße Wirkung der sieben Sakramente empfange man Vergebung der Sünden, auch wenn man ‚gar nichts glaube‘; auch die Messe ‚bezahle und tilge alle Schuld ohne Glauben‘, jeder Heilige könne helfen, als wäre er Gott, und derartig Schmachvolles mehr. ‚Auch hilft kaum was so sehr auf Erden, wer sündlos und gerecht will werden, als Geld‘:

Wo Geld ist, löscht's der Hölle Glut,
Wo Geld ist, Fegfeuer gar nichts thut,
Wo Geld ist, scheid man die voneinander,
Wo Geld ist, giebt man Geschwister einander,
Wo Geld ist, mag man die Eltern morden ...

Wer ‚vier Pferde stehle oder einen Menschen tot schlage‘, begehe keine so große Sünde, als wer an den gebotenen Fasttagen Fleisch, Eier, Käse oder Butter esse:

Ob jemand auch bei Teufels Macht
Getrieben würd bei Tag und Nacht
Zu Diebstahl, Raub oder Ehebruch,
Der sol in Eil die Kirchen bsuch,
Sich flugs mit geweyhtem Wasser bespring,
Oder gweihet Salz einschling,
Das ist wider Sünd allerlei
Ein sehr gewisse Arzenei,
Dafür der Teufel fliehen muß,
Und ist ein schlechte leichte Buß.

Um als ‚ein neuer Schöpfer wie Gott' aufzutreten, setze der Papst die Kardinäle, Mönche, Dompfaffen, den Heiligendienst und so weiter ein, und verordnet:

Daß auch umgehn Ungeheuer
Der Todten aus dem Fegefeuer,
Daß man in aller Welt mag sehn,
Wie groß Wunder und Zeichen gschehn.

Mit all diesen Schöpfungen ist Satan sehr zufrieden, und er läßt sich vom Papste die Verpflichtungen der Kardinäle, Mönche und anderer Kirchendiener erklären, zum Beispiel:

Großmechtigster Fürst der Welt und Hell,
Dis sind des Reichs Cardinel,
Die sind dazu gemacht durch mich,
Daß sie dir dienen sowohl als ich,
Mit Rath und That dir sein zur Hand,
Gar auszusaugen alle Land,
Die solln das Reich, durch mich bereit,
Erhalten dir in Ewigkeit.
Und ob ein Bapst nach meinem Tod
Sich bkeren wolt von dir zu Gott,
Das sollen sie nicht laß geschehn,
Ihn strafen, wehren, widerstehn,
Und will er dir nicht z' Gfallen leben,
So solln sie ihm mit Gift vergeben.

Überhaupt hat der Papst alles so herrlich eingerichtet, daß Satanas ausruft:

Haha, des muß ich wahrlich lachn,
Ich selbst het's nicht kund besser machn.

‚Nachdem wir nun,' spricht er, unsern Feind, den Christ, mit Macht glücklich überwunden und alle Welt uns unterthan gemacht haben, so wollen wir guten Muts und fröhlich sein.' Er ruft seine Gesellen auf:

Laßt spielen, tanzen, saufen nur;
Kommt eim ein Kandel oder Becher fur,

Der setz nicht fort, halt gute Pauß
Und sauf sie zwei oder dreimal aus.
Welcher sich aber so lustig macht
Und speit flugs, daß ihm der Hals kracht,
Säuft wieder drauf, dem sol zu Lohn
Gegeben werden ein Rebenkron.
Und ob der Tag zu kurz woll sein,
So sitzn wir in die Nacht hinein . . .
Denn an mein Tisch euer jeder soll
Vom Fressen, Saufen werden voll.
Drum Lieber schickt Euch in die Sach,
Hieher sol sitz der Papst Pammach . . .

Dromo, Satans Knecht, muß noch andere Gäste einladen: Kardinäle, Bischöfe, Mönche, Dompfaffen, samt denjenigen Fürsten, welche sich dem Satan unterthänig erweisen. Die Mönche schlagen sich um den besten Platz.

Dromo:

Bapsts Haut, das ist ein guter Boß,
Die Münche teilen aus das Loß
Mit Streichen, wo jeder sitzen soll.
Ich halt, sie seien rasend toll.

Satanas:

Ha, ha, ha, ha, so faret her,
Dromo, bring eynche Prügel her,
Wo man Fest hält dem Satanas,
Da teilt man aus solchen Ablas.
Schmeißt drein mit Macht, schont keines nicht,
Sauft, schreit, zankt, Unlusts gnug anricht . . .

Weil aber ohne Frauen keine Fröhlichkeit, so läßt Satanas Huren herbeibringen.

Dromo:

Seht da, da habt ihr Hurn mit Macht,
Bapsts Haut, da hebt sich ein neu Schlacht.

Aber Christus tritt auf und sendet Paulus und die Wahrheit nach Wittenberg:

Zeuch hin Paule mit der Warheit,
Hilf ihr und gib ihr sicher Gleit,
Auf das die Ehr meins Namens werd
Von neu bekannt auf aller Erd,
Obgleich dem Satan und Pammach
Darüber sol der Wanst aufkrach.

Dromo, der vom Satan ausgeschickt worden, um auszuforschen, ob auch alle Sachen in Frieden stehen, erscheint wieder und findet alle Teilnehmer des Teufelsfestes im Schlafe:

Hoscha? ich mein ihr all voll seid,
Bapsts Haut, da ists alls voll gespeit,
Tisch, Benk die schwemmen allzumal,
Es weckt sie kaum der Posaun Hall.
Hoy, Satan hör, wie schläffst so stark,
Kanstu nu auch wie andre schnark?

Die Aufgeweckten empfangen nun die Botschaft, daß viele Feinde sich wider sie erhoben: Paulus und die Wahrheit hätten in Sachsen einen gelehrten Doktor erweckt, der sie alle für Bösewichter ausgebe und all ihr Wesen für lauter Büberei; ganz Deutschland neige sich zum Abfall. Unter dem Vorsitze Satans wird nun ‚ein päpstliches Konzil' abgehalten, um die Mittel zu beraten, wie die Ketzer vernichtet werden sollen, und Satan entläßt die Genossen:

Erzeigt euch all, daß man sag, das
Sind rechte Geselln des Satanas.
Flugs auf, gehts an mit Ungestum,
Kert alls zumal zu Boden um . . .
Euer Augen, Zähn, Zung, Hand und Mund
Laßt alles sein zu aller Stund
Mit tödlichem Gift gar verletzt,
Wie ein zweischneidig Schwert gewetzt.
Der Lehrer solt ihr ja keins schon,
Seht, laßt mir keinen kom davon.
Schlagts immer todt, wo ihr nur kund,
Als wärens Wolf und thöricht Hund,
Der erst der mir wird stoßen auf,
Des Bluts wil ich mich trunken sauf [1].

Ein anderer Übersetzer dieses ‚christlichen und ganz lustigen Spieles, darinnen des antichristlichen Bapstthums teuflische Lehr und Wesen wunder meisterlich' dargeboten werde, Johann Tyrolf zu Kala an der Saale, verfaßte seine Arbeit ‚der christlichen Jugend in deutscher Nation zum Besten' [2]. ‚Die christliche Jugend, welche von dem verderblichen, schändlichen, abgöttischen Greuel des Bapstthums nichts oder gar wenig wisse', sollte dadurch belehrt werden, vor diesen Greueln desto besser sich zu hüten. ‚Denn fürnehmlich um der zarten ohnwitzigen Jugend willen ist solch Spiel von dem Herrn Naogeorgo ohne Zweifel anfänglich gestellt und fürgenommen worden.' [3] Eine anonym und ohne An-

[1] Vom Bapstum C 4 fll.

[2] Zwickau (1540). Vergl. Goedeke 2, 334, Nr. 16. Tyrolfs ‚Reime' sind unter aller Kunst. Der Dramatiker Paul Rebhun aber meinte in der Vorrede zu der Übersetzung: die Deutschen sollten sich ‚solcherlei Gedicht' auch deshalb gefallen lassen, weil sie ‚neben anderm Nutzen' darauf gerichtet seien, die deutsche Sprache zu schmücken und reich zu machen. Vergl. Rebhuns Dramen 176.

[3] Dedikation A 5.

gabe des Druckortes erschienene Übersetzung[1] enthält auf dem Titelblatte einen Holzschnitt, auf welchem der Papst in Gegenwart vieler Personen dem Kaiser den Fuß auf den Nacken setzt, über dem Haupte des Papstes schwebt der Teufel in abschreckender Gestalt. Zur Erklärung wird in der Vorrede gesagt, Papst Alexander III. habe den Kaiser Friedrich I. ‚in grausame Krieg getrieben und mit viel unbilligem Frevel beschwert, denn als dieser herrliche Kaiser dem Bapst um Friedens und gemeiner Ruhe willen zu Fuß gefallen und von ihm eine Absolution begehrte, da hat der Bapst ihm, dem Kaiser, ein Fuß auf den Hals gesetzt, und auf daß er ihn höher schmähet, hat er befohlen, daß man diesen Vers aus dem Psalmen ausrufet: „Auf den Schlangen und Ottern wirst du gehen und treten auf den Löwen und Drachen"'[2]. Die Tragödie sei geschrieben worden, ‚auf daß die Jugend für solcher Tyrannei und Seelenmord bei Zeiten verwarnt würde'[3].

Als Justus Menius am 8. Februar 1539 seine Übersetzung einem Prediger zu Wittenberg übersandte, schickte man sich in Eisenach an, das Spiel vor dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich aufzuführen, der dort auf seiner Reise zu einem nach Frankfurt am Main anberaumten Bundestage der Schmalkaldener eintreffen wollte. Es war zu einer Zeit, in welcher man jeden Augenblick den Ausbruch eines Religionskrieges in Deutschland erwarten konnte[4].

Zwei Jahre später, als die Schmalkaldener ihren Einbruch in das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel planten und Luther gegen den Herzog Heinrich seine Schmähschrift ‚Wider Hans Worst' veröffentlicht hatte[5], ließ Kirchmair ein anderes Drama folgen, ‚Incendia', welches ebenfalls sofort ins Deutsche übersetzt wurde unter dem Titel ‚Der Mordbrandt, ein neue Tragedi, in welcher des Bapsts und seiner Papisten erschreckliche Anschläge und darauf mit der That vollstreckte Handel vermerkt und entdeckt werden'[6]. Der Papst Pammachius und der Satan treten auf, und ersterer klagt diesem: niemand auf Erden nehme sich noch des Papsttums an:

> Brechstu nit Heil, es wer mit mir
> Ganz aus, und ist meins Herzens Wunsch,
> Daß zu mir kumbst, dann all mein Kunst
> Und Ratschlag ist verschwunden schier.

---

[1] Pammachius. Ein lustig Tragedi 2c. Vollständiger Titel bei Goedeke 334, Nr. 13. Über die vier Pammachius-Übersetzungen vergl. W. Scherer in der Zeitschr. für deutsches Altertum 23, 190 fll.

[2] Über diese und dergleichen Papstfabeln vergl. unsere Angaben Bd. 5, 000 fll.

[3] Pammachius, Vorrede iij.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 416 fll.

[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 538 fll.

[6] Ohne Ort 1541.

Satan aber äußert seine Unzufriedenheit über den Papst: er sei nicht mehr, wie früher, wert der dreifachen Krone. Pammachius erwidert:

Ich bin eben derselb als vor
Und nit gebessert um ein Hor,
Und halt dir treulich meine Pflicht.

Als er darüber trauert, er habe durch den Tod des Herzogs Georg von Sachsen, ‚des Holophernes', in Deutschland seinen besten Helfer verloren, erklärt Satan:

Ich kenn den Mann, mein lieber Gesell,
Er ist hinunter in die Hell
Gefaren, da er wonet jetz.

Georg habe aber, berichtet Satan den Zuhörern, in der Hölle ‚einen Bundschuh' anrichten wollen, ‚fromme Mönche', die er dort kennen gelernt habe, unterwiesen, wie sie ihre Ketten zernagen sollten, um dann flüchtig zu werden:

Das Rauchloch hätt der Fürst schon in,
Den ich erwüscht bei einer Schin
Und warf ihn hinter sich verfort,
Mit dreien Ketten ich ihn gort.

In Gegenwart Satans berät der Papst mit seinem Rate Porphyrius, dem Erzbischof Oncogenes — Albrecht von Mainz —, dem Herzog Pyrgopolinikes — Heinrich von Braunschweig — und andern Getreuen, was in Deutschland zur Ausrottung der Ketzer zu thun sei, bittet jedoch zunächst:

Hör, Satan, bleib ein Weil heraus,
Bis daß wir gsungen han durchaus:
Komm Gott Satan, böser Geist.

Satan entfernt sich, und die Verschworenen singen:

Komm, hellischer Geist, unser Gott,
Erfüll uns, deiner Gnaden Rott,
Mit deinem Ratschlag, schaf Gewinn,
Daß uns und dir zur Sachen dien,
Und mach uns Brunst und Gier dazu,
Daß unser Leib han Gemach und Ruh;
Des Herrn Christi Ehre schend,
Des Evangeli Schein verblend
Mit deiner Finsternissen Kraft,
Wie du bisher bist sigenthaft
In aller Welt durchgedrungen,
Das sei dir jetz zu Lob gesungen.

Satan:

Da bin ich schon, was wollt ihr mein?

Pammachius:

Sitz her zu meiner Rechten sein.

Herzog Heinrich macht den Vorschlag, die protestantischen Länder, Sachsen, Thüringen, Meißen, durch gedungene Mordbrenner heimzusuchen. Alles soll auf einen Haufen verbrannt werden,

Städt, Dörfer, Fuhrwerk, Wäld, Getreid,
Geschütz, Geld, gut Vieh, Land und Leut,
Und ob schon etlich durch die Flucht
Entrinnen, hand sie doch nicht Luft,
Sich zu ernähren oder mehren . . .
Dann mag gar leicht ein Haufen sein,
Der die verbrennte Land nehm ein
Und werd ein Herr derselben Stumpf,
Oder ebne vollends die Rumpf.
Dabei mög wir wol schnarken, und
Gehn hie die Ketzer all zu Grund.

Pammachius:

Gebenedeiter lieber Sun,
Deim Gott, der du fürs Bapstumb nun,
Die heilge römische Kirch, desgleich
Vor uns zum Rächer beutst an dich,
Hab Dank dein Herz, das solchen Rath
Für uns und widern Feind da hat
Erfunden . . .
Ich kan nicht unterlassen hie,
Zu küssen dich und meine Händ
Zu legen auf dein Haupt behendt . . .
Jetz neig dein Haupt zum Segen dar . . .

Satan:

Mein Fleiß ich auch hiebei nicht spar.
Sieh, daß die Brenner emsig sein
Mit zünden an, so wil ich drein
Die Wind lan gehn im Luft hinan,
Das Feuer weit umb sich fressen kan.

Pammachius:

Das ist ja eben deines Amts.
Fürwar ich freu mich dieses Mans,
Als ob er kem vom Himmel hrab
Und helf der Kirchen Bschwerden ab.

Der Papst giebt 80000 Gulden für die Besoldung der Mordbrenner; auch die Bischöfe und Mönche sollen beisteuern. Heinrich von Braunschweig wirbt die Mordbrenner an, und das Werk der Zerstörung beginnt. Drei Mordbrenner werden auf frischer That ertappt, vor Philalethes — den Kurfürsten von Sachsen — geführt und bekennen auf der Folter, von wem sie gedungen worden; auch ist

> das die gemeine Sag,
> Es sei etlicher Bischöfe Rattschlag
> Und bepstlicher Heiligkeit,
> Die habn ihr Hülf dazu geleiht.

Am Schluß findet eine vom Kurfürsten berufene Fürstenversammlung statt, und Probus — der kursächsische Kanzler — verkündet das Urteil über Herzog Heinrich; man

> las ihm 's Blut und thu ihn ab
> Der Zahl der Fürsten gan schabab,
> Und richt ihn darnach mit dem Schwert
> Oder dem Feur, wie er's ist werth,
> Und wenn das Leben ist darvon,
> Dann ist allererst sein Lohn,
> Daß man ihn werf in hellisch Flamm
> Für Cerberon in's Teufels Nam,
> Daß er ihn ewiglich zerreiß.
>
> Philalethes:
> Sprecht Amen alle gar mit Fleis[1].

Zwischen ‚Pammachius' und den ‚Mordbrandt' fällt Kirchmairs Drama ‚Mercator' (1540), von welchem schon im folgenden Jahre drei verschiedene Ausgaben einer deutschen Übersetzung vorhanden waren[2]. In dieser ‚schönen nützlichen Tragödie' ‚sollte die apostolische und bäpstliche Lehre' vor Augen gestellt werden, ‚wie viel beide im Streit des Gewissens vermöge und ausrichte,

---

[1] Holstein 123 urteilt über das Stück: ‚Diese Tragödie ist an großartiger Auffassung nicht erreicht worden.' — ‚Der Mordbrandt' steht in Beziehung zu Luthers Schmähschrift ‚Hans Worst'. Der Dichter läßt den Philalethes, den Kurfürsten von Sachsen, von Herzog Heinrich sagen (Bl. D[8]):

> Will er nicht kommen als ein Fürst,
> So kum er hieher wie Hans Wurst.

** E. Schmidt und Bolte in ihrer Ausgabe des ‚Pammachius' sagen abweichend von Holstein über Kirchmairs Incendia, daß diese Fortsetzung des ‚Pammachius' des Verfassers Talent nicht auf der Höhe zeige. ‚Pammachius, Porphyrius, Satan entbehren der früheren Wucht und drastischen Zeichnung. Fürst Philalethes von Sachsen ist ein farbloses Ideal' (Einleitung S. VI).

[2] Goedeke, Grundriß 2, 334, Nr. 19—21. In dem Vorberichte des Dichters an die Leser lautet der Schluß, daß ‚die Bäpstler alle in die Hölle gehen'.

und was es für ein Ende beider halben haben werde'. Ein Kaufmann, tödlich erkrankt, läßt einen Pfarrer kommen und beichtet ihm unter anderem:

Ich stal, ich raubt, ich hurt, brach d' Eh,
Ich mordt, ich wuchert und das meh,
Ich braucht Gift, Lügen und Meineid,
Auf Kirchenraub hätt ich mein Bscheid,
Vater und Mutter ich veracht,
Das hat mich auch oft treulos gmacht.
Den gmeinen Nutz beraubt ich auch,
Mein eigen Gut schlug ich in Rauch . . .
Mein Gwissen kreuzigt mich darumb,
Satan sagt, daß ich in d' Hell kumm;
Drumb drucken mich die Sünd auch schier,
Als hätt ich einen Berg auf mir. . .

Der Pfarrer ist bereit, ihn zu absolvieren, er solle aber erst seine guten Werke aufzählen. Als solche bezeichnet der Kaufmann: Almosen, Kasteiungen, Opfer und Predigthören.

Pfarrer:

Damit man viel verdienen kan,
Ist etwas mehr, so zeigt's auch an,
Was hast du Guts den Kirchen thon?

Kaufmann:

Altar gebaut und zieret schon,
So hab ich auch zween Kelch geschenkt,
Viel Lichter an die Wand gehenkt.

Pfarrer:

Das bringt dich in den Himmel hoch.

Nur müsse er noch eine Wallfahrt machen lassen, dann komme er desto eher zu Gott. Aber der Kranke erklärt, sein Gewissen wolle ‚das nit gestoń', worauf der Pfarrer:

Hörst du dann noch das schandlich Weib?
Glaub mir, sag ich, bei deinem Leib,
Dann dein Seel ist befohlen mir,
Doch muß ich auch hon Geld von dir.

Geld geben, hundert Psalter singen, zweihundert Messen lesen lassen, bringe Erlösung und Heil:

Durch solche Ding käm wol zu Gott
Judas, der ihn verrothen hot,
Auch Nero, und ein jeder Bub,
Sein Seel also gen Himmel hub . . .
Das Himmelreich dir gwißlich würt,
So man viel Gulden bei dir spürt. . .

Das Gewissen, welches dem Kranken noch immer keine Ruhe läßt, wird vom Pfarrer als eine Hexe gescholten und als eine Ketzerin, welche man verbrennen müsse.

Als der Pfarrer von dem Sakramente der Ölung spricht, sagt der Kranke:

So ich beruft auf ein Fechtschul,
Daß mich seh fechten da mein Bul,
So ist das Oel von Nöthen mir,
Daß ich die Glieder damit schmier.

Jetzt aber habe er einen Seelenkampf zu bestehen,

Und nit des Leibs, drum acht ich klein,
Ob du din Schmir behaltst allein.

Während all dieser und anderer Wechselreden treibt der Satan, der auf der Bühne anwesend, unflätiges Spiel und will sich vom Pfarrer nicht bannen lassen. Letzterer entfernt sich, während der Kranke ihm nachruft:

Geh hin, daß du ein Schienbein brechst
Un morn auch in der Hölle zechst [1].

Der Kranke verzweifelt, aber Christus schickt den hl. Paulus zur Erde, und dieser giebt in Begleitung des Kosmas dem Kranken einen Purgierungstrank ein:

Paulus:

Kosma, greif du das Becken an,
Ich will ihm 's Haupt in Händen han.

Kaufmann:

Moor.

Paulus:

Kotz nur frischlichen her . . .
Ich sieh, er kotzt in einem Schwank
Wallfahrt, Allmußen, Fasten, langk
Gebet und viel viel Abloßbrief,
Wer solt meyn, daß ein Tranck solch schüf?

Kaufmann:

O wer mein Hals noch weiter als . . .

Paulus:

Zween Finger im Hals.

Kosmas:

Laß sehen, was ist doch das?
Da seind viel groß Kerzen on Maß,

---

[1] Die schnöden Reden, die Kirchmair dem Pfarrer in den Mund legt, sind nach Holstein 210 ‚das papistische Gesetz, das fromm mache und in den Himmel führe‘.

Bullen, Meßgewand, ganze Kelch,
Ganz Altar, zween Doppelschuch, welch
Er ihm auch vor hat machen lon,
Darin er sein Wallfart hat thon.

Paulus:

Mich wundert, was du doch sein kannst
Für ein Mensch, wollstu mit dem Wanst
In Himmel kummen?

Paulus belehrt den Kranken, er solle nur an Christus glauben, so sei er ‚schon von Sünden rein'. In einer Szene des fünften Aktes erscheint Christus selbst und spricht:

Der Satan hat was groß herbacht,
Da er das Bapstthumb hat gemacht,
Und das sein Geschäften fürgesetzt,
Dann sunst nichts meh mein Reich verletzt ...
Wenig seind der, die mein Tod tröst,
Jeder will sein vom Bapst herlöst,
Der ist des Teufels treuer Knecht,
Lugt, wie er ihm vil Seeln zubrecht [1].

Nach dem Vorbilde Kirchmairs ließ Johannes Chryseus aus Allendorf in Hessen im Jahre 1545 zu Wittenberg seinen ‚Hofteufel' erscheinen: ‚das sechste Kapitel Danielis, den Gottesfürchtigen zu Trost, den Gottlosen zur Warnung, spielweis gestellt und in Reime verfaßt' [2].

Und ist der Titl darumb worden genannt
Hofteufel, dieweil hie wird erkannt
Auß Daniel, was Macht und Kraft
Der Teufel zuweilen zu Hof auch hat.

In der Widmung des Stückes an die Herzoge Johann Friedrich und Johann Wilhelm zu Sachsen, die Söhne des Kurfürsten Johann Friedrich, eifert der Verfasser gegen ‚die boshaften, grimmigen und wütenden Papisten',

[1] ** E. Schmidt und Bolte urteilen über die Komödie Mercator in ihrer Ausgabe des ‚Pammachius' (Einleitung S. VI) also: ‚Wie der Pfarrer am Bett des todkranken Sünders von Conscientia unterbrochen und vom Teufel angefarzt wird, bis er mit seiner ohnmächtigen Apotheke das Feld räumt, wie in den Szenen 3, 4 Paulus, der Gnadenlehrer, und Kosmas, der Himmelsarzt, den geschwollenen Kaufmann untersuchen und der Patient dank einer kräftigen Purganz alle Kirchenspenden, Messen, Abläße u. s. w. ausspeit, das sind im „aristophanischen Jahrhundert" der deutschen Litteratur komische Prachtleistungen!'

[2] Über die verschiedenen Ausgaben vergl. Goedeke, Grundriß 2, 361, Nr. 149. Der Hofteufel, sagt Holstein 100, ‚gehört zu den bedeutendsten Dramen der Reformationszeit: er wurde der Begründer der gesamten Teufelslitteratur des sechzehnten Jahrhunderts'. Vergl. Holstein in der Zeitschr. für deutsche Philologie 18, 437.

durch deren ‚verzweifelte, blutdürstige Anschläge, Finanz und heimliche böse tückische Praktiken' der Teufel es zuwege gebracht habe, daß der Kurfürst Johann Friedrich mit seinen Bundesgenossen ‚gleichsam schon vor der Löwen Rachen geworfen' war. Wie Kirchmairs ‚Mordbrandt', so ist auch dieses Stück vorzugsweise gegen Albrecht von Mainz und Heinrich von Braunschweig gerichtet, die ‚feinen, ganz willigen Leute' des ‚Hofteufels'. Dieser, in Gestalt eines Mönches auftretend, sagt von ihnen:

Und hab an ihn ein recht Gesind,
Mit Boßhait seinds schier über mich,
Alln Fleiß will auch ankeren ich,
Daß sie mir ja nicht solln entgan,
Sonder immer bleibn auf meiner Pan.
Beelzebub wirds hören gern,
Daß ich ihm solch gewaltig Herrn
Behalt in seinem Willn und Reich,
Dadurch auch wiederum zugleich
Pamachium restituir.
Mit ihm was es geschehen schier,
Sein Boßhait war zu offenbar,
Darum ich mich vertröst fürwar,
Dieweil Beelzebub zu Lohn
Pamachio hat gebn drey Kron,
Er werd mein Fleiß noch auch bedenken,
Wo nicht zwo, drei, doch eine schenken [1].

Ju Fr. 285

‚Den lieben Kindern zu Gefallen, welche von des Papstes Sachen und Lehren nichts wissen', veröffentlichte in demselben Jahre 1545 ‚ein frommer Teutscher' einen ‚Radtschlag des allerheiligsten Vaters Bapst Pauli des Dritten, mit dem Collegio Cardinalium gehalten, wie das angesetzte Concilium zu Trient fürzunehmen sei'. Es wurden darin ‚Gesänge und Kollekten nach altem papistischen Gebrauch eingeführt' zum ‚Spiel und Gespötte auf den Papst und sein Gesinde, daß man seine Gaukelei für keinen Gottesdienst halte'. Ein dem Titel beigegebener Holzschnitt stellt den Papst und die Kardinäle in feierlicher Versammlung dar, über ihren Häuptern schweben drei gräßliche Teufelsgestalten. Der erste Akt beginnt mit einem ‚Amt in lateinischer Sprache, wobei die Noten zum Teil auch befindlich sind, und das Amt eingerichtet ist wie im Ceremoniali Romano'. Dann begeben sich Papst und Kardinäle ins Konsistorium; ersterer erteilt den Segen, und der Senior der letzteren verspricht dem ‚irdischen Gotte', man wolle nicht um ein Härlein breit Seiner

[1] Über das in den Schauspielen häufige Auftreten des Teufels im Mönchsgewand vergl. G. Ellinger in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgeschichte ꝛc. Neue Folge 1, 174 fll.

Heiligkeit widerstehen. Der Kanzler erzählt dann, daß zum Schaden der ganzen Christenheit seit zwanzig Jahren eine wüste seltsame Lehre eingeführt worden sei durch den verlaufenen Böſewicht und Apostaten Luther, den der Teufel, wenn er wolle, bald holen müsse. Noch neuerdings wieder habe dieser verzweifelte Bube und Böſewicht zum Hohn und Spott auf das vom Papste angesetzte Konzil eine ungeheure Lasterschrift (nämlich ‚Das Papsttum vom Teufel gestiftet‘) ausgehen lassen. Der Papst trägt vor, man müsse noch, bevor das Konzil angehe, darüber ratschlagen:

> Wie wir doch angreifen die Sach,
> Daß wir seiner los würden, Ach, Ach.

Es wird dann darüber verhandelt, ob man dem Luther die Schmähschrift unverantwortet lassen oder sie widerlegen, oder ob man bis zum Konzil stillschweigen und dann flugs prozedieren solle. Einer der Kardinäle meint, man solle stilleschweigen, sonst werde man ihn noch in seiner Bosheit stärken:

> Er bleib dort in der Ketzergruben,
> Er ist im Seuland Germani,
> Wir im gelobten Itali,
> Wir gewinnen doch nichts an ihm.

Ein zweiter will mit Gewalt an die Häretiker und sie ins Feuer schicken:

> Mer weiß ich zu reden nicht,
> Nur todtgeschlagen die Böſewicht.

Ein anderer dagegen sagt:

> Wir Pfaffen sind nie gut gewest,
> Ein Reformaz wer uns wols best.

Die Kardinäle geraten in heftigen Streit widereinander, bis der Papst befiehlt, daß vier Kardinäle mit dem Kanzler sich beim hl. Petrus Rats erholen sollen. Er will die Gesandten aber vorher ‚aussegnen wie die Pilgrime‘, zieht mit ihnen in die Peterskirche, und ‚die Formel der Aussegnung wird mit lateinischen Versikuln, Gebeten und Kollekten, auch beigefügten Singnoten ordentlich beigebracht‘.

So wurde in demselben Stücke zweimal der katholische Kultus auf öffentlicher Bühne verhöhnt.

Der folgende Akt behandelt die Reise der Gesandten zum hl. Petrus. Vor der Himmelsthür treffen sie Papst Julius II., der mit seinen drei Nachfolgern dort vergebens auf Einlaß wartet und sich über den stolzen Thorwärter, den ‚Peterskopf‘, beklagt. Der Kanzler klopft an, und als Petrus ihm nicht öffnet, sagt er:

Wolan ich klopf noch einmal an,
Er mag vielleicht Nächten gezecht han.
Leit itzt und schlefet auf der Bank,
Dieweil er ausbleibt so lang.

Erst nachdem er zum drittenmal angeklopft, antwortet Petrus:

Christus wollt nicht,
Daß ich euch sollt
Antworten oder aufmachen
Sobald um euer Sch . . . sachen.
Pfui, das ganze himmlische Heer
Lobte und preisete Gott sehr
Mit schöner Musica und Gesang,
So kommt ihr her mit euerm Stank,
Mit euerm Greuel und Unflat,
Der solches alles verhindert hat. . .

In einer langen Rede bedient sich Petrus einer Fülle der gröbsten Schimpfworte: alle in Rom seien ‚Schelme und Bösewicht, Diebe, Mörder und Verräter, Tockenspieler, Glockenschmierer‘, kurz mit allen Lastern und Verbrechen behaftet.

Auch der Erzengel Gabriel erscheint und giebt den Bescheid:

So sagt der Herre Sebaoth,
Ich kenn dich nicht, du gotlos Rott . . .
Euer Concilium ist Kot
Und anders nichts denn nur Unflat. . .

Das sollten sie ihrem ‚Antichrist‘ sagen, für den er ihnen auch einen Brief mitgab.

Im dritten Akte statten die Gesandten vor dem Papst und den Kardinälen einen Bericht von ihrer Reise ab und überreichen den Brief dem Papste, der ihn liest, voll Zorn zerreißt und nach dem Teufel ruft. Derselbe kommt und hält eine lange Rede, deren Schluß lautet:

Wolan, halt euch min treue Knecht,
Es kommt die Zeit, ich lohn euch recht.
Damit Ade alle zugleich,
Meinen Gestank den las ich euch,

worauf der Papst ausruft:

Pfui, pfui, o sancta Maria,
O heilige Genovefa,
Alle Heiligen bitt Gott für uns,
Pfui, pfui, wie gar ein böser Dunst,
Pfui tausend Teufel wie stinkt das!

‚Darauf sind die Cardinel und Bapst einer hie, der andere dort hinausgelaufen.‘

Mit der Absingung des Lutherliedes:

> Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
> Und steur des Papsts und Türken Mord...

endete dieses ‚den lieben Kindern zu Gefallen‘ verfaßte Spiel [1].

Dasselbe gab dem eifrigen protestantischen Tendenzdramatiker Joachim Greff im Jahre 1546 Veranlassung, auch seinerseits ‚den Götzendienst‘ der ‚Bepstler‘ auf die Bühne zu bringen [2]. Greff, dem Wittenberger Kreise angehörig, seit dem Jahre 1541 Schulmeister in Dessau, verfaßte eine ganze Anzahl biblischer Stücke mit polemischer Richtung gegen das Papsttum [3]. Er war mit der Welt sehr unzufrieden, wie die Gemeinde zu Dessau mit ihm unzufrieden war. ‚Ich will Euer Gnaden nicht bergen‘, schrieb über ihn einer der Dessauer Prediger an den Fürsten Georg von Anhalt, ‚daß fast die ganze Gemeinde auf den Schulmeister klaget, wie er ihre Kinder, so ihm zu treuer Unterweisung befohlen, so jämmerlichen versäumt; und wie ich höre, sie müssen ihre Kinder von Dessau anderswohin schicken mit ihrem großen Schaden, die armen Leute; sie gedenken auch Ew. Gnaden einträchtig bittlich anzufallen, um einen andern Schulmeister zu verschaffen, weil dieser so hartsinnig und eigenköpfig ist.‘ [4] Greff dagegen klagte schon früher: alles gute Regiment liege danieder; man achte keiner Kunst mehr, keiner Zucht, Ehre und Gottesfurcht; die Kinder würden zur Büberei angehalten:

---

[1] Auszüge bei Riederer, Nachrichten 2, 239—248. 353—372. ‚Ich würde Wittenberg‘, sagt Riederer 240, ‚für den Druckort dieser Komödie halten, ‚wenn auch die Ähnlichkeit mit den bei Georg Rhau daselbst gedruckten Schriften nicht so groß wäre, als sie wirklich ist. Ohne Vorwissen Lutheri ist sie wol auch nicht zum Vorschein gekommen.‘ Goedeke, Grundriß 2, 333, Nr. 12, verzeichnet zwei Ausgaben des Spiels.

[2] Holstein 144; vergl. 228.

[3] Wilhelm Scherer, Deutsche Studien 241, urteilt über ihn: ‚Sein dichterisches Vermögen ist gering. Die Motive, die er beachtet und ausführt, sind nebensächlicher Natur. Die protestantische Begeisterung, die ihn beseelt, wird nicht erfinderisch (in seinem ‚Abraham‘ und in seiner ‚Judith‘ wird seine ‚Phantasie am meisten angeregt, wo es sich um Bewirtung, um Essen und Trinken handelt‘, S. 233). Seine breite Redseligkeit macht ihn oft unerträglich. Kurz, er ist für die Litteraturgeschichte eher eine Unbequemlichkeit als eine Freude.‘ Zu Scherers Aufsatz vergl. H. Holstein im Archiv für Litteraturgesch. 10, 154—168. ‚Wenn auch alle‘, sagt der Verfasser, ‚Scherer darin beistimmen werden, daß Greff für die Litteraturgeschichte eher eine Unbequemlichkeit als eine Freude ist, so gehört er doch zu den hervorragendsten Vertretern des Dramas des sechzehnten Jahrhunderts und verdient um so mehr Beachtung, als er demjenigen Kreise angehört, welcher sich um die großen Männer der deutschen Reformation bildete.‘

[4] Holstein 144—145.

Saufen und fressen ist unser Kunst,
Fluchen, schelten und dergleich,
Das lernet itzt beid arm und reich,
Das lern wir unser Kinder eben,
Nu wi denn so bei solchem Leben
Forthin gut Regiment besteh,
Das will ich mechtig gerne seh [1].

Bemerkenswert ist, mit welcher Anerkennung er über die geistlichen Spiele des Mittelalters und deren Zweck sich äußert: ‚Mit den Passionsspielen haben unsere Vorfahren uns zur Andacht und Frömmigkeit reizen wollen, und mit dem St. Dorotheenspiel haben sie uns angezeigt, wie wir uns durch keinerlei Weise von Gott oder von seinem Wort und seiner Liebe weder durch Verfolgung noch durch Trübsal sollten abwenden lassen, gleichwie die heilige Dorothea gethan, die ihren Leib und Leben lieber um Christi und seines Wortes willen hat verlieren wollen, als der Abgötterei dienen und von Gott abfallen. Solches Spiel ist auch von des hl. Johannis Enthauptung und vielen andern mehr gewesen, wie jedermann das weiß, denn ich sagen kann.‘ ‚Bei der gänzlichen Verachtung‘, welche in seiner Zeit den Künsten zu teil werde, ‚liege doch noch ein kleines Fünklein davon in der Schule glimmend unter der Asche mit großer Mühe und Arbeit verscharrt und werde behalten‘. Durch die Aufführung guter Komödien solle man die Jugend zu größerer Beredsamkeit, zu Tapferkeit und Geschicklichkeit anleiten; ‚insonderheit sollten solche Spiele, die rechtschaffen, züchtig, ehrlich und christlich sind, öfter als es geschieht, aufgeführt werden, dann würde manche Gotteslästerung, mancher Totschlag, Saufen, Fressen und vieles Übles unterbleiben‘ [2]. Zu solchen ‚rechtschaffenen, züchtigen, ehrlichen und christlichen Spielen‘ rechnete er offenbar auch Kirchmairs von ihm belobtes ‚Schönes Spiel vom Papsttum‘ [3] und den ‚Radtschlag‘ des Papstes Paul III., sowie seine eigenen Dramen, die ‚Judith‘, in welcher er der ‚papistischen Tyrannei‘ denselben Untergang wünschte, den der gottlose Holofernes durch Judith gefunden habe [4], und die ‚Schöne neue Aktion auf das achtzehnte und neunzehnte Kapitel des Evangelisten Lucä‘. Hier gab er die Anweisung: Die Wechsler, welche Christus aus dem Tempel treibt, seien das Papsttum und seien demnach als ‚Curtisanen, Antoni Pfaffen, St. Valtins Boten, Münch und Nonnen darzustellen; oder man könne auch das ganze geistliche Geschwirre, Papst, Kardinäle, Bischöfe mit allem beschornem Hofgesinde an die Stelle der Verkäufer und Wechsler setzen, da dann der eine einen Sprengkessel, der andere ein Rauchfaß, der dritte etwas anderes in Händen haben soll, alles solch Instrument, wie es zu ihrem Handwerk, zu ihrem Papsttum und Götzendienst dient und gehört‘ [5].

---

[1] Holstein 46. [2] Holstein 49—50. [3] Holstein 139.
[4] Holstein 104. [5] Scherer, Studien 239. Holstein 143—144; vergl. 228.

Alle möglichen biblischen Stoffe wurden zu polemischen Angriffen benutzt. Der Hamburger Heinrich Knaust sagte in der Widmung seiner im Jahre 1539 zu Wittenberg erschienenen ‚Tragödi von Verordnung der Stände oder Regiment, und wie Kain Abel, seinen Bruder, göttlicher Ordnung halben, erschlagen und ermord hat', er beabsichtige, die Lehre von der Ordnung der beiden vornehmsten Stände auf Erden, so Gott gestiftet habe, vor die Augen zu malen: Kain gebe das Bild der wüsten und greulichen Leute, wie im Papsttum und neulich bei den Bauern und Wiedertäufern gesehen worden [1]. In Johann Baumgarts Komödie ‚Das Gericht Salomonis' macht der Teufel sich lustig über Weihwasser und geweihtes Salz, das er mit ‚Flegelsmark, Muckenschmer und Wagentheer' vergleicht, und über ‚des Papstes Segen und Kirche' [2]. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig konnte nicht umhin, in seiner ‚Tragica Comödia von der Susanna' vor den an seinem Hofe versammelten hohen Herrschaften die päpstliche ‚Abgötterei' zu brandmarken. Der Clown des Stücks erzählt dem Vater Susannas, Helkia, er habe aus einer Kirche einen ‚hölzernen Gott' gestohlen und wolle denselben ‚anbeten'; denn ‚der heilige Mann zu Rom, der Papst', habe ‚befohlen', daß man nicht allein Gott, sondern auch Menschen, die Mutter Gottes, den hl. Paulus und andere Heiligen ‚anbeten' solle. Helkia ermahnt, man müsse Gott allein anbeten. ‚Hältst du den Papst nun höher als Gott selber? Bleibe du bei dem, was ich dir gesagt, und laß des Papstes Lehre, welche des Teufels Lehre ist, fahren.' [3] In einem Spiel des Rostocker Studenten Christoph Brockhagen ‚Von den klugen und thörichten Jungfrauen' ist ‚die Heldin des Stückes, das Haupt der thörichten Jungfrauen, Babylonia, die römische Kirche, das Papsttum; ihr Liebhaber, der allerchristlichste König, sendet ihr das Haupt eines ermordeten feindlichen Fürsten; Deutschland schwimmt in Blut, Frankreich liegt ertränkt, und alle diese Opfer fallen nur für Babylonia' [4]. Der Prediger Christoph Lasius eiferte sogar in einem Weihnachtsspiel gegen ‚des Papstes Geplemper':

> Papst sei der Antichrist auf Erd,
> Das sagen wir ohn alle Schew,
> Hoffen nicht, daß es uns gerew,
> Wen's schon der Teufel selber wer,
> Es lebet ja der rechte Herr [5].

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 392. Holstein 80—81. [2] Baumgart, Akt 5, Szene 7.

[3] Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius 21—22. Hans Ackermann wollte in seinem ‚Geistlichen Spiel von Tobias' (1539) den Ehestand als von Gott geordnet preisen gegenüber dem Papsttum, das ‚dem Teufel zu Ehren und ihm zu Nutz bisher mit mancherley Lügenden den unehlichen geistlichen Stand gepreiset und bis an den Himmel hat erhoben'. Ackermanns Dramen, Einleitung 2.

[4] Holstein 142.

[5] ** J. Bolte, Ein Spandauer Weihnachtsspiel (1549) S. 112—113.

Heftiger ging es gegen die Katholiken los in der ‚Schönen und neuen lustigen Aktion‘, welche Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber und Organist zu Trebbin, ‚von dem Anfang und Ende der Welt, darin die ganze Historia unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi begriffen‘, im Jahre 1580 herausgab[1].

Die ersten drei Akte behandeln in stark 1900 Versen den Sündenfall der Engel und der Menschen, die Geburt, das Lehramt, den Tod und die Auferstehung Christi. Dann folgen in beinahe 1140 Versen die zwei letzten Akte, deren Inhalt der Prolog mit den Worten ankündigte: Christus habe seinen Jüngern befohlen, das göttliche Wort zu predigen, aber ‚der Antichrist‘ habe durch Lügen und Trug des Teufels dieses Wort verkehrt, bis Luther, vom Heiligen Geiste getrieben, die reine Lehre wieder an den Tag gebracht habe. Der Papst tobe dawider, aber sein Morden, Brennen und Hängen sei umsonst, Gott erhalte sein Wort, der fromme Christ erwerbe die ewige Krone,

Wie euch hierin wird fürgetragen.
Seid still! ich hab noch mer zu sagen,
Hie werdet ihr aufs kürzste sehen,
Wie Gottes Gerichte soll angen.

Luzifer sendet seine Jünger aus, um alle Welt zu verführen. Zwei Stiftsherren besprechen sich über den neu erstandenen Ketzer Martin Luther, den aber der Papst wohl bezwingen werde. Der Teufel Rapax ‚macht den Sack auf‘ und fängt an zu schreien, ein anderer Teufel verweist ihn zur Ruhe: er könne seinen ‚Kram sparen‘:

Bei diesen Leuten darfstus nicht,
Ihr Thun ist all dahin gericht,
Daß sie nur in die Helle laufen,
Gehören schon zu unserm Haufen.

Zu den Stiftsherren gesellt sich Christophorus, ein Anhänger der neuen Lehre; er freut sich, daß er das wahre göttliche Wort gefunden habe, und läßt seine zwei Kinder das Lutherlied singen:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord.

Die Stiftsherren suchen ihn auf ihre Seite zu ziehen, der Mönch Franziskus verspricht ihm eine einträgliche Küsterei; aber er weist sie ab, nennt sie Schelme und Bösewichter und wünscht ihnen in Teufels Namen die Hölle und läßt dann die Kinder,

Dem leidigen Papst zu Hohn und Spott,
Der sich hat selbst gemacht zum Gott,

von neuem das ganze Lutherlied mit den späteren Zusätzen: ‚Ihr Anschläg, Herr, zu nichte mach‘, anstimmen. Auch die Teufel machen sich, nachdem ihre

[1] Goedeke, Grundriß 2, 368. Neudruck bei Tittmann, Schauspiele 2, 1—120.

‚drei Knechte‘ nichts ausgerichtet haben, vergebens an Christophorus heran: die Erzengel Raphael und Gabriel setzen diesem die Krone auf, und mit dem Chorgesang ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ schließt der Akt. Im fünften Akte erscheint Christus mit seinen himmlischen Heerscharen zum Gerichte. Die Apostel Paulus und Petrus klagen den Papst an, der mit seiner ganzen Rotte den Heiland verachtet und wider besseres Wissen alle Welt betrogen, die Sakramente verfälscht, die Ehe verboten und allerlei Schande getrieben habe. Christophorus weiß noch weitere Laster zu melden:

> . . . Um Geld man Sünd vergeben tet,
> So einer noch im Willen het.
> Das klage ich nun, Herr Christe, dir
> Ueber des Bapsts Gesellen hier.

Christus spricht dann das Urteil über die Anhänger des Papstes, die Stiftsherren und den Mönch:

> Ins Teufels Reich gehöret ihr,
> Da hilft nun gar kein Bitten für . . .
> Schweigt still, ich hab euch nie erkant,
> Ihr habt geleret Menschentand
> Und viel Abgötterei auf Erden
> Getrieben und wolt dadurch werden
> Selig, und nie geglaubt an mich,
> Ihr seid verdammet ewiglich . . .
> Ihr Teufel, nemt sie alle hin,
> Seind euer Beut und ganz Gewin.

‚Da schleppen die Teufel einen nach dem andern hin zur Hellen, die immer ach und weh schreien, heulen und weinen.‘ Christophorus und die Gebenedeiten gehen ins ewige Leben ein [1].

Sieben Jahre früher hatte Philipp Agricola von Eisleben ‚zu Ehren des regierenden Bürgermeisters der Stadt Berlin‘ eine ‚gar schöne christliche und liebliche Komödie von dem letzten Tag des jüngsten Gerichtes‘ herausgegeben, in welcher es dem Papste nicht besser erging. Sobald der Engel in die Posaune stößt, ‚fallen‘, schrieb der Dichter vor, ‚alle Menschen in der Komödie nieder, als ob sie tot wären, und die hinter dem Tische sterben; die Teufel aus der Hölle kommen mit großem Geschrei und holen sie in die Hölle und setzen sich dann selbst zu Tische‘. Nachdem darauf die Gerechten erweckt worden, folgt als Hauptszene die Verdammung des Papstes zur Hölle [2].

---

[1] Holstein 78—79 rühmt diese ‚Schöne, lustige neue Aktion‘ als ‚eines der ausgezeichnetsten Spiele des ganzen Jahrhunderts‘; ‚es ist ein echt protestantisches Spiel, das gewiß zur Erbauung einer großen Menge beitrug‘.

[2] Genée 194—195. ‚Es ist ein phantastisches und kunstloses Gemisch von Engels- und Teufelsszenen.‘ ‚Einmal erscheint sogar das türkische Heer und wird von den

Als besondere Gelegenheit, die protestantische Jugend gegen das Papsttum aufzubringen, wurde im Jahre 1617 die Säkularfeier des Luthertums benutzt. Heinrich Kielmann, Konrektor am Gymnasium zu Stettin, verfaßte damals ‚Gott zu Ehren und männiglich zum Nutz' eine ‚lustige Komödie: Tetzelocramia, von Johann Tetzels Ablaßkram', welche von der Schuljugend aufgeführt wurde und mehrere Auflagen erlebte[1]. Im ersten Akte klagt die Religion, daß ihre Ehre in allen Landen untergehe: von ihren drei Kindern sei Gnathaster ein Hofmeister am päpstlichen Hofe geworden, ihre Tochter Hypocrisis sei in die Klöster unter Mönche und Nonnen geraten und gehe mit Huren und Buben um, ihre Tochter Veritas, der sie die Bibel geschenkt habe, werde allenthalben verspottet und verlacht. Veritas aber tröstet die Mutter: ihr sei ein Mann in Engelsgestalt erschienen, habe ihr einen Schild und ein Schwert überreicht und sie zur fleißigen Lesung der Heiligen Schrift ermahnt. Die Mutter fordert die Tochter auf, in die Wüste zu gehen, da die Welt des Teufels Sohn sei:

Sich da ein Münch, ein seltsam Thier,
Stehn mir die Haar gen Berg doch schier,
Kom laß uns gehn, kom laß uns laufen,
Oder er wirft uns gar über'n Haufen.

Ein ‚Hof- oder Kirchenteufel' in Mönchsgestalt berichtet, wie er durch seinen Sohn, den Papst, alle Laster und Verbrechen in Schwang bringe:

Wil jemand dem entgegen sein,
Nicht leben nach dem Willen mein,
In Hurerei und Sodomey,
In Schinderei, in Simonei,
In altem Wahn und Triegerei,
Thu ich ihm an alle Herzen-Plag.

Auf Betreiben des Hofteufels wird Tetzel nach Deutschland geschickt; zunächst aber werden die Zuschauer nach Rom geführt, wo der Papst, auf einem Stuhl getragen, ‚mit seinen Kardinälen, Bischöfen, Mönchen, Sakraments-

---

Christen mit Hülfe des Engels Gabriel vernichtet' u. s. w. Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 393, Nr. 329.

[1] Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 395, Nr. 347. In einem lateinischen Vorspruch an den Leser beteuert der Verfasser:

Nec fictis tamen hic notare Papam,
Sed veris, velut acta sunt, libebat.

G. Ellinger macht in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgesch. von Koch und Geiger, Neue Folge 1, 176—177, darauf aufmerksam, daß Kielmann in den Partien, wo er den ‚Hofteufel' auftreten läßt, das gleichnamige Stück von Chryseus (vergl. oben S. 348) wörtlich ausgeschrieben habe.

Häuslein, Weihwasser' erscheint und eine Motette anstimmt. Tetzel erhält auf seine Bitte den Auftrag, in Deutschland Ablaßbriefe zu verkaufen, und der Hofteufel ladet ihn ein:

> Mein Tetzel, mein getreuer Bruder,
> Wolln wir nicht jetzo gehn zum Luder?
> Auf solchen Bissen gehört ein Trunk gut,
> Hab auch die Curtisan in Hut,

worauf Tetzel erwidert:

> Ja wol, wir wolln uns beid erquicken,
> Weil es uns thut so wol gelücken.

Der Papst erteilt dann einem Fürsten, der ihn als ,allerheiligsten Vater und Gott' begrüßt, gegen Erlegung von zweitausend Kronen die Erlaubnis, seine leibliche Schwester zur Frau zu nehmen, und bricht gegen die Träger, welche ihn vom Stuhle fallen lassen, in die Worte aus:

> Ihr erzverzweifelten Bösewicht,
> Potz Wunder, Potz was hie geschicht,
> Seid ihr denn toll oder seid ihr trunken,
> Ihr gottlos verzweifelt Hallunken...

,Darauf kommen die Kinder in weißen Hemden auf den Platz gelaufen und fangen mit laut an zu lachen'; dann tanzen sie und singen das bekannte protestantische Spottlied:

> Der Papst hat sich zu Tod gefalln
> Von einem hohen Stuhle...

und feiern dagegen Luther, welcher den rechten Schlüssel gefunden und ,dem Teufel und dem Papste sein Reich zerstört' habe.

Nach solchen Vorgängen tritt Veritas auf und wundert sich,

> daß die Erd und Felsensklüften
> Nicht sein zersprungen, auch in den Lüften
> Die Vögel nicht vergiftet sein
> Von solcher Lehr und Teufels Venin,
> Welch das verblendt, verderbtes Kind,
> Das man jetzo zu Rome find,
> Ließ ausgießen: weit übertrifft
> Solch Lästerung die Hellengift,
> Der Teufel konnt es nicht ärger spinn
> Und es mit aller Witz aussinn...
> Nun kommt das Gschrei in Teutschland an,
> Daß kommen soll ein verlogner Mann,
> Tetzel mit seinen Bullen und Lügn,
> Die Leut umb das Geld zu betriegn.

Der Verfasser läßt dann eine von ihm verfälschte Bulle Leos X. durch Tetzel verlesen, worin diesem der Papst unter anderem die Vollmacht erteilt,

nicht allein von den bereuten und gebeichteten, sondern sogar auch ‚von den nicht bereuten und nicht gebeichteten Sünden‘ loszusprechen und die Pforten der Hölle zu schließen[1]. Man müsse, sagt Tetzel, nur Geld geben:

> Ja, lieben Leut, das sag ich frei,
> Daß nirgend so groß Sünde sei,
> Die ich nicht könnt vergeben geschwind,
> Wenn sich einer nur zum Kasten find ...
> Wenn einen auch die größte Sünd thet kränken,
> Die man nur immer könnt erdenken,
> So könnt er sie loskaufen bald,
> Also auch fern und der Gestalt,
> Wenn er die Mutter Gotts gleich hett
> Böslich geschwängert in dem Bett ...
> Du kannst die ewig Gnad erwerben,
> Wenn du nur solchn Brief thust ererben,
> Ohn einige Buß, ohn Leid, ohn Reu,
> Das sag ich dir bei meiner Treu.

In Wahrheit lehrte Tetzel anders. Gott ‚macht uns nicht selig‘, sagte er, ‚durch die Werke der Gerechtigkeit, die wir vollbracht haben, sondern durch seine heilige Barmherzigkeit‘. ‚Im heiligen Konzilium zu Costnitz ist aufs neue beschlossen worden: wer Ablaß verdienen will, der muß außer der Reue nach Ordnung der heiligen Kirche gebeichtet haben, oder sich vorsetzen, es noch zu thun. Solches bringen auch mit alle päpstlichen Ablaßbullen und Briefe.‘ ‚Denn die Ablaß verdienen, sind in wahrhaftiger Reue und Gottesliebe, die sie nicht faul und träge lassen bleiben, sondern sie entzünden, Gott zu dienen und zu thun große Werke ihm zu Ehren. Denn es ist am Tage, daß christliche, gottesfürchtige und fromme Leute und nicht lose faule Menschen mit großer Begier Ablaß verdienen.‘ Und wiederum: ‚Denn aller Ablaß wird erstlich gegeben von wegen der Ehre Gottes. Derhalben, wer ein Almosen giebt um Ablaß willen, der giebt es vornehmlich um Gottes willen, angesehen, daß keiner Ablaß verdient, er sei denn in wahrhaftiger Reue und in der Liebe Gottes, und wer aus Liebe Gottes gute Werke thut, der ordnet sie zu Gott in seinem Leben.‘[2]

So Tetzel, den Kielmann als ‚verzweifelten Bösewicht‘ und ‚verlaufenen Buben‘ behandelt. Als Veritas ihn mit der Bibel zurechtweisen will, fährt Tetzel sie an:

---

[1] ‚a peccatis contritis, confessis et oblitis, ut etiam a non contritis et non confessis . . . item claudere portas Inferni et aperire januas Paradisi‘. Akt 3, Szene 4. ** Das für den Zweck der Komödie verfaßte Schriftstück wurde von späteren Schriftstellern als geschichtliche Urkunde verwertet, s. Paulus, Joh. Tetzel (Mainz 1899) 23, Anm. 2.

[2] Vergl. meine Schrift ‚An meine Kritiker‘ (Neue Auflage. Freiburg 1891) 73 fll.

Was sagst du monstrum hominis?
Halts Maul, oder ich treff dich gewiß . . .
Was mit der Babel, Bubel, Bibel,
Daß dich besteh das fallend Uebel.

Er läßt Veritas wie eine vom Teufel Besessene verstricken und zu Boden werfen; ein herbeigeholter Exorzist soll ihr den Teufel austreiben[1]. Dann wird sie zur Inquisition geschleppt und Tezel versichert:

Ich will sie wol zu Rechte bringen,
Will sie lassen über die Klinge springen,
Oder will sie lassen zu Aschen brenn,
Sie soll mich dann erst lernen kenn,
Daß ich ein Inquisitor bin,
Ich bin so toll in meinem Sinn.

Zur Abkühlung geht er zu einem ‚freien Schmauß' in ein Kloster, auf Einladung des Exorzisten:

Frölich wolln wir uns da machen,
Und lachen über diesen Sachen,
Hernach ihr weiter Markt sollt halten,
Seid nur zufrieden und laßt Gott walten.

In einer der folgenden Szenen wird Tezel, der einem Junker und dessen Leuten um zehn Kronen einen Ablaß für künftig zu begehende Sünden verkauft hat, von diesen im voraus Losgesprochenen durchgeprügelt.

Junker:

Schlagt tapfer zu, thut ihn wol zausen,
Wir wolln ihm tapfer die Kolbe lausen,
Die Sünd ist euch vergeben gar,
Wenn ihr ihm schon laßt nicht ein Haar.

Tezel:

O Bann, o Ceter, o Mordio,
Ihr Schelm, warum schlagt ihr mich so?

Die Leute des Junkers wollen ihm noch das Geld abnehmen, ‚den Hudeler noch besser abschmieren' und ‚beide Backen noch voll hofieren', aber der Junker mahnt ab:

Laßt sein, der zarte Mann möcht sterben,
Wir haben gnug sein Fell thun gerben.

Im letzten Akte erscheinen die Erzengel Michael und Gabriel. Veritas wird befreit und Beelzebub herbeigerufen, um Tezel mit zwei seiner Gesellen

[1] Unter anderem mit folgendem Latein: . . adhuc exorciso te in nomine Patria Filia et Spiritua Sancta, sancta Maria. Akt 3, Szene 7.

vor Gericht zu stellen. Beelzebub verspricht denselben, er wolle sie schonen, wenn sie niederfallen, um ihn anzubeten. Sie fallen nieder und beten den Teufel an[1]. Nichtsdestoweniger aber werden sie zur Hölle abgeführt. Dagegen werden Luther und Bugenhagen von Michael feierlich ausgerüstet zu ihrem Unternehmen gegen den römischen Antichrist[2].

Andere konfessionell-polemische Schauspiele waren nicht allein gegen das Papsttum, sondern zugleich gegen alle nicht lutherischen Religionsgenossen gerichtet. Zu diesen gehört Nikodemus Frischlins lateinische Komödie ‚Phasma', welche im Jahre 1580 vor Fürsten und Herren in Tübingen aufgeführt und zweimal ins Deutsche übersetzt wurde[3]. Es wird darin unendlich viel disputiert, die lutherische Lehre als die allein wahre und berechtigte verteidigt, jede andere als Teufelswerk zur Hölle verwiesen. Unter anderem sind Zuhörer und Leser Zeugen eines langen Gesprächs, in welchem Luther und Brenz, Zwingli und Carlstadt einander gegenübertreten. Erstere beweisen,

Daß in dem Nachmal nicht nur sei
Wein und Brod wie ein Bauernbrei,

sondern daß Christi Leib und Blut darin dargereicht werde. Sie fahren übel an:

---

[1] Tetzel betet: O sancte Beelzebub parce mihi misero peccatori. Die zwei Genossen beten: Esto propitius sanctissime pater Beelzebub. O pater Beelzebub miserere mei. Akt 5, Szene 4.

[2] Auch diesem Schauspiel wird von Holstein 240—243 reicher Beifall gezollt. Es ‚zeichnet sich nicht nur durch eine formgewandte Sprache, sondern auch durch einen korrekten dramatischen Aufbau aus. Dabei werden die historischen Vorgänge des Ablaßkrames dargestellt und fesselnde Bilder der kirchlichen Zustände jener Zeit entrollt. Auch an humoristischen Zügen fehlt es nicht, doch sind sie nicht in dem Maße vorhanden, daß etwa der religiöse Charakter des Ganzen darunter litte'. ‚Kielmanns treffliches, mit liebevollem Verständnis verfaßtes Reformationsspiel' wurde vom Pfarrer Martin Rinckhart zu einer in gleichem Geiste geschriebenen und von Gymnasiasten zu Eisleben aufgeführten ‚Jubel-Komödie' benutzt. — Auch für Genée 174. 178—179 sind die polemischen Schauspiele von ‚tief religiösem Ernste durchdrungen'. ‚Welche Kraft der Überzeugung lag selbst in den Ausbrüchen des Zornes, die aus der Tiefe religiöser Empfindung kamen!' Außer ‚der Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit' war ‚der herzinnigste, man kann sagen frömmste Haß gegen die Fälscher der Wahrheit und der Religion der Liebe der Gedanke, der in dieser erhabenen Bewegung des Zeitalters nach Ausdruck rang'. Und doch hat Genée, wie er in der Vorrede versichert, ‚die Stücke selbst' gelesen.

[3] Goedeke, Grundriß 2, 386, Nr. 6 a und b. Besprechung des Dramas bei Strauß, Frischlin 125—129. Ich benutze die Übersetzung von Arnold Glaser, Greifswald 1603.

Carolstadius:

Pfui, was seid ihr heßlich Thyesten,
Die ihr mit Menschenfleisch euch thut mesten!

Cinglius:

Wie zerreißt ihr gleichsam mit Messer
Das Fleisch mit Zähn, ihr Menschenfresser!

Carolstadius:

Welch gotteslesterliche Centauren!

Cinglius:

Welch wilde und barbarisch Bauren!

Carolstadius:

Welch ketzerische Götzenfresser!

Cinglius:

Welch Blutsäufer und Teufels Gefesser!

Weitere Schmähungen reihen sich an. ‚Die Lehre von der Majestät des Menschen Christi' sei ‚Unflat', erklärt Carlstadt,

Und Teufelsdreck, nicht anzunehmen,
Dessen sich der Satan selbst thut schämen.

Cinglius:

Und ich acht sie so nichtig ganz
Als zwei Härlein im Pferdesschwanz.

Carolstadius:

Ja, ich sag ebn dasselb hievon,
Was Beza mein geistlicher Sohn,
Der viert nach mir geschrieben hat:
Wie daß gebe von sich gerad
Seiner schönen Kellnerinnen Hinter
Viel bessern Geruch, als derer Münder,
So da sagen, daß ihnen auf Erd
Christi Leib und Blut gereicht werd [1].

Der Teufel, auch hier in Mönchsgestalt, thut kund, daß er Carlstadt und Zwingli weggerafft habe, und freut sich besonders über die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Trient. Diese Versammlung, in welcher Papst Pius IV., Kardinal Campegius und Bischof Hosius das Wort führen, wird durch die Ankunft Christi und der Apostel Petrus und Paulus unterbrochen. Aus deren Mund vernimmt der Papst, daß er ein Erzbube und der Widerchrist sei und zum Gesinde des Teufels gehöre. Auch die heilige Jungfrau Maria tritt auf und beklagt sich bei ihrem Sohn, wie sie vom ‚Papste und

[1] Akt 3, Szene 3.

seinem Geschwarm so häßlich geschändet' werde. Man lege ihr im Papsttum bei, daß sie ‚Hurerei vertreten' habe und die Hebamme einer Nonne geworden sei. . . .

Sie schreiben, ich hab mich gelegt
Auch zu eim Münch unter die Deck,
Und Unzucht mit ihm getrieben,
Solchs wird von mir für gewiß geschrieben.
Auch hat der Papst, der ehrlich Mann,
Solch Buch canonisiren lan.
Ach lieber Sohn, auch lieber Herr!
Errette du mein Zucht und Ehr.
Den Heilgenschänder, der mich zeucht,
Ich sei ein Hur, und sich nicht scheucht,
Straf, lieber Sohn, gib ihm den Lohn.

Als der Papst darauf kleinlaut erwidert:

Fürwahr, das muß ich so bestohn,
O Jesu Christ, ein wenig schon,

spricht Christus:

Du Ottergezücht an Herz und Sinnen,
Wie wölstu der Hellen Rach entrinnen? . .

Er ruft die Teufel herbei:

Ihr Schergen Asmod, Belial,
Und was mehr sind Teufel ohn Zahl,
Kommt alle sämtlich flugs heran . .
Kommt her, sag ich, geht nicht lang rum,
Werft diesen gottlosen Pium
In den Schuldthurm der tiefen Hellen
Samt alle seine Mitgesellen.

Nachdem dann der Papst, Hosius und Campegius ihre Eltern verflucht haben, werden sie von den Teufeln weggeführt. Ein gleiches Geschick trifft Zwingli und Carlstadt, Schwenkfeld, einen Mönch, eine Nonne und einen Wiedertäufer. Als die Teufel zaudern, ermuntert sie Christus:

Was steht ihr Teufel! laßt ihn nur grauen,
Reißt sie weg mit euern Klauen:
Geht hin ins ewig Feuer der Hell,
Der Teufel ist euer Gesell,
Von Anbeginn ist da ein Ort
Für euch bereit, geht immer fort.

Luther und Brenz sollen auf Christus warten: bei seiner baldigen Wiederkunft wolle er sie in den Himmel aufnehmen.

Zum Schluß lassen sich wechselnde Halbchöre vernehmen: Christus mit den Seinigen singt Luthers Lied:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord;

dagegen ‚Satanas mit den Seinigen‘:

Erhalt die römisch Kirch, o Gott,
Und wehr des Luthers Hohn und Spott,
Der Papam Pium meinen Sohn
Begehrt zu stürzen von seim Thron.
Beweiß dein Macht, du reine Maid
Maria, bhüt mir Rom für Leid,
Beschirm dein ganze Christenheit,
Daß sie dich lob in Ewigkeit.

In diesem Tone singen die Teufel weiter.

Ganz aus der Zeit gegriffen ist die Klage eines Bauern: in Sachen der Religion gebe es jetzt so viele Sinne als Köpfe, man wisse gar nicht mehr, was man glauben solle:

Denn dieser sich dem Papst ergibt,
Der ander Doctor Luther liebt,
Der dritte folgt Huldrich Zwingels Steigen,
Viel zu Schwenkfeld Lehr ihr Herz neigen.
Es finden sich gleich Majoristen,
Darzu ein Rott der Calvinisten,
Etlich sind Flacianer worden,
Etlich der Wiedertäufer Orden,
Endlich die Secten allzumahl,
Wer kann sie sagen nach der Zahl?
Da nicht der Wasserschlangen sind,
Von Hercule erwürgt geschwind
Zu Lern im See, gewest so viel
Der Köpf, wie jetzt in diesem Spiel
Der Rotten und der Schwärmerei,
Da jedr wil han sein Urtheil frei.

Wenn eine Sekte abgeschafft sei, treten alsbald zehn neue auf den Platz:

Ach, es ist mehr dann allzu wahr,
Denn, lieber Corydon, was ists gar
Ein ungewiß Weg bei den Leuten
Zur Seligkeit zu diesen Zeiten,
Da mans doch sicht für Augen klar,
Wie seltsam und in was Gefahr
Durch Haber Zank, Neid und Zweitracht
Gotts Wort verwürrt sei und gebracht[1].

[1] Akt 1, Szene 1. Strauß, Frischlin 125, hält das Drama für eine ‚wunderliche, formlose Komposition‘. Genée 205 meint, es sei ‚als Komödie betrachtet ein Muster von Langweiligkeit‘. Dagegen bezeichnet es Holstein 62 als ‚ein großes Reformations-

In wie hohem Grade dies der Fall war, zeigt auch der von Zacharias Rivander, Superintendenten in Bischofswerda, im Jahre 1593 veröffentlichte ‚Lutherus redivivus, eine neue Komödie von der langen und ergerlichen Disputation bei der Lehre vom Abendmahl'. Das Stück behandelte die Abendmahlsstreitigkeiten von 1524 bis 1592 unter Benützung von mehr als dreihundert darüber erschienenen Streitschriften und ließ Luther als Sieger aus denselben hervorgehen [1]. Im folgenden Jahre wurde Rivander samt seiner Frau auf Veranstaltung seines kryptocalvinischen Gegners Peter Streuber, Superintendenten zu Sorau, durch einen vergifteten Karpfen umgebracht [2].

Solcher Streitdramen gab es noch viele [3]. Besonderer Erwähnung als eigenartig polemisch verdient noch ‚der Eißlebische christliche Ritter, eine neue und schöne geistliche Komödia, darinnen nicht allein die Lehr, Leben und Wandel des letzten deutschen Wundermannes Lutheri, sondern auch seiner, und zuvörderst des Herrn Christi zweier vornemsten Hauptfeinden, Papsts und Calvinisten, sowol als anderer vielfeltige Rat- und Fehlschlege, auch endlicher in Gottes Wort offenbarter und gewisser Ausgang bis an den nunmehr bald zukünftigen jüngsten Tag: beides nach schöner poetischer und verblühmter Art, und dann auch historischer richtiger Wahrheit in drei Brüdern, Pseudopetro, Martino und Johanne, als die umb ein Erbschaft und Testament streiten, abgemahlet und aufgeführet durch Martinum Rinckhart, Diakonus zu Eißleben in der Neustadt, agiret aber vom Gymnasium daselbst post ferias caniculares 1613' [4].

In der Vorrede wird Luther als ein zweiter Sankt Georg und ‚Ritter Gottes' wider die Feinde seines Reiches hingestellt. ‚Besonders seine eigenen

drama'; nur ‚mitunter' zeige es ‚zelotischen Charakter'. S. 229. ** Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgesch. 297, nennen das Stück ‚ein engherzig lutherisch-polemisches Drama'.

[1] Holstein 231—233. Gottsched 2, 237—240. ‚Man kann leicht denken, daß hier ein ganzes theologisches Zanksystem in den elendesten Knittelversen zu lesen ist.'

[2] Goedeke, Grundriß 2, 370.

[3] Alle dramatischen Erzeugnisse, welche der trostlose, künstlerisch unfruchtbare Haß hervortrieb, zu zergliedern, ist weder möglich noch notwendig.

[4] Neudruck von C. Müller. Halle 1884. Müller IV meint: ‚Diese Komödie zeichnet sich sehr vorteilhaft aus durch ihren Aufbau, ihre Sprache, ihren warmen, für Luthers Wesen und Lehre begeisterten Ton und durch die in ihr sich aussprechende Kindlichkeit und Reinheit des Gemütes, wie den hie und da sich zeigenden Humor.' W. Wackernagel dagegen findet an einer von Müller angeführten Stelle ‚in dieser gehässigen Dichtung den ingrimmigen Haß von Bekenntnisform gegen Bekenntnisform, . . . die Verknöcherung des Geistes und die Ertötung der Liebe durch den Buchstabendienst', von welchem das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert beherrscht wurden. ** Vergl. C. Michael, M. Rinckhart als Dramatiker. Dissert. Leipzig 1894, und K. Reuschel, Über die ältesten Lutherspiele, in den Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen (Leipzig 1897) 129 ff.

falschen Brüder Papst und Sakramentierer, so das Land der Lebendigen, das heilige Volk Gottes, das ihnen unser himmlischer Sieges- und Kriegsfürst als sein Eigentum auf ihre Seelen vertrauet, sie aber untreulich regieret und entweder den höllischen babylonischen siebenköpfigen Drachen mit seinen sieben Sakramenten, den Antichrist (so auch gleichermaßen als Ritter Georgen vornehmster Feind Diocletianus deren Zeiten) zu Rom gesessen, darinnen foviert, gemehret und geehret, oder aber das giftige Ottergezüchte der Sakramentsschänder und Zwinglio-Calvinianer, so einen Strom voll höllischen Schwefelgifts über den andern wider die majestetische Person des Sohnes Gottes und Mariä dürstiglich ausgespeiet: die hat er, der streitbare Manßfeldische Held Lutherus, allesampt als einen einzeln Mann in der Kraft des Herrn erleget....‘

Zum Stützpunkte seines Lutherspieles wählte Rinckhart die zu dramatischer Entwicklung nahezu unbrauchbare alte Erzählung von drei Söhnen eines Königs, welche bei einem Erbstreite nach der Leiche des Vaters zu schießen beabsichtigen. Der König ist beim Dichter Christus-Immanuel, seine drei Söhne sind Pseudo-Petrus der Papst, Martin Luther und Johannes Calvin. Als Christus stirbt, sind zufällig die drei Söhne abwesend: Pseudo-Petrus in Welschland, Martin in Eisleben und Johannes in der Schweiz. Wider die ausdrückliche Testamentsbestimmung des Vaters reißt Pseudo-Petrus Krone und Scepter an sich und vergewaltigt die Unterthanen in der abscheulichsten Weise:

Helt mit dem Teufel heimlich zu,
Keuft der Sarcophil Hurenschuh,
Und macht es, das es besser döcht,
Und darf doch niemand muxen nicht.

Martinus stellt ihn ‚mit Bescheidenheit‘ zu Rede, wird aber abgewiesen. Während sie noch streiten, kommt Johannes aus der Schweiz,

Wil vom Testment wedr sehn noch hörn
Oder es jo in allm verkehrn,
Begibt sich in der Frauenzunft
Und löffelt mit Jungfrau Vernunft,
Vater, Brüder schmecht, schlegt und schilt,
Und ihm ein groß Unrecht einbild [1].

Er macht den Vorschlag, nach dem Herzen des Vaters zu schießen. Pseudo-Petrus ist damit einverstanden. Martin dagegen erhebt Widerspruch und wird deshalb hart geschmäht; seine Anhänger, darunter Ohm Frühuff und Sixt, welche nach dem Theaterzettel ‚alle lutherischen beständigen Christen‘ bedeuten, werden gefangen genommen, und Johannes verlangt, daß ‚die Buben hingemetzelt werden‘ sollen.

[1] Prolog S. 16—18.

Pseudo-Petrus:

So schafft, daß sie werden aufgeführt,
Fort, fort, fort, nur fort, exequiert.

Sixt:

O du Bluthund, du werfts verseumn,
Mer woln dir jo die Welt noch reumn,
Daß du dich drinne kanst satt fressen:
Unsr Herrn müssn Saufbärdsche heissen,
Und du seufst unsr Blut hinein
Gleich als eine Kuh odr en Schwein . .

In dem Augenblick, als der Henker zum Schwerte greift, kommt Christus-Immanuel ‚ganz unversehens ex Abrupto darzwischen mit etlichen Engeln, so in die Posaune stoßen', und spricht:

Ihr verfluchten Leut,
Was habt ihr für? nicht ey Meit.

‚Da fallen die Feinde Martini alle als tot nieder und werden weggeschleppt von Cacangelo, der sich jetzt schwarz in Teufelsgestalt sehen lässet, mit etwa noch einem stummen Teufel.' Die Gefangenen werden von Engeln losgebunden, Martin im Sterbekittel wird von Immanuel als sein liebes Kind begrüßt.

Immanuel:

Seht da, ich hab euch Fried gemacht
Und all ewr Feinde umgebracht:
Geht ein mit mir, sie solln fortan
Euch all wol ungeplaget lahn.

Ritter Martin:

Amen, nun hat der Krieg ein End,
Wol dem, dem es Gott also wend [1].

Der Friede ist da, aber erst nachdem Katholiken und Calvinisten vom Teufel geholt worden.

Auf seine allegorische Deutung der alten Erzählung von den drei Brüdern pfropfte Rinckhart fast die gesamte Geschichte der religiösen Umwälzung. Im ersten Akte treten auf: Pseudo-Petrus (der Papst), Thrasistomus (Cajetan), Polylogus (Tetzel) und Sarcophila, ‚die babylonische Hure, mit ihrem Drachen, des Papstes als Antichrists Braut', wie dieses alles der Theaterzettel erklärt. Pseudo-Petrus ist fröhlich über den Tod des Vaters:

---

[1] S. 103 flf.

Holla, wolan, der Vatr ist weg,
In unsre Küch gehört der Speck . . .
Wie steht's, ihr Kerl? wir habn befohln,
Man soll den Zehnten bein Bauern holn [1].

Polylogus soll ein Edikt ausschreiben, daß die Bauern den Zehnten selbst bringen sollen, macht aber den Papst auf die babylonische Hure aufmerksam:

Herr König, seht Ewr Gnaden Buel.

Pseudo-Petrus:

Sih da!

Ad Polylogum:

Du Bube haltuß Mauel.

Sarcophila auffm Drachen:

Wil mein schöns Lieb ein Ehrentrunk?
Ihr andern auch? trinkt all genung,
Trinkt, trinkt, man trink so viel man woll,
Der Becher bleibt doch immer voll.

Der Papst fällt vor ihr auf die Kniee und spricht:

Du große Göltin aller Welt,
Ich bitt, so es dir nicht mißfellt,
Wirdige uns und geh mit ein,
Des Trunks muß ich gesättigt sein.

Der Papst winkt ihr zu und folgt ihr. Bauern kommen nun und klagen über den Tod des guten Königs. ‚Etwas trunken' gesellt sich Tetzel zu ihnen und fordert Geld. Die Bauern weigern sich, aber da Pseudo-Petrus selbst erscheint und mit dem Häscher droht, ergeben sie sich in ihr Schicksal. In der folgenden Szene hört Pseudo-Petrus vom Auftreten Ritter Martins, und es ist schon die Rede davon, wie man ihn mit Dolch oder ‚welschen Süpplein' unschädlich machen soll. Dann tritt Martin selbst auf (die Randnote sagt: 1516) und klagt schwer über seinen Bruder:

Mein selger Vater, Ehrn gedacht,
Hat uns ein Testament gemacht,
Und auch das Landvolk guter Massn
Freiheitn drin genießen lassn,
Aber, was thut mein Peterskopf,
Pseudo-Petrus, der lose Tropf?

---

[1] S. 20 fll.

Er drückt das Volk mit Plagn so schwer,
Als ob er alter Pharao wer.
Frist, seuft, hurt und lebt wie ein Schwein,
Und wil noch heilger Engel sein.

In ähnlichem Stile schildert der zweite Akt Luthers Unterredung mit Cajetan, der dritte Luthers Auftreten zu Worms und seine Streitigkeiten mit Thomas Münzer, Carlstadt und andern, der vierte das Beginnen Calvins und das angebliche Bündnis des Papsttums mit dem Calvinismus zur Ausrottung des Luthertums und endlich der fünfte den erwähnten Sieg des letzteren durch die Dazwischenkunft Christi, alles ohne künstlerische Anordnung und Entwicklung. Der Hauptzorn des Dichters trifft immer den Papst, aber auch Zwingli und Calvin kommen häufig übel weg. An einer Stelle wird auch die Verwerfung der kirchlichen Musik durch die Calvinisten zur Sprache gebracht. Auf die Frage des Chorführers der mansfeldischen Bergleute:

Hörn die Herrn gern was von Music?

antwortet Ritter Johannes (Calvin):

Back dich du Lapp, daß dich die Siec,
Und ihr kahlen Vocativi, weg
Mit dem Geschart und Saugebleck.

Dazu die Erläuterung: ‚Zwinglii Urteil von der Musica‘ [1].

Eine polemische ‚feine Komödie‘ anderer Art, zugleich die damalige Sittenverwilderung mit aller Derbheit schildernd, ist Bartholomäus Ringwalts im Jahre 1590 erschienenes ‚Speculum Mundi, Der Welt Spiegel‘ [2]. Nachdem seine ‚Lautere Wahrheit‘ bereits wenigstens fünf Ausgaben erlebt hatte [3], wollte der Dichter auch in dieser feinen ‚Komödie‘ die ‚lautere Wahrheit‘ verkünden, wenn auch ‚der Teufel mit all seinen Gliedmaßen darüber bersten sollte‘.

Zuerst tritt der Landjunker Hypocratz auf, klagt, daß er vom nächtlichen Saufen unlustig sei, und wünscht, daß ein Bauer ihn ‚etwas mit Füßen trete‘ und ihm ‚die Knochen wieder richten‘ möge. Der Knecht Reumaus versieht ihm diesen Dienst und muß dann auf Befehl des Herrn die drei Junker, mit welchen dieser die Nacht durch gezecht hatte, wieder einladen. Inzwischen geht Hypocratz zur Kirche und hört dort in der Predigt, daß ‚alle versoffenen Herren mit Leib und Seel des Teufels wären‘. Darüber ergrimmt, droht er, er wolle den Pfaffen mit dem Spieße schlagen oder stracks zum Dorf hinausjagen.

[1] S. 98—99.

[2] Frankfurt an der Oder. Goedeke, Grundriß 2, 517, Nr. 17, führt drei Ausgaben des Stückes an. [3] Vergl. Goedeke 2, 215, Nr. 12.

Darauf folgt die Beschreibung eines Saufgelages der vier Junker. Ein Tuchmacher, der für gekaufte Wolle dem Hypocratz Geld bringen will, wird eingeladen, mitzusaufen, während Reumaus ein Trinklied: ‚Vom Schlemmer aus dem Joachimsthal‘ singen muß. Darin die Verse:

Mein Herz das thut mir springen,
Wenn ich nur saufen soll,
Ich kann zum besten singen,
Wenn ich bin rechte voll . .
Ich kann auch tapfer schreien
Und treiben Gaukelspiel,
Darzu bei Abends freien
Nach aller Narren Ziel . .
Doch geht mir's auch wol übel,
Daß ich spei an dem Tisch
Und oftmals meine Knubel
Und auch das Wammes wisch,
Riech lieblich als ein Schwein,
Solt das nicht lustig sein?

Der Tuchmacher, der alle Saufgebräuche nicht mitmachen kann, wird von den Junkern durchgebläut, hält an diese eine Anrede, nennt sie Schweine und fragt:

Und weil denn heut den vollen Flaschen
Hat euer Pfarr den Pelz gewaschen,
Und ihnen geben ihr Bescheid,
Wie kömmts denn, daß ihr feufrig seid?

F. 303

Darauf Hypocratz: ‚Schlagt tot den treu-ehrlosen Mann‘; ‚zieht vom Leder und die andern drei Junker schlagen auch mit Spießen auf den Tuchmacher zu, welcher entläuft‘.

Der Pfarrer wird herbeigeholt, verteidigt die Strafpredigt, welche er gehalten, erhält aber dafür ‚vom Junker ein starkes Urlaub‘:

. . daß dich potz Pirlament
Und aller Plinder Plunder schend,
Darzu der Blitz und alle Gicht.

Der Pfarrer nimmt Abschied von der Gemeinde, ermahnt zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und zieht mit Weib und Kindern von dannen.

Inzwischen heben die Junker ‚wieder ein Gesöffe an‘; ein Hase, den die Gäste mitgebracht haben, verwandelt sich in eine Katze. . . . ‚Nein schau,‘ sagt einer der Junker,

. . wie sie so greulich sicht,
Hat glanze Augen als ein Licht,
Ist auch von Farben mancherlei,
Ich halt, daß es der Teufel sei.

Aber Hypocratz will sich nicht stören lassen, spottet des Teufels, läßt von neuem einschenken, hält mit den Gästen einen Tanz auf dem Tisch, fällt herunter und wird von drei auftretenden Teufeln, Malus, Peior, Pessimus, weggeschleppt:

Brüllt wie ein Kuh, quickt als ein Schwein,
Und ward geschapt zur Höllenpein.

Pessimus singt:

Hie leit Scharnhans der teure Man
In Beelzebup gestorben,
Der selten hat was Guts gethan,
An Leib und Seel verdorben..
Er hielt nicht viel von Ehr und Zucht,
Bracht gute Leut zu Falle,
Und manche dicke Magd besucht
Im Gras und auch im Stalle..
Er war ein rechter schlimmer Fux,
Qui contra Deum vixit,
Sepultus sine lux et crux
Et subito morixit.
Nu kom, nu kom du fromer Schalck,
Empfang nach deinen Thaten,
Wir wollen deinen fetten Balck
Im hellschen Feuer braten.

Ein Gevatter des entlassenen Pfarrers ermahnt die Zuhörer zur Buße und teilt ihnen den Inhalt des zweiten Teiles der Komödie mit.

Darin erscheint zuerst ein Baron, welcher den entlassenen frommen Pfarrer in seine Dienste nimmt. Jedoch der Bischof der Diözese will keinen lutherischen Prediger leiden und beratschlagt sich mit einem Kardinal und den zwei Domherren Porcus und Ruprecht, wie der neu Angestellte aus dem Wege zu räumen sei. Wir haben, sagt der Kardinal, den früheren Prediger vergiftet und wollen nun auch den neuen mit Wasser, Strick oder Feuer beseitigen. Wenn wir nicht, versichert einer der Domherren, ‚Brand, Lügen, Mord und Gift‘ hätten, so läge das Papsttum längst im Grund, und Luther wäre in die Engelsburg eingezogen. Es werden nun Knechte ausgeschickt, um den Prediger unversehens gefangen zu nehmen und ihn dann verhungern zu lassen oder zu ersäufen. Bevor diese ausziehen, erteilt ihnen der Bischof seinen Segen:

Der Rock Burchardi euch bewar,
Beatrix, Appollonia,
Das Ablas zu Bononia,
Darzu der Stul des Bapstes rein,
Geleit euch sicher aus und ein
In Kraft und Macht der Kreuzelein.

Jedoch der Anschlag mißlingt, und die geistlichen Herren müssen warten, bis der Baron gestorben. Nach dessen Tod geht der Bischof ans Werk, unterstützt von dem Bürgermeister, welcher ihm das Städtchen lehnspflichtig übergeben will. Nach erfolgter Übergabe befiehlt der Bischof, den Baron in die Schindgrube zu tragen und den Prediger gefangen zu nehmen, um ‚aus ihm ein Pulver zu machen‘. Die Knechte reißen den Prediger zu Boden und führen ihn gebunden fort, während dessen hochschwangere Frau, weidlich beschimpft, in Ohnmacht fällt. ‚Das Ketzertier‘, vor den Bischof geführt, disputiert über die wahre Lehre, wird aber geknebelt als ‚toller Hund‘:

Ihr Knecht, so nemmt ihn an von Stund,
Und bind ihm Händ und Füße wol
Als ein Schaf, das man schlachten sol,
Und steckt ihn fein mit hartem Zwang
In einen Winkel an die Bank,
Bis wir ihn mit uns heimen nehmen
Und ihm den Rock mit Schmauch verbrennen.

Jedoch es entsteht ein Aufruhr der Bürger, der Bischof mit seinem Haufen entläuft, der Pfarrer wird befreit, der Baron feierlich zu Grabe getragen.

Darauf erscheint der Erzengel Gabriel mit bloßem Schwert und kündigt den Zuhörern an, welch ein furchtbarer Greuel dem Kardinal und dem Bischof im Sinne liege:

Als nemlich in's Baronis Stadt,
Daraus man sie vertriben hat,
Die Bürgerschaft mit Haut und Har
In einer Nacht zu tilgen gar,
Darzu denn allbereit bestalt
Ein wohlgerüstet Hinterhalt,
Der sie im Finstern Schlafes vol
Befallen und erwürgen sol.

Beraten vom Teufel Malus, planen der Bischof und der Kardinal einen solchen Überfall; jedoch Gabriel schlägt mit seinem Schwerte den Kardinal, der den hl. Paulus für einen Spermologen ausgiebt, als ein ‚unverschämtes Lästertier‘ zu Boden und spricht zum Teufel:

Nimm Male, führ ihn in die Luft
Und wirf ihn in ein Pfütz, das pufft,

und als Malus sich sträubt:

Ei Gabriel, das thu ich nicht,
Denn Luciper ungerne sicht,
Daß wir ihm seine Diener bringen,
Die wider Michaelem ringen . . .
Führ du ihn selber in die Pein,

erwidert Gabriel:

Ei, das ist nicht des Amtes mein,
Sondern mir ist allein befohlen,
Die Frommen in das Reich zu holen,
Du aber mußt auf deinem Wagen
Die Bösen in die Hölle tragen...
Derhalben nimm und trag ihn fort
An seinen wohlverdienten Ort,
Und laß dich sehn mit diesem Wurm
Hoch in der Luft am Kirchenturm,
Auf daß ein jeder, Mann und Frau,
Dies schreckliche Spektakel schau,
Zu Scheu den andern, die da noch
Mutwillig ziehn ans Papstes Joch,
Und wissent seine Lästerung doch.

Malus:

Wohlan, so komm in unser Loch
Du solt darinnen tapfer schwitzen
Und bei dem Papst Johanni sitzen,
Der da der Acht des Namens war
Und als ein Weib ein Kind gebar,
Den will ich dir auf unserm Plan
Mit großer Freud vermehlen lan..

(‚Hie laufen sie beide mit einem großen Geschrei an einen sondern Ort.‘)

Gabriel:

Schaut liebe Christen wohlgethan,
Wie es demselben Menschen geht,
Der wissentlich beim Papste steht,
Und doch im Herzen sehr wohl weiß,
Daß sein Thun sei ein Höll Geschmeis...
Darumb ihr Christen stoßt euch dran,
Beharret auf der rechten Bahn,
Habt was euch Gott im Himmel gan
Und betet nicht den Teufel an..
Da dieser hat sein End genommen,
Die andern sollens auch bekommen
Und ploß entfinden Gottes Macht
Ein viertel Stund nach Mitternacht.

Nach dieser Szene tritt ein Fleischer vom Lande auf und thut den Zuhörern ‚rechtschaffene gute Zeitung‘ kund:

Den Cardinal hat der Schlag gerührt,
Welchen der Teufel weggeführt
Und ihn, als man's gesehen fein,
Getragen in die Luft hinein.

Den Bischof hat man blutig roth
In seinem Bett gefunden todt,
Wer ihn erwürget, noch kein Mann
Im ganzen Schloß erfahren kann.
Herr Ruprecht ist fürm Bett gelegen,
Hat greulich umb das Hane kregn
Gebolcket und die Augen nicht
Gehabet mehr im Angesicht.
Herr Porcus aber voller List
Wie Judas hingefahren ist
Und hat als eine Sau besengt
Sich an ein Glockenstrang gehengt,
Welches ich mit Augen hab gesehn:
Und ist, als wahr ich leb, geschehn.

Nachdem so alle Feinde vertilgt worden, fordert der Prediger die Bürger auf, einen Lobgesang anzustimmen.

In der nächsten Szene erscheinen von neuem die drei Teufel Pessimus, Peior und Malus. Peior weiß ersterem über ‚gar schöne Werk‘ zu berichten, die er ausgeführt oder befördert habe, zum Beispiel, daß viele Lutheraner verbrannt worden, daß ein Weib ihren Mann erwürgt, ein Vater seinen Sohn erstochen, eine Tochter ihre Mutter erschlagen habe, und dergleichen mehr, worauf Pessimus:

Ei, du hast es ja gut gemacht,
Für Freuden mir das Herze lacht.
Komm her, mein Sohn, und trink einmal
Aus meiner Flasch von Renesal.

Dagegen ist er höchst unzufrieden mit Malus, der es nicht zu stande gebracht, daß der Bischof die Stadt des Barons zerstört und das Blut aller dortigen Christen vergossen habe:

Denn du bist sonsten eben faul,
Hast ein versoffen neschrich Maul,
Magst wohl sein auf der Gart gewesen,
Eine alte Zauberin überlesen,
Mit ihr begangen Händel krum
Und geben einen Incubum.
In dieser Weil seind aufgeräumt
Viel fromme Herrn, von dir versäumt,
Die uns in unserm alten Spiel
Noch hätten können dienen viel.

Malus schwört ‚bei des Papstes Stuhl‘, daß er ‚den guten Herren nach bester Kraft alle Schwägerschaft erzeiget‘ habe; er verschulde es nicht, daß der Engel den Kardinal tot geschlagen,

Und über das mir hat gebot,
Daß ich den Cardinalen todt
Noch tragen must bei Sonnenschein
Für jederman zur Höll hinein
Mit einem Bock, auf unserm Wagen.

Pessimus:

Was? hast du ihn noch weggetragen?
Daß dich das Pech, nu mußt du dran,
Und wenn du hät's ein Panzer an,
Wolan, nu mußt du durch die Kolen.

Er läßt sich von Peior eine Rute bringen und spricht:

Nu kom Gesell und leg dich her,
Laß sehn, was hast du vor ein Schmer,
Bald, bald, da hilft kein Bitten mehr.

‚Hie legt sich Malus auf des Pessimi seinen niedergelegten Stul, Peior hält ihm die Füße, Pessimus stehet und schmeißt tapfer zu.' Nachdem Malus Besserung versprochen, säen die Teufel in der Stadt noch allerlei Teufelssamen aus, bis Gabriel ihnen das Handwerk legt:

Ihr Gotteslästerer alle drei,
Was übt ihr hier vor Schelmerei? . . .
Packt euch, hie habt ihr keinen Raum,
Fahrt auf des Papstes Feigenbaum
Und laßt euch da mit vielem Klingen
Ein laut und stille Messe singen.
Das wird euch fein in euren Sachen
Vom Fegefeur ein Ansehn machen,
Daß es wird glauben Weib und Man,
Wie ihr vor Zeiten mehr gethan.
Packt euch, ihr Dieb und lose Schelm
Oder ich schlag euch auf den Helm,
Daß euch der Schädel sinken sol,
Wenn ihr nicht wolt, so müßt ihr wol.

Zum Schluß ermahnt Gabriel die Zuhörer, sich vor aller falschen teuflischen Lehre, auch von dem lästerlichen und gottvergessenen Zwinglianismus zu hüten; der jüngste Tag stehe nahe bevor, und Gottes Sohn werde seine Brüder aus dem Rachen des Teufels befreien [1].

[1] Von dieser ‚feinen Komödie' giebt Holstein 267 nichts weiteres an, als ‚Bartholomäus Ringwalt bezog seine deutsche Komödie Speculum mundi auf die treuen Prediger, wie sie rechtschaffenen Christen angenehm sind und aus den Händen ihrer Widersacher gerettet werden.'

‚Ich bin gewisser Zuversicht,‘ sagte Ringwalt in der Widmung seines Stückes an einen kurfürstlich brandenburgischen Rat und Hofmarschall, ‚daß über dieser meiner Komedien, sie werde gelesen oder agieret, mehr gute Seufzer zu Christo als wol harte Scheltwort wider mich fallen werden, welches die Erfahrung bezeugen wird.‘

Ob christliche Gesinnung durch solche Schauspiele gefördert werden konnte, darf man wohl bezweifeln.

Nicht weniger ‚teufelswild‘ als bei Ringwalt ging es her in einem Spiel des Trebbiner Stadtschreibers und Organisten Bartholomäus Krüger: ‚Wie die bäuerlichen Richter einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen, und wie es ihnen so schrecklich hernach ergangen‘[1]. Einer der Richter wird vom Blitz erschlagen, ein zweiter bei einem Gelage erstochen, ein dritter gehängt. Der Henker Fabian jubelt:

So hart wil ich ihn peinigen wol,
Daß er viel mehr bekennen sol,
Als er sein Lebtag nie begangen,
Nur daß er werde aufgehangen . . .
Huy Franze, mein getreuer Knecht,
Mach nur die Reckebank zurecht,
Bind ihm ein Knebel in das Maul,
Wie einem großen Ackergaul.

In gleich fröhlicher Stimmung sagt der Knecht:

Mein Meister Fabian, nun seht,
Wie uns das Glück so wohl beisteht,
Wolln immer beide weidlich saufen,
Es fällt uns zu mit ganzem Haufen.
Seind doch der Schelmen so viel worden,
Daß wir genugsam han zu morden[2].

Nachdem die Hinrichtung auf der Bühne stattgefunden, erscheinen zwei Teufel, um den Gehängten zu holen.

Mordteufel:

Schau wie ist doch der Schelm so feist,
Des freu dich mit mir allermeist.
Er giebt wol eine Tunne Schmalz,
Das Fleisch wir legen in das Salz,
Die Haut dem Schuster wolln verkaufen
Zu Schuh, darauf wir müssen laufen,
Steig du hinauf und schneid ihn ab,
Und wirf ihn weidlich zu mir hrab.

---

[1] 1580. Neu herausgegeben von J. Bolte. Leipzig 1884.
[2] Bolte 94. 95. 98.

Satan:

Was soll er henken in der Luft?
Ich will ihn werfen, daß es pufft,
Fang du ihn auf, versieh es nicht,
Damit er nicht ein Bein zubricht . . .
Halt Mordteufel, halt auf, halt auf,
Ich bin nun auf dem Galgen hrauf.

Mordteufel:

Komm bald herab, ich hab den Schelm,
Und hilf ihn tragen in die Helln.

Ein anderer der bäuerlichen Richter, der Schulze, und ein Mönch, der in einem protestantischen Spiele nie fehlen durfte, werden lebendig von den Teufeln weggeschleppt.

Satan:

Mordteufel und all mein Gesellen,
Welche seind in der ganzen Hellen,
Herbei, herbei und helfet tragen,
Ich hab wol schon geschmiert den Wagen.
Zween feiste Braten seind allhie,
Dergleichen wir gehabt noch nie.
Greift an, ihr lieben Brüder mein,
Und führt ihn in die Hell hinein.

Satan fordert dann zur Absingung einer Parodie des alten katholischen Weihnachtsliedes ‚In dulci Jubilo' auf:

In duro Jubilo, nun singet und seid fro,
Wir han ein guten Braten, vorate gaudio,
Es ist uns wol gerathen, der Schulz ist feist und stark,
Den wir tragen im Sark.

In duro Jubilo, drei Gens im Haberstro,
Die Hühner, Eyr und Fladen vorate gaudio.
Für fett helsch Feu'r wir laden X. Z. F. G. et O.
Freßt, sauft und seid nur froh,
u. s. w.

Anfangs singen sie, schrieb Krüger vor, das Lied ‚nur Trium und lassen den Baß bleiben, fahens aber etliche mal an und hören wieder auf, weil es nicht klingen will. Setzen auch dem Schulzen eine Larve auf, und wenn sie etliche mal vom Singen aufgehört, holen sie den Münch, daß er Quartam Vocem singen muß'. Der Mordteufel spricht zum Mönch:

Da nimm den Baß, hilf weidlich brommen,
Daß wir einmal zu tanzen kommen.

Huy Schulze, du must auch heran,
Kein ander Kurzweil wir nicht han,
Siehstu das Haus, da brennt es sehr,
Daraus ihr kommet nimmermehr.

‚Da singen sie, und wenn der Trippel‘, der dreiteilige Takt, ‚kommt, springen und tanzen sie, und unter dem andern Gesang gehn sie mählig, allzeit eins um ander, und fahren letzlich mit dem Schulzen und Münch in die Hellen.‘

Zum Schluß des Spiels ‚kommen die Teufel mit den Schulzen und Münch wider gefaren, singen, springen, tanzen und frohlocken über der schönen Beut‘ [1].

Nach diesem Anblicke gingen die Zuschauer nach Hause. Es waren aber nicht die einzigen Teufelsgesänge und Teufelstänze, welchen sie beigewohnt hatten. Schon im dritten Akte hatte Krüger zu ihrer Ergötzlichkeit solche Gesänge und Tänze vorgeführt.

Nicht allein in den konfessionell-polemischen oder mit polemischen Zuthaten versehenen Dramen, sondern auch in andern spielten Teufel eine Hauptrolle auf der Bühne. ‚Wenn jetzunder geistlich und moralisch Komödien dem Volk gefallen sollen, so müssen‘, klagte ein Zeitgenosse, ‚viel Teufel drin sich sehen lassen in scheußlichen Gestalten, viel schreien, brüllen, juchzen und schimpfieren und die Menschen unter viel wildem Gebrüll wegholen, auch insonsten viel Getös sein: das ist des gemeinen Volkes fürnehmste Lust und Anreizung zu Komödien.‘ [2]

Der Nürnberger Rektor Georg Mauritius ließ in seiner ‚Christlichen Komödia von dem jämmerlichen Fall und frölichen Wiederbringung des menschlichen Geschlechtes‘ fünf Teufel auftreten [3]. Die Schlange erhält vom Erz-

[1] Bolte 98 fll. Bolte x will ‚die protestantische Gesinnung‘ Krügers darin erkennen, daß er ‚die Gewissenlosigkeit des Mönchs und die Verderblichkeit des Spiels‘ hervorhebt, und ‚die direkten Einflüsterungen des Mordteufels ganz in der Weise vor Augen führe, die in der lutherischen Litteratur und Kunst geläufig geworden‘ sei. Holstein 261 räumt dem Spiele ‚einen ehrenvollen Platz in der dramatischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts‘ ein ‚wegen der treuen Beobachtung des Lebens, der volkstümlichen Sprache und der geschickten Darstellung‘.

[2] Ein Weihnachtspredig gehalten zu Meißen von M. C. Friedmann. Ohne Ort. 1561. Bl. B.

[3] Leipzig 1606. Eigentümlich in dem Stücke ist, daß nach dem Sündenfalle der ersten Eltern Gott nicht recht weiß, was geschehen ist. Er spricht:

Ich muß einmal in Garten gehn
Und sehen wie all Sachen stehn,

engel Michael den Befehl, mit Adam und Eva beim Gerichte zu erscheinen. Beelzebub bindet dem ‚Lecker und Bösewicht‘ Adam die Hände, Asmodi macht sich mit Eva zu schaffen: ‚Gieb dich gefangen, du loser Balk‘; dann werden im Auftrage Beelzebubs die Stammeltern zusammengebunden, ‚gleich wie man pflegt die Jagdhunde zu koppeln‘. Beelzebub schildert das Los, welches ihnen zu teil werden soll:

Es ist ein Pful mitten im Wald,
Derselb ist Sommer und Winter kalt,
Da müssen sie sich baden in,
Bis ihnen das Herz im Leib zerrinn.
Darnach hab ich ein Stüblein klein,
Da läuft das Feuer aus und ein.
Wenn sie nun sind erfroren gar,
Zieh ich's heraussér mit dem Haar.
Dann brat ich sie und tränk sie auch
Mit Schwefel und mit Hüttenrauch [1].

In einer andern Komödie desselben Verfassers ‚Von den Weisen aus dem Morgenlande‘ rühmt sich Hellebrand, ‚der dritte Teufel‘:

Ich meisterlich die Leut kann fatzen,
Mach mich bisweilen zur schwarzen Katzen,
Zu Hund, Bärn, Wolf und dergleichen Sachen,
Kann mich auch gar wol unsichtbar machen.
Sitz manchem auf der Zung und in Ohren,
Noch ists derselb nie innen worden [2].

Die ‚Schöne Tragödie, wie Belial ein Recht mit Christo anfecht, darum daß er ihm sein höllisch Reich zerstört habe‘ (1570), brachte vier Teufel auf die Bühne [3]. Johannes Krüginger, Diakonus in Marienberg bei Zwickau, ließ in seinem Spiel ‚Vom reichen Mann und armen Lazaro‘ (1555) außer dem Satanas noch sechs scheußliche Teufel erscheinen und gab die Anweisung, man könne bei der Aufführung ‚auch wol mehr Teufel verordnen‘ [4]. Thomas Schmid aus Meißen, Steinmetz und Bürger in Heidelberg, veranstaltete im Jahre 1578 vor dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, den Hofdamen und

---

Der Himmel däucht mich dunkel sein,
Die Sonn verlorn hat ihren Schein,
All Creaturen sehr traurig sind,
Die Sach ich nicht rechtschaffen find.
Wo bistu Adam? komm herfür!
Wo bleibstu? Was fürchst dich für mir?
Steht die Sach nicht im alten Rechten?

[1] Bl. B 6 b. C 2—3. 7.

[2] Comödia von den Weisen aus dem Morgenlande (Leipzig 1606) Bl. E 7.

[3] Gottsched 2, 227.

[4] Goedeke, Grundriß 2, 361, Nr. 147. Gottsched 2, 214.

der Ritterschaft wiederholt die Darstellung eines großen Spiels von ‚Tobias‘, worin vier Narren und fünf Teufel, darunter auch ein junger Teufel und seine Grete, ihre Künste zeigten[1]. In einer ‚Tragödia von einem ungerechten Richter‘ (1592) treiben sogar zehn Teufel ihr Wesen[2]. In Preußen erging im Jahre 1585 die Verordnung, es sollten unter Strafe in den Komödien ‚vor allen Dingen der Überfluß der Teufel und Narren, sonderlich aber die gar abscheulichen, häßlichen und erschrecklichen Larven, auch schandbare Possen‘ abgeschafft werden[3].

Derartiges war aber nicht allein ‚des gemeinen Volkes fürnehmste Lust und Anreizung zu Komödien‘, auch für die hohen Herren und Frauen mußten ‚viel Teufel sich sehen lassen‘, ‚schreien und brüllen und die Menschen wegholen‘; ‚auch insonsten viel Getös sein‘[4]. Dieses zeigen insbesondere die Schauspiele, welche Herzog Heinrich Julius von Braunschweig abfaßte und vor versammeltem Hofe darstellen ließ. So tritt zum Beispiel in seinem ‚Fleischawer‘ ein betrügerischer Marktmeister auf: ‚(brüllet wie ein Ochse) O wie ist mir so wehe, o wie ist mir so angst (brüllet), o wie ängstet es mir im Leibe (brüllet); ach, wo soll ich hin vor Angst (reißt die Kleider entzwei, brüllet) . . . O ihr Winde, führet mich in der Luft davon, damit ich dem Zorn Gottes entrinne (brüllet etzliche mal aufeinander greulich, kratzet mit Händen und Füßen). Weil da kein Element helfen will, müssen mir helfen alle Teufel. O ihr Teufel kommt, helft mir der Qual abe (die beiden Teufel springen zu mit erschrecklichem Brüllen, nehmen ihn beim Leib und führen ihn hinweg).‘ In der Tragödie ‚Von der Ehebrecherin‘ verfällt der betrogene Ehemann in Wahnsinn, treibt wilden Unfug auf der Bühne, wird in einem Narrenkasten weggeschafft, ‚schreit und brüllt heßlich‘; die schuldige Frau hängt sich einen Strick, den ihr ein Teufel zugeworfen, um den Hals, und ‚die Teufel springen zu und ziehen ihr den Strick zu und sie fällt zu Boden, und die andern Teufel kommen inmittelst auch dazu und jauchzen und brüllen und tragen die Tote ab‘. Die Tragödie ‚Von einem Buhler und einer Buhlerin‘ zählte nur drei Teufel; der Buhler Pamphilus ‚reißt die Kleider auf und brüllet‘, ergiebt sich dem Teufel, ersticht einen Wächter, wird erschlagen und nebst der Buhlerin, welche sich den Hals abschneidet, von den Teufeln weggetragen. ‚Hoho, das ist recht,‘ schreit der Teufel Satyrus, ‚das gefällt

---

[1] Gottsched 2, 233—234. Goedeke 2, 462, Nr. 8e.

[2] Goedeke 2, 521 III a. Vergl. Gottsched 1, 164. Über des Braunschweiger Predigers Johann Neukirch ‚Stephanus‘ (1592) sagt Gottsched 1, 138, der Verfasser habe in seinem Trauerspiel ‚den hohen Rat der ganzen Hölle aufgeboten‘. ** Der Prediger Christoph Lasius braucht in seinem Weihnachtsspiel ebenfalls zehn Teufel. J. Bolte, Ein Spandauer Weihnachtsspiel S. 111.

[3] Prölß 198. [4] Vergl. oben S. 378.

mir wol. Das Fleisch mögen die Raben fressen, ich habe die Seele davon. Weil ich aber keinen Beutel bei mir habe, darinnen ich die Seelen mit mir führen könne, so muß ich den Rumpf mitnehmen.' Er ruft die andern Teufel herbei: ‚Holla Dämon, holla Luzifer, kommt her und helft mir.' ‚Die Teufel tragen die Toten abe und jauchzen und seind lustig auf ihre Art. Den Wächter nehmen sie auch mit, und sagt Satyrus weiter: O du bist auch ein alter Ehebrecher, du bist auf die Buhlschaft gangen, ich wil dich auch mitnehmen, denn aller guten Dinge müssen drei sein.' [1] Manchmal wurde den Teufeln das Wegschleppen gewaltig schwer, beispielsweise in der Komödie ‚Von den Gottvergessenen Doppelspielern', welche Thomas Birck, lutherischer Pfarrer zu Untertürkheim, im Jahre 1590 der Herzogin Ursula von Württemberg widmete und ‚auf Approbation eines Doktors der Heiligen Schrift, vieler Kirchendiener und Kanzleiverwandten' von 82 Personen aus seiner Gemeinde aufführen ließ [2]. Eine Spielerin, welche darin vom Teufel geholt werden sollte, leistete solchen Widerstand, daß der Höllenfürst andern Teufeln zurief:

Helft Gesellen helft, der lose Sack
Wehrt sich gar stark und unverzagt;
Wann wir der Weiber hätten vier,
Wolten wir jagen alle Thier [3].

In den Komödien von Jakob Ayrer erscheinen die Teufel bald in Gestalt eines Drachen, bald ‚in einem schwarzen nacketen Kleid' mit einer Krone auf dem Haupte und einer ‚Gabel wie der Neptunus', bald ‚mit großem Feuerspeien' [4].

‚Daß aber all die vielen Teufel und Teufelsfratzen, so dem gaffenden Volke vor Augen geführt werden und was ihm von den Teufeln alles gesaget wird, selbigem auch nützlich und guten ehrbaren christlichen Sitten fördersam sein sollte, davon' wollten ‚Einsichtige aus Erfahrung wol das Widerspiel beweisen' [5].

Die abstoßendsten Darstellungen dieser Art, den Teufelsfratzen und Höllenbildern der holländischen Maler vergleichbar [6], finden sich in einer ‚Tragi-Komedia von einer hochnotwendigen Wallfahrt beides in die Höll und in den Himmel', welche Doktor Klein aus Eßlingen im Jahre 1570 verfaßte. Im Prolog erscheint Eva als Urahnfrau des menschlichen Geschlechtes mit einer goldenen Krone auf dem Haupte. Weil der jüngste Tag, verkündet sie den Zuhörern, ‚allernächst vor der Thüre' stehe, so sei sie aus dem Himmel herabgekommen, um dieser Tragödie beizuwohnen

[1] Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius Nr. 3. 7. 11.
[2] Titel bei Goedeke 2, 387. [3] Actus tertius, Scena secunda.
[4] Ayrer 1, 474. 517 und 2, 1233. 1234 u. s. w.
[5] An der oben S. 378 Note 2 angeführten Stelle. [6] Vergl. oben S. 154 fll.



Von einer Wallfahrt oder Reis
In den Abgrund der Höllen heiß,
Und was sich Schreckliches darin zutrag
Von Pein und grausamer Wehklag.

Dem ‚Weltmann‘ werden die Qualen der einzelnen Sünder und der verschiedenen Stände vorgeführt. Den Fluchern zum Beispiel

riß man ihre Zungen aus,
Das bracht mir groß Schrecken und Graus,
Denn sie plärrten so grausamlich
Gleichwie Ochsen und rasend Viech,
Welche dem Fleischhauer entloffen sein;

die Hoffärtigen werden ‚mit heißem Schwefel und Teufelsdreck‘ gepufft, die Kläffer umhergeschleift und mit heißem Pech begossen. Viel Tausende

rieb man mit grob Stein und Kath
Und anderm häßlichen Unflat,
Die grinsten sehr, das thät mich dauern:

diese seien, erklärte der Teufel, die Bauern, deren Neid, Haß und Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit man in dieser Weise allwege wegfegen müsse. Am abschreckendsten ist die Schilderung Luzifers: er ist ein Lindwurm mit mehr denn 100 000 Händen, jede Hand ist 100 Ellen lang; er liegt an großen Ketten

Auf einem eisen Rost, in der Mitt
Zu Höll, darunter flamt ein groß Feur,
Welches über sich schlägt ungeheur,
Weil es von viel Teufeln wird
Aufblasen und stark zugeschürt . . .
. . und was er thut
Für Seelen erwischen in der Wuth,
Die reißt er in viel Stück entzwei,
Hilf Gott, wie grausam ist dern Geschrei!
Die Stück er wieder z'sammenklemmt
Mit sein Klauen heftig ergremmt . . .
Solchs treibt das Thier ohn Unterlaß,
Horcht, lieben Christen, und merkt das [1].

Wie die Hölle und die Teufel, so sollten, nach dem Wunsche des Predigers Thomas Birk, auch die ‚Teufelsbräute‘, die Hexen, auf der Bühne gebührlich abgemalt werden. Zu diesem Zwecke verfaßte Birck einen ‚Hexenspiegel‘, eine ‚überaus schöne und wolgegründte Tragedi‘, und gab dieselbe

[1] Der erste Akt des Stückes im zweiten, vierten und fünften Band von Scheibles Schaltjahr; vergl. insbesondere 2, 67. 78. 80. 568; ferner 4, 173. 430—433 und 5, 107—108. 289—290.

‚allen lieben frommen Christen‘ zu gut im Jahre 1600 in Druck[1]. Damit das ganze Hexenwesen, heißt es im Prolog, genau ‚ans Licht komme‘, so sei hier

> alles wol bequem
> Gefaßt in die Tragödien,
> Zu beiden Teilen disputirt,
> Mit viel Geschichten ausgeführt.

Es treten nicht weniger als vier Teufel und sechs Hexen auf. Daneben eine Anzahl ‚Redmänner‘, welch letztere über das Wettermachen, die Ausfahren, die teuflischen Buhlschaften, die Zauberworte und Teufelszeichen der Hexen, über Teufelskinder, Kilkröpfe und Wechselbälge, über die Verwandlung der Hexen in unvernünftige Kreaturen und ähnliches mehr ihre Ansichten austauschen, und zwar unter Berufung auf die Aussprüche angesehener Theologen, namentlich Luthers, der über Hexenkünste näheres berichtet und seine Krankheiten von teuflischen Zaubereien hergeleitet habe[2]. Ferner treten auf vierundzwanzig Ratsherren, drei Advokaten, ein Pfarrer, zwei Henker, ein Henkersknecht, drei Schalksnarren, ein Zauberer und andere Personen mehr; auch ein Engel und der Tod erscheinen. ‚Mit vieler Punkten Abkürzung und nötigster Sachen Erzählung‘ könne die Tragödie, sagt der Verfasser, ‚vor einer Gemein leichtlich in zwoen oder dreien Stunden verhandelt, das übrige aber mit großem Nutzen zu Hause abgelesen werden‘. Birck führt unter anderem vor, wie zwei Hexen sich zur Ausfahrt rüsten und zwei Teufel mit ihnen ihr unflätiges Spiel treiben. Dann, verkündigt der Prolog:

> Erscheinet auch bald alsda
> Die Unhold Ahalibana,
> Und reit daher auf einm Camel
> Mit Menschenstimm redt klar und hell,

[1] ‚Hexenspiegel, ein überaus schöne und wolgegründte Tragedi, darinnen augenscheinlich zu sehen, was von Unholden und Zauberern zu halten sei, ob sie können wittern, im Luft fahren, nächtliche Zusammenkunft, Gastungen und Tänz halten, mit dem Teufel der Bulschafft pflegen und Kinder zeugen‘ u. s. w. Zu Tübingen 1600. Auf dem Titel heißt es, das Buch erscheine ‚aus gnädiger Bewilligung‘ des Herzogs Friedrich von Württemberg. Aber ‚nachdem 9 Bogen in 1000 Exemplaren gedruckt waren, wurde der Druck auf Befehl des Landesfürsten (Friedrich) unterbrochen; auch wurde der Verfasser zur Zahlung von 30 Gulden an den Drucker Georg Gruppenbach verurtheilt‘ (Holstein 271). Das Exemplar der königlichen Bibliothek zu Stuttgart schließt auf S. 72 mit der Inhaltsangabe der dritten Szene des zweiten Aktes: vier Personen ‚besprechen sich auch von der Hexenfahrt und bringen zu beiden Teilen denkwürdige Geschichten. Beneben einer Unterredung von den Erscheinungen und eines jedes Menschen Engel. Es findt sich aber endlich, daß obwohl etliche Mannspersonen im Luft gefahren, daß die allgemeine Fahrt, derer sich jede Unhold rühmet, bevorab durch einen kleinen Raum, dann der menschlich Leib erfordert, nur des Teuffels Verblindung seye‘. [2] Hexenspiegel S. 26 fll. 67—68.

Das Camelthier bewegt den Schopf,
Wendt hin und her den ganzen Kopf.
Die Hex darauf ein Kind fürzeigt,
Das wurd verwechselt allbereit
Gar sichtbarlich wol in ein Katz,
Sprengt rab und lauft umb auf dem Platz . . .

Mehrere Gerichtsverhandlungen folgen. Ein Zauberer bekennt auf der Folter ‚viel böse Stücke'

Und trutzt doch stark ohn Reu und Buß,
Da setzt der Teufel einen Fuß
Zu ihm in d' Fengnus in den Thurm,
Den Hals ihm umbreht wie eim Wurm . . .

Gleichwohl ergeht das Urteil, daß er verbrannt werden soll. Darauf wird eine Hexe ‚an die Wage gehängt'. Aber sie will auf der Folter kein Bekenntnis ablegen:

So hart war sie und so verrucht.
Als man sie aber gleich durchsucht,
Fand man bei ihr wol zugedeckt
Ein Teufelszedel, den sie steckt
Verborgen in ihren Leib hinein;
Sobald man ihn hinweg nahm fein,
Bekennt sie schnell an diesem Ort
Groß Hexenwerk, viel Kindermord,
Anzeiget auch gar dürr und rund,
Sie hab gemacht ein starken Bund
Wol mit dem Teufel, durch ihr Blut
Verschrieben sich zur Höllenglut.

Als dann

auf Nachfrag sich klärlich fand,
Was an der Folter sie bekannt,
Ging ihr das Urteil schnell, nicht faul,
Mit diesem Mann an einer Saul
Soll sie verbrennt werden noch heut . . .

Ein Pfarrer ermahnt sie zur Buße, und sie begehrt das Sakrament. Dann führt sie der Henker zum Henkermahl und läßt ‚die Walstatt bequem zurichten'. Inzwischen treiben zwei Schalksnarren mit dem Henkersknecht allerlei ‚gute Schwenk'

Von mancher großen hohen Sach,
Wer's hört, muß lachen, daß er kracht.

Auf der Brandstätte ist die Verurteilte erst sehr verzagt, aber der Pfarrer spricht ihr tröstlich zu und beschwört durch sein Gebet den Teufel,

daß er erscheinen und selbsteigen die Handschrift, ‚darburch mit Blut der Bund gestiftet war', wieder bringen muß. Satan befürchtet eine scharfe Rute, und in der That

Ein Engel, Uriel genannt,
Vom Himmel wird herabgesandt,
Der diesen Teufel gleich abschafft,
Er reißt geschwind aus gleich wie ein Aff.

Darüber ist das Weib ‚aufs allerbeste erquickt' und geht reuig in den Tod [1].

Neben der ‚fürnehmsten Lust' an Teufeln und Teufelsszenen kam im deutschen Volke seit dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts noch ein anderer, viel verderblicherer Geschmack zur Geltung, welcher namentlich durch ausländische fahrende Schauspielerbanden, die sogenannten ‚Englischen Komödianten', geweckt und gefördert wurde. Diese englischen Komödianten standen zu den deutschen geistlichen Schauspielen in kaum beachtenswerter, zu den konfessionell-polemischen in gar keiner Beziehung; sie lehnten sich im wesentlichen nur an die rein weltlichen Stoffe an, welche unter den deutschen Dichtern manche Bearbeiter gefunden hatten.

[1] Bis zu welchem Umfang der Glaube an Hexen sich in der dramatischen Litteratur Englands zur Zeit Elisabeths und Jakobs I. abspiegelte, vergl. Wrigh, Sorcery 1, 286. 296; citiert bei Lecky 1, 82 Note 1.

3. Weltliche Schauspiele — Zeit- und Sittenbilder — Englische Komödianten — Mord- und Unzuchtsdramen.

Der fruchtbarste Bearbeiter weltlicher Stoffe war Hans Sachs. Wie er die halbe Bibel in Dramen umsetzte, so verfertigte er auch über hundert Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele antik-mythologischen, geschichtlichen, mittelalterlich-sagenhaften, novellistischen, allegorisch-lehrhaften und schwankartigen Inhalts. In der unabsehbaren Vielseitigkeit seiner Stoffe erinnert er an Lope und Calderon, in allem Übrigen aber kann er mit diesen nirgends verglichen werden. Allenthalben verrät sich in der Ausführung der beschränkteste Gesichtskreis; ein biederer und hausbacken verständiger, aber kein dichterischer Geist. Er steht nicht viel höher als die Handwerker in Shakespeares Sommernachtstraum; wie diese warnt er gelegentlich die Zuschauer, nicht für das Leben der Schauspieler zu bangen, da alle Dinge so zugerichtet seien, daß keinem Menschen Schaden geschehen könne. In einer Komödie, in welcher Pallas die Tugend, Venus die Wollust verficht, prügelt sich der Herold mit dem Teufel, Epikur wird vom Satan übergelegt, und Kakus als Handhaber poetischer Gerechtigkeit peitscht ihn tüchtig durch und singt dazu ein langes moralisierendes Lied[1]. Die antiken Götter, Helden und Heldinnen, wie die Horatier und die Kuriatier, Jokaste, Circe, Ulysses, Äneas, Cyrus, Alexander Magnus, Romulus und Remus, wurden unter den Händen von Hans Sachs zünftige Nürnberger und Nürnbergerinnen; ebenso erging es dem ‚Hornen Seifrit‘, der ‚geduldig und gehorsam Markgrefin Griselda‘, der ‚Königin aus Frankreich mit dem falschen Marschalk‘, der ‚vertrieben Kaiserin mit den zweien vertriebenen Söhnen‘, der ‚schönen Marina‘. Wie ‚dichterisch‘ er dabei zu Werke ging, erkennt man beispielsweise aus dem Gesang, den er in seinem ‚Ulisses mit den Meerwundern‘ die Sirenen anstimmen ließ:

> Ulisses stark, der Griechen Herr,
> Dein Weg und Schiff her zu uns kehr,
> Halt still und hör vorher unsern Sang,
> Davon deine Heimfahrt Freud erlang.

---

[1] Vergl. Devrient 1, 101—106. Holstein 70—72. ** Vergl. L. Lier, Studien zur Gesch. des Nürnberger Fastnachtspiels 1 (Leipziger Inauguraldissertation. Nürnberg 1889) S. 37 ff.

Wahrlich kein Herr zu keiner Frist
Vorher so geschwind fürgefahren ist,
Der nicht vernähme unsern Gesang,
Damit wir keinen halten lang.
Dein große That ist uns bewußt,
Darzu der Griechen groß Verlust,
u. s. w.

Treue Braut- und Gattenliebe, Eltern- und Kindesliebe, Geduld, Gehorsam, Gottergebenheit, kurz alle einfachen Motive sind meist ansprechend, herzlich, aber selten ohne ernüchternde Plattheit ausgeführt. Alles Heldenhafte, wahrhaft Tragische, Erschütternde, Groß- und Tiefsinnige der Stoffe geht in der Regel verloren. Mit besonderer Vorliebe dramatisierte der Dichter das Volksleben nach seiner drolligen und komischen Seite, und in diesen seinen Schwänken und Fastnachtsspielen ist er ganz zu Hause. Wo er die Sitten der lebendigen Gegenwart malt und aus ihr schöpft, zeigt er scharfe Beobachtung und nicht selten echten Witz. Meist waltet auch hier, wie in seinen ernsten Stücken, eine schlichte Biedermannsmoral; er geißelt die Laster und Thorheiten aller Stände, aber er fällt oft ins Derbe und Ungeschlachte, Possenhafte und Niedrige[1].

Hans Sachs wurde weder in seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit noch in den Vorzügen seiner Spiele von irgend einem seiner Nachzügler erreicht. In der Schnellfertigkeit kam ihm am nächsten Jakob Ayrer, Gerichtsprokurator zu Nürnberg († 1605), der fast jedes seiner zahlreichen Singspiele in einem Tage, die Tragödie ‚Lazarus' von mehr als zweitausend Versen in neun Tagen verfertigte[2]. Ayrer moralisiert so gut wie Hans Sachs, aber in seinen Spielen ist dessen Einfalt und Ehrbarkeit verschwunden. Seine Fastnachtsspiele entbehren fast jeglichen Volkshumors und arten in gemeine Unverschämtheit aus.

[1] ** In seinem Aufsatze ‚Hans Sachs als Moralist in den Fastnachtsspielen' (Zeitschr. f. deutsche Philol. 25, 343 ff.) beschäftigt sich G. Duflon mit der Frage, wie es mit der gangbaren Ansicht von der sittlichen Tüchtigkeit des Meisters stimme, daß in mehreren dieser Spiele eine liederliche Frau ihren Mann ungestraft hintergeht und die Tochter auf ihrer Seite hat. ‚Eine befriedigende Antwort', bemerkt W. Creizenach (Jahresberichte f. neuere deutsche Litteraturgesch. Bd. 4, II, 4, Nr. 23), ‚weiß der Verfasser hierauf nicht zu geben. Es wäre zwar sehr schön, wenn die Beobachtung des Verfassers richtig wäre, daß Hans Sachs gewohnheitsmäßig zur Beruhigung seines Gewissens auf solche Stücke andere folgen ließ, in denen die Sünder gegen das sechste Gebot von der poetischen Gerechtigkeit ereilt werden; aber von zwei Fällen, die er zur Bestätigung vorbringt, ist nur einer zutreffend (Spiel 61—62), in dem andern Fall (Nr. 54) ist zwischen dem unmoralischen und dem moralischen ein vorhergegangenes ausgefallen. Dabei verschweigt der Verfasser, daß in andern Fällen, z. B. bei Nr. 46 und 56, von einer solchen nachträglichen Beruhigung des Gewissens nichts zu bemerken ist.'

[2] Gervinus 3, 116.

Die theatralische Schaulust suchte er in all seinen Stücken durch niedrige Künste zu befriedigen, durch Erscheinungen von Riesen, Zwergen, wilden Männern, feuerspeienden Drachen, durch Zaubereien und Feuerwerke, ‚tobende Musik‘, Mordlärm, Galgen- und Prügelszenen [1].

Auch in manchen ernst lehrhaften Spielen ist diese Geschmacksrichtung der Zeit deutlich erkennbar. So erhält zum Beispiel in Thomas Birds Komödie von den ‚Gottvergessenen Doppelspielern‘ [2] der Spieler Barrabas von seinen Genossen blutige Schläge, wird seiner Kleider beraubt und, nachdem er einen Rock gestohlen, gefänglich eingezogen und gefoltert. Der Amtmann Felix fordert den Büttel auf:

> Lysia, geh du flugs hinaus
> Zu Doeg, in des Henkers Haus,
> Und sprich, daß er mit sich herbring
> Die Schrauffen, Schnür und Folterring ...

Während der Folterung müssen die Pfeifer spielen und die Trommelschläger draufschlagen,

> Da er ohn Zweifel jauchzen würdt,
> Wo man ihn anders redlich schirt,
> Und aber sein Geschrei, Weiß und Berd
> Nicht jedermann von ihm gern hört.

Barrabas bekennt auf der Folter verschiedene Verbrechen und wird darauf zum Galgen verurteilt, und der Richter läßt den Galgen aufrichten, aber der Henker versieht sein Geschäft so schlecht, daß der Verbrecher herunterfällt, worauf der Amtmann spricht:

> Ey du verzweifelter Bösewicht,
> Wie hast du diesen Dieb gericht,
> Daß er vom Galgen fällt herab?
> Hey schenkt mit Steinen ihm ein Trab.
> Werft ihn zu Tod und facht den Dieb,
> Es würd sonst alles werden trüb.
> Bhüt Gott, der Teufel greift selbs drein
> Und schleift den Dieb in d' Hell hinein.
> Wolan, das ist sein rechter Lohn,
> Dann solchen Gsellen ghört die Kron... [3]

[1] Vergl. Devrient 1, 156—157. Gervinus 3, 117 sagt: ‚Wenn man Hans Sachsens Vorzug vor Ayrer unbefangen erkennen will, muß man die Fastnachtsspiele vergleichen. Viele sind wohl auch bei dem Schuster nur grobe Possen, wie viele aber auch so sinnige und gehaltvolle Gegenstände, die auf mehr ausgehen als bloße Pulcinellszenen. Aber hier beruhen alle fast nur auf derben Ehezoten, und der beste Witz steckt in den Kammertöpfen und Mistkauten.‘ ‚Ayrers Sprache ist in allen Schauspielen ohne Kraft und Eigentümlichkeit.‘ Tieck 1, xxi.

[2] Vergl. oben S. 381. [3] Akt 2, Szene 1 und 2.

In Thomas Birds ‚Eheſpiegel‘, einer ‚ſehr luſtigen und lehrhaften Komödie vom Eheſtand‘, fehlt es an ſolch ‚packenden‘ Bühnenkünſten, dafür leidet aber das über 250 Druckſeiten lange Stück an ſtarker Langweiligkeit. Georg Miller, Profeſſor der Theologie zu Jena, rühmte dasſelbe als ‚eine holdſelige und nützliche Dichtung‘, ein ‚ſchönes Blumenwerk‘ und eine ‚köſtliche Arbeit‘. Der Tübinger Profeſſor Martin Kraus empfahl es dem Volke in Verſen, welche der dichteriſchen Eigenart Birds vollkommen entſprachen. Der ‚Eheſpiegel‘, ſagte er, ſolle jedermann bekannt werden, denn

> Was d' Eltern und die Kinder zirt,
> Hier weißlich, luſtig darthon wird.

Man muß die Kinder erziehen in

> Erbaren Sitten und Künſten gut,
> Das gibt fein's Gewiſſen, freyen Muth,
> Zu werden nicht ein Hölzlein grob,
> Drauß ein Säwtrog, ſonder ſolg Lob.

Bird erteilte in ſeiner Komödie unter anderem auch einen ‚wahren Bericht von Marktbäuerinnen‘, einen ‚gründlichen Bericht von den Zigeunerinnen‘, von der Weinfreude, vom Tanzen, von Kaufleuten und Krämern, von Wirten und Gaſtgebern, von dem ‚Nutzen des Hochzeitsbuches‘, gab gute Lehren, wie ſich die Metzger verhalten ſollen und die Weingärtner, und berichtete dazwiſchen eine ‚Hiſtorie, wie der Teufel zween Spilman hinführte‘ [1].

Kulturgeſchichtlich von hohem Werte ſind die Schauſpiele, welche das Schulleben und das Studentenleben ſchildern. Die allgemeinen Klagen über die Gottentfremdung und die Zuchtloſigkeit der Jugend kommen darin zum beſondern Ausdruck.

Zu dieſen Schauſpielen gehört der ‚Schulteufel‘ des Martin Hayneccius, ‚eine chriſtliche, nützliche und ſchöne Komödie‘ vom Jahre 1603 [2]. Der Verfaſſer

---

[1] Tübingen 1598; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 387. — Was den fruchtbaren Lehrdramatiker Rudolf Bellinckhaus, Schuhmacher und Elfämterbote zu Osnabrück (geb. 1567), anbelangt, ſo iſt derſelbe von Goedeke 2, 398, Nr. 631 gegen Lichtenberg (im Deutſchen Muſeum 1779 Bd. 2, 145—146) in Schutz genommen worden; aber was Lichtenberg 148 aus der von ihm beſprochenen ‚Schönen Komödie‘ mitteilt, iſt arg genug, und die Komödie ‚Donatus‘ fordert doch den Spott heraus. Von den 36 geiſtlichen Komödien des Dichters ſagt Gervinus 3, 100: ‚Wir ſelbſt kennen deren 20, alle ſo kahl, ungeſchickt und roh, ſo trüb und düſter, ſo überfüllt mit erfundenen Perſonen und ohne zuſammenbindende Handlung, daß man wohl begreift, warum hiergegen die unterhaltende engliſche Komödie einen leichten Aufflug nehmen konnte.‘

[2] ‚Hiebevor mit dem Tittel Almanſor von der Kinder Schulſpiegel . . . in Druck gegeben und jetzo verbeſſert.‘ Leipzig 1603. Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 368,

klagt ‚aus eigener Erfahrung‘ bitter über die ‚eitel fressenden Krebse und Pestilenzbeulen‘, mit welchen die Schulen behaftet seien. ‚Die Welt ist ein Stall voller Buben und stinkenden Böcke; wer da will Schäfin sein, wird bald zerzauset.‘ Das Amt eines Lehrers zu führen, ‚den Stall des Augias oder, wie es Seneca nennt, die Kloake zu reinigen, das will einen Herkules haben, der nicht allein mit Gedanken und Worten, sondern auch mit der Hand, Mut und Herzen, ganzem Leibe und Kopfe arbeite, da er wahrlich Stankes vollauf und Unsauberkeit, auch Verletzung seines Leibes Gesundheit oftmals empfindet. Davon die nichts wissen, die mit Gedanken wuchern. Aber die wissen es, die ihr Lebtag in solcher Kloake gearbeitet haben, die viel mehr als Tityus, Sisyphus, Tantalus, Danai Töchter und andere in ihrem poetischen Fegfeuer erlitten haben. Darum gehören Herkules hierzu. Das sind sonderliche Leute, die Gott geben muß und dabei erhalten. Wie dann ihrer viel dabei selten lange verharren. Und wo einer unter Fünfzig und Hundert sein Lebtag dabei bleibet, der muß bekennen, daß ihn Gott sonderlich ohne und über seinen Willen und Gedanken dabei erhalten habe.‘ [1] Christus selbst, ‚in seiner menschlichen Natur der Schulen Patron und Pfleger‘, tritt in dem Spiele auf und spricht mit Entsetzen über den Verfall der Schulen und die allgemeine Gottlosigkeit:

Wie viel sind wol der Leut zu findn im ganzen Land,
Die mein Wort nicht thun halten vor ein Affentand?
Es ist vorwar kein Ernst nicht, niemant nirgent mehr,
Es macht ein Grauen jedermann und stinket sehr.
Was Wort? was Wort? Wort hin und her, so sagen sie,
Gewalt, Ehr und Reichthum hör ich preisen je und je.

Der hl. Paulus stimmt zu:

Es dünkt mich leider, Herr, wie ich seh vor mir,
Was du vor Zeiten hast gesaget eins und zwier,
Wie's in den letzten Tagen werd so wüste stan,
Das will sich jetzt ausweisen schier und gehen an [2].

Als wahrhaft bejammernswürdig schilderte Georg Mauritius, Rektor zu Wittenberg, später Schulmeister zu Nürnberg, in einer Komödie ‚Von dem Schulwesen‘ (1606) das Leben der Lehrer. Gleich in der ersten Szene ließ er den ‚Schulmeister Christianus‘ sagen:

Bin ich nicht ein unseelig Mann,
Muß so viel Müh und Arbeit han,
Hab weder Tag noch Nacht mein Ruh,
Verdien noch gringen Dank darzu,

Nr. 195. ** Über die Neuausgabe von Hayneccius' ‚Almansor‘ s. Jahresberichte für deutsche Litteraturgesch. Bd. 2, II, 170.

[1] Vorrede Bl. B [3] fll. [2] Akt 1, Szene 1.

Glaub nicht, daß meins Geleichen leb,
Der in so großen Sorgen schweb,
Mit schwerer Arbeit so beladen,
Die allen Leibskräften bringen Schaden.

Sobald man nur einen Knaben in die Schule bringe, falle ‚Kümmernis mit Haufen‘ über den Lehrer:

Ach, daß an solchem jungen Gsind
All unser Sorg und Fleiß abrinnt . . .
Ich muß doch ein Märterer sein,
Abmatten so die Kräfte mein
Mit vielen Buben ungezogen,
Recht tückisch, diebisch und verlogen . . .
Drumb in der Welt auch sehr abnimmt,
Wie man fast leider spürt, die Zucht,
Die Jugend ist doch ganz verrucht.

Die Jugend sei ‚so erboßt, daß einer schier von Sinnen‘ komme,

Daß man wol ein unbendiges Thier
Mit geringer Müh kündt zähmen schier,
Denn solch grob ungehobelt Gselln,
Die ihres Mütleins leben wölln.

Einer dieser ‚Gesellen‘ berichtet von seinen Heldenthaten gegen andere Buben:

Schlug ihn ins Angesicht mit Macht,
Rauft ihn, daß ihm die Schwarten kracht,
Und also gehling fiel vom Stuhl . . .
Hab darnach eim sein Wein ausgesoffen,
Ihn auch genommen bei dem Kragen
Und meisterlich wol abgeschlagen . . .

Der ‚Schulteufel‘ rühmt sich seines Wirkens:

Den Schulmeistern mach ich's so sauer,
Daß einer solt lieber sein ein Bauer,
Der Ochsen hüten oder Schwein,
Denn in die Läng Schulmeister sein [1].

Die höheren Studien, sagte Mauritius in einer andern Komödie, seien im Verfall, man schäme sich des Studierens:

---

[1] Ein schöne Comoedia von dem Schulwesen (Leipzig 1606) Bl. A [3]. B—B [7]. C. Das schärffste Urteil über die damalige Jugend wird dem großen Philologen Joseph Scaliger († 1609) in den Mund gelegt: ‚Wenn einer etwas Großes verbrochen hätte, wäre es nicht nötig, daß man ihn auf den Bau oder ins Zuchthaus setze: man solle ihm nur Knaben zu unterrichten geben; das wäre Strafe und Plage genug, die man ihm anthun könne.‘ Löschke 238.

So stehts mit höhern Künsten auch
Baufällig eben, nach der Welt Brauch,
Daß man's nur schändet und veracht,
Verhöhnet und spöttisch verlacht,
Ist schier verächtlicher nichts denn Kunst,
Da kann man bald einen blauen Dunst
Hermachen, und ein Farb anstreichen,
Daß sie wol über das Meer muß weichen.
Nicht müglich ist, daß so könne bestehn,
Wenns länger soll also zugehn,
Und wehrt man nicht, so sag ich frei,
Daß kommen werd ein Barbarei [1].

Die Entartung des Studentenlebens schilderte am lebendigsten und kräftigsten der Hamburger Albert Wichgrew in einem lateinischen Drama ‚Cornelius relegatus', welches im Jahre 1600 von Rostocker Studenten aufgeführt und im Jahre 1605 ‚auf vieler Ansuchen und Begehr' von Johannes Sommer, Pastor zu Osterweddingen, ins Deutsche übersetzt wurde. Er habe, sagt Sommer in der Vorrede, eine Zeitlang Bedenken getragen, diese Arbeit vorzunehmen, aus Furcht, ‚den Studentenstand wegen des wilden Lebens Beschreibung' bei ‚etlichen mißgönstigen Ungelehrten durch die deutsche Version verdächtig zu machen'. Aber andere Gründe hätten ihn zur Übersetzung bewogen, ‚insonderheit die Auflösung der Schuldisziplin', durch welche ‚die ganze Welt mit Korneliis und Hasionibus [2] überschüttet wird, daß nunmehr, da die kornelianische Seuche wie eine Wasserflut eingerissen, fast alles Steuern und Wehren verloren und umsonst ist: wie man nicht allein in Städten, sondern auch in den Akademien davon saget und klaget. Denn wenn Jungfrau Indulgentia den Schülern beigesetzt wird, dürfen sie wol Hörner aufsetzen und aus Kälbern gar zu Ochsen werden'. Deshalb habe Wichgrew ‚nicht übel gethan, daß er solch bachantisch kornelisch Sauleben beschrieben, ob noch etliche sich daran spiegeln, und was es für ein Final und Ausgang gewinne, Nachdenken haben möchten'. Wie die Römer ihre Kinder jährlich einmal das Schauspiel toller und voller Knechte hätten anschauen lassen, um ihnen Abscheu davor beizubringen, so sei hier ‚dieser Kornelius' mit seinem Saufen, Spielen, Stürmen, Leffeln und seinem jungen Corneliolo, den er erleffelt, auf freiem Schauplatz männiglich anzuschauen fürgestellt, nicht zu dem Ende, daß die jungen Scholares, wenn sie aus der Partikularschul kommen und auf Universitäten ziehen, der Privilegien und Indulgenz zum Saufen, Spielen, Doppeln, Unzucht und Büberei mißbrauchen sollen, sondern sich vor dergleichen schwebenden Lastern höchsten Fleißes hüten'. Auch die allzu nachsichtigen und

[1] Comoedia von den Weysen aus dem Morgenlande (Leipzig 1606) Bl. A [3]—[4].
[2] Narren.

närrischen Eltern bekamen böse Worte zu hören, ‚da nunmehr junge Leimstengler, wenn sie ehelich worden — ich will jetzt von den alten Lappenheusern und Narren, die ihren Kindern die Narrenkappen selber zuschneiden, nichts sagen — und Ehepflänzlein durch Gottes Segen gezeuget, ihr eigen Muster und Ebenbild an ihnen erziehen, gewöhnen sie flugs zu langen französischen Haarlocken, weiten Müllerhosen und neuer utopischer leimstenglerischer und kornelianischer Manier und Zier, und spiegeln sich darin wie die alten Affen an ihren Jungen: was nun künftig an solcher Frucht und Zucht werde erwachsen, das wird die Posteritet, so anders Gott mit der bösen Welt nicht Feierabend machen wird, mit Schmerzen erfahren‘ [1]. Ein Holzschnitt auf dem Titel versinnbildet das Studentenleben: Kornelius sitzt in seiner Stube am Tisch, das bekümmerte Haupt gestützt; auf dem Boden liegen Bierkannen, Karten, Würfel und Rappiere; in einer Wiege ruht ein Kind, ein zweites wird von einer Magd herbeigebracht; der Ofen ist zerbrochen; an der Wand hängt eine Laute; an die Thüre kreidet der Pedell die Vorladuug ‚zum Rektor‘ [2].

---

[1] Cornelius relegatus, eine newe lustige Comödia ꝛc. (Magdeburg 1605; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 372, Nr. 220 [b]) Vorrede. Näheres über das Spiel und dessen Inhalt in dem Vortrage von E. Schmidt, Komödien vom Studentenleben aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Leipzig 1880) S. 10—16. Das Spiel selbst giebt als ‚Argumentum oder Inhalt deß Spiels‘ an:

Cornelius der Schul wird gram,
Ob scharfer Zucht Eckel bekam,
Redt mit dem Vater, daß er ihn
Nach Wittenberg wollt lassen ziehn,
Erlangt solchs von den Eltern fein,
Lauft flugs zu seinem Jungfrewlein,
Ihr solchs zu sagen, daß er hat
Urlaub, wol werden Licentiat.
Schnupftuch, Ring, Gelt sie ihm mitgab,
Rollt weg, wirft dort die Hörner ab,
Ein stattlich Mahlzeit richtet zu,
Lernt nichts, säuft, frißt und schreit Juch Juh.
Endlich da er viel Schulden macht,
Gar heftiglich wurde verklagt,
Arrestiret, incarcerirt,
Trawrig ins Elend relegirt,
Vol Schmerzen kam wider anheim,
Sehnlich ihns rewt: und hielt sich fein.

Vergl. die am Schluß des Spieles beigefügte ‚Kurze Beschreibung des Cornelii von einem Cornelianer gedichtet‘.

[2] Vergl. E. Schmidt 27.

‚Ich habe es von vielen Leuten gehört‘, warnt der Vater seinen zur Wittenberger Universität abreisenden Sohn Kornelius, wie es dort zugeht,

da Universitäten sein;
Wie daselbst Laster sind gemein,
Wie die Studenten herumb vagiren,
Viel saufen und wenig studiren,
Sich balgen und zu Jungfraun gehn.

Kornelius beschreibt das Leben, welches er auf der Universität führen will und dann mit seinen Lottergenossen auch wirklich führt:

Sobald ich kom dahin
Und deponirt worden bin,
Wil ich meine Landsleut laden zu Gast
Und hauen weidlich auf den Quast,
Wil saufen, schlemmen, demmen, spieln,
Alls muß es gehn nach meinem Willn.
Werd ich gleich drüber Schulden machen,
Da ist gut Raht zu solchen Sachen,
Ich wil wol tausend Lügen tichten,
Mein Vater sol's merken mit nichten.
Er muß Geld schicken nach der Pauß,
Daß ich alle Tag lebe im Sauß.
Aber auf dißmal gnung darvon,
Ich muß zu meiner Jungfraw gohn.

Eine Schlemmerszene wird eingeleitet mit den Worten:

Die Freßglock hat langst im Magen
Mit vollm Stürmen angeschlagen,
Und unser Zähn Verlangen han,
Die Schnabelweid zu sprechen an . . .
Und ich hab langst gewart mit Schnaufen
Kannen und Gläser auszusaufen.

Als einmal bei einer solchen Szene einer der Studenten ‚für zwölf Kannen Bier verzagt‘, wundert sich Kornelius darüber:

Ich denke an die Zeit jetzund,
Daß du zwanzig Kannen hast kund
In dreien Stunden trinken auß,
Wie kömmt dir dann jetzt an ein Graus?

Aber auch dieser Student, der im Kriege gewesen, ist noch mannfest:

Ich kann noch spielen, fressen, saufen,
Fenster auswerfen, Thüren auflaufen
Und Herren und Frauen herausjagen,
Mit Dolchen stechen, hauen, schlagen.

Von einem Sturm, den Kornelius mit zwei Studenten gegen das Haus des Weinschenken Asmus unternommen, berichtet der Wachtmeister Hansius dem Rektor:

Herr Rector, ihrer waren drei,
Die trieben aufm Markt groß Geschrei,
Do die Wächter bald dreie riefen
Und die Leute am besten schliefen,
Kamen vor Asmus Haus so spat,
Der ein jung Weib gefreiet hat.
Klopften und pochten heftig an,
Er solt sie kundrund einlan . . .
Do sie sahen, daß vergeblich wär,
Zogen sie aus die Dölch und Wehr,
Stachen und hieben die Thür entzwei
Und warfen in die Fenster frei.
Die Nachbarn liefen bald herzu,
Sahen was sich begeben thu,
Und schrieen all über Gewalt.
Da winkt ich meinen Wächtern bald,
Die mit der Hellepart und Spießen
Weidlich auf die Nachtraben schmiessen,
Den einen in die Flucht thun jagen,
Die andern zween zu Boden schlagen,
Welche wir bald, wie sichs gebührt,
Mit uns ins Gefängniß han geführt.

Vor dem Universitätsgericht leugnen die Gefangenen Kornelius und Grillus den Sturm auf das Haus und schimpfen in Gegenwart des Rektor Magnificus weidlich auf Hansius:

Kornelius:

Daß dich der Teufel in Lüften hol,
Dein Maul stecket der Lügen voll,
Ich wollt mich bald an dir rächen
Und mit diesem Dolchen erstechen.

Grillus:

Und ich wär wol so 'n Wagehals
Und legt ein Strick an deinen Hals,
Wirf dich in ein stinkend Schmeißhaus,
Daß du nimmer kämest daraus.

Hansius:

Ho sacht, dein Dreuwort acht ich nicht,
So wenig als wenn mein Magd spricht,
Die mir das Rothhäuslein thut fegen.
Versuch es nur, wil dir's gesegnen,
Du kennst noch diese Fäuste nicht.

Der Rektor weist die ‚losen Buben‘ zur Ruhe. Sie sollen zur Strafe für den Haussturm dreißig Gulden bezahlen, kommen aber schließlich mit fünfzehn Gulden, binnen vierzehn Tagen zu erlegen, davon. Bald aber steht Kornelius von neuem vor Gericht, und der Rektor hat den Gerichtspersonen vorzutragen:

Jetzt kommt ein Handelsmann
Und klaget ihn aufs neue an,
Welchen, weil er nicht zahlen kund,
Gräulich geschlagen und verwund
Auf offnem Markt, da ehrlich Leut
Dabei gestanden sind nicht weit,
Welche heftig geklaget han,
Der Rector laß alles hingan,
Sei zu gelind und strafe nicht
Die losen Buben und Bösewicht...

Der Hauswirt des Kornelius klagt, daß er seiner Tochter den Ehrenkranz geraubt habe; viele Gläubiger verlangen Bezahlung; Kornelius aber sieht in allem diesem nichts Ungewöhnliches:

Ihr lieben Herrn, gänzlich ich mein,
Daß es kein Schelmstück könne sein,
Wenn ein jung Gsell auf d' Bulschaft geht,
Spielt, schlempt und demmet frü und spät,
Und bei den Leuten borget auf,
Das ist jetzt der gemeine Lauf.

Die Ausdrücke, in welchen die entehrte Lubentia über ihre Notzüchtigung berichtet, lassen sich nicht wiedergeben [1].

Wahrhaft beschämende Bilder aus dem Volksleben im allgemeinen entwarfen unter andern die Schweizer Dichter Niklaus Manuel und Hans

[1] Akt 1, Szene 3 bis Akt 4, Szene 11. Ein halb Jahrhundert früher, im Jahre 1549, schilderte Christoph Stymmel aus Frankfurt an der Oder in einem lateinischen Lustspiel ‚Die Studenten‘ das wüste Treiben auf den Universitäten ähnlich wie Wichgrew. Über eine der gebräuchlichen Sauf- und Raufszenen berichtet dort ein Student: ‚Bis 1 Uhr früh haben wir gestern abend getrunken und waren so berauscht, daß wir kaum noch stehen konnten, ja zur Erde selbst wie taumelnd stürzten, Fallsüchtigen ähnlich. Als wir des Trinkens satt geworden, ging es auf den Markt. Zuerst kam uns entgegen ein ungeheurer Gnotenschwarm, der mit gezückten Schwertern auf uns sich stürzte. Die schlugen wir mit mutigem Sinn, daß sie besiegt uns endlich den Rücken zeigten, viele auch so schwer verwundet, daß kaum noch Lebenshoffnung übrig ist. Bald durch den Lärm gerufen, stürzt sich auf uns der Wache Schar, in Waffen blitzend. Auch diese wurde in die Flucht gejagt. Traun, vor Lachen wäre ich fast gestorben, als die, denen doch das Heil der Stadt vertraut ist, so schändlich flohen.‘ Stymmels lateinisches Lustspiel ‚Studentes‘ übersetzt von Meyer, Studentica S. 77. Stymmels Stück fand solchen Beifall, daß bis zum Jahre 1614 noch dreizehn Ausgaben desselben sich nachweisen lassen; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 138, Nr. 27.

Rudolf Manuel. Ersterer insbesondere in seinem Fastnachtsspiel ‚Von dem Elßlin trag den Knaben und von Uly Rechenzan mit ihrem ehelichen Gerichtshandel‘ vom Jahre 1530. ‚Da liegen sie, die Altäre und Götzen im Tempel‘, hatte Zwingli während des Bildersturmes im Berner Münster gepredigt, ‚der Wust muß hinaus, damit die unsäglichen Kosten, die ihr an dieses Narrenwerk gehängt, fortan den lebendigen Bildern Gottes zu gute kommen.‘ Manuels ‚Elßli‘ zeigt, in welchen Schmutz ‚die lebendigen Bilder Gottes‘ im Jahre 1530 versunken waren. Da passen durchaus die Verse:

Daß Gott erbarm! worzu ist es kummen!
Wie hat Schand und Laster überhand gnummen!
Es ist des Tüfels Völkli und Gsind,
Gott geb, wie man's haspie oder wind [1].

Wenn man die greulichen Flüche und Lästerreden dieses ‚hübschen‘ Spieles liest, die breite ekelerregende Ausmalung des Gemeinen und Unzüchtigen, so sollte man es kaum für möglich halten, daß derartiges nicht etwa wie die gemeinen Nürnberger Fastnachtsspiele des fünfzehnten Jahrhunderts von niedrigen, auf den Erwerb einiger Groschen ausgehenden Personen vor zechenden Gästen in den Schenkstuben der Wirtshäuser, sondern von Bürgern zu Bern öffentlich aufgeführt werden konnte, und daß das Stück nicht etwa einen ‚Balbirer‘ wie Hans Folz, sondern einen Künstler, Ratsherrn und Staatsmann zum Verfasser hat. In einer zweiten Auflage wurde es als ‚kurzweilig zu lesen‘ bezeichnet, in einer dritten und vierten als ‚gar lustig zu lesen und zu hören‘ [2].

Gleich abstoßend ist das von Niklaus Manuels Sohn Hans Rudolf im Jahre 1548 verfaßte ‚Holdsäligs Fastnachtsspiel, darin der edle Wyn von der trunkenen Rotte beklagt, von Räblüten geschirmt und von Richtern ledig gesprochen wird‘. Es wurde hier in 4235 Versen das herrschende Laster der Trunksucht behandelt und gegen dasselbe geeifert, aber von einem Dichter, welcher von sich selbst aussagt:

Das b'kenn ich an mir fehler wol,
Daß ich ouch Tag und Nacht werd vol,
Ja eben ich, so das hab gmacht;
Darumb ich ganz niemand veracht.

Man darf deshalb wohl annehmen, daß er aus eigener Erfahrung schreibt:

Die Hundsmett hebt sich dann erst an,
Sobald der Schlaftrunk wird getan;
Da ist dann kein Vernunft nit me,
Er macht den Menschen glich dem Ve,

[1] Baechtold, N. Manuel 296.
[2] Baechtold, N. Manuel CCV—CCVI. Goedeke, Grundriß, 2, 341, Nr. 9.

Dann gat es an ein houwen, stechen,
Kübel und Gelten muß zerbrechen,
Der Ofen muß bi'n Fenstern stan,
Stüel und Benk an d' Gassen gan,
Da muß ein g'sottne Suppen sin
Und stoßt man Kerzenstümpli drin.
Den Wyn tut man mit Küblen messen,
Bringt einer dem andern ein Filzhut z'fressen ...[1]

Auch dieses Spiel sollte ‚ganz lieblich zu lesen' sein und wurde ‚von jungen Bürgern Zürichs gespielt'.

Ein äußerst lebendiges Zeitbild bietet ferner der im Jahre 1584 in niederdeutscher Sprache abgefaßte ‚Deutsche Schlemmer' von Johannes Stricerius, Prediger zu Grobe. Der Held des Stückes führt sich als einen allgemein gar wohl bekannten frischen Schlemmer ein, welcher Tag und Nacht gebuhlt und gesoffen und als Patron einer Kirche geistliches Gut an sich gebracht habe. Gott frage nicht, erklärt er, nach den Pfaffen, und wer derselben ledig sein wolle, der müsse sie leer ausgehen lassen. Mögen sie schreiben und schreien, daß geistliches Gut den Herren und Knechten, die davon essen, kein Gedeihen bringe, sondern für Arme und Schüler bestimmt sei: dieser Possen gelte nicht mehr, der Bann des Papstes wirke nicht mehr; jetzt gelte nur der Spruch: ‚So will ich's, so befehle ich's, uns gehören die geistlichen Güter.' Den guten Herren, welche die Klöster an sich gebracht haben, thut es gar sanft, Christi Brot schmeckt ihnen auch süß, was haben sie mit Schülern und Armen zu thun? Er sei nur dem Beispiele der Herren gefolgt, welche unter Beistimmung ihrer Theologen, Hofprediger und Superintendenten die Klöster in Besitz genommen hätten. Die Welt sei dermalen so geartet, daß niemand mehr etwas zu kirchlichen Zwecken gebe, weder Geld oder Korn, Heu oder Stroh, wenn auch die Kirchen und Pfaffenhäuser darüber in Verfall gerieten. Er selbst wolle auch lieber beim Bankett mit guten Leuten in frohem Mut hundert Thaler verschlemmen und verwürfeln, als den Pfaffen

[1] Bei Baechtold 305—374. Die citierten Verse S. 354. 359. Der Herausgeber hat nicht für gut gefunden, das ganze, vom Dichter für ‚holdselig' erachtete Stück mitzuteilen. So fehlen Vers 2584—3139 mit dem Bemerken S. 367: ‚Die übrigen Weiber der vollen Gesellen schelten die Wirkung des Weins aufs unflätigste; auch der Landsknecht tritt gegen ihn auf und ruft seine Hure zur Zeugin an, die durch den Wein ihren Rosenkranz verloren.' Bei den fehlenden Versen 3530—3963 und 3996 bis 4157 heißt es S. 370 und 371: ‚Das Strafmaß für die Weinverleumder wird bestimmt; sie werden alle auf die Narrenbank gezogen; die Strafoperation, die sich weiterer Mitteilung entzieht, wird vollzogen und dazu das Britschenlied gesungen.' Goedeke, Grundriß 2, 348, Nr. 67, giebt an, wo vollständige Drucke zu finden. Genée 59—60 meint, es sei ‚ganz unbegreiflich', daß dieses Spiel ‚ein Publikum fesseln konnte'; aber dem Publikum behagten gerade solche Spiele.

nur einen einzigen Thaler geben. In einer Szene wird das Treiben einer wüsten Nacht beschrieben. Der Schlemmer und sein Vetter berichten darüber, wie sie alle trunken auf den Bänken gelegen und Speisen, Wein und Bier von sich gegeben haben, recht wie Ritter und Helden, welche die Walstatt behaupten und sich dieses Treiben zu Ruhm und Ehre schätzen, auch gleich wieder damit fortfahren wollen. Dann beginnt die Schilderung eines neuen Zechgelages: die Genossen saufen sich einander zu, und wer den Becher nicht auf einen Zug leeren will, wird verhöhnt. Der Schlemmer trinkt tapfer darauf los ‚wie ein Egel' und macht sich mit seiner anwesenden Buhlin, einer verheirateten Frau, zu schaffen. Auf deren Frage, wie sich seine Frau zu ihrem Liebesverhältnis stelle, antwortet er, die wisse wohl nichts davon, sollte sie aber ein Wort dreinreden wollen, so würde er sie so behandeln, daß sie wie eine Maus sich ducken sollte. Sie verabreden eine Zusammenkunft im Hause der Buhlin; der Schlemmer soll den Mann trunken machen, daß er nichts merke, und merke er dennoch etwas, so sei die Frau erfahren genug, um ihn zu bethören. Beim weiteren Herumsaufen will einer den andern niedertrinken, und der Vetter vermißt sich endlich, den Schlemmer heute zu Tode zu saufen. Der Schlemmer dagegen schwört, der Teufel solle ihn holen, wenn er den Vetter dann nicht gleichfalls zu Tode saufe. Ein herzutretender Prediger, der nicht mitsaufen will, sondern der wilden Gesellschaft ernstliche Ermahnungen hält und mit dem Banne droht, wird ausgescholten und hinausgejagt. Schließlich erfolgt die Bestrafung und die Bekehrung des Schlemmers, welche ausführlich geschildert werden. In der Widmung des Stückes an den protestantischen Bischof zu Lübeck und Verden erklärt Stricerius, er habe dasselbe allen ‚unbußfertigen und sicheren Menschen' zu einer christlichen Ermahnung und Warnung, den angefochtenen sterbenden Menschen aber zur Belehrung und Tröstung auf Anregung gottseliger Leute in Druck gegeben. Aber merkwürdig ist, daß er dieses Stück mit solchen Schlemmer- und Buhlszenen als ein ‚kindliches Gedicht' bezeichnet und sogar ausdrücklich angiebt, dasselbe sei ‚für die Schüler verfaßt' [1].

Auch die Komödien von Nikodemus Frischlin enthalten in manchen Szenen lebendige Darstellungen damaliger Zustände. In seiner lateinischen, wiederholt ins Deutsche übersetzten Komödie ‚Rebekka' (1576) entwirft der Dichter ein abschreckendes Bild des rohen Adels, der Scharrhansen und Bauernschinder, und des übermäßigen Trinkens, sonderlich an den Höfen. Seine deutsche Komödie ‚Der Weingärtner' läßt die Bauern über ihr schweres Mißgeschick sich aussprechen und gegen die Obrigkeit harte Reden führen [2]. Die Komödie ‚Frau Wendelgard' schildert (1597) das Bettler- und Gaunerwesen in Oberschwaben, dem

[1] Goedeke, Everyman 111—131.
[2] Strauß, Leben Frischlins 106—112.

Elsaß und der nördlichen Schweiz. Was wir den Tag über zusammengebracht haben, sagt einer der Bettler, verzehren wir bis Mitternacht:

Und kommen die Bettelweiber
Mit ihren graden starken Leiber,
Dann geht herum die lederin Fläsch,
Bis daß wir leeren unser Täsch,
Und trinken werdn, mich wol vermerk,
Da solt einer sehen Wunderwerk:
Dann gsehn die Blinden, redn die Stummen,
Und werden gerad die Lahmen und Krummen,
Da wird das Spiel erst eben ganz,
Erhebt sich bald der Betteltanz.
Wie gfällt dir unser Bettelstand?[1]

In den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts treten die Volksschauspiele, welche von allen Ständen: Geistlichen, Adligen, Bürgern und Bauern, Schulmeistern und Schülern, aufgeführt worden, immer mehr zurück vor einer gewerbsmäßig, meist von fahrenden Engländern ausgeübten Schauspielkunst. Das Schauspiel selbst erhält fast ausschließlich einen weltlichen Charakter; geistliche Stoffe werden, soweit sie überhaupt noch zur Darstellung gelangen, größtenteils ins Rohe und Gemeine gezogen.

Schon bevor die ‚englischen Komödianten' über Dänemark und die Niederlande nach Deutschland kamen, zogen italienische, niederländische und französische Schauspieler an deutschen Höfen und in Reichsstädten umher. An den Höfen zu Wien und zu München traten Italiener bereits seit dem Jahre 1568 auf; früher schon in Nördlingen, München und Straßburg[2]. Eine besondere Rolle

[1] Strauß, Frischlins Deutsche Dichtungen 30. 31; vergl. 44—45. 52—53. Auch Johann Schlayß malt in seinem ‚Joseph' Teil 2, Akt 5, Szene 3 die Annehmlichkeiten des Bettlerlebens aus. Die Szene ist der gleichnamigen lateinischen Komödie von Hunnius entnommen; vergl. v. Weilen 147.

[2] K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 222 fll. ‚In dem letzten Jahrzehnt vor 1600 treffen wir mit den italienischen Komödianten rivalisierend französische und hauptsächlich englische Schauspieler in Deutschland. Die musikalischen Künste hatten die Engländer mit den Welschen gemein . . . ein Umstand aber entschied zu Gunsten der Mimen, „die übers Meer herübergekommen": die Sprache. Die Engländer beeilten sich, Deutsch zu lernen, und in deutscher Zunge gehen ihre Komödien über die Bretter. Dazu haben sich die Welschen nicht herbeigelassen . . . deshalb beschränken sie sich mehr auf die Fürstenhöfe, sonderlich auf jene Süddeutschlands, welche der italienischen Sprache und dem italienischen Wesen näher standen, und überlassen es den englischen Komödianten, die Masse des Volks in den Städten für sich zu gewinnen.' S. 235—236. ** Vergl. Schwering, Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. Neue Forschungen. Münster 1895, eine Arbeit,

spielten sie am Hofe des bayrischen Kronprinzen Wilhelm zu Landshut[1]. Im Jahre 1583 erteilte der Rat zu Frankfurt am Main einer französischen Wandertruppe die Erlaubnis, ‚eine französische Komödie zu agieren‘[2]. Im Jahre 1586 ergingen sich dort französische Schauspieler in so starken Ausfällen gegen das Papsttum, daß der Rat aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Mainz und andere katholische Prälaten in Erwägung zog, ob es nicht gewiesen sei, denselben das Handwerk zu legen[3]. In hohem Ansehen beim Rate standen die fahrenden Gesellen nicht: sowohl die ‚welschen‘ wie die bald sich einstellenden englischen Gesellschaften wurden mit den Seiltänzern und Luftspringern auf eine und dieselbe Stufe gestellt und mit dem Titel ‚Allerlei Gesind‘ bezeichnet; man gestattete ihre Aufführungen nur, um den zahlreichen Meßfremden eine Belustigung zu gewähren[4]. Der herzoglich bayrische Hofsekretär Ägidius Albertinus läßt seinen ‚Landstörtzer‘ mit den umziehenden ‚neuen Komödianten‘ zusammenkommen und von denselben berichten: ‚Die waren von allen Nationen, teils Franzosen, teils Engländer, teils Niederländer, teils Italiener. Ihre Musik und Komödien gefielen mir ausbündig und dermaßen wol, daß ich mich zu ihnen verfügte und mit ihnen akkordierte, daß sie mich in ihre Gesellschaft aufnahmen; denn ich konnte gut Italienisch, Spanisch, Lateinisch und halb gebrochenes Teutsch reden, benebens schlug ich trefflich wol auf der Lauten und vertrat einen spanischen Schalksnarren mit seiner Kitarren, und konnte artlich drein singen, tanzen und springen.‘ Es waren solche Komödianten, welche ‚gute Historien agiren und benebens lächerliche Bossen und Gaukelspiel verrichten, bossierliche Schnacken reissen, und von einem Ort zum andern umziehen. Mit denselben zog ich durch ganz Teutschland und Niederland‘[5].

die von Farinelli in der Rivista critica 1896, Nr. 12 sehr scharf kritisiert wurde. Farinelli hat auch das Buch von Schneider (Spaniens Anteil an der Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Straßburg 1898) in der Zeitschrift für vergleich. Litteraturgesch. 13, 413 fll. sehr ungünstig besprochen; vergl. Beer im Anzeiger f. deutsches Altertum 26, 134—161.

[1] Trautmann 238 fll. Am Hofe des Herzogs Ferdinand II. zu Innsbruck lassen sich italienische Komödianten zuerst im Jahre 1589 nachweisen, S. 232. In Ferdinands ‚Schöner Komödie Speculum vitae humanae‘ (vergl. oben S. 287) traten auch italienische Narren auf. S. 297, Note 168.

[2] Pallmann 114, Nr. 142. Mentzel, Gesch. der Schauspielkunst 17.

[3] Mentzel 16. [4] Vergl. Mentzel 40—41. 49—50. 59—60.

[5] Albertinus Landstörtzer 284—285. ** Vergl. über diese deutsche Umgestaltung von Mateo Aleman's Picaro Guzmán de Alfarache K. v. Reinhardstöttner, Ägidius Albertinus, der Vater des deutschen Schelmenromans, im Jahrbuch für Münchener Gesch. 3, 13 und fll. Vergl. auch v. Liliencron in der Allgem. deutschen Biographie 1, 217—219 über die Bildung und Weltanschauung des Albertinus; noch umfassender in der Einleitung zu ‚Lucifers Königreich‘ (Berlin und Stuttgart 1883, Bd. 26 von

An den fürstlichen Höfen waren englische Komödianten frühzeitig beliebt [1]. Durch ihre überlegene Schauspielkunst drängten sie die Aufführungen der einheimischen Dilettanten völlig in den Hintergrund [2]. An dem kurfürstlich sächsischen Hofe zu Dresden spielten sie bereits im Jahre 1586. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und Landgraf Moritz von Hessen-Kassel waren die ersten deutschen Fürsten, welche eine ständige Bühne hatten, deren Hauptmitglieder Engländer waren; beide verfaßten für dieselben auch eigene Schauspiele [3]. Moritz errichtete im Jahre 1605 ein Theater in Gestalt eines Zirkus, mit bemalten Decken, welches er seinem Sohne Otto zu Ehren Ottonium nannte [4]. Neben den hessischen und den braunschweigischen Hofkomödianten traten die kurbrandenburgischen auf [5].

Alle fürstlichen Hauptgesellschaften machten auch Gastspielreisen durch deutsche Städte; die hessischen zum Beispiel waren wiederholt in Frankfurt am Main [6]. In einer Nürnberger Chronik heißt es: ‚Den 20., 21., 22. und 23. Oktober 1612 haben etliche Engländer, des Landgrafen zu Kassel in Hessen bestallte Komödianten, auf Vergünstigung des Herrn Bürgermeisters im Hailßprunner

---

J. Kürschners Deutscher Nationallitteratur), wo der Nachweis geführt wird, daß die Hauptwerke des Albertinus ‚mit ihren Gegenständen noch vollständig innerhalb des alten Schemas der scholastischen Encyklopädie, wie wir es von Vinzenz von Beauvais her kennen', stehen. S. ferner v. Reinhardstöttner, Forschungen 2, 87 fll.

[1] Über die örtliche Verbreitung der englischen Komödianten in Deutschland, ihr Repertoire und ihre Darstellungsmittel vergl. Tittmann, Schauspiele 2, XI fll. und Englische Komödianten V fll. Goedeke, Grundriß 2, 524—542. ** Bemerkenswert ist, daß bereits 1417 in Konstanz englische Komödianten auftraten, s. Grauert, Dante in Deutschland, in den Histor.-polit. Bl. 120, 180 fl. Note. Über englische Schauspieler in Münster 1601 s. Jostes im Korrespondenzblatt des Ver. für niederd. Sprachforsch. 13, 37; in Rothenburg ob der Tauber s. Trautmann in der Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. u. Renaissancelitteratur 7, 60 fl.; in Österreich s. Nagl-Zeidler 732 fl. Weitere Litteratur bei Creizenach II.

[2] ** Vergl. S. Bolte, Das Danziger Theater im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Hamburg und Leipzig 1895) S. XVI.

[3] In zwei Bestallungsbriefen für die englischen Komödianten Browne und Kingsman verlangte Moritz (um das Jahr 1598): sie sollen mit ihrer Gesellschaft ‚allerlei Art lustiger Komödien, Tragödien und Spiele, wie wir dieselben entweder selbst erfinden und ihnen angeben werden', oder sie selbst erfinden würden, anstellen und halten. Die Konzepte der Briefe mitgeteilt von G. Könnecke in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgeschichte 2c. von Koch und Geiger, Neue Folge 1, 85—88.

[4] Rommel, Gesch. von Hessen 6, 399 fll. Vergl. Fürstenau 75—79.

[5] Näheres bei Meissner 30 fll. Archiv für Litteraturgesch. 14, 117 fll.

[6] Worüber näheres bei Mentzel 43 fll. Im Jahre 1605 wollten englische Komödianten, welche vier Jahre lang beim Landgrafen Moritz gespielt hatten, in Straßburg 24 Komödien, Tragödien und ‚Pastoral' aufführen; vergl. Crüger im Archiv für Litteraturgesch. 15, 116—117. Über englische Komödianten in Stuttgart seit 1600 S. 211—216, mitgeteilt von K. Trautmann.

Hofe allhier etliche schöne und zum Teil in Deutschland unbekannte Komödien und Tragödien, und dabei eine gute liebliche Musik gehalten, auch allerlei welsche Tänze mit wunderlichem Verdrehen, Hüpfen, hinter und für sich Springen, Überwerfen und andern seltsamen Gebärden getrieben, welches lustig zu sehen. Dahin ein groß Zulaufen von Alten und Jungen, von Mann- und Weibspersonen, auch von Herren des Rates und Doktoren gewesen. Denn sie mit zwei Trommeln und vier Trometen in der Stadt umgangen und das Volk aufgemahnt; und (hat) ein jede Person, solche schöne kurzweilige Sachen und Spiel zu sehen, einen halben Batzen geben müssen, davon sie, die Komödianten, ein groß Geld aufgehoben und mit ihnen aus dieser Stadt gebracht haben.'[1] Im folgenden Jahre ‚agierte' die brandenburgisch-englische Gesellschaft unter Leitung von John Spencer zu Nürnberg ‚schöne Komödien und Tragödien von Philole und Mariane, item von Celide und Sedea, auch von Zerstörung der Städte Troja und Konstantinopel, vom Türken und andern Historien mehr neben zierlichen Tänzen, lieblicher Musika und anderer Lustbarkeit im Heilsbrunner Hofe in guter teutscher Sprache, in köstlichen Maskerade und Kleidungen'[2]. Von Nürnberg begab sich Spencer nach Regensburg und spielte dort zur Zeit des Reichstages ‚unterschiedliche Male' vor Kaiser Matthias. Die Darstellung der ‚Einnahme von Konstantinopel' trug ihm gleich am ersten Tage über 500 Gulden ein. Man mußte ihm, berichtet eine Chronik, mit einem Kostenaufwand von 135 Gulden ‚eine große Bühne bauen, auf die Bühne ein Theater, darinnen er mit allerlei musikalischen Instrumenten auf mehr denn zehnerlei Weise gespielet, und über der Theaterbühne noch eine Bühne dreißig Schuh hoch auf sechs große Säulen, über welche ein Dach gemacht worden, darunter ein viereckiger Spund, wodurch sie die schönen Actiones verrichtet haben'[3]. Matthias war in drückender

[1] Nach dem Original der Starkschen Chronik mitgeteilt von K. Trautmann im Archiv für Litteraturgesch. 14, 126—127. Vergl. Siebenkees, Materialien 3, 52. 53. ** und Hampe in den Mitteil. des Vereins f. Geschichte der Stadt Nürnberg 12 (1898), 192 ff. 195 ff.

[2] Meissner 36.

[3] Mettenleiter, Musikgeschichte Regensburgs 1, 256. ‚Dieser Spund war wahrscheinlich eine viereckige Öffnung, in der sich Transparente oder mimische Darstellungen, vielleicht auch Phantasmagorien nach heutiger Art zeigten.' Meissner 54 sagt: ‚Uns will bedünken, daß der „viereckige Spund" nichts anderes als jenes „Loch" im Fußboden bedeutet, durch welches die Teufel, Geister u. s. w. herausspringen und das Jakob Ayrer in seinen Bühnenweisungen häufig erwähnt.' ** Über John Spencer berichten nach einer Mitteilung des Pfarrers Unkel an den verewigten Verfasser dieses Werkes die * Kölner Ratsprotokolle Nr. 64 zum Jahre 1615 folgendes:

16. Februar. ‚Als Herr Bürgermeister Hardenrod vermelt, daß der Herr Nuncius Apostolicus persönlich an Sr. Liebden Haus gewesen, folgends auch derselben

Geldverlegenheit. ‚Leihen will uns niemand,‘ meldete sein Minister Melchior Klesl aus Regensburg, ‚schuldig ist uns niemand, wir selbst haben auch nichts‘; ‚das arme unbezahlte Pragische Hofgesind stirbt und verdirbt und kann des Ochsenblutes nicht genugsam bekommen‘: die kaiserlichen Hatschiere und Trabanten mußten nämlich ‚zu dem Schlächter gehen und das Blut des geschlachteten Viehes auffangen und kochen lassen, also daß der großen Herren Elend oft größer als das geringer Leute‘ [1]. Aber für die Lustigmacher wußte man Geld aufzutreiben. Nach den kaiserlichen Kammerrechnungen wurden „einem Springer und Seiltänzer‘ am 7. September 14 rheinische Gulden verehrt, am 14. einer englischen Truppe 20 Gulden entrichtet, am 21. einem französischen Komödianten 14 Gulden, am 24. Oktober endlich wurde Spencer mit 200 Gulden abgelohnt. Im folgenden Jahre erhielten italienische Komö-

zuentboten hätte was gestallt der englische Comedianten Meister, welcher neulicher Tage allhir gespielt mit noch andern 18 Personen seiner Gesellschaft, durch Fleiß und Arbeit patris Francisci capucini in der katholischen Religion soweit instruirt seien, daß sie sich verhoffentlich alle dazu ergeben und bekennen würden, ist ihnen während der Fastnachtszeit, doch außer Sonn- und Feiertags, zu spielen gestattet.‘

11. März. ‚Den englischen Comedianten, welche sich zur katholischen Religion nunmehr gar begeben, ist auf des Herren Grafen von Hohenzollern (gemeint ist der Dompropst Graf Eitel von Hohenzollern) und des Pastors zu Martin geschehen Ansuchen bis an die Frankfurter Meß geistliche und erbauliche Comedias auf Werktage zu spielen vergönnt und zugelassen.‘

25. März. ‚Auf ein vom Pastor von Martin eingereichtes Schreiben des Grafen von Hohenzollern, des Inhalts, daß die katholisch gewordenen englischen Comedianten sich allhir niederzuschlagen und etwann in der Wochen drei Mal geistliche Sachen zu spielen möchte zugelassen werden, wird vertragen, daß sie ihr Gesuch selbst schriftlich und eigenhändig unterzeichnet einreichen sollen.‘

1. April. ‚Johann Spencer englischer Comediant hat supplicando angeben und gebeten, weil er durch Gottes Gnad mit Weib und Kindern samt seiner Compagnie und Dienern zur katholischen Religion convertirt und hierselbst seinen Verbleib zu nehmen entschlossen‘, man möge ihn als Bürger annehmen und gestatten, etliche Tage in der Woche und auf Sonn- und Feiertage, die großen Feste ausgenommen, nach der Vesperzeit gute lehrsame und erbauliche Stücke zu spielen. Wird ihm erlaubt, wenn er sich gebührend qualificirt und bei dem wahren katholischen Glauben beständig verbleibt und seine actiones gesetzter Maßen richtet und anstellet.‘

Das Bruderschaftsbuch der im Jahre 1612 zur Unterstützung der Konvertiten gegründeten Confraternitas Passionis D. N. J. C. — Kreuzbruderschaft — nennt unter den ersten Konvertiten, deren die Bruderschaft sich annimmt, den Joannes Spencer Mr comoedorum, seine zwei Söhne, eine Tochter und noch eine Reihe englischer und deutscher Namen, vielleicht von Mitgliedern der Truppe Spencers.

Spencer wurde konvertiert durch den Generalkommissar der niederdeutschen Provinz des Kapuzinerordens, P. Franziskus Nugent, damals der geistliche Leiter der Bruderschaft.

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 669—670.

dianten nebst freier Zehrung aus der kaiserlichen Kasse beiläufig 5300 Gulden [1]. Ein italienischer Harlekin wurde von Matthias in den Adelstand erhoben [2].

Großes Lob ernteten die Engländer, welche am erzherzoglichen Hofe zu Graz unter Leitung von John Green in den Jahren 1607 und 1608 ‚ganz ehrbar und züchtig‘ ihre Stücke aufführten. ‚Sie sein gewiß‘, schrieb die Erzherzogin Maria Magdalena am Aschermittwoch 1608 an ihren Bruder Ferdinand, ‚wohl zu passieren für gute Komedianten.‘ Über eine Komödie ‚Vom reichen Mann und dem Lazarus‘ sagte sie: ‚Ich kann Ew. Liebden nit schreiben, wie schön sie gewest ist; dann kein Bissen von Buhlerei darin gewest ist; sie hat uns recht bewegt, so wohl haben sie agieret.‘ Noch im Jahre 1617 empfahl der Erzherzog Karl, damals Bischof von Breslau, diese englische Truppe dem Kardinal Dietrichstein, Statthalter von Mähren [3].

Im allgemeinen aber war die Wirksamkeit der ‚neuen Komödianten‘ eine sehr unheilbringende. Sie arbeiteten einerseits auf die niedere Belustigung an unzüchtigen Possen und Buhlerschwänken, anderseits auf Erregung von Schrecken und Schauder hin, weckten die grausame Lust an Mord- und Greuelszenen und die bei dem verwilderten Volke ohnehin schon reichlich vorhandene geheime Blutgier [4]. So wurden beispielsweise in der von den Engländern gespielten Tragödie ‚Titus Andronicus‘ den Zuschauern ‚zur Ergetzlichkeit und Erquickung des Gemütes‘ Szenen folgender Art vorgeführt: Titus bekommt die Söhne der Kaiserin, welche seine Tochter geschändet und ihr Zunge und Hände abgeschnitten haben, damit sie die Namen ihrer Henker weder nennen noch aufschreiben könne, in seine Gewalt. Er ruft seinen Leuten zu: ‚Holla Soldaten, kommt eilends heraußer. Bringt mir alsbald ein scharfes Scheermesser und ein Schlacht-Tuch heraußer. Ja jetzt hab ich ein heimlichen Rat bei mir erdacht, worin ich all meine Feinde fangen will, und meinen Mut wiederumb genugsam an sie kühlen. (Jetzt kömpt einer, bringet ihm ein scharfes Scheermesser und ein Schlachttuch, er macht das Tuch umb, gleich als wenn er schlachten will.) Geh auch geschwinde hin und hole ein Gefäß.

---

[1] Archiv für Litteraturgesch. 14, 129. 442—444. Meissner 36. 52—53. 56—57.

[2] Meissner 191 zu S. 56.

[3] Näheres bei Meissner 62—63. 74—84. 87 fll.

[4] ** Folgenreich war der Einfluß der englischen Komödianten auf das Bühnenwesen: sie gaben zur Entwicklung eines berufsmäßigen Schauspielerstandes in Deutschland den eigentlichen Anstoß und verpflanzten auf deutschen Boden das realistische Darstellungsprinzip; in letzterer Hinsicht übertrieben sie freilich sehr. Dies hebt namentlich Andreae hervor, der, wenn er auch der realistischen Darstellungsweise Anerkennung zollt, doch gegen die ‚neue Richtung‘ polemisiert, weil bei ihr ‚mehr auf den äußerlichen Schein, auf Kleidung der Personen, Narren und Bauern, Kurzweil und Possen, Tumultuieren, Schlagen, Raufen, Lachen gesehen wird als auf den Nutz der Komödien‘. Vergl. Creizenach CXVI.

(Gehet hin.) Und du kom mit demselben Mörder, den du hast, hieher, und halte ihm seine Gurgel herüber, daß ich sie kan abschneiden. (Bringt Gefäß.) Und du kom hier mit deinem Gefäß, halte es ihm unter die Gurgel und fange alles Blut darein. (Der elteste Bruder wird erstlich herübergehalten, er wil reden, aber sie halten ihm das Maul zu. Titus schneidet ihm die Gurgel halb abe. Das Blut rennet in das Gefäß, legen ihn, da das Blut ausgerennet, tot an die Erden.)' Mit dem jüngeren Bruder wird gerade so verfahren. Dann spricht Titus: ‚Nun habe ich ihnen die Gurgel beide halb abgeschnitten; was ich aber nun geschlachtet, darüber wil ich selber Koch sein, die Häupter wil ich gar klein zuhacken und sie in Pasteten backen, worauf ich dann den Keyser samt ihrer Mutter zu Gast bitten will.' Dieses Gastmahl findet nun statt und hat weitere Mordthaten, welche auf der Bühne vorgehen, im Gefolge [1].

Nach dem Vorbilde der ‚Englischen Komödianten' verfaßte Jakob Ayrer († 1605) seine von Blut und Mord starrenden Dramen [2]. In der Tragödie von Kaiser Otto III. und dessen Gemahlin läßt er Otto dem Crescentius Ohren und Nase abschneiden; ‚der Henker würfts weg' und sticht darauf dem von Crescentius eingesetzten Papste Johann die Augen aus, ‚bind ihm flugs ein blutiges Tuch dafür und stoßt ihn ins Loch'; ein Edelmann, welcher mit der Kaiserin im Ehebruche lebt, wird zu Pulver verbrannt; ein Graf, der keinen Ehebruch mit ihr begehen will, wird unschuldig hingerichtet von einem Henker, welcher sich rühmt, diese Strafe schon an ‚tausendundacht' vollzogen zu haben. Als die Gräfin Euphrosine ‚ihres Herrn Haupt in einer zugedeckten Schüssel trägt, springt dieses von Blut in aller Höhe auf'. Der Gemahlin Ottos erging es nach den Worten des Henkers:

---

[1] Englische Komödien Nr. 8. Abgedruckt bei Tieck 1, 370—407, aber mit Auslassung einiger allzu anstößiger Stellen; vergl. Aktus 6, Szene 1 aus den Reden Morians (Bl. O 7 [b]) mit Tieck 394. Der Theatereffekt des ‚sich selbst Erstechens', bemerkt Devrient 1, 169, ‚war dergestalt abgenutzt, daß man den mehr erschütternden Selbstmord einführte: den Kopf gegen die Wand einzurennen. Wir finden dabei die Vorschrift: „Er fellt in Verzweiflung, lauft mit dem Kopf an die Wand, daß das Blut unter dem Hut herfürbringet, welches mit einer Blase wohl gemacht werden kann."' Im ‚König Montalor' heißt es bei dessen Tod im Text: ‚Hier fangen sie an zu streiten, da der König in den Kopf gehauen wird, welches so in dem Hut gemacht werden kan, daß es Blut giebt.' ** Vergl. auch Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur 312.

[2] ** Vergl. Robertson, Zur Kritik Jakob Ayrers. Mit besonderer Rücksicht auf sein Verhältnis zu Hans Sachs und zu den englischen Komödianten. Dissert. Leipzig 1892, und dazu W. Creizenach in den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte Bd. 4, II, 4, Nr. 34. S. auch Hampe in d. Mitteil. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 12 (1898), 177 ffl.

Jetzt hab ich die Kaiserin verbrennt,
Die wehret sich mit Füß und Händ
Und so lang bis sie todt ist blieben.
Gott! ich hab ihren Fürwitz vertrieben.

Der Teufel, bereits früher ‚mit großem Feuerspeien und erschrecklichen Gebärden‘ auf der Bühne sichtbar, ‚bringt jetzt‘ den auf sein Betreiben eingesetzten ‚Papst Gilbertus‘, welcher die letztwillige Verfügung trifft:

Wenn ich sterb, soll man mein Glieder
Von meinem Leib hauen hernieder . . .

Schließlich wird der Kaiser mit einem Paar Handschuhe vergiftet[1].

In der Tragödie ‚Servius Tullius‘ schneidet Lucius Tarquinius auf der Bühne seiner Gattin ‚die Kehle ab, läßt sie verzappeln‘; gleichzeitig giebt Tullia ihrem Gatten den Gifttrunk und spricht:

Daran sauft er den jähen Todt,
So kum ich aus aller Noth;

und zu dem Sterbenden gewendet:

Lucius, der Bruder dein,
Soll mir hinfürt der Liebste sein.

Der König Servius Tullius wird von den Schergen erschlagen und ‚in der Schandgasse liegen‘ gelassen; Brutus ‚verzappelt‘ am Galgen; der Bürgermeister Sabinus wird totgestochen, worauf noch weitere Metzeleien folgen[2].

Noch ärger geht es zu in der ‚Tragödia Thesei, des zehnten Königs von Athen‘. Zuerst erscheint ein feuerspeiender Drache, der von Jason erschlagen wird; dann treten einige Riesen auf, ‚schlagen alle ineinander, und Jason schlägt auch drein, bis sie sterben‘. Wiederholt läßt der Teufel in Gestalt eines Drachen sich sehen und trägt Medea, die nur ‚mit Zauberei und Teufelsgespensten umgeht‘, auf seinem Rücken davon. Ferner ‚geht Minotaurus ein, ist unten ein Ochs und oben ein Mensch, trägt einen großen Kolben und ein Kind an der Hand‘ und verkündet den Zuschauern:

Das Kind friß ich, glaubt mir fürwar,
Mit Leuß und Nüsse, mit Haut und Haar,
Darzu mit Ingweiß und mit Dreck,
Kein Bissen würf ich von ihm weg . . .
Komm her, du Kind, ich will dir lausen,
Bis mir 's Blut über 's Maul abrindt . . .

Fünf Mörder, welche nacheinander auftreten, werden einzeln von Theseus niedergemacht; dann erschlägt dieser mit Hilfe Ariadnes den Mino-

[1] Ayrer 1, 435 ff. [2] Ayrer 1, 297 ff.

taurus; Ariadne, von Theseus entehrt und verlassen, hängt sich auf. Die Gemahlin des Theseus beschuldigt ihren Stiefsohn Hippolytus, den sie vergebens zu verführen gesucht hat, der Notzucht; derselbe flieht, fällt vom Wagen und wird von den Pferden ‚zu Stücken gerissen‘, und Theseus erhält die Nachricht:

Und sollen Euer Majestät wissen,
Daß sein Leib aller stücksweiß leidt,
Hin und wieder auf der Straß zerstreut.

Die Stiefmutter stürzt sich in das Schwert, welches Hippolytus liegen gelassen: mit allem diesem aber ist das Grausige der Tragödie noch lange nicht erschöpft [1].

Aus der ‚Schröcklichen Tragedi vom Regiment und schändlichen Sterben des türkischen Kaisers Machumetis des Andern‘ sei nur der Szene gedacht, in welcher der Kaiser seinen Bruder mit dem Säbel zu Boden schlägt und, als die anwesende Mutter darüber jammert, sich hören läßt:

Wir müssen der Kaiserin lachen,
Daß sie nur um eine Hand voll Blut
So kläglich weinen und heulen thut [2].

Das Scheußliche solcher Tragödien und die in ihnen hervortretende Rohheit der Empfindungen konnte durch lehrhafte Schlußworte nicht abgeschwächt werden [3]. Jedenfalls verdienten sie nicht das Lob, welches den Werken Ayrers in der Vorrede zu der im Jahre 1618 veranstalteten Sammlung derselben gespendet wurde: man habe ‚herrlichere, schönere, lieblichere und kurzweiligere Sachen nicht bald gesehen oder gehört‘. ‚Ringelrennen, Fechten, Turnieren‘ sei, sagten die Herausgeber, ‚junger und rittermäßiger Leute Zeitvertreib‘, hier aber könne sich jedes Alter und Geschlecht erholen [4].

Ayrers Spiele waren wesentlich für bürgerliche Kreise bestimmt; auf höhere Kreise hatte es Herzog Heinrich Julius von Braunschweig abgesehen,

[1] Ayrer 2, 1207—1303. [2] Ayrer 2, 737—810.

[3] Wie K. Schmitt, Jakob Ayrer (Marburg 1851) S. 29 Note, gegen Prutz, Vorlesungen 97—98, meint. Daß Ayrer selbst nicht der Meinung war, durch lehrhafte Erörterungen bei den Zuschauern viel Wirkung erzielen zu können, geht aus den Worten hervor, welche er in seinem ‚Valentino und Urso‘ dem ‚engellendischen Narren Jann‘ in den Mund legt:

Wer euch nun wolt von dem Anfang
Noch lange bis her zu dem Außgang
Auß der Geschicht was nützlichs lehrn,
So thet ihr ihm doch nicht zuhörn.
Denn ihr hört kurtze Predigt gern,
Wenn die Bratwürst des lenger wern.

[4] Opus thaeatricum (vergl. Goedeke, Grundriß 2, 546, Nr. 4) Vorrede.

wie mit all seinen Stücken, so auch mit seiner im Jahre 1594 verfaßten Tragödie ‚Vom ungeratenen Sohn‘, welche vor versammeltem Hofe aufgeführt wurde. Sie ist vom künstlerischen und ästhetischen Standpunkte aus betrachtet ohne allen Wert, aber kulturgeschichtlich von ganz besonderer Bedeutung, weil sie deutlich zeigt, wie allgemein die Entartung und Verwilderung des Geschmackes sein mußte, wenn selbst den höchsten Schichten der Gesellschaft solche Kost von einem durch gelehrte Bildung vor vielen seiner Standesgenossen hervorragenden Fürsten geboten werden durfte. Ärgeres an Mord- und Schauerstücken hat das Jahrhundert nicht hervorgebracht. Der Inhalt der Tragödie ist folgender. Nero, der jüngere Sohn des Herzogs Severus, will die Regierung des Landes, welche seinem älteren Bruder Probus zukommt, durch ‚unmenschliche und unerhörte Mordthaten‘ sich aneignen. Da es ihm aber noch an rechtem Mute gebricht, so giebt ihm einer seiner Räte die Anweisung: ‚Wenn ihr könntet Menschenblut oder ein Herz von einem Kinde bekommen, und bratet das auf Kohlen und esset dasselbe ein, so sollet ihr wohl beherzt werden.‘ Nero nimmt den Vorschlag an, führt seinen eigenen unehelichen Sohn in den Wald, ‚setzt ihm das Knie auf den Hals, streichet die Ermeln auf, nimmt ein Messer und schneidet seinen Leib auf und schöpfet mit einem Schälchen ihm das Blut aus seinem Leibe und setzet es bei sich. Darnach nimmt er das Herze ihm aus dem Leibe und wirft den Körper in ein Loch; nimmt darnach das Gläschen und vermischet das Blut mit Wein und trinket es aus; das Herze legt er auf die Kohlen, bratet das und frißt es auf. Wenn er das alles so verrichtet hat, geht er ab und spricht: Nun däucht mich, ich sei so keck, wann mich der Teufel begegnete, ich wollt mich an ihn machen.‘ Dann geht er, ‚eine Barte in der Hand‘, zu seinem im Garten schlafenden Vater, ‚setzt ihm den Pfriem auf den Kopf und schlägt ihn mit der Barte darauf‘; unbekümmert um das Wehklagen des Vaters, ‚schlägt er immer zu, schlägt ihn in den Nacken, daß er liegen bleibt, und zeucht ihm den Pfriem aus dem Kopf und streichet das Loch am Kopf mit Erde zu, und spricht: Was hat der alte Schelm ein hart Leben!‘ Unmittelbar danach erwürgt er den Sohn seines Bruders, sticht seiner Mutter die Gurgel ab und geht ‚stillschweigend hinweg und läßt sich nicht merken‘. Seine Schwägerin bringt er durch Gift ums Leben, ‚läuft dem Bruder eine Wehre ins Leib, daß er zu Boden fällt‘. Dann sagt er: ‚Ich muß gehen, weil mir alle meine Sache so gelungen, und ein Bankett bestellen und mit meiner Gesellschaft mich lustig und fröhlich machen, denn auf einen bösen Tag gehört ein guter Abend; wenn ich die Wahrheit sagen soll, habe ich mich alle müde gearbeitet.‘ Bevor aber das Bankett beginnt, läßt er noch rasch dreien Räten seines Vaters ‚die Köpfe in aller Geheim‘ herunterreißen, und ein Kammerjunker ‚schneidet sich selber die Zunge aus dem Hals und fällt zu Boden‘. Die

Tafel wird gedeckt. Nero und seine drei Räte ‚sein lustig, jauchzen und saufen herumer, lassen die Instrumentisten aufwarten und erzeigen sich gar fröhlich und lassen immer frische Essen auftragen. Endlich, wie sie zum allerlustigsten sein, verlieren sich auf dem Tisch aus drei Schüsseln die Essen und erscheinen anstatt derselben die drei abgehauenen Köpfe. Hierüber erschrecken sie alle, springen vom Tische auf, die Köpfe verschwinden‘. Infolge dieses Auftrittes stechen zwei Räte Neros ‚einander zu Boden‘, und der Arzt, welcher das Gift zur Ermordung der Schwägerin Neros gegeben, nimmt jetzt selbst Gift ein, ‚brüllet greulich, kratzet mit Händen und Füßen von sich, endlich verscheidet er‘. Nero geht ‚gar erschrocken auf und nieder und legt sich in den Garten nieder zu schlafen‘. Aber sobald er sich niedergelegt hat, ‚kommt seines Sohnes Geist und hat am Hals hängend eine Flasche und in einem Arm einen Topf mit Kohlen und ist vorn in der Brust aufgeschnitten und blutig und spielet auf einer Zither und geht um Neronen dreimal herum, spricht aber kein Wort; Nero wacht auf und ruft: ‚Hilf Gott, was ist das?‘ ‚Der Geist verschwindet alsbald, und Nero legt sich wieder nieder zu schlafen. Inmittelst kommt seines Vaters Geist und hat das Beil in der Hand und den Pfriemen im Kopf, gehet um ihn herum, spielet auf einem Pandor oder Lauten‘.... Dann ‚kommt seines Bruders Sohnes Geist, hat einen Strick am Hals und Schaum vorm Munde, spielet mit der Zither‘; auch die Geister der Mutter und der Schwägerin erscheinen. Endlich ‚kommt seines Bruders Geist, hat eine Wehre im Leib, und mit ihm seine drei Räte ohne Köpfe, und trägt ein jeder seinen Kopf in der Schüssel, gehet um ihn herum und spielet auf der Laute‘. Nero zittert und bebt. Er geht hinaus in den Wald. ‚Wie er in den Wald kommt, sieht er die drei Toten da liegen, und wie er hinzukommt, richten sich die Toten auf mit verkehrten Augen und aufgesperrten Mäulern, fallen wieder nieder und verschwinden.‘ Nero rauft sich die Haare. ‚Inmittelst erscheint ihm sein Sohn und spricht: Rache über dich, der du dein eigen Fleisch gefressen und dein eigen Blut getrunken hast. Wehe dir, der du mein Herz aus dem Leibe geschnitten und mein Blut gesoffen hast.‘ Die andern Geister erscheinen nochmals, erst einzeln, zuletzt wiederholt zusammen und rufen: Rache, Zeter mordio. ‚Nero windet und krümmt sich, reißet das Wambs auf und brüllt greulich wie ein Ochse.‘ ‚Brüllet und schreit: o wehe mir, wehe mir.‘ ‚Zeucht den Dolch aus und will sich selber erstechen; er kann es aber nicht vollbringen, denn der Dolch bricht entzwei‘; gleich vergeblich sucht er sich zu erhängen, zuletzt zu vergiften. Als alle Mittel nicht helfen wollen, ‚krümmt und windet er sich, brüllet wie ein Ochse, kratzet mit Händen und Füßen von sich‘ und ruft endlich die Teufel herbei. ‚Die Teufel kommen mit großem, greulichem Geschrei und führen ihn hinweg.‘

Dieses ‚erschrecklich Ende‘ sollte, heißt es im Epilog, den ‚gnädigen und günstigen Herren‘ und ‚einem jeden, wes Standes er sei‘, ‚zur Lehre und Warnung dienen‘ [1].

Bei einer solchen Geschmacksverwilderung in den hohen wie in den niedern Schichten des Volkes begreift sich leicht, daß in der neuen Schauspielkunst ‚benebens Mord und Totschlag auch die unverschämteste Buhlerei und unflätigstes Possenreissen‘ eine tonangebende Rolle spielen konnte.

‚Nicht mehr von gottseligen und nützlichen Materien, christlich ehrbar und säuberlich werden derweilen‘, heißt es in einem geistlichen Unterrichtsbuche vom Jahre 1593, ‚die mehrsten Komedien gegeben, sondern von schampern unzüchtigen Sachen mit allerlei Possen, üppigen Gebärden und Vermummungen, für jung und alt, insonderheit der Jugend zum höchsten Ärgernis: als dann ein mehrenteils gottlos Gesind aus allerlei fremd Volk, welsche und englische Komedianten, in vielen Städten solch Sachen agieren, und man wol fragen mag mit dem hl. Augustino und andern alten heiligen Lehrern: was ist so schampar und ehrlos, das nicht in Spielen öffentlich gespielt wird? Insonders sollte die Oberkeit die unzüchtigen Spiele der französischen Komedien- und Spektakul-Schreiber bei ernstlicher Strafe verbieten.‘ [2] ‚Diese schönen Skribenten‘, sagte über letztere ein anderer Zeitgenosse, ‚schmieden ihr Liedlein und Verslein und führen in ihren Komödien jetzt einen jungen Gesellen ein, der sein brinnendes Herz entdeckt, jetzt einen Buhler, der fein munter erzählt, wie es ihm auf der Buhlschaft ergangen, oder wie er sich gehalten; bald kummen schwangere Metzlen daher, bald springen und tanzen die Hofierer herfür, und wie diese alle einander laichen, betriegen, falsch schwören, schelten, stehlen, verthun, alle Jugend, Recht und Ehrbarkeit verlachen, wie eine jede Buhlschaft zu bekommen, wie sie einander mit frävenlichen Augen ansehen, wie man heimlich und offentlich Treu und Glauben brechen, die Unschuldigen ums Leben bringen, neiden und hassen, auch Zauberei treiben und einem die Lieb zu fressen geben soll: dies alles loben sie, raten dazu, und thun guten Bericht, wie man's ins Werk soll richten: solches miteinander wird den Leichtfertigen mit honigsüßen Worten, guten Schwänken, Sprüchwörtlen, lächerlichen Bossen und holdseligen Sprüchen eingeraumbt. Lieber, welchen Stand, welches Geschlecht, welche Jugend oder Alter beflecken sie nicht? An welcher Frauen oder Jungfrauen Keuschheit versuchen sie sich nicht?‘ [3]

Wie sehr die ‚englischen Komödianten‘ zum Beispiel in Frankfurt am Main wesentlich nur auf die Befriedigung niederer Gelüste ausgingen, ersieht

[1] Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius Nr. 6, S. 335—400.

[2] Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Schrift Geilers von Kaisersberg: Wie man sich halten sol bei einem sterbenden Menschen (ohne Ort, 1593) Bl. B 2.

[3] Fickler, Traktat Bl. 35 fll.; vergl. Bl. 75.

man aus einer von Marx Mangold im Jahre 1597 entworfenen Schilderung des Treibens auf der dortigen Messe. Da heißt es:

Am Main da war ein sollich paucken, blasen,
Ein menig Volck über die massen:
Ein Hauffen Huren und Landsknecht . . .
Gegen über ward abgemahlt
Ein Comedien, die man jetzt bald
Anfangen wurd von der Susann,
Der keuschen Frawen lobesan:
Wie auch von Keyser Octavian,
Dem Ritter Galmy wohlgethan.

Mangold besuchte das ‚englische Spiel‘, von dem er so viel gehört hatte:

Wie der Narr drinnen, Jan genennt,
Mit Bossen war so excellent:
Welches ich auch bekenn fürwar,
Daß er damit ist Meister gar,
Verstellt also sein Angesicht,
Daß es keim Menschen gleich mehr sicht.
Auf tölpisch Bossen ist sehr geschickt,
Hat Schuch, der keiner ihn nicht drückt.
In sein Hosen noch einr hett Platz,
Hat dran ein ungehewren Latz . . . .
Den Springer ich auch loben soll
Wegen seines hohen Springen,
Und auch noch anderer Dingen:
Höfflich ist in all seinen Sitten,
Im tantzen und all seinen Tritten,
Daß solchs fürwar ein Lust zu sehen,
Wie glatt die Hosen ihm anstehen . . . .
Welche mit Fleiß so zugericht,
Daß man . . . . . sicht,
Darnach etwas pflegen zu schawen
Glüstige Weiber und Jungfrawen . . . .
Denn nicht alle, versteht mich recht,
Hinein zu diesem Spiele gehen,
Die lustige Comedien zsehen,
Oder der Music und Seitenspiel
Zu gefallen, sonder ihr viel
Wegen des Narren groben Bossen
Und des Springers glatten Hosen [1].

Im Jahre 1605 versprach eine englische Truppe dem Frankfurter Rat, sie beabsichtige ‚auch züchtige und liebliche Komödias und Tragödias in hoch-

[1] Neuer Abdruck, besorgt von E. Kelchner, in den Mittheilungen des Vereins für Gesch. und Alterthumskunde Frankfurts 6, 355—356. 359—360. Goedeke, Grundriß 2, 526—527, Nr. 18 und 19.

deutscher Sprache zu agieren'; aber ihre ‚Zoten und läppisches Gezeug' waren derart, daß der Rat in der Ostermesse des folgenden Jahres keine Vorstellungen gestattete. Später wurde dazu wieder Erlaubnis gegeben. Zeitweise war der Andrang des Volkes so stark, daß einige Prediger gegen ‚den übermäßigen Besuch der englischen Komödie' öffentlich eiferten. ‚Die englischen Komödianten', heißt es in einem poetischen ‚Diskurs von der Frankfurter Messe' aus dem Jahre 1615, ‚haben mehr Leut als die Prädikanten',

> Die lieber vier Stund stehn, hören zu,
> Dan ein in die Kirch, da sie mit Ruh
> Flux einschlafen auf ein hart Bank,
> Dieweil Ein Stund ihn fällt zu lang,
> Und agiren doch so schlechte Sachen,
> Daß sie der Bossen oft selbst lachen,
> Daß sie es Gelt von den Leuten bringen
> Zu sich, vor so närrische Dingen [1].

In Ulm wurden den englischen Komödianten in den Jahren 1606 und 1609 die Erlaubnis zum Spiele nur unter der Bedingung erteilt, daß ‚sie sich gottloser und unbescheidener Dinge enthalten, und ohne alle Ungebühr erzeigen' sollten [2]. Der Rat zu Elbing legte einer englischen Bande im Jahre 1605 das Handwerk, ‚weil sie in ihren Komödien schandbare Sachen fürgebracht' hätten [3]. Am kurfürstlichen Hofe zu Dresden sprachen die Hofdamen im Jahre 1617 den Wunsch aus, daß die Engländer ‚nicht länger vor ihnen spielen' sollten [4].

Was die Schauspieler an unsäglichen Unflätereien ‚zum herrlichen Gelächter für die ‚Spektatores' zu bieten wußten, wird im ‚Landstörtzer' von Ägidius Albertinus derb verspottet [5].

‚Die englischen Komödianten', heißt es in der Vorrede zu den im Jahre 1620 zu Leipzig gesammelt herausgegebenen ‚Englischen Komödien und Tragödien', haben ‚zu unsern Zeiten teils wegen artiger Invention, teils wegen Anmutigkeit ihrer Gebärden, auch öfters Zierlichkeit im Reden bei hohen und niedern Standespersonen großes Lob erlangt'. Darum veröffentliche man ‚allen der Komedi und Tragedi Liebhabern zu Lieb und Gefallen' deren ‚sehr schöne, herrliche und auserlesene' Stücke [6]. Die Vorrede des unter dem Titel ‚Liebeskampf' zehn Jahre später erschienenen zweiten Teiles der Sammlung

---

[1] Mentzel 46 fll. (vergl. 26) 58. 59.
[2] K. Trautmann im Archiv für Litteraturgesch. 13, 320. 321.
[3] Goedeke, Grundriß 2, 530, Nr. 62. Proelß 153.
[4] Meissner 61. [5] Albertinus, Landstörtzer 285—289.
[6] Englische Comödien, Vorrede A 3 und Titel.

berühmte sogar: aus diesen Tragödien und Komödien sei zu erlernen, ‚welcher Massen wir unser Leben bürgerlich, züchtig und ehrlich zu Erhaltung allerhand Tugenden und Meidung der Lusten anrichten‘ sollen[1].

In Wahrheit ließ sich aus den allermeisten Stücken nur ‚das gerade Widerspiel‘ erlernen[2]. Das Sexuelle wird als komisches Motiv behandelt, und zwar in der allergemeinsten Ausdrucksweise, ohne Witz. Schauspieler und

---

[1] Liebeskampf (1630) Bl. A[2]. Ein Verzeichnis der einzelnen Stücke des ersten und zweiten Teiles bei Goedeke, Grundriß 2, 544. Näheres bei Tittmann, Schauspiele 2, xvii fll. und Schauspiele der englischen Komödianten vii fll. ** Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien (Hamburg 1893), bemerkt über die 1596 in Deutschland erscheinende Litteraturgattung S. 6: ‚Der Inhalt der Singspiele ist meist unflätig und gemein, der Witz roh. Bei der häufigen Schilderung ehebrecherischer Verhältnisse triumphiert gewöhnlich die List des treulosen Weibes und die Gewandtheit des Galans, der oft ein buhlerischer Mönch, bisweilen ein Schüler oder Student ist, wie in der italienischen Novellistik und in manchen deutschen Schwänken über die Einfalt des Hahnreis. Daneben giebt auch die Zanksucht und Herrschsucht der Weiber Motive her, der verliebte Pedant und der geckenhafte Alte werden verspottet, Teufelsbeschwörungen und Geistererscheinungen fehlen nicht.‘

[2] ‚Die Roheiten dieser englischen Komödien sind schon in den Vorlagen zu vermuten‘ ...; ‚doch mögen die Bearbeiter aus eigener Lust am Schmutz hinzugethan haben. Alles, was darin witzig sein soll, ist gründlich gemein, voll der scheußlichsten Zoten, wie kaum bei den Nürnberger Fastnachtsspieldichtern; unzüchtige Handlungen auf offener Bühne, wie selbst jene sie nicht gewagt haben. Diese Kunsthandwerker zogen mit ihren blutigen Greueln, schmutzigen Possen und prächtigen Lappen in Deutschland umher, ließen sich für geringes Geld sehen und machten die Darsteller und das Schauspiel überhaupt verächtlich. Daß sie und gerade sie an den Höfen und in großen Städten Beifall fanden, ist in Deutschland um 1600 nicht eben befremdend.‘ Goedeke, 2, 543. Devrient 1, 191—192 sagt: ‚Oft erscheint es unbegreiflich — wir mögen uns den Zustand der Sitte jener Zeit noch so roh denken —, wie es möglich gewesen, daß Frauen und Mädchen unter den Zuschauern bei der grenzenlosen Frechheit und verbuhlten Lüsternheit der Szenen haben ausdauern können, welche der Pickelhering oder Hanswurst mit seiner Frau oder Zofe spielte; die pöbelhaften Reden und schamlosen Handgreiflichkeiten übersteigen allen Glauben.‘ ‚Genug, das ganze theatralische Leben in Deutschland‘ — seit dem Aufkommen der Berufsschauspieler — ‚bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein läßt uns auf einen wahrhaft brutalen Zustand des Geschmackes und der Sitte schließen.‘ Vergl. auch Genée 266. Auffallend ist, daß W. Wackernagel, Drama 143—144, von den englischen Komödianten sagen konnte: Sie waren es, ‚die das weltliche Drama wieder zu Ehren brachten, die dem beliebten komischen Element der Tragödie die gebührende Unterordnung und eine mehr künstlerische Einordnung zuwiesen‘. Im wesentlichen konnte man schon am Ende des sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, so gut wie es später von dem jungen Lassenius geschah, die Komödianten zusammenstellen mit ‚Gaukel- und Taschenspielern, Quacksalbern, Zahnbrechern, Glückstöpfen und dergleichen Geschmeiß und Gesind, so zu anders nichts dient, dann dem gemeinen Mann fein artlich und mit einer guten Manier das Geld aus dem Beutel zu ziehen‘. Angeführt bei Wackernagel, Drama 143.

Zuschauer fanden sich im tiefsten Schmutz zusammen, zum Beispiel in dem ‚Lustigen Pickelheringsspiel von der schönen Maria und alten Hahnrey‘ [1] oder in der ‚Kurzweiligen, lustigen Komödie von Sidonia und Theagenes‘, welche sogar am meisten beliebt war [2]. Dieselbe ist in Prosa bearbeitet nach einem im Jahre 1609 erschienenen Schauspiel des Magdeburger Rechtsgelehrten Gabriel Rollenhagen: ‚Amantes amentes. Das ist ein sehr anmutiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie man's deutsch nennt, von der Löfelei: alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten, auf gut Sächsisch gereimt‘ [3].

Schamloser noch als dieses ‚anmutige Spiel‘ ist das von einem unbekannten Verfasser herstammende ‚lustig und kurzweilig Spiel: Hahnenreyerey, darinnen sieben Personen der unzüchtigen Eheweiber Untreu den Männern gleich wie in einem Spiegel fürhalten‘. Es strotzt von Anfang bis zu Ende

---

[1] Das neunte Stück des ersten Teiles der Sammlung.

[2] Das fünfte Stück der Sammlung. Proelß 2, 212—213 sagt: ‚Das Stück gehört zu den rohesten der Sammlung und kann in cynischer und obscöner Pöbelhaftigkeit kaum überboten werden . . . und doch gehörte es bis in das nächste Jahrhundert zu den beliebtesten Dramen der Zeit.‘

[3] Gaedertz 33—35 führt sechs Ausgaben dieser Komödie an. Die ‚geschickte Komposition‘ und das ‚vielfältig sprachliche, litterar- und kulturhistorische Interesse‘ des Stückes ist nicht zu bezweifeln. Aber Gaedertz meint sogar S. 100: ‚Es ist vielleicht zu beklagen, daß unser Jahrhundert an den damals gewiß nicht anstößigen Szenen nicht nur keinen Geschmack haben, sondern wol gar Abscheu davor empfinden wird.‘ Die Annahme, daß zahlreiche Szenen, wie sie hier vorgeführt wurden (auch Lucretias ‚langes unkeusches Gebet‘; vergl. S. 28), damals keinen Anstoß erregten, begründet eine scharfe Verurteilung jener Zeit. — Im Jahre 1614 fand die Aufführung des Stückes ‚den lebhaftesten Anklang‘ am Hofe des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, berichtet Gaedertz 83. Im Epilog seines Spiels sagt Rollenhagen, er hoffe, dasselbe sei ‚wol angewendet‘,

> Dieweil menniglich draus gesehen,
> Wie's auf der Bulschaft pflegt zu gehen.
> Ein jeder hieraus lernen sol,
> Wenn er sich hüte noch so wol,
> So kann er der Lieb nicht entrennen,
> Er muß ihr einen Schoß vergönnen.
> Das süße Feur die Leut entzünd,
> Jung, alt, Tochter, Magd, Sohn und Kind,
> Gelahrte, Bürger und Bauersleute,
> Wie ihr habt fein gesehen heute.
> Wol dem, der sein Lieb so anbringt,
> Daß sie ihm nach seim Wunsch gelingt;
> Weh dem, der nicht find, das er sucht.
> Dem ist wahrlich sehr übl geflucht.

Gaedertz 32.

von den gemeinsten, der niedrigsten Gassensprache entnommenen Unflätereien, besonders auf Kosten eines Mönches ‚Desiderius‘, dem eine Hauptrolle in dem Stücke zufällt[1]. Auf gleicher Stufe steht die unter dem Namen ‚Pamphilus Münnigsfeind‘ im Jahre 1617 den ‚vom Papst hocherleuchteten Esauiten‘ (Jesuiten) gewidmete Komödie ‚Nolbruder Curd‘, ein ‚umb die Kloster-Nonnen, auch umb der benachbarten Dörfer Bauernweiber wohl verdienter Visitator Venereus‘. Derselbe wird bei einem Ehebruchsversuche ertappt und ‚bringt sich in seinem heiligen Gewande selbst ums Leben‘; ‚sehr lustig zu lesen‘. Am Schluß wird ein geistliches Lied parodiert:

Bitten Gott auch mit allem Fleiß,
Daß Mönche sterben auf die Weiß[2].

‚Nicht die geringste Ursache, warum die Jugend‘, schrieb Ägidius Albertinus, ‚in Unzucht und Geilheit gerät, sind die Komödien, Spektackel und Schauspiel, welche an etlichen Orten an den fürstlichen Höfen, oder in den Häusern der Mächtigen, oder in den öffentlichen dazu bestimmten Häusern gehalten werden.‘ Dieselben seien ‚um so viel ärger und böser, um wie viel ärger und gottloser diejenigen Personen, die solche Komödien und Schauspiel halten‘. ‚Denn sie sind gemeinlich eitele, liederliche, verschlagene, arglistige, unverschämte und gottlose Leute; ja was mehr ist: man findet unter ihnen Landverwiesene, Ehrvergessene, Landstürzer, Zigeuner und arge Ketzer.‘ ‚Weil es wahr ist, daß die unzüchtigen Worte verderben die guten Sitten, was werden dann nicht thun die häßlichen und schändlichen Dinge, die man sieht, zumal weil die Sinnen des Gesichtes viel schärfer sind, denn die Sinnen des Gehörs.‘ ‚Weil auch der Heilige Geist uns verbeut, ein liederliches und springendes oder tanzendes Weib anzuschauen oder anzuhören, damit wir nicht fallen in ihre Stricke, wer darf denn so gar vermessen und ruchlos sein, daß er sich wider das Gebot des Heiligen Geistes setze in solche öffentliche Gefahr und mitten in solcher hellischen Glut? Denn weil solche komediantische Weiber gemeinlich schön und geil sind und ihre Ehrbarkeit allbereits verkauft ist, so

[1] Ohne Ort. 1618. (Citiert bei Hayn 101.) Größtenteils in niederdeutscher Sprache abgefaßt. Vergl. besonders, was Akt 5, Szene 4 der Mönch sagen muß.

[2] Gottsched 1, 175—176. Goedeke, Grundriß 2, 375, Nr. 234. Aus dem ‚Nachtbüchlein‘ Valentin Schumanns (vergl. unten), auf den er sich als seine Quelle beruft, verfaßte Matthäus Scharschmidt, Vikar zu Zeitz, ‚Ein kurtzweilig Spiel von einem bepstischen Pfaffen im Land zu Franken, wie es demselbigen über der Bulerey mit eines Wintzers Weib so übel ergangen‘ (Eisleben 1589); vergl. H. Holstein in der Zeitschr. für deutsche Philologie 18, 435—436. ** Ein ähnliches Thema behandelt die Komödie ‚Von zwei jungen Eheleuten‘, welche der Maler Tobias Stimmer verfaßte. Tob. Stimmer, Comedia. Mit 18 Federzeichnungen desselben zum erstenmal herausgeg. von J. Oeri. Frauenfeld 1891.

pflegen sie mit den Sitten, Gebärden und Bewegnussen des ganzen Leibes und mit der zarten, lieblichen und süßen Stimme und mit den zierlichen Leibskleidern wie die Sirenen die Menschen zu bezaubern. . . . Daher man dann sich billig verwundern kann, warum dieses hochschädliche Ungeziefer allenthalben von den Obrigkeiten in den Städten wird aufgenommen, geliebt und zugelassen und sogar von etlichen eiteln Fürsten und Herren an ihren Höfen unterhalten, besoldet und in Ehren gehalten.' [1]

---

[1] Haußpolizei, Siebenter Teil 149. 151[b]—152. ** Die Frauen der englischen Komödianten in Deutschland beteiligten sich nicht an den Schauspielaufführungen; bis Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Frauenrollen stets von Männern gespielt. Creizenach xv. In Italien traten schon im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts Frauen auf der Bühne auf; vergl. Dejob 216. Papst Sixtus V. erlaubte im Jahre 1588 den wandernden Schauspielern, sich in Privathäusern zu zeigen, und der Gesellschaft der ‚Desiosi', der berühmtesten Italiens, öffentlich zu spielen, aber die Aufführungen sollten bei Tage stattfinden und die Frauenrollen von Männern übernommen werden. Vergl. v. Hübner, Sixtus V. (Leipzig 1871) Bd. 2, 142. — Albertinus, der sich so scharf über die verlotterten Komödien aussprach, war keineswegs ein Gegner des Schauspiels überhaupt, vielmehr ein Lobredner ‚der rechten christlichen Schauspielkunst'. Wenn man, sagte er, das Leben und die Thaten solcher Personen, welche durch ihre Tugenden der ganzen Welt vorgeleuchtet, ‚gleichsam lebendig im öffentlichen Schauspiel allermänniglich' zeige und vorhalte, so diene das nicht allein zur Erlustigung des Gemütes, sondern auch zur Aufmunterung zum christlichen Wandel. ‚Es wird auch mancher gottloser und verführter Mensch durch dergleichen Schauspiel, darin entweder die Belohnung der Frommen und die erschreckliche Strafe der Gottlosen vor Augen gestellt wird, bewegt, sich zu bekehren und ein gottseliges Leben anzunehmen.' Landstörtzer 284—285.

418

IV. Unterhaltungslitteratur: Schwankbücher, Buhl- und Schimpfschriften — weiberfeindliche Schriften — von der Kunst des Trinkens — Amadis-Romane.

Die Verbildung, Verrohung und Verwilderung des Geschmackes, welche die Bühne kennzeichneten, traten insbesondere seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auch auf dem Gebiete der Unterhaltungslitteratur wachsend zu Tage. Man kann sich daher, was dieses Gebiet betrifft, nur darüber freuen, daß die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Volksbücher noch fortwährend einen sehr großen Leserkreis fanden, und daß die Zahl derselben durch ein paar neue vergrößert wurde, welche gesunden Sinn und frische Empfänglichkeit für das echt Volkstümliche bekunden.

Der weitesten Verbreitung unter den älteren Volksbüchern erfreute sich Till Eulenspiegel[1], das bedeutendste Erzeugnis des deutschen Volkswitzes, unübertroffen durch gelungene Darstellung und mustergültigen Stil; das Buch wurde häufig in fremde Sprachen übersetzt[2]. Ihm nacheifernd trat gegen Ende des Jahrhunderts der sogenannte brandenburgische Eulenspiegel Hans Clavert hervor, dessen ‚Werckliche Historien' zuerst im Jahre 1587 von Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber und Organist zu Trebbin, herausgegeben wurden. Es ist eines der wenigen wirklichen Volksbücher der Zeit, enthält aber im Gegensatze zu dem in geschlechtlicher Beziehung anständigen älteren Eulenspiegel einige Geschichtchen, von denen sich keineswegs sagen ließ, was Krüger behauptete, ‚daß alles noch zu loben ist, was an Hans Claverten gewest'[3]. Ein von allen Unsauberkeiten freies, in der Ausführung treffliches, aber vom höheren vaterländischen Standpunkte aus betrachtet schmerzliches Denkmal deutschen Humors ist das ebenfalls erst beim Ausgang des Jahrhunderts erschienene Buch von den Schildbürgern: ‚Wunderseltsame, aben-

F. 244

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, ~~312 fll.~~ 285–287.

[2] Über die vielen Ausgaben desselben vergl. Lappenberg 147—220. Goedeke, Grundriß 1, 344—347. Vergl. auch Bobertag 1, 173 fll.

[3] Neueste Ausgabe von Th. Raehse (Halle a/S. 1882) S. 5. Vergl. die Geschichte S. 9—10. 15—16. 33.

teuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schildbürger in Misnopotamia'[1].

Dieses Buch ist mit meisterhafter Benutzung von verschiedenen ‚Schwankbüchern' abgefaßt, das heißt von Sammlungen einzelner aneinander gereihter kleiner Erzählungen, Fabeln, Anekdoten, welche, in bequemen handlichen Formaten gedruckt, einen wesentlichen Bestandteil der Volkslektüre bildeten.

Den ersten Platz unter ihnen behauptet nach Inhalt und Form das von dem Barfüßermönche Johannes Pauli im Jahre 1522 veröffentlichte Buch ‚Schimpf und Ernst'. Bis zum Jahre 1618 sind von demselben noch 44 Ausgaben bekannt[2]. Der Verfasser erzählt ohne alle polemische Absicht in einfach schlichtem und anmutigem Stil, und konnte mit Fug in der Vorrede behaupten, daß er sich gehütet habe ‚vor schampern und unzüchtigen Exempeln, damit er niemans kein Ergerung gebe'[3].

Wie tief der Geschmack später heruntersank, läßt sich aus einem Vergleiche dieses Buches mit jenen Schwankbüchern, zu welchen Jörg Wickram

[1] Frankfurt a. M. 1597. Goedeke, Grundriß 2, 560. Scherer, Anfänge 61, sagt mit Recht: ‚Das klassische Buch von den Schildbürgern ist, politisch angesehen, ein schmerzliches Symbol.' ** Vergl. Vierteljahrschrift für Literaturgesch., herausg. von Seuffert, 1 (Weimar 1888), 471 ff. über Heimat und Verfasser des Schildbürgerbuches.

[2] Lappenberg 365—377.

[3] Ausgabe nach dem ersten Druck von H. Österley in der Bibl. des Stuttgarter Litterar. Vereins Bd. 85. Stuttgart 1866. Paulis ‚frohe schalkhafte Auffassung hält glücklich die Mitte zwischen Scheu vor dem Derben und Frechheit', sagt Goedeke, Grundriß 1, 404. Gervinus schreibt 2, 302—303: ‚Wie fein wußte Pauli zu wählen, welche vortreffliche naive Prosa schrieb er nicht! Wie steht man unter seinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt unter lauter Leben und Bewegung! Wie lokalisiert er nicht alles, was er Älteres aufnimmt! Wie ist alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune!' ‚Bei ihm war Scherz und Ernst in weiser Absicht wechselnd gemischt, der große Gegensatz des gesunden Menschenverstandes gegen alle Verbildung war der durchdringende Geist, der alles beseelte; Scherz und Witz waren die Würze, die Lehre war das Substantielle der gebotenen Speise, in solcher Verdichtung, daß sie nicht überfüllte und nicht widerstand. Hingegen versahen es alle späteren Sammlungen nach zwei verschiedenen Seiten hin': entweder nahm in ihnen das ‚Zweckhafte und Absichtliche die harmlose Naivetät hinweg, oder sie ließen alle Lehre und allen Ernst fahren und suchten nur das Scherzhafte und Schmutzige zur Unterhaltung'. — Durch Verwechslung des Johannes Pauli mit Paul Pfeddersheim hat K. Veith in seiner Schrift ‚Über den Barfüßer Joh. Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch Schimpf und Ernst (Wien 1839)' irrig angenommen, daß Pauli jüdischer Abkunft gewesen, und fast sämtliche späteren Litterarhistoriker, wie Österley, Goedeke und andere, teilen diesen Irrtum. Vergl. Eubel, Gesch. der oberdeutschen (Straßburger) Minoritenprovinz (Würzburg 1886) S. 64—67. ** Zum Nachweis P. Eubels, daß J. Pauli und P. Pfeddersheim zwei verschiedene Persönlichkeiten gewesen, vergl. Analecta Franciscana (Quaracchi 1887) 2, 534, wo P. Pfeddersheim im Jahre 1504 als Guardian des Observantenklosters Kaysersberg im Elsaß erscheint. In demselben Jahre wird Joh. Pauli zum Guardian des Konventualenklosters Bern begehrt. Eubel a. a. O. 66.

aus Kolmar durch sein im Jahre 1555 erschienenes ‚Rollwagenbüchlein‘ den Anstoß gab, leicht erkennen. Die von Wickram mitgeteilten kurzen Geschichten sollten zur Verkürzung der langen Reisen in den damals gebräuchlichen Rollwagen dienen ‚die schweren melancholischen Gemüter ermuntern‘. Unter Berufung auf Aussprüche Christi eifert Wickram in seiner Zuschrift an die Leser gegen diejenigen, welche in ihren Schwänken ‚schandbare und schändliche Worte‘ gebrauchten und ‚der züchtigen erbaren Weiber, ja auch Jungfrauen gar wenig‘ verschonten. Aber seine Schrift ist derart angefüllt mit unzüchtigen Dingen [1], daß der mansfeldische Kanzler Lauterbeck in seinem Dialog über die rechtschaffene Erziehung der Jugend sich dahin aussprach: ‚Es nimmt mich wunder, daß man solche Dinge zu drucken verstattet, weil wir wollen Christen sein, da man nach der Lehre St. Pauli nichts Unzüchtiges reden soll, geschweige denn schreiben und der Jugend zum Ärgernis in offenem Druck ausgehen lassen‘; aus dem Rollwagen Wickrams lerne ‚sonderlich die Jugend nichts denn Schand und Untugend‘ [2]. Nicht weniger ungeeignet waren die ‚schönen alten Exempel und Historien‘, welche Wickram ‚der weisen und zarten Jugend zu kurzweiligem Unterricht und Übung‘ unter dem Titel ‚Die sieben Hauptlaster samt ihren schönen Früchten und Eigenschaften‘ herausgab. ‚Zu müßigen Zeiten‘, meinte er, sollte sich die Jugend ‚hierin erlustigen und erspatziren‘ [3].

Ein Nachfolger Wickrams war Jakob Frey [4], ebenfalls ein Elsässer, mit seiner ‚Gartengesellschaft‘ vom Jahre 1556, ‚darin viel frölichs Gesprächs, Schimpfreden, Speywerk und sonst kurzweilige Bossen von Historien und Fabulen‘ zu finden seien. Wie seiner Vorrede nach das ‚Rollwagenbüchlein‘ ‚erbar

---

[1] Vergl. die Ausgabe von H. Kurz (Leipzig 1865) S. 15. 36. 44. 78. 135. 139. 165. [2] Lauterbecken 10.

[3] Die sieben Hauptlaster (Goedeke 2, 464, Nr. 16), Ausgabe von 1556, Vorrede. Wickram verfaßte auch einen ‚Schönen und nützlichen Dialogus, in welchem angezogen wird das mechtig Hauptlaster der Trunkenheit‘. Goedeke 2, 463, Nr. 13. Er selbst ‚war sehr eifrig im Zutrinken‘, wovon ihn sein getreuer ‚Freund und Bruder‘ Mathis Ruffer, Bürger zu Kaisersberg, mit geringem Erfolg abzuhalten suchte. Scherer, Anfänge 38. ** Zur Biographie Wickrams siehe die archivalischen Nachrichten von Waldner in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins N. F. 7, 320 fll.

[4] ** Über diesen Schriftsteller war bisher nicht mehr bekannt, als was er selbst berichtet. Aus einigen Straßburger Urkunden und dem im Jahre 1553 angelegten Landesurteil- und Schöffengerichtsbuch von Maursmünster bringt G. Könnecke in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissancelitteratur von M. Koch und L. Geiger N. F. (1889) 2, 199—205 den Beweis, daß Jakob Frey ‚von Straßburg gebürtig war, den Beinamen Scharwächter führte, öffentlicher päpstlicher und kaiserlicher Stadtschreiber zu Maursmünster war und sich als solcher 1545, 1549 und vom 24. Juni 1553 bis 29. April 1562 nachweisen läßt‘. Wahrscheinlich starb er 1562; sicher ist, daß er 1571 nicht mehr Stadtschreiber war. Vergl. jetzt auch die 1896 erschienene, von Bolte besorgte Ausgabe von Freys ‚Gartengesellschaft‘.

und lustig zu lesen', so wollte auch er angeblich ‚nichts hersetzen, so ungeschicklichs oder ungebürlichs vor erbaren Frauen und Jungfrauen zu reden wäre', denn ‚Frauen und Jungfrauen' sei ‚alle Ehr, Zucht und Erbarkeit in alle Weg zu erbieten'[1]. ‚Jede züchtige Jungfrau', versicherte der Frankfurter Buchdrucker Sigmund Feyerabend in einer neuen Ausgabe des ‚Rollwagenbüchleins' und der ‚Gartengesellschaft', könne ‚das Buch ungescheut lesen'[2]. Dagegen rechnete Cyriakus Spangenberg die ‚Gartengesellschaft' zu jenen Büchern, welche ‚vom Teufel herkommen, die arme Jugend zu vergiften und den Ehestand zu schmähen' und ‚das weibliche Geschlecht zu schänden', und warnte dringend vor der Lesung solcher unzüchtigen Schriften[3]. In der That enthält Freys Sammlung eine große Zahl von überaus anstößigen Geschichten, welche in nichts weniger als ernstem und ehrbarem Tone erzählt werden.

An Freys ‚Gartengesellschaft' reihte sich im Jahre 1557 der ‚Wegkürzer' seines Landsmannes Martin Montanus, ein ebenso schmutziges, nach der Beteuerung des Verfassers jedoch ‚sehr schön lustig und aus der Massen kurzweilig Büchlein', welches ‚den Jungen sehr nützlich', und ‚nicht allein den jungen Gesellen, sondern auch den Mannen und allen Weibspersonen zu Gutem' geschrieben worden sei[4].

Sittlich verwerflicher noch als die Genannten sind Valentin Schumann aus Leipzig und Michael Lindener aus derselben Gegend[5], Männer von lockerem Lebenswandel, die in ihren sogenannten ‚Schwankbüchern' es förmlich abgesehen hatten auf einen an Unflätigkeiten aller Art gewöhnten Leserkreis. ‚Die kurz-

---

[1] Ausgabe von 1556, Vorrede.

[2] Vergl. Archiv für die Gesch. des Buchhandels 5, 157.

[3] C. Spangenberg, Ehespiegel 437 b—438.

[4] Wegkürtzer ꝛc. (Goedeke 2, 466, Nr. 4. 1) Widmung und ‚An die Leser' A 3. 4. Vergl. Bobertag 1, 138. ‚Recht geflissentlich', betont Goedeke, ‚bedient sich M. der allerunsaubersten Ausdrücke und schildert geschlechtliche Dinge mit einer Ausführlichkeit und einem Behagen, daß man erstaunt, wie er von seinem Büchlein sagen mag, es könne die Halbtoten erfreuen und es werde darin Gottes ermahnt.' Wenn die von Jakob Frey und Martin Montanus ‚erzählten Schwänke nicht voll Zoten, Ärgernis und Ungebühr sein sollen, so muß', sagt Gervinus 2, 304, ‚jenes Zeitalter darüber so gigantische Begriffe gehabt haben, daß wir mit unsern Begriffen nicht nachkommen können'. ** Auch J. Bolte, Martin Montanus' Schwankbücher (1557—1566). Stuttgart 1899 (Stuttg. Litter. Verein), urteilt (S. XII): ‚Zunächst fällt die Roheit seines Geschmackes und sein Behagen an den unsaubersten Geschichten dem Beurteiler ins Auge. Geschlechtliche Dinge beschreibt er mit einer Nacktheit und Ausführlichkeit des Ausdrucks, wie sie bis dahin wohl im Fastnachtsspiel, aber nicht in der deutschen Erzählungslitteratur Brauch gewesen war.' Hier auch gegen Scherer und E. Schmidt der Nachweis, daß Montanus Protestant war.

[5] Vergl. E. Wendeler im Archiv für Litteraturgesch. 7, 454.

weiligen Historien' in Schumanns ‚Nachtbüchlein' (1559) sollten „zu Nacht nach dem Essen oder auf Weg und Straßen gelesen oder recitiert' werden. In der Widmung des zweiten Teiles der Schrift sagt er, ‚eine Weffze' habe ihm in einem Briefe vorgeworfen, er habe in seinen ersten Teil ‚Bossen und grobe Schwänk gesetzt, die sich nicht geziemen Eheleuten zu lesen, sondern sie seien zu grob und unflätig, gleich als sei dieselbe Weffze so züchtig und subtil. Ich bin oft dabei gewesen, daß kein gröberer Unflat nicht ist in der ganzen Zech gewesen, dann dasselbe Weffzlein. Dieselbe Weffze hat mich bewegt, daß ich habe in diesem andern Teil auch fünf grober und unflätiger Bossen gesetzt'[1]. Überboten wird das ‚Nachtbüchlein' durch Lindeners ‚Katzipori' und ‚Rastbüchlein'. Der Verfasser selbst nennt seine Geschichten ‚neue Mucken, seltsame Grillen, unerhörte Tauben, visierliche Zoten' und schreibt für ‚gute, fromme, auserlesene, bunte und runde Schaudelbutzen, welche man auf welsch Katzipori nennt'. ‚Diese guten Schlucker heißt man auf deutsch und unser Sprach Storchschnäbel, Entenfüß, Gensßkragen, Saurüssel, Eselsohren, Bocks-hörner, Wolfszähn, Katzenschwänz, Hundszägel, Ochsenköpf, Kalbsfüß.' Das ‚Rastbüchlein' widmete Lindener ‚dem Edlen Herrn Anthoni Baumgärtner', einem ‚mit allen Tugenden gezierten Herren', der ‚dieses Traktätlein von Bossen und Schwenken als eines guten frommen Mannes Fleiß annehmen' möge. Gleich im ersten Stücke der Sammlung zeigt er eine große Vertrautheit mit der Sprache des Bordells und kündigt die Absicht an, alle unzüchtigen Redensarten ‚einmal in eine Ordnung zu bringen, daß die guten Schlucker, die sonst gern närrische Bossen hören, zu lachen' hätten[2]. Während er aber in diesen Schriften in Schmutz und Roheit sich überbot, war er zugleich

[1] ‚Es ist nicht uninteressant,' bemerkt Bobertag über Schumann, ‚in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit Skandal ebenso Reklame machen zu sehen, wie es jetzt geschieht. Daß unser Mann nebenher äußerst sittlich thut, Bibelsprüche in Menge und das Gleichnis von der Biene, die das Gute und nicht das Böse aus den Blumen nimmt, herbeizieht, gehört mit zum Handwerk und soll ihm die Gunst der ernsteren Leser erwerben, während er für die Liebhaber „grober Bossen" gleich in der Vorrede des zweiten Teils die Blätter angiebt, wo diese zu finden sind.' Archiv für Litteraturgesch. 6, 137. ** Neuere Arbeiten über Schumann besprochen in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte Bd. 3, II, 3, Nr. 19 fl.; Bd. 4, II, 4, Nr. 36. Eine sorgfältige neuere Ausgabe von Schumanns Nachtbüchlein mit einer wertvollen Einleitung über den Verfasser gab Bolte in der Bibliothek des Stuttgarter Litterar. Vereins Bd. 197 (Tübingen 1893) heraus.

[2] Beide Schriften neu herausgegeben von Fr. Lichtenstein in der Bibl. des Stuttgarter Litterarischen Vereins Bd. 163. ** ‚Freys „Gartengesellschaft" (1556), Martinus Montanus' „Wegkürzer" (1557), Michael Lindeners „Rastbüchlein" (1558) und „Katzipori" und Valentin Schumanns „Nachtbüchlein" (1558—1559)', urteilen Vogt-Koch, Deutsche Litteraturgesch. 235, ‚stellen eine Stufenleiter dar, die tiefer und tiefer in den Schmutz hinabführt.'

auch 'ein frommer Poet' und erging sich in salbungsvollen Anrufungen Christi, die in seinem Munde an Gotteslästerung streifen[1].

Aus dem Rollwagenbüchlein, der Gartengesellschaft, dem Wegkürzer, Katzipori und andern derartigen Sammlungen gab Bernhard Herzog, Fischarts Schwiegervater, die 'Schiltwacht' heraus, 'zu Nutz und Frommen angehender Wach- und Rottmeister samt andern deren schlefferige und maulancholische Gemüter'[2].

Fade und schmutzige Schwänke und Witzeleien enthalten auch die 'Sechshundertsiebenundzwanzig Historien von Claus Narren', welche Wolfgang Bütner, Prediger zu Wolferstedt im Weimarischen, im Jahre 1572 dem Volke schenkte unter der Versicherung, daß 'dieses guten Menschen reine Worte und gute Sprüche' würdig seien, 'den Eulenspiegelischen Schanden und unleidlicher Schnödigkeit' vorgezogen und 'besser geachtet zu werden'[3]. Das Buch erlebte bis zum Jahre 1617 wenigstens zehn Ausgaben[4].

'Schwänke und allerlei unsaubere Historien, wie sie mit jedem Jahr in großer Zahl gedruckt und von Briefträgern und Hausierern in Stadt und Land feilgeboten, oftmals um wenige Pfennige verkauft werden, gehören jetzunder', klagte ein Kanzelredner, Beinhaus, im Jahre 1617, 'neben den unzähligen Buhlliedern zu den gesuchtesten Artikeln und werden auf Rollwagen und Schiffen, bei Gastereien und Saufereien gierig gelesen und vorgelesen, und dürfen Knaben und Mägdlein solche wol in die Schulen mitbringen und sich daran ergetzigen zu höchstem Schaden ihrer Seelen und Seligkeit.' 'Der Markt ist voll von Venusbüchlein aller Art, und locken die unflätigen Skribenten gleich schon durch ihre unverschamten Titulen der Bücher die hursüchtige Jugend an.'[5]

---

[1] Vergl. C. Wendelers Anführungen im Archiv für Litteraturgesch. 7, 440 fll. ** und A. Hartmann im Oberbayrischen Archiv 46 (1889), 31 fll.

[2] Wendeler 145. Goedeke, Grundriß 2, 472, Nr. 11.

[3] Vergl. Lappenberg 382. Aufsatz über Claus Narr und Wolfgang Bütner von Schnorr v. Carolsfeld im Archiv für Litteraturgesch. 6, 277—328. Die Kulturgeschichte, sagt Bobertag 1, 194, habe 'Interesse daran, zu sehen, was man sich damals an flauen und läppischen Witzen genügen ließ, und an schmutzigen, namentlich der Sorte, die ich abdominale Späße nennen möchte, ertrug. Und von diesem Gesichtspunkte ist auch darauf zu achten, daß die Kreise, welche Claus belustigte, in denen also auch das ihn verewigende Buch Leser zu finden hoffen durfte, keineswegs untergeordnete waren, weder an Bildung noch an Sitte, vielmehr die Kreise, welche den Hof des Hauptes des protestantischen Deutschlands (des Kurfürsten von Sachsen) zum Mittelpunkte hatten'. Auch 'war der Redaktor des Claus-Buches kein obskurer Schmierer, sondern ein auch sonst als Schriftsteller thätiger Geistlicher'. 'Unsere Zeit hat zwar auch Anekdotenbücher von recht faulem, geistlosem und schmutzigem Inhalt aufzuweisen, aber sie sind in allen Beziehungen obskur und nehmen in der Litteratur gar keine Stellung ein.'

[4] Goedeke, Grundriß 2, 588, Nr. 3.

[5] Beinhaus 4.

So erschienen zum Beispiel: ‚Sätze von der Löffelei von Süssemunde Schönfleisch von Haneshausen, samt derselben Eigenschaften und unterschiedlichen Gattungen . . . in der Leffler Kollegio bei großen Uffzügen und Versammlungen aller derselben Fakultät Verwandten mannlich und weiblich Geschirr‘ (1593); ‚Kurzweiliger Diskurs von der Löffelei‘ (1609); ‚Die Hurenprobe, das ist: Honigsüße Liebe und güldene Treu‘; ‚Grumben- und Brillenkästlein der Huren, beneben Anhenkung der Vollsäufer und Trunkenboltzen Littanei, so lustig und kurzweilig zu lesen und zu singen‘ (1608 und 1611); ‚Frau Veneris Berg‘ (1614); ‚Ehelicher Venuskrieg, allen jungen deutschen Venusrittern zu sonderlichem Gefallen und Unterricht‘ (1618); ‚Venus-Schule, das heißt heilsame Unterweisung, woher sie ihren Ursprung nehme‘, und dergleichen viele andere mehr[1]. Das Buch ‚Von Kunst der Liebe‘, welches Paul von der Aelst nach Ovids Ars amandi ‚den jungen Leuten zu ehrlicher Ergötzung‘ im Jahre 1602 herausgab, erschien bis 1610 in drei hochdeutschen und einer niederdeutschen Ausgabe[2]. Den Gipfel aller Schamlosigkeit, schon auf dem Titel, bietet der ‚Maynhinkler-Sack durch Agricolam Tabeum von Weinstein in Lappenland‘ vom Jahre 1612: derartiges ist von einem deutschen Verfasser nur selten gedruckt worden[3].

Ähnlich wie Beinhaus eiferte schon früher, im Jahre 1581, der fürstlich salzburgische Rat Johann Fickler gegen die ‚kurzweiligen Lustschriften und Traktätlein, die voller guter Schwänk und visierlichen Bossen‘. ‚Darinnen werden‘, sagte er, ‚artlich und mit sonderbarem Fleiß künstlich beschrieben zum Teil wahre Geschichten, zum Teil erdichtete, doch der Wahrheit ähnliche Fabeln, die mit einem lieblichen Schimpf anzeigen, wie es manchem so wohl auf der Bulschaft gangen, und Weg Weiß geben, wie sich die Mannsbilder gegen den Weibern, Gott geb sie seien verehelicht oder nit, herentgegen sie, die Frauen und Jungfrauen, gegen Männern und jungen Gesellen zutäppisch machen sollen, item wie man die Obrigkeit mitsamt den Eltern, auch beson-

---

[1] Vergl. die Titel solcher Bücher bei Hayn 24. 91. 100. 101. 106. 147. 170. 171. 210 u. s. w.

[2] Hayn 4—5.

[3] Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 472, Nr. 11. Hayn 307. Vergl. Gervinus 2, 305. Aus dem Italienischen erschienen unter anderem ‚J. B. Gyraldi Cynthii Novellä, oder auserlesene, liebliche newe Historien und Geschichten‘ sowohl ‚ehelicher als auch bulerischer Liebe‘ 2c. (Frankfurt am Meyn 1614). Hayn 100. Aus dem Französischen zum Beispiel des Simon Goulart ‚Schatzkammer übernatürlicher wunderbarer Geschichten und Fällen‘ (Straßburg 1613—1614, drei Teile), ‚zum Teil freie Liebeshistorien‘ enthaltend. Hayn 278. ** Zu den beliebtesten Büchern des siebzehnten Jahrhunderts gehörten auch die zuerst 1615 übersetzten und in wenigstens 13 Ausgaben erschienenen ‚wahrhaftige, klägliche und wunderliche Zauber- und Lebensgeschichte‘ des François de Rosset. Hayn 263.



ders das Weib den Mann, der Mann das Weib, die Tochter die Mutter, der Sohn den Vater, die Dirn ihr Frauen, der Diener seinen Herrn laichen und betrügen sollen.' Aus der Lesung solcher Bücher erfolge ‚Hurerei, Ehebruch und Jungfrauenschänden, Laster, welche allgemein in Schwung gekommen' seien und ohne Scheu getrieben würden. ‚Solcher Nutz kommt aus diesen schönen Lustbüchern, als da sein die Cento-novelle, Gartengesellschaft, Rollwagen, Cazopori, Rast- und Nachtbüchlein, und dergleichen viel mehr, denn wer kann sie alle erzählen, so hin und wieder in den Buchläden zum Verderben guter Sitten und gemeiner Polizei verkauft werden?' Fickler rechnete ‚vorderst zu solchen Büchern' auch die ‚Tischreden' Luthers, ‚so voller unflätiger stinkender Bossen, unzüchtiger Wort und lahmer Fratzen sein, als auch in etlichen andern seiner weltgeistlichen Schriften auf das unflätigste eingemischet' würden[1]. Mit gleicher Schärfe wie Fickler sprach sich Ägidius Albertinus, der bedeutendste Volksschriftsteller der katholischen Restaurationszeit in Bayern[2], wider ‚die schändlichen bulerischen und unzeitigen Bücher und Reime' aus. Mit dergleichen, schrieb er, ‚sind nicht allein die Buchladen erfüllt, sondern man hängt's auch öffentlich in den Gassen auf und man trägt's sogar in den Häusern feil. Da werden ihre Kartenspiel und Fledermäus vertändelt und von den jungen Dirnlein und Handwerksbursch fein fleißig aufgekauft, in den Häusern umzogen, gelesen und ausglossiert. Was vermeinst du aber, daß solche bübischen Schreiber, Poeten, Pedanten und bettlerische Grammatisten, welche die Jugend, so ohn das hitzig ist, noch hitziger und die alten kalten Narren gumpen machen, wert seien? Was vermeinst du, was für ein Straf auf sie gehöre? Eben da schweigen die Rechte und die Gesetze still darzu. Wenn einer seinen Nächsten mit Gift vergiebt, so flucht jedermann demselben und wird ihm abgeschlagen der Kopf, aber wenn einer das Gift der Unkeuschheit mit tödlichem Schaden vieler Seelen und des Leibs in einem ganzen Land ausbreitet, und das Gift artig mit Honig kann beschmieren und es den Leuten öffentlich fürsetzen, derselb wird allenthalben herfürgezogen, mit großer Ehre begabt, und ihre Bücher mit großen Privilegien bestätigt. Ja, was mehr und zu erbarmen ist, unsere Ehemänner lachen fein dazu, halten's für ein Scherz, wenn ihre Weiber und Töchterlein die leichtfertigsten Bossen und Unfläterei vor Augen haben, hören, lesen, auswendig lernen und munter von der Farb reden können.' ‚Mit allem Fleiß und darum läßt man solche Bücher ausgehen, damit die Frauen und Jungfrauen, welche nur ihrem Lust und nit dem Hause auswarten, ihren Müßiggang und lange Weile vertreiben können, und damit sie feine, weiche, süße Wörtlein und wohlgesetzte Phrasen

---

[1] Fickler, Traktat, Vorrede Bl. 2b—5; vergl. Bl. 52 fll.

[2] ** Vergl. v. Reinhardstöttner, Forschungen 2, 86 fll.

lernen und wissen mögen, wie sie sich zu verhalten, damit sie für höflich gehalten werden.'[1]

,Eine sonderliche Gier' zeigten ,die Buhlschreiber wider die Pfaffen'.

Pfaffen und Nonnen schelten,
Das bringt uns Ehr und Geld,

gestand einer der Verfasser solcher ,überaus lustiger, allen ehrbaren Jungfrauen und angehender männlicher Jugend über die Maßen ergetzlicher Historien',

Die Jugend hört's am liebsten
Von allem auf der Welt[2].

Die Verhöhnung und Beschimpfung der Geistlichkeit sahen fast sämtliche Schwankbücher als ihre Hauptaufgabe an: ,dem vermaledeiten abgöttischen Papsttum' sollte ,dadurch aus vollen Kräften Abbruch gethan' werden. So knüpfte beispielsweise Martin Montanus an die Erzählung eines Ehebruchs, welchen ein Mönch in Meißen begangen habe, den Satz: ,Alle verfürische teuflische, spitzfindige Stücklein stecken in ihnen', den Mönchen, ,tragen also unter einer Schafhaut einen reißenden zuckenden Wolf, fressen der armen Witwen und Waisen Häuser und wenden lange Gebete für; und nicht allein dasselbig, sondern sie lugen, wo sie einem Biedermann sein Weib und Kind künden besch ......, betrügen und mit ihnen in den Abgrund der Hölle führen, siehe da, das ist ihr gottselig Leben.'[3] Berichte von allerlei Schandgeschichten wurden besonders aus Boccaccio und Poggio geschöpft und als ,in neuester Zeit' geschehen vorgetragen, damit, sagt Beinhaus, ,die Jugend und männiglich daran einen desto größeren Lusten empfinde'[4].

In sehr gehässiger Polemik sind zwei, gewissermaßen ins Gebiet der Schwanklitteratur gehörige Bücher der Prediger Burchard Waldis und Erasmus Alber abgefaßt, welche schon vor dem ersten unsaubern Schwankbuch, dem Rollwagenbüchlein von Jörg Wickram, erschienen. Im Gewande der Fabel wollten auch sie in ihrer Weise zur Unterhaltung, Ergötzung und Belehrung namentlich der Jugend beitragen.

Waldis gab im Jahre 1548 seinen ,Esopus' heraus, ,ganz neu gemacht und in Reimen gefaßt, mitsamt hundert newer Fabeln'. In der Zueignung versichert er, ähnlich wie später Wickram im Rollwagen, er habe das Buch ,der lieben Jugend, Knaben und Jungfrauen zu Dienste und Fürderung lassen ausgehen': ,die zarten keuschen Ohren der lieben Jugend' sollten sich ,an seinem Schreiben nicht ärgern'. Am Schluß der letzten ,Fabel' wiederholt er, ,allein

[1] Haußpolizei (1602), Siebenter Teil 129—130.
[2] Beinhaus 4[b] führt den Ausspruch an.
[3] Wegkürtzer 98. [4] Beinhaus 5.

der Jugend zu Frommen' habe er geschrieben. Doch seine Fabeln behandeln, so gut wie der Rollwagen, eine große Zahl von Anekdoten und Schwänken im Geiste und in der Art Boccaccios. Waldis trägt eine duraus naturalistische Anschauung von der Ehe zur Schau. Erbitterung gegen die ‚tollen Papisten', die Geistlichkeit, vornehmlich gegen die Mönche und Nonnen, konnte er durch seine dieselben beschimpfenden Schwänke genugsam erzeugen. Das Wesen seiner Polemik wird schon allein dadurch bezeichnet, daß er ‚der lieben Jugend' kund that: der Papst behaupte, durch seinen Ablaß von ewiger Pein erlösen zu können, wenn ‚auch Gott es nicht haben wolle'[1]. In der Verlästerung des hl. Franziskus von Assisi und der hl. Katharina von Siena war Waldis ein Vorläufer Fischarts[2]. Dieser erreichte ihn aber nicht in der Gemeinheit, welche sich am Schluß der letzten Fabel des dritten Buches ausspricht.

Die allgemeine Ansicht des Verfassers war:

> Uns hat das schändlich Papsts-Geschwürm
> Mit allem Gift wie bös Gewürm
> So überschütt und gar ertränkt,
> Und in ihren Teufelsdreck versenkt,
> Daß wir bald, Schand ists, daß mans redt,
> Ihren Stank und Unflat angebet.

Auf die vielen Millionen deutscher Stammesgenossen katholischen Bekenntnisses wurde bei derartigen Beschimpfungen keine Rücksicht genommen. Sie galten für vogelfrei. Die protestantische ‚liebe Jugend', für welche Waldis schrieb, mochte sich, den Worten ihres Unterweisers trauend, darüber erfreuen, von solchem ‚Teufelsdreck' befreit zu sein, aber konnte ihr etwa frommen, was und in welcher Ausdrucksweise Waldis ‚Von einem Kleusener' berichtete, und ‚Von einer Witwen, eines Mannes begierig', und ‚Von einer armen Nonne'? der vielen andern unzüchtigen Geschichten zu schweigen[3].

---

[1] Esopus, viertes Buch, erste Fabel. [2] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 386. 370 f.

[3] Vergl. besonders zweites Buch, Fabel 60. 62. 100; drittes Buch, Fabel 6. 83; viertes Buch, Fabel 16. 17. 22. 23. 27. 40. 60. 71. 81. 89. 90. 93. Wir verweisen auf dieses ‚Genre von Fabeln', weil man in Litteraturbüchern nicht selten von dem ‚harmlosen Burchard Waldis' lesen kann. Selbst Goedeke, Burchard Waldis 17, ist der Meinung, daß dessen Fabeln ‚noch gegenwärtig heiteres Behagen erwecken'. ** G. Buchenau in seiner Schrift über B. Waldis schreibt 24—25: ‚Was nun Waldis' Fabeln insbesondere betrifft, so haben Gervinus, Goedeke und Mittler mehr oder weniger ausführlich über dieselben gehandelt; es genüge deshalb, hier auf das Urteil dieser Männer hinzuweisen, welche einstimmig sind in dem Lobe der lebendigen, oft von dem prächtigsten Humor durchzogenen Darstellung, der edlen vaterländischen Gesinnung, der reichen in den Fabeln zu Tage tretenden Lebenserfahrung. Wer in dem „Esopus" auch nur einmal geblättert hat, wird empfinden, wie tief die meisten Fabeldichter unter Waldis stehen, der außer Alberus eigentlich nur

Erasmus Alber sagt in seinen als ‚Buch von der Tugend und Weisheit' herausgegebenen neunundvierzig Fabeln, ‚der mehrer Teil aus Esopo gezogen und mit guten Reimen verkläret' [1], im Jahre 1550: ‚Gleichwie man den Kindern, so Würm im Leibe haben, das bittere Würmmehl mit Honig eingibt, also muß man uns arme groben halsstarrigen Leute mit Fabeln und Bildern betrügen und fangen, denn sie gehen süß ein wie Zucker und sind gut zu behalten.' Deshalb hätten heilige Leute und Christus selbst sich der Gleichnisse bedient, und auch der Teufel habe seine Fabeln im Papsttum, im Mohammedanismus und im Talmud, die aber ‚nirgendzu dienen, dann daß sie des Teufels Reich mehren und die Leute von Gott und der Wahrheit führen'. Dagegen ‚dienen unsere Fabeln dem, der sie gegeben hat, und preisen sein Lob und Ehr, lehren Tugend und gute Sitten und bringen großen Nutzen'. Zu solchen ‚Fabeln' gehörte zum Beispiel der Bericht eines Frosches über die Reliquien in Trier:

S. Judas Kuß und Malcus Ohr,
Das zeigt man als im höhern Chor,
Persönlich sah ich's allesampt,
Ich wär sonst ewiglich verdammt.

In einer andern Fabel wird die ‚große Abgötterei' der Katholiken geschildert, welche wie die Heiden ‚fremde Götter angebetet':

S. Thönges war ein Gott der Schwein,
S. Wendel muß ein Kühirt sein ...
Vesta ein Feuergöttin war,
S. Agath war in solcher Fahr
Von unsern Christen angebet,
Solchs hat der große falsch Prophet
Der Papst, der Endchrist, uns gelehrt.

In einer Fabel ‚Vom Papstesel' erfuhren die Leser, daß bei ‚des Esels Heiligkeit' Ehebruch nur als ein Gegenstand des Gelächters angesehen worden sei; dagegen:

Welcher Fleisch auf die Freitag aß,
Mit seim Blitz er sein nicht vergaß,
Er urtheilt ihn zum ewigen Tod ...
Es hielt ein jeder sein Gebot,
Als ob er wär der höchste Gott.

---

einen ebenbürtigen Nebenbuhler auf diesem Gebiet hat, Lessing nämlich, welcher unsern gemütlichen und mit Behagen erzählenden Waldis freilich in dem oft allzu knappen und scharfen Vortrag übertrifft.'

[1] Frankfurt am Main 1550. ** Neue Ausgabe von W. Braune in der Halleschen Sammlung von Neudrucken deutscher Litteraturwerke des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts (Halle 1892) vergl. W. Kawerau, Die Fabeln des E. Alberus in der Beil. zur Allgem. Zeitung vom 1. Mai 1893 und Schnorr von Carolsfeld, Alberus 112 ff.

Er hat den Himmel feil um Gelt,
Betrog also die ganze Welt,
Er trug Gott selbst im Himmel drein,
Das mocht ein stolzer Esel sein.

Die Fabel ‚Von einem Müller und Esel‘ bot eine Schilderung von Mönchen:

Dieselben Brüder mögen frei
Vollbringen ihre Büberei,
Herr Belial von Höllenbrandt,
Ein großer Fürst gar weit bekannt,
Der hat ihn solche Freiheit geben,
Derselben müssen sie geleben . . .
Mit Schwelgen, Fressen, Saufen, Speien,
Damit sie ihren Leib kasteien . . .
Und muß ihr einer alle Tag
Viel mehr fressen, dann er wohl mag. . . [1]

Dergleichen Schilderungen sollten Gottes ‚Lob und Ehre preisen‘ und dem protestantischen Volke zum „großen Nutzen‘ dienen.

Selbst Hans Wilhelm Kirchhoffs ‚Wendunmuth‘ [2], die verhältnismäßig beste Sammlung von Historien und Schwänken, enthält nicht wenige mit polemischer Bitterkeit vorgetragene Schandgeschichten aus dem geistlichen Stande.

Eine wahre Fundgrube für solche ist die von Lazarus Sandrub, einem ‚besondern Liebhaber der Poeterei‘, im Jahre 1618 zu Frankfurt am Main veröffentlichte ‚Historische und poetische Kurzweil‘, ‚darinnen allerhand kurzweilige, lustige und artige Historien, schöne anmutige poetische Gedicht, höffliche Bossen und Schwenke‘ reimweise enthalten. ‚Grobe, unflätige, säuische scham- und zuchtlose Narrentheidung‘, behauptet die Vorrede, seien sorgfältig ‚vermieden‘; man werde alles, ‚ohne Ärgernis und Anstoß‘ lesen können. Nun sind aber von Sandrubs hundertfünfzig Geschichten mehr als dreißig gegen Ordens- und Weltpriester als den Ausbund aller Unsittlichkeit gerichtet. Jedem Geschichtchen fügt er eine ‚Erinnerung‘ bei, worin er ohne Furcht vor Ermüdung sich wiederholt und jedesmal, was er Unzüchtiges von einem Einzelnen zu erzählen weiß, auf den ganzen Stand ausdehnt, zum Beispiel: ‚Die Geistlosen, wollt sagen die Geistlichen, im Papsttum beflecken sich mit allerhand Hurerei und Unzucht, und wenn es gleich auch Juden und Türkin sein sollten‘: die Ohrenbeichte ist fast zu keinem andern Ende da, als um ‚das Gemüt in Erzählung der verübten Hurerei und Unzucht zu ergötzen‘; ‚die Geistlichen im Papsttum haben tapfer gefressen und gesoffen, danach mit ihren Hurenbälgen

[1] Frankfurter Ausgabe von 1550, Fabel 11. 20. 23. 30. 33. 39. 40. 48.

[2] Neue Ausg. von H. Österley in der Bibl. des Stuttgarter Litterar. Vereins Bd. 95—99. ** Über H. W. Kirchhoff († 1605) s. A. Wyß in dem Centralbl. für Bibliothekswissenschaft 9, 57 flL.; vergl. 265 ff.

gehadert und gezankt'; ‚verdienten wohl, daß sie mit ihren Hurenbälgen ersäuft würden'; die Bibel wird ‚von den päpstlichen Lehrern mit schändlichen Namen belegt und mit den Fabeln Äsops verglichen'; die ‚Papisten haben auch mit unvernünftigen Tieren abscheulicherweise zu schaffen, will geschweigen der unflätigen, teuflischen Sodomiterei, die sie ungescheut üben und treiben'. Als einmal ein Mönch von einem Wolf angefallen wurde, liefen ‚die Hunde flux herbei',

Rissen den München übern Haufen,
Ließen den Wolf in Fried hinlaufen,
Habet damit bezeuget fein,
Daß die München schädlicher sein
Als die Wölf, sonst ein grimmig Thier[1].

‚Die Pfaffen', predigte Beinhaus, ‚werden dieser Zeiten in Deutschland noch mehr verhässigt denn die Juden, wie dieses unzählbare Büchlein, Scharteken, Reime und Bilder genugsam ausweisen; neben ihnen aber sind die Weiber das verhässigste Geschlecht worden, und sehen es nicht weniger unzählbare Skribenten eigens darauf ab, wider das weibliche Geschlecht allerlei Garstiges und Unflätiges zu verbreiten und wider den Ehestand zu schreiben und schimpfieren, in Nachfolgung des heillosen Skribenten Sebastian Franck. Sagen wie dieser: Von den Weibern komme nichts Gutes, sei eine wie die andere; gehören nicht unter die vernünftigen Tiere; seien des Teufels Kloben. Und singet davon die Jugend auf den Gassen, und wissen aus schändlichen Büchlein und Geschwenk vielerlei, was von Weibern Böses gesagt und geschehen, und wie sie die Männer betrügen, und alles Schlechte und Hurische von ihnen herkommet. Das höret und lieset man gern und kützelt sich damit, und sind solche Büchlein und Reimlein die liebste Ware; reissen oftmals sich darum in den Buchläden. Und können auch sektische Prediger dawider ermahnen und sagen was sie wollen, man schlägt es in den Wind; lassen sich wohl gar hören: der Pfaff sollt nur fein still sein, denn er selber hat genug

[1] Delitiae historicae et poeticae, das ist: Historische und poetische Kurzweil. Frankfurt a. M. 1618. Nr. 10 und 11 der Neudrucke deutscher Litteraturwerke des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts (Halle 1878), von G. Milchsack. Vergl. über die erwähnten Schandgeschichten S. 21. 22. 24—25. 25—26. 29. 30. 32. 34. 35. 36—37. 38. 39. 40. 53. 58. 59. 60. 61. 62. 64. 74. 75. 76. 79. 95. 96. 99. 112. 121. Es verlohnt, auch hier auf derartiges aufmerksam zu machen, weil Sandrub gleichwie Waldis von manchen Litterarhistorikern zu den unverfänglichen Dichtern gerechnet wird. Dessen Darstellung, sagt Kurz, Gesch. der Litteratur 2, 106, sei ‚überall harmlos; man sieht, daß der Dichter eine gemütliche Freude an den von ihm berichteten witzigen und humoristischen Einfällen hat und sich um anderes nicht bekümmert'.

zu thun mit seinem Weib, daß er es ehrbar erhalte und etlicher Maßen in Botmäßigkeit bringe, dieweilen die Weiber doch alles regieren wollen und mehrstenteils frech, hartköpfig, unbändig, unkeusch und geil sind.'[1] Ähnlich hatte sich schon viel früher ein lutherischer Prediger ausgesprochen. ‚Für jedermänniglich ist offen am Tage, daß viel mehr Skribenten wider die Weiber schreiben und sie aushecheln und schimpfieren, denn zu ihrem Lob etwas sagen, und sind auf Schiffen, Gastereien und in Zechstuben solch schimpfierende Büchlein oftmals zur Hand und sollen zur Kurzweil dienen. Und gefallen sich darneben die Skribenten weidlich darin, nicht ohne groß Ärgernis der Jugend, allerhand unflätige und unzüchtige Possen und Schwenke wider Weiber und Jungfrauen auszuhecken und in hursüchtigen Worten an den Mann zu bringen; und soll nicht desto weniger eine ehrbare und nützliche Lesung sein.'

‚Daß man in jetzig Zeit so viele Hexen verbrennt, kommt nit zum wenigst mit daher, daß unzählig viel Skribenten so unflätig von den Weibern schreiben und sie schier alle insgemein für bös, giftig und von teuflischer Natur ausschreien, und rühmen sich dann wohl, daß ungleich mehr Weiber als Unholde und Zäuberische verbrennt würden, dann Männer, so von Natur besser seien und nit so giftig, listig und verschlagen. Wodurch denn das Volk, das auf solch Skribenten hört, wider die Weiber erböst wird, und wenn sie verbrennt werden, sagen: ihnen geschieht recht, sie sind höllisch und tückisch gleich den Teufeln.'[2]

Kein böser Thier auf Erd nie war,
Denn ein böß Weib, man findet klar,

sagte Eucharius Eyering in seiner Sprichwörtersammlung,

Und ist schier auch ein Wunder groß,
Daß Gott solch arge Weiber böß
Mit den Männern also verbind,
Die täglich stiften große Sünd,
Und allzeit erger denn die Mann,
Vom Sathan, dem sie Folg gethan.
Da man von wenig Männern find,
Die Hexen drunter gwesen sind,
Der man auch oft so vil verbrend.
So hört man auch an keinem End,
Daß den Weibern vom Mann vergeben,
Als sie die Mann bringen umbs Leben ...
In allem Uebel in einer Summ
Behalten die Weiber den Ruhm[3].

---

[1] Beinhaus 5b. Vergl. Spangenberg, Eheſpiegel 123. 140. 437.

[2] E. Beermann, Ein nützlich Osterpredig über die frommen Weiber am Grabe, für alle Standes-Personen (1593). A 3—4.

[3] Eyering 3, 126—127. Der Magdeburger Prediger Johann Baumgart sagte im Prolog seiner Komödie ‚Das Gericht Salomonis':

Als ein ‚gar notwendiges und überaus nützliches Zuchtmittel‘ wurde ‚jeglichem Mann, der nicht Knecht in seinem Hause sein‘ wolle, ‚das Prügeln seines Weibes‘ empfohlen.

Kein Prügel soll er sparen,
Bei allen seinen Jahren,

mahnt ein Volksdichter. Eyering bekräftigte:

Glaub nicht übel, wie wir sagen:
Welcher sein Weib nicht hab geschlagen,
Hab sie vom Teufel nicht gemacht loß,
Drumb sind sie gemeinlichen so böß,
Weil der Teufel noch in ihn steckt,
Den man mit Knitteln rausher schreckt.
Find man aber ein frommes Weib,
Dieselb man zun Jungfraun schreib,
Wie dieses Sprichwort in sich hat:
Wo kein Zank ist, ist Cälibat [1].

Jost Amman führte in seinem Kartenspielbuch vom Jahre 1588 eine eine derbe Prügelszene vor mit der Unterschrift:

Wie zwägt man disem Weib so recht
Mit Prügellaugen, weil sie schlecht
Der Herrschaft sich anmaßen thut
Mit Gwalt und List. Hab wol in Hut
Dise Figur ein jederman,
Der sein Weib sonst nicht meistern kan:
Bringt sie ihn eins vom Regiment,
Muß er Knecht sein bis an sein End.

Auf einem andern Blatte verspricht er sich dagegen von der Prügelei des Weibes keinen Erfolg:

Laß ab, der du mit Prügeln stark
Austreiben willst all Bosheit argk,
Schlegst du gleich einen Teufel draus,
Besitzen zehn dasselbe Haus [2].

Die ärgsten Prügelszenen zwischen Mann und Frau beschrieb Adam Schubart in seinem gereimten ‚Hausteufel‘ vom Jahre 1565, worin er ‚die

---

Aber wie bei uns ein Sprichwort ist,
Daß Weiber sein voll Trug und List:
Sobald ein Weib an d' Erden sicht,
Hat sie gewis ein Lügn erdicht.

Bl. 133 [b].

[1] Eyering 3, 270; vergl. 435.

[2] Münchener Neudruck, bei Hirth (1880) Nr. 15. 51.

zornigen, eigenwilligen, ungehorsamen, widerspenstigen Hadermetzen ein wenig schrecken', jedoch nicht so scharf vorgehen wollte wie andere, welche ‚von den neun Häuten der Weiber' geschrieben hätten, oder ‚wie ein Weib drei Häute hab, eine Hundshaut, eine Säuhaut und so weiter, item wie ein Weib eines der neun bösen Würmer und mit zehn Teufeln besessen sei'. Das herrschsüchtige Weib führt den Namen ‚Sieman':

Wir jagten einander hin und wieder
In dem Haus auf und nieder,
Ungefähr drei ganzer Stund,
Bis Sieman zu grausen begund.
Ich sprach: ‚Bisher hab ich nicht traffen,
Jetzt greif ich erst recht zun Waffen.'
Ergreif eine scharfe Hellebart,
Schlug zornig auf den Sieman hart
Und stieß ihn nieder zur Erden,
Fragte: wiltu nun fromm werden?
‚Ja alle Teufel auf dein Kopf',
Sagt sie, ‚Narr du loser Tropf.
Schlägst du einen Teufel aus mir,
So schlägst du ihr nein sechs und vier.'
Da ward ich erst zu Zorn bewegt,
Schlug zu, weil sich der Sieman regt.
Ich dacht fürwahr, er wär nun todt
Und ich erledigt aus aller Noth.

Aber er täuschte sich. Nachdem er betrunken aus dem Wirtshaus heimgekehrt, fand er ‚Sieman' ganz ‚erquickt' und mit einem Spieß bewaffnet:

Und war nur seines Herzens Lust,
Daß er mich sollte tödten gar.
Ich aber in solcher Gefahr
Ergreif mit meiner rechten Hand
Ein eisern Flegel . .
Ich traf Sieman eins an Kopf,
Schlug ihn zu Boden wie ein Topf:
Er lag vor mir allda gestracht,
Mit Schlägen ich ihn baß bedacht . . .
Ich meint, er hätt nun sein Bescheid,
Vorn Todtengräbern war mir leid.
Ich ging ins Todtengräbers Haus,
Sagt: ‚Geh aufn Schindanger naus
Und mach ein Grab dem bösen Wurm,
Den ich erschlagen in eim Sturm'
u. s. w.

‚Es ist in Summa', belehrte der Dichter, ‚das ganze Büchlein dahin gerichtet, daß es die Weiber zu Gehorsam leiten will, da sie nit folgen.'

Daß Sieman erschlagen wurde, ‚bedeutet, daß es den ungehorsamen Weibern gemeinlich übel hinausgeht, wie ich solcher Exempel viel wüßte anzuzeigen‘ [1].

[1] Frankfurter Ausgabe von 1565. Der Name ‚Sieman‘ kommt lange vor Schubarts ‚Hausteufel‘ vor; vergl. Scherer, Deutsche Studien 224. Spengler 57 Note. ‚Nicht wenige Männer‘, schrieb J. Stöcker in seinem ‚Spiegel christlicher Hauszucht‘ 115ᵃ, ‚sind ihren Weibern gar zu gelinde, daher es kommt, daß Herr Sieman fast in allen Häusern eingewurzelt und das Regiment hat.‘ In Cyriakus Spangenbergs ‚Ehespiegel‘ 51ᵇ heißt es: ‚Die Weiber wollen sich nicht regieren lassen, sondern allzeit selbst Doktor Sieman sein.‘ Häufig findet sich der Name bei Eucharius Eyering:

> Die erstlich hießen unterthan,
> Jetzund heißen sie alle Syman,
> Welchs vom Satan und nicht von Gott . . .
> 1, 7.

Die Männer müssen

> Dem Weib Mantel und Kind nachtragen,
> In allem gehorchen, was sie sagen,
> Die ihren Namen han verwend
> Und nunmehr Sieman werden genennt.
> 1, 70.

> Das Weib dem Man stets widersicht,
> Sie hab gleich recht drin oder nicht,
> Und Syman sein wil in dem Haus,
> Herrman mit Gwalt wil jagen aus . . .
> 2, 74.

> Wann eine zwei Jahr ghabt ein Man,
> So wil sie schon die Herrschaft han . . .
> Die wird Doktor Syman genannt,
> Die thut nichts dan sie zant und grant.
> 2, 506.

Die Weiber blenden die Männer mit guten Worten, daß man ihr falsches Herz nicht erkenne,

> So lang biß Sieman oben leit
> Und Herrman unterligt im Streit.
> 3, 127.

Schon Thomas Murner hatte den Ton angeschlagen:

> Es ist kein schwerer Ding auf Erden,
> Dann wo die Wyber Meister werden . . .
> Wiltu wol faren an das End,
> So gib keim Wyb das Regiment.

Geuchmat 1006; vergl. 1072. Am Schluß 1121 verwahrt sich Murner dagegen, daß er wider die Weiber überhaupt geschrieben habe: nur die bösen habe er gestraft; fromme Frauen sollten billig gelobt werden.

In höchst gemeiner und unflätiger, mit frechen Angriffen auf katholisches Wesen und katholische Religionsübungen untermischter Sprache lieferte Johann Sommer aus Zwickau, protestantischer Prediger zu Osterweddingen, in seinem zuerst im Jahre 1609 erschienenen, in den Jahren 1612 und 1614 neu gedruckten ‚Malus Mulier' eine ‚gründliche Beschreibung von der Regimentssucht der bösen Weiber, von den Ursachen des häuslichen Weiberkrieges, von der Traktation der Weiber, geheimen Amuletis, Präservatifen und Arzneien wider die giftige Regierseuch der Weiber, und schließlichen von den überaus vortrefflichen Nutzbarkeiten der bösen Weiber', alles ‚sehr lustig und kurzweilig beschrieben und mit mancherlei Fratzen und Schwatzen und lächerlichen Historien gespickt' [1]. In einer Fortsetzung dieses Werkes unter dem Titel ‚Imperiosus Mulier, das ist das regiersüchtige Weib, der alte und langwierige Streit und Krieg zwischen des Mannes Hosen und der Frauen Schörze', rühmte sich Sommer, sein ‚Malus Mulier' sei ‚durch gute Luft weit und breit in die Lande gesegelt und fast zu einem Sprichwort geworden' [2].

---

[1] Zweiter Teil der Ethographia mundi; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 584, Nr. 9. Sommer verfällt bisweilen in eine förmliche Bordellsprache, zum Beispiel S. 80 fll. 129—131.

[2] Vorrede zum Imperiosus mulier, dem dritten Teil der Ethogr. mundi, den er ‚aus fröhlicher Leute Anregen' verfaßte. Vollständiger Titel bei Goedeke 2, 584, Nr. 10. Allerlei andere Schriften wider und für die Weiber verzeichnet bei Hayn 283 (434). 286. 299. 361. 372. 396. 409. 418. 431. 437. ‚Ettliche anmutliche Reime von Weibspersonen' (Einzelblatt vom Jahre 1587) äußerten ihre Freude darüber, daß die Weiber ‚ein besonder Plage' hätten, wie sie im ‚Flöhhatz' lustig beschrieben worden. Dieser von Johann Fischart im Jahre 1573 verfaßte ‚Flöhhatz, Weibertratz, der wunderunrichtige und spotwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern', erlebte viele Auflagen (vergl. Goedeke, Grundriß 2, 492, Nr. 8). In einer umgearbeiteten Ausgabe vom Jahre 1577 prunkte der Dichter, ‚das edle Büchlein' stehe ‚gleich beim Catechismo'; in seiner Schrift ‚Aller Praktik Großmutter' lud er zur Lesung desselben ein mit den Worten: ‚Ihr liebe Gevattern, kein nützlicher Büchlein ist für euch nie ausgegangen, auch nicht Albertus Magnus, als der Flöhhatz, Weibertratz. Darin findet ihr den Schatz, wie man die Flöh fatz und kratz: dasselbige ist euer Tratz- und Fatzbrief.' Bei Scheible, Kloster 8, 567—568. — Ägidius Albertinus erörterte in seiner ‚Haußpolizei', daß ‚man nicht unterlassen solle zur Ehe zu greifen, obschon die Weiber an etlichen Orten der Heiligen Schrift ein böses Lob haben', und ‚widerlegte etliche Calumnias der Männer, die sie führen wider die Weiber'. Teil 3, 76[b]—81. In seiner ‚Kriegsleut Weckuhr' 1, 58[b] heißt es zum Lobe der Frauen, sie seien ‚etwas sonderes begabt von Gott und der Natur, und züchtiger, geschämiger und heiliger dann der Mann'. Dagegen sagt er in ‚Lucifers Königreich' in dem Abschnitt von der Unkeuschheit: ‚Unter allen Mitteln, die der Teufel braucht, das menschliche Herz zu gewinnen, ist kein gefährlicheres als eben des Weib, denn mit diesem Instrument hat er unsern ersten Vater Adam aus dem Stand der Erbgerechtigkeit gehebt und in die Armseligkeit gesetzt. Schier alle Männer werden durch Weiber betrogen und verführt: die Welt wird meistenteils

‚Weil die Weiber so böse‘, so gerieten ‚etliche grobe Phantasten gar auf den Einfall‘, daß ‚selbige gar keine Menschen seien‘, und ‚brachten ‚solch unchristlich Gefasel in Sprüche und Reime‘, wollten ‚wol gar darüber gelehrt disputieren‘, als handle es sich um ‚wolerweisliche, ernsthaftige Sätze‘ [1].

So wurden zu Wittenberg im Jahre 1595 in lateinischer Sprache ‚einundfünfzig Thesen‘ verbreitet als ‚neue Disputation‘, zum Beweise, daß die Weiber keine Menschen seien. Die Wittenberger theologische Fakultät erließ dagegen eine Warnung an die studierende Jugend: sie ‚möge sich hüten, mit Approbierung und Ausbreitung solcher Lästerung ihre Seele zu beschweren‘. ‚Die Disputation‘ erregte ein solches Aufsehen, daß Andreas Schoppius, Pfarrer zu Wernigerode, es für eine Pflicht seines Predigtamtes erachtete, in einem eigenen umfangreichen Buche als geharnischter Vorkämpfer des Frauengeschlechtes aufzutreten [2]; ‚denn wie wären‘, fragte er, ‚die Weiber schuldig, ein menschlich Leben zu führen, wenn sie nicht wahrhaftig Menschen wären?‘ Aus der Bibel, aus Kirchenvätern und Synoden und auch aus heidnischen Schriftstellern brachte er zwölf Gründe dafür bei, daß die Weiber wirklich Menschen seien. ‚In der Heiligen Schrift‘, bedeutete er unter anderem, ‚befinden wir, daß Christus eines Weibes und nicht eines Mannes Sohn sei.‘ [3] ‚Weil die Weiber an die göttlichen Gesetze der zehn Gebote ebenso wol als die Männer gebunden‘, so ‚folgt unwidersprechlich, daß sie gleicher Art mit ihnen seien und also wahre Menschen sollen genannt werden‘. ‚Daß die Weiber auch vernünftig, ist daraus klar, daß Heva vernünftig mit der Schlange geredet hat, wie auch Abigail und andere weise Frauen. . . .‘ ‚Und sagt man im Sprichwort: „Mannes List ist behende, Weiber List hat kein Ende“, daraus denn klar, daß die Weiber vernünftige Kreaturen Gottes. Daß sie auch sterblich, ist zu erweisen nicht nötig, sintemal jetzt von denen, so für hundert Jahren geboren, gar wenig in der Welt gefunden werden. Summa: weil die rechte Beschreibung eines Menschen von den Weibern sowohl als von den Männern redet, sind sie wahrhaftig für Menschen zu achten.‘ ‚Weiter meinet dieser Lästerer, er habe es wol getroffen, da er fürgibt, das Weib sei ein

---

durch Weiber regiert.‘ Vergl seinen ‚Hirnschleifer‘ S. 34—35. 207 fll. ** S. auch die freilich keineswegs stets zutreffenden Ausführungen von v. Reinhardstöttner, Forschungen 2, 109 fl.

[1] Beinhaus 6.

[2] Corona dignitatis muliebris; erschien zuerst im Jahre 1596 und ‚merklich gebessert und gemehrt‘ im Jahre 1604. Schoppius erklärte sich um so mehr verpflichtet, gegen den ‚Frauenschänder‘ aufzutreten, weil er auch noch andere dergleichen ‚grobe Hölzer‘ kannte, ‚darunter auch etliche flach gelehrte Studenten, unbesonnene Pfaffen und Quacksalber‘, welche ‚fast schimpflich und ärgerlich von dem weiblichen Geschlechte‘ redeten. Bl. D 2.

[3] Bl. E 3.

Ungeheuer in der Natur. Aber er hat das nicht erwiesen. Denn Monstra oder wunderbare Untiere werden selten geboren und haben nicht die rechte Gestalt und Art der Kreaturen, von welchen sie gezeugt und geboren werden, als wenn ein Kindlein hat zween Köpfe, vier Füße, einen Fuß und so weiter. Es werden aber bei uns die Weibsbilder gemeiniglich also geboren, Gott sei Lob und Dank, daß sie einerlei Art und Gestalt ihres Wesens und Eigenschaften haben, darumb ist's eine greuliche Gotteslästerung, daß man sein edles Geschöpf für ein Monstrum in der Natur schelten thut, des sich auch vernünftige Heiden, die von Gott nicht wissen, in die Leber und Lungen hinein schämen möchten.'[1] Schoppius schickte den 121 Seiten seines Buches eine 22 Seiten starke Widmung an drei adlige Damen voraus und verfehlte nicht, seinen Gegner darauf aufmerksam zu machen: er möge sich vorsehen, ,daß er nicht unter zornige und rachgierige Weiber gerate, die ihn mit Nadeln dermaßen zerstechen und mit Zangen zerreissen' würden, daß ihm das Lachen und Lästern wohl vergehen werde[2].

Auch Balthasar Wendel hielt es für notwendig und zeitgemäß, den Nachweis zu führen, ,daß die Weibsbilder' Menschen seien, ,ebenso wol zu Gottes Ebenbild geschaffen als die Mannspersonen'[3].

Als ,nicht weniger vielgesuchte Büchlein, so gleich den Bossen und lächerlichen Historien und Fabeln zu Kurzweil und Ergetzlichkeit von jung und alt dienen' sollten, bezeichneten die Zeitgenossen jene zahlreich vertretene Gattung,

[1] Bl. F 4. G 2. J.   [2] Bl. H 3.

[3] Leipzig und Halle 1597. Der schlesische Arzt Valens Acidalius wollte die ihm zugeschriebene Dissertatio nova, in qua mulieres non esse homines probatur etc. nicht selbst verfaßt haben; aber er gab zu, daß er sie im Jahre 1595 zu Zerbst habe drucken lassen. Die Schrift wurde an vielen Orten nachgedruckt und in viele Sprachen übersetzt. Der brandenburgische Superintendent Simon Gedicke verfaßte zu ihrer Widerlegung eine Defensio sexus muliebris contra anonymi disputationem etc. Lipsiae 1595. Vergl. Dahlmann, Schauplatz 543—545. Jöcher, Allgem. Gelehrten-Lexicon 2, 900. ** Th. Odebrecht in den Märkischen Forschungen 7, 213—214. Acidalius erhielt einen gerichtlichen Verweis über seine Beteiligung an der Schrift. — Im Gegensatz zu den Weiberfeinden erklärte Kornelius Agrippa von Nettesheim in einer Rede ,Von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechtes': das Weib sei das eigentliche Ziel und die Krone der Schöpfung, stehe so hoch über dem Mann als der Mann über den Tieren, wie denn auch die Gabe der Rede, welche den Menschen vom Tier unterscheide, dem Weibe in viel höherem Maße eigen sei. In allen Richtungen des Wissens und Könnens hätten Weiber sich ausgezeichnet, und es sei nur Ungerechtigkeit und Tyrannei der Männer, daß sie die Weiber auf Nadel und Faden beschränken und alle öffentlichen Rechte und Berufsarten ihnen verweigern. Vergl. Sigwart, Kleine Schriften 7—8.

welche vom ‚Saufen und Schlemmen, wovon die deutsche Welt ganz erfüllt und gleichwie erstickt‘ war, handelte. ‚Derartig Büchlein‘, klagte Beinhaus, ‚werden viel und gern gelesen, und macht es keinen Unterschied, ob sie für oder wider das Saufen geschrieben sind; denn sie wollen nur vom Saufen hören, dieweil sie es täglich treiben, und so ihn was Neues von Saufbrüdern und Kunst des Saufens gesagt wird, sind sie gierig darauf, und lachen nur über die, so darwider predigen und schreiben.‘[1]

‚Von der Kunst zu trinken‘ lautete der Titel einer von dem Philologen Vincentius Obsopöus lateinisch abgefaßten, von dem Kolmarer Gerichtsschreiber Gregor Wickram im Jahre 1537 ins Deutsche übertragenen Schrift[2]. Sie beginnt:

Wer nit weiß wie man trincken sol,
Der findt hier Kunst, er les mich wol,
Mit Kunst macht man hohe Gebew,
Mit Kunst durchschifft man das Meer frey,
Mit Kunst Dedalus fliegen that,
All Arbeit Kunst bezwungen hat.
Deshalb mit Kunst zu trincken ist,
Daß Bacchus nit zeyg sein Arglist.

Latin

Gegen einen guten Rausch im eigenen Hause hat der Dichter nichts einzuwenden:

Im Hauß schadet nit Trunkenheit,
Die außwendig oft stift groß Leydt.

Auswärts darf man nur mit frommen, gottesfürchtigen Leuten trinken, sogar mit ‚Papisten‘.

So du dann trinckst mit den Heyden,
Thue dich nit von ihnen scheyden;
Vil Papisten hab ich erkanndt,
Die mir Guts gethon ohne Schandt,
Vil frommer dann die mit dem Mund
Allein gerecht, und falsch im Grund.

Dagegen solle man ausgelaufene Mönche fliehen:

Ausgelaufen Münch ein böß Volck,
Die meide wie ein helschen Molck,
Fliehe die wie den Teufel schwartz,
Sie kleben gantz voll Bech und Hartz . . .
Sein schwärtzer dann die Waldrappen,
Schwärtzer dann Atzeln in Kappen.

---

[1] Beinhaus 5[b].

[2] Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 460. ** Über die Trinklitteratur in Deutschland während des sechzehnten Jahrhunderts vergl. jetzt auch den Aufsatz von Hauffen in Suphan-Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1889, 2, 489 fll.

Sehr lebendig ist die abschreckende Schilderung der wüsten Gelage, welche zur Weltgewohnheit geworden seien:

> Tisch und Benck weschet man mit Wein,
> Das Erdtrich muß umgossen sein,
> Von Tisch groß Lachen vergießen,
> Daß die Trinkgeschirr darin fließen . . .
> Etlich fressen grob unrein Ding,
> Damit es anderen Unlust bring . . .
> Zerbeißen auch die Vögelein,
> Die singend in dem Käfig sein;
> Der ander führt nacket ein Danz . . . [1]

‚Bekenne hiermit frei wahr sein,‘ sagte Wickram in der Widmung der Schrift, ‚daß ich durch Erfahrnuß der Gesellschaft soviel befunden, daß in dieser sorglichen schweren Zeit ein solcher Mißbrauch mit Zutrinken unter Jungen und Alten entstanden, daß die Jungen nit leichtlich mehr, wie ihre Vorderen, zu gebührlichem Alter, Witz und Vernunft mögen kommen. Auch die Alten hoch und niedern Standes, so in Regierung vor sollten sein, sich die Trunkenheit dermaßen lassen überkommen, daß do weder auf Zucht, Ehr und Tugend mehr geachtet, dadurch dann die Jugend also verführt wird.‘

Die vielen ‚wider das Saufen‘ gerichteten Bücher waren wohlgemeint, aber sie dienten vielfach, weil sie so ausführlich über die Art der Bethätigung dieses ‚neben der Unzucht größten teutschen Lasters‘ berichteten, ‚eher zu Ergetzlichkeit, denn zu Lehre und Warnung‘. Wenn nämlich, hört man, ‚die Saufbrüder, jung und alt, Mannen und Weib beisammen sind, da heißt es: Bruder hastu kein neu Schimpfbüchlein vom Saufen und Saufrecht, von solchen, so uns sagen und klagen, wie ander es machen: machen es ungleich böser denn wir; wollen von ihn lernen und nachtrachten. Heda, wo ist der Grobianus? wo ist das Saufrecht gedruckt, und Gäuchlieder? Wollen lernen aus Büchlein, wie wir es anstellen sollen‘ [2].

‚Der Grobianus, von groben Sitten und unhöflichen Gebärden‘, war ein seit dem Jahre 1551 oder 1552 in zahlreichen Auflagen verbreitetes Werkchen, ‚erstmals (1549) in Latein beschrieben durch den wolgelerten M. Fridericum Dedekindum und jetzund verteutschet durch Casparum Scheidt von Worms‘, den Lehrer Fischarts. Verfasser und Übersetzer hatten es darauf abgesehen, ein abschreckendes Spiegelbild ihrer Zeit zu entwerfen und dadurch auf die zahllosen ‚Unfläter‘, welche in Schmutz und Unsauberkeit jeglicher Art schwelgten, günstig einzuwirken [3].

---

[1] Bl. A 2^b. B 2. C—F. [2] Beinhaus 5^b.

[3] ** Vergl. A. Hauffen, Caspar Scheid, der Lehrer Fischarts. Studien zur Gesch. der grobianischen Litteratur in Deutschland (Quellen und Forschungen zur Gesch.

‚Von andern Nationen‘, sagte Scheid in der Widmung der Schrift, haben wir wegen des Saufens ‚gar adelische, subtile und höfliche Namen als Porco tedesco, inebriaco, Aleman yurongne und andere mehr schöne Titel erworben, das ist, teutsche volle Säu und grobe volle Teutschen, Comedones und Bibones.‘ [1] ‚Die leidigst allerschädlichste Füllerei und Trunkenheit ist in solchen Schwank kommen, daß unser Leben ein lauter voll Saufen worden, und wer nicht ein Weinschlauch sein will, zu keiner Gesellschaft gehen oder doch über Maß und Natur, die doch mit wenig zufrieden ist, trinken, oder wol geschimpfirt, gescholten, wo nicht geschlagen werden muß.‘ Weil nun sein grobianisch Büchlein ‚alle groben Sitten, Unform, Laster und Unstand‘ darstelle, so hoffe er, die Welt werde sich daran belehren. Er mahnte den Leser:

Lies wohl dieß Büchlein oft und vil,
Und thu allzeit das Widerspiel [2].

Die Unflätereien des lateinischen Originals wurden von Scheid noch bedeutend vermehrt, und dennoch konnte er versichern: er habe von den herrschenden ‚unzüchtigen, unflätigen Sitten kaum das hundertste Teil, sonder nur ein Auszug, Anfang und Präambel der gröberen Laster‘ geboten [3].

In dem von den Zechbrüdern vielverlangten ‚Zech- und Saufrecht‘ wurden ‚die Solennitäten und Gebräuche des Saufens‘ beschrieben:

Wir Teutschen seyn dazu geborn,
Daß wir als Saufer stehn vorn,

---

der Sprach- und Kulturgesch. der germanischen Völker Bd. 66). Straßburg 1889. Vergl. dazu Strauch im Anzeiger f. deutsches Alterth. 18, 359 ff.

[1] In Murners Schelmenzunft Nr. 48 heißt es:

Was der Teutsch auf Erd anfacht,
So wird darbei der Fleschen gedacht.
Des hat man uns in Welschem Land
Zu teutsch Inebriag genant.
Und ist uns allen sampt ein Spott
Vor der Welt und auch vor Gott,
Daß alle Welt von uns muß sagen,
Wie jeder Teutsch ein Flesch thu tragen,
Wie wir zu trinken einander nöten
Und uns mit Saufen selber töten.

[2] ‚Man merkt wol,‘ sagt Gustav Milchsack, der Herausgeber der neuesten Ausgabe des ‚Grobianus‘ (Halle a/S. 1882) S. VIII, ‚es ist der Humor der Verzweiflung, welcher dem Dichter und seinen gleichgesinnten Zeitgenossen als das äußerste Mittel erschien, sich selbst über dem ansteckenden Sumpf allgemeiner Sittenverwilderung zu erhalten, als der letzte Versuch, auf die mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladenen Grobianer noch einen Eindruck zu machen.‘ ** Vergl. auch W. Scherer, Gesch. der deutschen Litteratur 291.

[3] Grobianus (1882) S. 6.

Uns Tag und Nacht bemühen wohl,
Wie wir Becher und Krausen voll
Ausleeren sollen bis auf den Grund,
Mit Haufen schütten in den Schlund.

‚Es sind aber viel und mancherlei Manier zu trinken: Diese haben einen sonderlichen Lust daran, wenn sie das Glas mit dem Munde aufheben; jene hängen den Kopf gegen die Erde zu; andere nehmen zwei Gläser zusammen und stürzen sie zugleich heraus; viele brauchen gar keine Hand, sondern fassen das Glas zwischen beide Arme. So finden sich auch Künstler, welche das Glas auf die Stirn stellen, daß ihnen also der Wein über die Nase nit anders als über einen Kanal allgemach in den Schlund herabfließe.‘ Unflätige Saufbrüder aber sind diejenigen, welche ‚aus den schmutzigen, fingersdick fettbeschmierten Schüsseln, aus alten garstigen Läus- und Nißdeckel oder aus unflätigen Schuhen saufen‘. ‚Ja, was noch mehr ist, so saufen etliche aus den Harn- und Brunzkacheln. . . .‘ [1]

‚Und ist es, so man die Sau-, soll heißen Saufbrüder, ansieht, nicht anders, als es in ihren Regeln des Sauordens heißt: Jedweder soll allweg mit seinem Trinken dreierlei Maß halten: erstlich wenn ihm die Augen voll Wassers stehen, zum andern wenn ihm der Atem zu kurz wird, und zum dritten, wenn nichts mehr im Glas oder Becher ist. So dann nach solchem Trinken der Dreck ihm im Halse aufsteige, soll der Bruder im Sauorden den Dreck über den Tisch speien in den Saal oder Stuben und ihn recht austreten. Und so er dabei den Nachbar ein wenig trifft, so wird im Orden um so mehr von ihm gehalten. Auch soll er sich ins Tischtuch schneuzen und andere Unflätigkeiten mehr begehen, als zu ihrer Verspottung in dem Büchlein gesagt wird, und wird noch schier weniger darin gesagt, als in Wahrheit an Unflätigkeiten und Unzucht aller Art vor Augen, so man den Saufgelagen, wobei auch wohl Frauen und Jungfrauen hohen Standes zugegen, zusieht.‘ [2]

Man schrieb ‚Von acht Tugenden der trunkenen Weiber, samt ihren Eigenschaften‘ [3], berichtete ‚Von dreien versoffenen Frauen, welche in einer

---

[1] Bei Scheible, Schaltjahr 4, 346 fll. 628. 630. Auf die Gesundheit des Papstes, verordnet das Saufrecht (S. 474), dürfe man nicht trinken, ‚denn es dürstet ihn nach Blut, ja was sag ich von Blut? nach unserer Seele dürstet ihn, welche, so er mit sich in die Hölle stürzen würde, werden wir nicht dürfen fragen: Papst, was machst oder thust du?‘

[2] Flugblatt: ‚Ich sauf bis ich nit mehr gehen und stehen kann, daß ist die rechte Freud, ich sauf bis in die Ewigkeit‘ (1589). Vergl. Grobianus: Tischzucht bin ich genannt, den Brüdern im Seworden wolbekannt (zweiter Druck 1538) S. 5—6. Goedeke, Grundriß 2, 455, Nr. 1.

[3] Vergl. Weller, Annalen 1, 269, Nr. 402. Lied vom Jahre 1610.

Zech einundzwanzig Maß Wein ausgetrunken haben‘ [1], und stellte es als ‚ein großes Gedenkzeichen von trunkener Macht allen Wohlgesitteten zur Warnung auf‘, daß bei einer Zeche zu Meißen ‚zwei Trunkenboltze, so gleichwohl angesehenen Standes, an Bier und Wein durcheinander bei die dreißig Maß sich eingeschüttet haben, ohne davon Schaden zu nehmen: haben vielmehr noch bis zu End ihr vielen Zech- und Säulieder singen können: was alles jedem christlichen Herzen wohl zu beklagen‘ [2]. Aus einem ‚Schönen neuen Kaufbrief

---

[1] Weller 1, 273, Nr. 424. Lied vom Jahre 1611. Vergl. ferner Facetiae .. schöne und kurzweilige Geschwenckh der guten Trinker und Polowitzer Zucht bemeldend, erst newlichen zusamenklaubt, lußtig und khurtz zu singen. 1535. Weller, Annalen 1, 309, Nr. 89; ein Gesang vom Vollsaufen (Worms 1561) 322, Nr. 161. Zechbruder-Spiegel vom Jahre 1612. Hahn 356. ‚Die zwölf Eigenschaften der Trunkenen‘ bei Leonhart Schertlin, Die vol Bruderschaft (Straßburg 1543) Bl. D. Bacchus rühmt sich dort Bl. B 4, daß sein Reich täglich erstarke:

> Der geistlich Hauf veracht mich nit,
> Die schönen Fräulein auch damit,
> Der Adel hoch und nieder Stands,
> Mein Register ist noch nit ganz,
> Die Hochgelehrten all mit Macht,
> Doctores, Magistri und auch
> Studenten, Schreiber, der gmein Mann,
> Nehmen mich all zu ihrem Gott an,
> All farn herumb an meinem Tanz
> Und machen mir mein Reyhen ganz,
> Diese, wie hoch und glert sie sind,
> Ich sie mach zu Narren und Kind.

Aus Schertlins ‚Künstlich trincken‘ (Straßburg 1538) längere Stellen, ‚Bacchus zu dem vollen Sileno‘ und ‚Eigenschaft der viehischen Saufer‘, bei Wickram, Sieben Hauptlaster 84 b—87. ** Vergl. Ph. Strauch in Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgesch. 1, 86 fll. Die ‚Beschreibung eines rechten Vollsäufers‘ und ‚Von mancherley Art der Trunkenen‘ bei Ringwalt, Die lauter Wahrheit 61—78. Über Saufen und Fressen und Luderlieder die Ethographia mundi des Olorinus Variscus (Sommer) Bl. E 2 b fll. E 5 b. E 7. Eine gräßliche Schilderung von Fraß- und Saufweibern bei Ägidius Albertinus, Lucifers Königreich 235—238; vergl. dessen Landstörtzer 298—299. Jakob Ayrer läßt den Höllenfürsten Pluto sagen: aus Deutschland kommen so gar viele Leute

> gen Höllen gerennt und geloffen,
> Die sich alle verdammt haben gesoffen,

und Merkurius bekräftigt: es sei ‚den Deutschen eine große Schande‘,

> Der Wein viele Leute ersterbt,
> Die sich alle Tage voll saufen,
> Ehe sie ihr rechtes Alter erlaufen.

Ayrer 1, 517. 520. 568.

[2] Einblattdruck in Prosa und Reimen 1585.

zwischen Merten Drucksferckel und Steffen Quetzs-Quarck, mit allerlei guten Bossen gespickt', lernte man auch ‚einen schönen neuen Gruß derer Zechgesellen' kennen [1]. ‚Schöne kurzweilige Zechgespräche', die aber ‚mehrenteils von nichts anderem' handelten, ‚denn von Schlemmen, Huren und Buben und allerlei unflätiger Verspottung der Religion', kamen ‚schier mit jeglichem Jahr unsauberer' heraus [2]. Wahre Muster solcher Zechgespräche lieferte Fischart im achten Kapitel seiner Geschichtsklitterung [3].

Die beliebteste Unterhaltungslektüre für die höheren Klassen der Gesellschaft bildeten die aus dem Auslande, vornehmlich aus Frankreich, eingebürgerten Romane. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich insbesondere der südwestdeutsche Adel durch Übersetzungen roman- und novellenartiger Schriften für diese Einbürgerung eifrig bemüht. Markgraf Rudolf von Hochberg ließ ‚die verwunderlichen Begegnisse' der Meerfei Melusine übersetzen; Marquard von Stein übertrug den ‚Ritter vom Turm'. Selbst vornehme Frauen begaben sich ‚ans liebliche Werk'. Die Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken übersetzte die Romane von Loher und Maller und von Hug Schapler aus dem Welschen ins Deutsche; Eleonore von Schottland, die Gemahlin des Herzogs Sigmund von Österreich, den Roman von Pontus und Sidonia. Diese Romane, sowie die rührende Geschichte der Griseldis, die ‚gar schöne newe Histori der hohen Lieb des königlichen Fürsten Florio und seiner lieben Bianceffora', die ‚Histori von Herrn Tristanen und der schönen Isalden' und viele andere ähnlicher Art fanden im sechzehnten Jahrhundert reißenden Absatz. In der Frankfurter Fastenmesse 1569 setzte allein der Buchdruckergeselle Michael Harder von der Melusine 158, von Pontus und Sidonia 147, von Hug Schapler 97, von Loher und Maller 64, von Tristant und Isalden 56, von Florio und Bianceffora 52 Exemplare ab [4].

---

[1] Hahn 397. Vom Jahre 1608.

[2] Beinhaus 5 b—6.

[3] Da liest man zum Beispiel: ‚Duck dich, Seel, es kommt ein Platzregen, der wird dir das höllisch Feuer wol legen. Mir zu, ich bin ein Bürstenbinder. Was? hab ich ein todte Sau geschunden, daß mir keiner kein bringt? Ich hab ein Igel im Bauch, der muß geschwummen haben.' ‚Beiß die Flieg; beiß dem ein Aug aus; küß den Boden; ich will noch Bischof an dir werden; ich kann dich firmen, ich kann dir den Crisam anstreichen.' Andere Stellen daraus vergl. oben S. 271.

[4] Meßmemorial vi—vii. Dieses Memorial ‚ist nicht das vollständige Register über die Fastenmesse 1569 des „Buchhändlers" Michael Harder, sondern nur das Bruchstück eines Registers, dem der Handverkauf, d. h. der Baarverkauf von einzelnen Büchern, fehlt, und welches der Buchdruckergeselle Harder nach dem Tode der

Die Bücher erschienen in vielen Ausgaben; von der Melusine sind deren bis zum Jahre 1601 noch 16 bekannt[1]. Größten Beifall ernteten auch die Geschichten vom Kaiser Oktavian und von der Schönen Magelona, welche in den Jahren 1535 und 1536 aus dem Französischen übertragen wurden[2]. Das deutsche Volksbuch von den Vier Heymonskindern fand erst seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine weitere Verbreitung[3].

Der Schöpfer deutscher Kunstromane wurde um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Jörg Wickram aus Kolmar durch seine ‚Schöne und doch klägliche Historie' von Gabriotto und Reinhard, seinen ‚Knabenspiegel', seine Erzählung ‚Von guten und bösen Nachbarn' und seinen ‚Goldfaden, eine schön liebliche und kurzweilige Historie von eines armen Hirten Sohn, welcher aus seinem fleißigen Studieren, Unterdienstbarkeit und ritterlichen Thaten eines Grafen Tochter überkam'[4].

Der Einfluß des deutschen, ehrbar bürgerlichen Romans wurde aber bald beseitigt durch die Einführung der französischen Amadis-Bücher, deren Verdeutschung sich zuerst Herzog Christoph von Württemberg angelegen sein ließ. Während seines Aufenthaltes in Paris hatte der Herzog ‚große Anmutung und Neigung' zu diesen Romanen bekommen; später schickte er ‚Einen in Frankreich, die Sprach eigentlich zu lernen, hernach solches Buch desto fleißiger zu verdollmetschen und in Druck zu geben'[5]. Als aber der Tod Christophs die Ausführung des Unternehmens verhinderte, nahm sich der Frankfurter Buchhändler Sigmund Feyerabend der Sache an und brachte in

---

Witwe Margaretha Gülfferich, über den Nachlaß derselben für ihre Erben führte'. H. Pallmann, Archiv für Gesch. des Buchhandels 9, 5. Vergl. Pallmann, Feyerabend 28.

[1] Goedeke, Grundriß 1, 354—355, Nr. 16.

[2] Verzeichnis der Ausgaben bei Goedeke 2, 20—22.

[3] Vergl. F. Pfaff in der trefflichen Einleitung zu seiner Ausgabe der Heymonskinder. Freiburg i. Br. 1887.

[4] Näheres über diese Romane bei Bobertag 1, 236 fll. Gegen Bobertags Beurteilung vergl. E. Schmidt ‚Zu Jörg Wickram' im Archiv für Litteraturgesch. 8, 317 bis 357. Über den Roman ‚Von den guten und bösen Nachbarn', den Bobertag 1, 264 für die beste Arbeit Wickrams erklärt, ‚weil er ein deutscher Familienroman' sei, sagt Scherer, Anfänge des Prosaromans 43: ‚Das Buch hat mir einen fast lächerlichen Eindruck gemacht: Philisterdasein, Philisterschicksale durch drei Generationen hin, mit großer Selbstgefälligkeit geschildert; Diebstähle, welche entdeckt, Überfälle, welche glücklich abgewehrt, falsche Beschuldigungen, welche widerlegt werden, sind noch die interessantesten Momente; sie passieren meist auf Reisen, und die Hauptsache beim Reisen ist, daß man mit geraden Gliedern wieder nach Hause kommt.' Bei den Zeitgenossen fand das Buch wenig Anklang; es erlebte nur zwei Auflagen, kann also nicht, wie Bobertag meint, ‚die volkstümlichste Erzählung' gewesen sein.

[5] v. Keller 461. Scherer, Anfänge 67—72.

den Jahren 1568—1595 in den 24 Bänden der ‚Historien des Amadis aus Frankreich‘ ein wahres Riesenwerk auf den deutschen Büchermarkt. Dasselbe umfaßte im ganzen weit über 25000 Seiten [1]. Im Jahre 1583 gab Feyerabend die ersten 13 Bücher auf 1176 vierspaltigen Folioseiten heraus. Die bisher stückweise erschienenen Bücher seien, sagt er in der Vorrede, ‚dermaßen angenommen, aufgekauft und gelesen worden, daß alle derselbigen Exemplaria in Kurz abgangen, verkauft worden und in große Nachfrag geraten‘. Auf Bitte ‚verständiger Leute‘ habe er deshalb diese Bücher in ein Werk zusammengebracht und wiederum ausgehen lassen ‚wegen des erschießlichen fruchtbarlichen Nutzens‘ derselben [2]. Dieser Nutzen erstrecke sich, behauptete er, auf ‚alle Ehrliebenden vom Adel, züchtige Frauen und Jungfrauen‘; selbst der Jugend sollten die Amadis-Bücher ‚nützlich zu lesen‘ sein und ‚zu ehrlicher Kurzweil‘ dienen [3]. Fast jedes Buch wurde einer hohen Standesperson gewidmet, sogar das zwölfte, welches, 1428 Seiten stark, ‚fast nur aus Zoten besteht‘ [4], wurde der Freifrau Sibylle von Fleckenstein, geborenen Gräfin zu Hanau, zugeeignet [5].

‚Die lieblichen, doch wahrhaften Historien‘ umfaßten alles, ‚was zu Liebes-Lüsten reitzen mochte‘; die Buhlschaft wurde darin als eine eigentliche Ritterschaft dargestellt [6]. Dieselbe erprobte sich in allerlei ‚Avanturen‘ und

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 474—476, wo die Seitenzahl der einzelnen Bücher angegeben ist. ** Vergl. Steinhausen, Die Anfänge des franz. Litteratur- und Kultureinflusses in Deutschland 374.

[2] Bobertag 1, 349 Note 1.

[3] In der Vorrede zum sechsten Buch heißt es, die Herausgabe dieser ‚lieblichen, doch wahrhaften Historien‘ sei vorgenommen worden, ‚damit die Jugend, welche je länger so mehr zu allem Argen geneigt und sonderlichen ihren fleischlichen Gelüsten unterworfen ist, aus diesem kleinen Werklin [es enthielt bloß 895 Seiten; vergl. Goedeke 2, 475, Nr. 6] beineben der Belustigung erlerne, solchen lästerlichen Begierden und unkeuschen Werken, deren sie sich allermeist, auch die Alten vielmals gebrauchen, zu widerstehen‘. Wendeler 311—312.

[4] sagt Bobertag 1, 363. [5] Goedeke 2, 476, Nr. 12.

[6] Bobertag 1, 366 fll. bringt nähere Angaben. ‚Vor der Ausgabe des zweiten Buches findet sich ein Gedicht, welches beginnt‘:

> Wann ich die Bulschafft thu erwegen
> Und halt die Ritterschafft dargegen:
> So find ich, daß sie sich gar feyn
> Vergleichen, und stimmen überein.
> Dann daß ist gewiß, zu aller Frist
> Ein Buhler auch ein Kriegsmann ist.

Der Dichter zieht dann ‚eine ins Einzelne gehende Parallele zwischen der Ritterschaft und Buhlschaft‘. ‚Es scheint, daß dieses Gedicht von allen Vorreden diejenige sei, welche die meiste Einsicht in die Bedürfnisse der Mehrheit des vornehmen Lesepublikums verrät und am offenherzigsten ausspricht, was das nachstehende Buch für diese Schöne bringe.‘ Das im Amadis dargestellte ‚Rittertum‘ ist ‚eine hohle, tot-

zugleich auch in ‚fein höfisch-adligen Konversationen und Briefen, so lieblich und süß ins Herz der Leser eingingen‘. Aus letzteren Bestandteilen zog Lazarus Zetzner, Buchhändler zu Straßburg, im Jahre 1596 eine ‚Schatzkammer schöner zierlicher Orationen, Sendbriefe, Gespräche, Vorträge, Vermahnungen und dergleichen zusammen‘, welche sich mehrerer Auflagen erfreute [1]. Zetzner erachtete, ‚daß diejenigen, so eben vielgedachten Amadis aus Frankreich in die deutsche Sprache übergesetzt, nicht weniger, ja gleich so wohl, wo nicht höher‘ um die deutsche Sprache sich verdient gemacht hätten, als die Verfasser des Buches um die französische Sprache. Sie hätten die deutsche Sprache derart ‚geziert und an den Tag gebracht, daß die auch nicht leichtlich zu verbessern sein kann, und ebendasselb mit solcher Zierlichkeit, Wohlredenheit, wohlgesetzten, lieblichen, anmütigen Phrasibus, daß sich Teutschland eben dessen in seiner, als die Franzosen in ihrer Sprache zu berühmen‘. Selbst das ‚sonst schwache Werkzeug, das weiblich Geschlecht‘, habe sich ‚der Amadisischen Teutschen lieblichen Zierlichkeit und zierlicher Lieblichkeit nit ohne sondere Lust und Frucht zu lernen unterfangen‘ [2]. Martin Opitz führte in seinem Aristarchus die deutsche Übersetzung des Amadis als einen unwiderleglichen Beweis für die Pracht und Herrlichkeit der Muttersprache an [3]. Es war eben die Zeit, in

---

geborene Form ohne ein belebendes Prinzip und einen realen Zweck‘, im Gegensatz zu ‚den älteren Gedichten und Romanen aus dem bretonischen und fränkischen Sagenkreise‘, in welchen das Rittertum ‚noch in seiner ursprünglichen, rauhen, ja derben, aber großartigen Natürlichkeit erscheint, in kecken, treuen Umrissen nachgebildet, und durch das lebendige, religiöse oder politische Prinzip zu einem universalen historischen Moment erhoben‘. S. 372—373. Einige Amadis-Bücher ‚wie das erste und vierte sind sogar protestantisiert, allerdings nur ganz äußerlich und ungeschickt, so daß eine komische Wirkung entsteht, wenn die Helden vor ihren Unternehmungen an Stelle der Messe schnell die Predigt hören‘. S. 348. Vergl. v. Keller 453 fll. 464. F. Wolf in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur 59, 44 fll. Wie Werke der mittelalterlichen Litteratur in Ausgaben des sechzehnten Jahrhunderts absichtlich im protestantischen Sinne umgearbeitet und verfälscht wurden, hat Simon Schäfer, Zur deutschen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts (Inaugural-Dissertation, Bonn 1874) des näheren nachgewiesen an der im Jahre 1549 zu Frankfurt am Main erschienenen Ausgabe des Renners von Hugo von Trimberg.

[1] Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 479, Nr. 26.

[2] Vorrede vom 7. Juli 1596. ** Wie hochgeborene Damen in ihren Briefen den Stil des Amadis nachahmten, erkennt man schon aus den dem Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts angehörigen Briefen zweier Gräfinnen von Wertheim; vergl. A. Kaufmann im Archiv des histor. Vereins für Unterfranken Bd. 19, Heft 2, 54—56.

[3] was ‚für die Richtung der Zeit wie ihres Kindes Opitz so charakteristisch wie nur möglich ist‘, sagt E. Höppner in der Zeitschr. für deutsche Philologie 8, 468. In der Originalausgabe des Aristarchus vom Jahre 1617 hatte, wie Höppner begründet, Kaspar Dornau, Rektor des Schönachschen Gymnasiums zu Beuthen, statt des ‚Amadis‘ den ‚Bienenkorb‘ von Fischart gesetzt.

welcher in Deutschland ,schier alles nach fremdländischen Mustern ging', und die von vaterländisch gesinnten Gemütern tief beklagte ,Seuche der Ausländerei zum wahren Verderbnis des Volkes immer weiter grassierte' [1].

Offenkundig trat diese ,Seuche' schon in der Sprache hervor.

Hatte man im fünfzehnten Jahrhundert auch das Tiefste treffend und klar, auch das Abgezogenste deutsch auszudrücken verstanden, durchweg alle fremden Formen und Wendungen vermieden, so geriet man im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts in eine ungefüge Sprachmengerei und häufte die Zahl der Fremdworte derart, daß bereits im Jahre 1571 ein Fremdwörterbuch notwendig wurde, ein ,Deutscher Diktionarius, das heißt Ausleger schwerer, unbekannter deutscher, griechischer, lateinischer, hebräischer, welscher, französischer, auch anderer Wörter, so nach und nach in deutsche Sprache kommen sind' [2]. Fischart, der diese Sprachverderbnis dem Spotte preisgab [3], war selbst von ihr keineswegs frei [4].

Georg Rollenhagen klagte in seinem Lehrgedicht ,Der Froschmeuseler':

Der Griech und auch der römisch Mann
Schaut, daß er künstlich reden kann
Sein angeborne Muttersprach,
Und hält das für ein große Sach:
Der Deutsch aber lesset vor allen
Was fremb ist sich besser gefallen,
Lernt fremde Sprachen reden, schreiben,
Sein Muttersprach muß veracht bleiben [5].

---

[1] Beinhaus 6[a]. ** Vergl. die wertvolle Abhandlung von Steinhausen, Die Anfänge des französischen Litteratur- und Kultureinflusses in Deutschland, in Kochs Zeitschrift f. vergleichende Litteraturgesch. 7 (1894), 349 fll. Über die spanischen Einflüsse vergl. die S. 400 Anm. 2 citierten Arbeiten von Schneider und Farinelli.

[2] Von Simon Rote. Vergl. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur 388 Note 25; 390 Note 36.

[3] Vergl. Dederding 10. Am witzigsten ist sein Spott in der Rede, welche er in seiner ,Geschichtklitterung' Kap. 22 den Janotus von Bragmado halten läßt. Da stößt man auf halb lateinische, halb deutsche Sätze und hört von ,der substantificklichen Qualitet der elementarischen Complexion, welche in der Terrestritet und Irrdigkeit ihrer quidditavischen Natur intronificiert ist, — da wird ,extranesirt', ,narrirt', ,parlirt', ,arguirt', ,commendirt' u. s. w.

[4] Er gebraucht zum Beispiel in der Widmung seines ,Podagramisch Trostbüchlein' und in der Ansprache an die Leser auf wenigen Seiten Ausdrücke wie ,tesaurisiren, Discipulus, tractiren, Antidotum, Preparativ, Ethici, Tractat, Medicament, Arrestirung, offeriren, Reputation, unnodisirt, simple Conversion' und dergleichen mehr; bei Scheible, Das Kloster 10, 643 fll.

[5] Dedication vom 21. März 1595. ,Unsere Sprache stinkt uns', schrieb der hessische Superintendent Heinrich Leuchter im Jahre 1613, ,und wollen Französisch, Welsch und so weiter reden. — In Kleidung kennen wir uns beinahe selbst nicht. O Gott des Jammers!' Leuchter 33.

Aber er selbst flocht in sein Werk allerlei lateinische, griechische, sogar hebräische Stellen ein, um seine Gelehrtheit zur Schau zu tragen [1]. Die Rechtsgelehrten verwendeten mit Vorliebe zahllose unverständliche Fremdworte, als sollte auch in der Sprache jede Erinnerung des einheimischen Rechtes vor der Übermacht des römischen verschwinden [2]. Selbst in Liebesliedern machte die Sprachmengerei sich geltend [3].

Der tiefere Grund des Übels lag in der Zerrüttung der deutschen Volkskraft und in der Durchdringung des ganzen Wesens der Deutschen mit Ausländerei. Von allen Seiten drang das Fremde in das deutsche Geistesleben ein: Rabelais und seine geschmacklose Satire, die englische Bluttragödie, das italienische Schäferspiel, der spanische Schelmenroman; vor allem der Amadis mit seinem ganzen Gefolge herabgekommener Ritterromantik.

Der ‚Amadis di Gaula', sagte Johann Fickler im Jahre 1581, verdiene unter den ‚leichtfertigen Historien und Traktät, so aus italienischer, spanischer und französischer Sprache, zur Mehrung der Franzosen, in das Deutsche gezogen' würden, namentliche Erwähnung wegen seiner weiten Verbreitung. Aller Welt sei bekannt, ‚wie gemein solch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niedern Standes, besonders aber bei nicht wenigen großen Frauen, so dennoch für sehr evangelisch wollen gehalten sein': bei diesen werde ‚solch Welt- und Buelbuch mehr als ihre Gebetbücher in Händen umgezogen und viel fleißiger als das Evangelium Christi gelesen'. Auf dem Frankfurter Deputationstage vom Jahre 1577 habe er aus dem Munde eines vornehmen Buchdruckers gehört, ‚daß ihm dieser Zeit der Amadis di Gaula mehr im Seckel getragen als Luthers Postille', welche doch unter Adligen, Bürgern und Bauern eines der verbreitetsten Bücher gewesen sei, ‚es künden auch solcher Gaulischen oder vielmehr gailen Exemplar schier nicht genug gedruckt werden' [4]. Der protestantische Schulrektor Sigmund Evenius berichtete mit Kummer, daß die Jugend sogar während des Gottesdienstes in der Kirche ‚sich in leichtfertigen Büchern des Amadis und dergleichen Zoten erlustige' [5].

---

[1] Vergl., was Goedeke, Froschmeuseler 1, XXXV sagt.

[2] Wackernagel, Gesch. der Litteratur 390.

[3] Vergl. unsere Angaben oben S. 202—203.

[4] Fickler, Traktat, Vorrede Bl. 2 b—5. Vergl. Bl. 52 fll. Über die Verbreitung der unzüchtigen Bücher in Frankreich Bl. 25 fll. Vergl. Bl. 58 fll. ‚Klag über die italienischen Skribenten von wegen ihrer unzüchtigen Gedicht.'

[5] Evenius 83. ‚Galanterie treiben lernen aus dem Amadis' galt für ein ‚Zeichen vornehmer Gebildheit'. Schon im Jahre 1601 spricht Theobald Höck (vergl. Wolkan, Gesch. d. deutschen Litteratur in Böhmen bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts. Prag 1894) in seinem ‚Schönes Blumenfeld' von der ‚Galanterei' und von dem ‚Handwerk', ‚so man jetzt der Zeit nennt das Galanisiren'. M. v. Waldberg, Die galante Lyrik (Straßburg 1885) S. 4. 5. Die galanten Dichter, welche ihre Geliebten mit

Viele ernste Männer wiesen auf die sittenverderbliche Wirkung der Amadis-Romane hin. Einer nannte sie ein vergiftetes, der Jugend höchst schädliches Werk; ein zweiter ein verfluchtes, ein dritter ein verteufeltes Buch. Der protestantische Theologe Johann Valentin Andreä hielt es für das beste, ‚dergleichen höchst ärgerliche Bücher zu verbrennen und ihr Andenken gänzlich auszurotten, damit unschuldige Herzen dadurch nicht verführt' würden[1]. Sogar Fischart äußerte: wer diese Romane ohne Scheu lesen wolle, müsse durch eigene wohlbefestigte Tugend gegen sittliches Gift ebenso gefeit sein, wie es Mithridates gegen leibliches war[2]. Die Klageworte, welche Andreas Heinrich Buchholtz, Professor der Theologie zu Braunschweig, über ‚das schandsüchtige Amadis-Buch' aussprach, lassen zugleich die Gründe der Beliebtheit desselben hinlänglich erkennen. Dasselbe hat, sagt er, ‚manchen Liebhaber auch unter dem Frauenzimmer, deren noch keine dadurch gebessert, aber wol unterschiedliche zur unziemlichen Frechheit angespornet sind, wann sie solche Begebnisse vor Augen gemalet sehen, welche wol die Unverschämtesten vor der Sonne zu verrichten Scheu tragen'. ‚Die Leichtfertigkeiten hecheln gar zu grob, und die unziemlichen Betreibungen zwischen jungen verliebten hohen Standes-Leuten brechen so unverschämt los, daß von keuschen Herzen es ohne Ärgernis nicht wol kann gelesen werden.' ‚Ich geschweige ... der teils närrischen, teils gottlosen Bezauberungen, deren so vielfältige Meldung geschicht, und doch so wenig Geschmack als Glaubwürdigkeit haben, nicht desto weniger aber diese teufliche Kunst nicht allein vor gut und zugelassen, sondern wol gar vor christ- und göttlich will gehalten werden, als deren sich christliche Kaiser, Könige und Ritter ohne Gewissensanstoß gebrauchet, und dadurch manchem Unglück, aus sonderbarer Schickung Gottes entrissen, auch viel Gutes zu vollführen gestärket sein sollen. Will nicht sagen, wie leicht unbesonnene lüsterne Weibsbilder hiedurch der Zauberei sich zu ergeben möchten veranlaßt werden.'[3]

---

allem möglichen verglichen, hatten einen Vorgänger in dem neulateinischen Dichter Matthias Zuber in dessen im Jahre 1599 zu Wittenberg erschienenen Amores et suspiria; vergl. v. Waldberg 88 Note 3.

[1] Citat bei Scherer, Anfänge 66.

[2] ‚Vorbereitung in den Amadis' bei Kurz 3, 29—32. Vergl. Bobertag 1, 360 bis 362. 363.

[3] Bobertag 2, 115—116.

450

V. Wunder- und Schauerlitteratur.

Die Amadis-Romane verdankten ihre weite Verbreitung nicht allein dem Geschmacke der Zeit an ‚konventionellen Galanterien', an sinnlich derben Liebesabenteuern und an phantastischen, ungeheuerlichen Schilderungen aus dem ritterlichen Leben, sondern vor allem auch dem Geschmacke an allerlei Wunder-, Schauer- und Zauberspuk.

Die dem sechzehnten Jahrhundert aus der Vorzeit überkommene Vorliebe für Wundergeschichten war allgemach derart in eine ‚Wundersucht' ausgeartet, daß die Fähigkeit, Mögliches und Denkbares von Unmöglichem zu unterscheiden, nicht allein in den ungebildeten Kreisen, sondern auch unter den Gebildeten und Vornehmen fast gänzlich verschwand. Seitdem auf religiösem Gebiete alle alten Grundfesten ins Wanken geraten, Hader und Zwietracht alles erfüllte, auch im öffentlichen Leben kein fester Halt mehr vorhanden war, hatte man sich in eine Welt des Wahnes und des Truges hineingelebt und ließ sich ‚alle möglichen Erdichtungen für Wahrheit verkaufen', glaubte auch ‚demjenigen schier am meisten, der das Wunderbarlichste und Unerhörteste zu verkaufen' verstand [1].

Während man die vielen in den Heiligenlegenden oder in katholischen Predigtbüchern erzählten, sowie die nach katholischen Berichten häufig an Wallfahrtsorten stattgefundenen ‚Wunder' mit Spott und Hohn übergoß [2], nährte man den Glauben an die abgeschmacktesten Vorgänge angeblich übernatürlichen Charakters, welche sich nicht allein, wie manchmal dort, auf kindische und ungereimte, sondern auch auf durchaus unwürdige und das Göttliche und Heilige erniedrigende Dinge bezogen, und überdies mit den wundersamsten Ausdeutungen versehen wurden.

---

[1] Von der Werlte Eitelkeit Bl. 4.

[2] Daß unter den Katholiken allerlei Bücher verbreitet waren, welche ‚falsche Wunder' und ‚fabulose Geschichten über heilige Dinge' enthielten, ersieht man allein schon aus einem Erlaß des päpstlichen Nuntius Felicianus Ninguarda, der während seiner Anwesenheit in Bayern am 1. Mai 1582 solche Bücher nötigenfalls nach einer geeigneten Belehrung wegzunehmen befahl. H. Reusch, Index der verbotenen Bücher 1, 478.

Vor der Mitte des Jahrhunderts waren die Berichte über solche Vorgänge auf dem Büchermarkte nur ausnahmsweise vertreten [1]; dann aber ergossen sie sich in Verbindung mit allerlei Schauer-, Verbrecher- und Zaubergeschichten ‚wie eine neue Sündflut', so daß man, nach den Worten eines Zeitgenossen, ‚wohl glauben' konnte, es sei ‚dermalen in Deutschland bei dem mehrsten Teil von Scribenten und Tichtern, beneben der Reizung zu Unkeuschheit, auf Erregung von Fantasei, Furcht, Schrecken und Entsetzen' abgesehen [2].

Von seiten der neugläubigen Theologen und Prediger wurde die Verbreitung und Bekräftigung von allerlei gläubig hingenommenen Wundergeschichten als ein überaus geeignetes Mittel betrachtet, die Wahrheit des neuen Evangeliums zu beweisen, zugleich aber auch ‚zu Buße und Besserung des wild und viehisch gewordenen Lebens' anzuspornen [3]. Zudem verfehlte man

---

[1] v. Liliencron, Mitteilungen 138, hat darauf bereits aufmerksam gemacht.

[2] ** A. Musculus, Vom Mesech und Kedar, vom Gog und Magog u. s. w., Frankfurt a. d. O. 1577, bemerkt (Bl. A 3[a]): ‚Es sind etlich Jahr her so viel Wunderzeichen geschehen, geschrieben, gedruckt und gemalt worden, als zuvor von der Welt Anfang nie geschehen, und wenn aus allen alten Skribenten und Historien alle Mirakel, Wunder und Zeichen zusammengezogen und gerechnet würden, acht ich gewiß, dan derselbigen so viel, so mancherlei und so erschrecklich nicht sein würden, als der, so ongefähr innerhalb etliche vierzig Jahr sich begeben und zugetragen.

[3] ** ‚Etliche Jahre her', sagt der Hildesheimer Chronist Johann Oldecop zum Jahre 1561, haben die Rabbiner und Klüglinge der lutherischen Sekte viele Bücher und Scharteken mit wunderlichen Figuren und Gemälden im Druck ausgehen lassen und die Figuren Sturmwinde, Donnerwetter, feurige Wolken, da drei, da fünf Sonnen, da ein klein Kindelein gesehen, und viele Wunder angezeigt. Und wenn die katholischen und frommen Christen, die die Lutherischen Papisten nennen, solche Gemälde und Glossen ausgehen lassen, so wären sie auf der Kanzel von den lutherischen Prädikanten verflucht und vermaledeit worden. Aber ihnen stehen alle Dinge frei, sagen und dichten alles, was ihnen behagt und zu Munde kommt. Nun möchte einer fragen: Was suchen unsere lutherischen Häupter und Prädikanten mit den Figuren und unheilvollen Glossen? Antwort: Sie sehen und befinden, daß die lutherischen Brüder und rohen Gesellen von Tag zu Tag je ärger werden. Die vom Adel belauern die Straße, der Kaufmann wahrt mit großer List und Betrügerei seinen Gewinn, die Amtleute der Obrigkeit brauchen unter dem Vorwand der neuen Lehre Tyrannei mit schatzen, schinden und schaben den armen Bauer und Bürger. Derhalben Laster und Schande, Gewalt und Unrecht die Oberhand genommen und auch so stark im Schwange getrieben, daß die Predigt den Tyrannen und Übertretern nicht mehr helfen kann noch mag, frömmer zu werden. Dergestalt und Meinung werden die Figuren gedruckt, dem verführten Haufen und armen blinden Lutherischen vorgelesen und mit einer sonderlichen Glosse ausgelegt, damit das Volk, das itzo ohne Furcht lebt und ohne Scheu alle Bosheit begeht und vollbringt, also wieder zum Recht und Gehorsam gebracht werden möchte, und möchte das geraten, wenn es der Wille Gottes wäre. Ich habe aber dabei mein Bedenken, weil die Figuren so betrüglich durch ihre eigenen Meister ausgelegt werden und

nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß erst seit dem Auftreten der neuen Lehre die Zahl der Wunder so unendlich groß geworden sei. Ein Ausleger der Geheimen Offenbarung Johannis sprach im Jahre 1589 von einem ‚Meer der Wunder, so seit etlichen fünfzig oder sechzig Jahren geschehen und gesehen worden bei helleuchtendem Licht des lieben wahren Evangeliums‘. Die Arten derselben kurz zusammenfassend, führte er an: ‚Meerwunder, so seltsam als noch in keinen fürgehenden Historien beschrieben; Fische mit Papstköpfen, Mönchskappen und Jesuiterhütlein; neugeborene Kinder mit zwei, drei und mehr Köpfen; Frauen, so kleine Schweinlein oder Eselin geboren; Kinder, so mit goldenem Zahn oder auch gleichwie mit Pluderhosen, Halskrausen auf die Welt gekommen und zum Teil gleich gesprochen und Wunder prophezeit haben; Feuerzeichen, Blutregen, blutscheinend Kometen; Christus am Himmel mit Blut umflossen; Engel, die in den Wolken vernehmlich gepredigt haben: wie denn von dergleichen wahrhaftigen neuen Zeitungen alle Land voll und sie dem Volke jedermänniglich bekannt und bewußt worden.‘ [1]

‚Will man‘, schrieb ein anderer Prediger, ‚von den großen Wunderzeichen reden, so schier alle Tage sich eräugnen und die Strafe Gottes ankündigen, so gebührt sich, daß man zu allererst von den Wunder- und Mißgeburten spricht, wie darüber glaubwürdige Nachrichten allerorten durch den Druck verbreitet werden. Oder sollt es nicht ein Wunder sein, welches zu Mahnung und Schrecken des Volkes billig bekannt zu geben, daß, Exempels halber, eine Frau im Voigtlande in diesem selbigen zweiundsechzigsten Jahr zu gleicher Zeit sieben Kinder geboren, so zusammen dreiundzwanzig Hände, neun Köpfe und nur elf Füße gehabt, davon eines ein Knebelbart, ein ander ein Jesuitenhütlein getragen: solcher Himmelszeichen und Wundergeburten an Menschen und Vieh werden unzählig mehr glaubhaft berichtet, und kann man die Wahrheit nicht bestreiten.‘ [2]

Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wuchs fast mit jedem Jahre die Zahl der ‚Neuen erschröcklichen, jedoch wahrhaftigen Zeitungen‘, in welchen, meist in Reimen, allerlei Mißgeburten als Zeichen göttlicher Strafgerechtigkeit bekannt gemacht wurden. Man versah dieselben vielfach mit Abbildungen,

---

bleiben nicht bei der Strafe, die sie ankünden, sondern sie heucheln und schmeicheln den Lutherischen in der Glosse.‘ Chronik des Johann Oldecop (herausgegeben von K. Euling) 474—475.

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 376.

[2] Von grewlichen Misgeburten ꝛc. Bl. B. Schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fanden Mißgeburten eine eigene Behandlung. Der Humanist Jakob Locher verfertigte im Jahre 1499 sogar ein ‚Carmen heroicum‘ de partu monstrifero in oppido Rhain . . . Vergl. Hain, Repertorium 2ᵃ no. 10162. Ein Lied vom Jahre 1517 auf eine Mißgeburt in Straßburg im Archiv für Litteraturgeschichte 2, 136—137.

um sie ‚noch tiefer einzuheften dem menschlichen Gemüte'. So besorgte beispielsweise der Hamburger Prediger Joachim Magdeburgius ‚eine wahre Abkonterfeiung' eines im Jahre 1556 geborenen Kalbes, ‚welches sechs Füße, zwei Häupter und zwei Schwänze gehabt'. Ein Prediger von Werringschleben beschrieb im Jahre 1563 eine in seinem Dorfe stattgefundene ‚erschreckliche Geburt und augenscheinliches Wunderzeichen'; von seinem Berichte erschienen neue Ausgaben in Augsburg, Erfurt und Straßburg. Eine Züricher Zeitung verkündete eine ‚erschreckliche Wundergeburt von einem Schwein in Rottwyl'; eine Frankfurter Zeitung ‚eine greuliche unerhörte Mißgeburt in Hessen', eine Tübinger ‚eine vor nie erhörte Wundergeburt im Dorfe Franckenaw'[1]. Im Jahre 1565 erschien ein amtlicher Bericht: auf einer Besitzung der Herren von Bernstein sei ein Kind zur Welt gekommen ohne Kopf und ohne Knochen; an der linken Schulter habe es einen Mund, an der rechten ein Ohr gehabt, und so weiter; durch Henkershand sei es als ein Teufelsungetüm dem Feuer überliefert worden, aber man habe es in ganz kleine Stücke zerschneiden und viel Holz und Pulver verbrauchen müssen, bis es endlich verbrannte[2]. Gleich bedenklich war eine im Jahre 1576 verkündete ‚Schreckliche Geschichte von einem grausamen Kind, welches im November 1575 geboren worden zu Arnhem im Gelderland'. Selbiges Kind, ganz rauh von Haaren, lief gleich nach der Geburt unter ein Bett; es trug auf dem Kopfe zwei Hörner, hatte zwei Füße wie ein Pfau, seine Hände waren Vogelsklauen; ‚viele Menschen sahen dieses Monstrum lebend und tot'[3]. All solchen furchtbaren, ‚den Tag des Herrn ankündigenden' Wundern gegenüber mußte es kaum beachtenswert erscheinen, daß einmal, wie David Meder predigte, in der Grafschaft Hohenlohe einem neugeborenen Kinde ein ganzes Schächtelein voll Fäden und kleinen Leinenlümplein aus den Augen gezogen worden[4].

Besondern Schrecken verursachten ‚vielgestaltige Wunderzeichen und Mißgeburten von Tieren durch Weiber oder anderwärts von Menschen durch Tiere'; sie waren zwar ‚nicht überall ganz häufig', kamen jedoch ‚vielmals vor in der schröcklichen Zeit'. Eine Augsburgerin gebar, ‚was gar nicht zu bezweifeln', gleichzeitig einen Menschenkopf, ohne alle andern Glieder in ein Häutlein gewickelt, eine Schlange mit zwei Füßen und ein Schwein, ganzes Leibs, mit allen Gliedern[5]. Was Johann Fischart als eine wohlbegründete

[1] Weller, Annalen 1 Abt. 2, Nr. 142. 181. 189. 238. 240.

[2] Wolfius, Lectiones 2, 825.

[3] Fliegendes Blatt bei Scheible, Schaltjahr 3, 627—630.

[4] Meder 77. Landgraf Wilhelm von Hessen zeigte dem Grafen Philipp von Hohenlohe ‚ein ganzes Glas voll Fliegen und Mücken', welche einem Edelknaben an seinem Hof ‚aus den Augen gegangen'. Rüdiger 310.

[5] Scheible, Schaltjahr 2, 460.

Thatsache von einer Jüdin zu Binzwangen verkündigte, welche im Jahre 1574 ‚zwei leibhafte Schweinlin oder Färlin‘ zur Welt gebracht habe[1], kam im folgenden Jahre auch in einem böhmischen Dorfe vor[2]. Der hessische Superintendent Georg Nigrinus wußte wenige Jahre später zu berichten, daß bei Erfurt ein Kind geboren sei mit Affenklauen, einer Pferdenase und einem hohen Hut[3]. In Prag gebar die Tochter eines Kochs im Jahre 1591 ein schönes Knäblein, daneben fünf Monstra: eines war einem Hunde, ein anderes einem Affen gleich[4]. Eine ‚erschreckliche Zeitung‘ vom Jahre 1595 machte bekannt, daß eine Frau zu Liegnitz dreier Kinder genesen sei, eines mit drei Köpfen, welche gleich nach der Geburt zu sprechen angefangen und Wunderdinge prophezeit hätten. Zu Nebra in Thüringen schlugen einmal einer Gebärenden Flammen aus dem Leib; das Feuer fuhr in der Stube herum und machte einen großen Gestank aus Pulver und Schwefel, ‚dabei viel ehrlicher Matronen gewesen, auch etliche vom Adel, die solches gesehen und zeugen‘[5]. Zu Bacharach gebar im Jahre 1595 die Frau eines Säufers ein Ungetüm, oben Mensch, unten Schlange, mit einem drei Ellen langen Schweife. Als der Vater aus dem Wirtshause heimkam, schoß das Wesen wie ein Falke auf ihn los, umschlang ihn und tötete ihn mit giftigen Stichen[6]. Im Jahre vorher hatte, gemäß einer Erfurter ‚Wahrhaftigen neuen Zeitung‘, eine Frau zu Blankenburg in Sachsen ein Teufelskind zur Welt gebracht:

Ein Kopf hatt es am Leibe stahn,
War schrecklich anzuschauen,
Zwei Hörner es darauf thet han,
Merkt auf ihr Mann und Frauen,
Seine Augen waren ungeheur
Anzusehen wie ein Feuer,
Feuer brand aus seinem Munde . .
Fünf Menschen zu derselben Stund
Die sind gehling gestorben
Vor großem Schrecken, dieselben sind
In großer Forcht verborben.

Kaum geboren, fiel das Teufelskind seinen gotteslästerlichen Vater an,

Führt ihn durch das Fenster gar bald,
Das hat gesehen jung und alt,
Thät ihm den Hals umbrehen[7].

---

[1] Vergl. oben S. 269—270.

[2] Eine Wundergeburt in Böhmen. 116 Reime. Ohne Ort. 1576.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 360.

[4] Chmel, Handschriften 1, 402. Über Schauermären, die dem Erzherzog Ferdinand II. von Tirol aus Wien und Prag berichtet wurden, vergl. Hirn 2, 512.

[5] Bei Scheible, Schaltjahr 2, 91—92. [6] Wolfius, Lectiones 2, 1027.

[7] Gedruckt zu Erffurdt bei Georg Bawman 1594.

Damit Mit- und Nachwelt ‚aus so mancherlei schrecklichen Spektakuln verursacht werde, die Furcht Gottes und Scheusal der Sünden' sich ‚desto tiefer einzubilden', berichtete Doktor Schenck von Grafenberg im Jahre 1610 über beiläufig neunzig ‚Mißgeburten der unvernünftigen Getier'. Einmal ‚erzielte eine Kuh zwei menschliche Geburten, ein Männlein und ein Weiblein'; ein andermal erfolgte ‚eine unerhörte Geburt eines Kalbes, welches, darob sich über alle Maßen zu verwundern, einer geistlichen Person ähnlich gewesen'; ferner ‚die Wundergeburt eines Schweins, so einer priesterlichen Person an vielen Zeichen gleichförmig gewesen': letzteres sei ‚beschehen zu Hall in Sachsen auf das hochheilige Fest unseres Herrn und Erlösers'. Schencks ‚Wunderbuch' schloß mit der Abbildung eines ‚wunderbarlichen unnatürlichen' Eies, ‚darinnen ein Menschenhaupt gefunden worden, mit jungen Schlänglein anstatt der Haare'; ‚auch an dem Kinn, da der Bart stehen sollte, waren drei dergleichen Schlänglein zu sehen'[1].

‚In Erkenntnis ihrer Sünden', mahnte der Prediger Balthasar Rietesel, sollte ‚jeglich schwangere Frau und Meidlin in sich gehen, da sie nicht wissen könne, welch eine Frucht sie zur Welt gebären werde', und ob nicht ‚zur sonderlichen Strafe aller der umgehenden Laster einmal etwa auch in teutschen Landen Geschöpfe zur Welt kämen, wie sie im Büchlein „Elucidarius", so doch in jedermanns Händen, aus fernen Landen beschrieben und abkonterfeit worden'[2].

Dieses Büchlein ‚Elucidarius von allerhandt Geschöpfen Gottes' erfreute sich allerdings weitester Verbreitung[3]. Es erteilte dem Volke aus verschiedenen ‚Weltbeschreibern' Berichte folgender Art: ‚Es seind mancherlei Ethiopen, Moren oder Indianer, etliche haben kein Haupt, sondern Augen und Mund an der Brust'; ‚mit Hundsköpfen seind Menschen im Lande India und reden bellend; etliche seind beiderlei Geschlechts, Mann und Weiber, sind alle Weiber, daß sie Kind empfangen und gebären, auch Mann, so sie wollen, daß sie Kind machen; die rechte Brust ist männlich und die linke weibisch an ihnen'; im Lande Sicilia haben etliche so große Ohren, daß sie den ganzen Leib bedecken'; ‚in Ethiopia haben etliche Hörner, lange Nasen und Geisfüß; etliche haben vier Augen; es sind auch Menschen mit Pferdsfüßen, auch Leute mit einem einigen breiten Fuß und beschatten sich oftmals vor der Sonnenhitze mit der Breite ihrer Füße; in Eripa seind schöne Leute mit Kranichshälsen und Schnäbeln; etliche wohnen im Wasser, halb Menschen-halb Pferdsgestalt habende', und dergleichen ‚Wundererscheinungen' mehr, welche sämtlich durch Abbildungen dem Leser vor Augen geführt wurden.

---

[1] Schenck, Vorrede und S. 121—162. Vergl. unsere Angaben oben S. 160. Schenck war sonst ein verdienstvoller Arzt; vergl. Sprengel 3, 165.

[2] Bußpredig für alle Stände (Ursel 1617) Bl. C.

[3] Vergl. Meßmemorial VII und Pallmann 156.

Zur Anlockung von Käufern waren schon auf dem Titelblatte drei derartige Wundermenschen abgebildet[1].

Um die ‚Wundergeburten‘ als ‚wirkliche Zornzeichen Gottes gebührlich einzuprägen‘, wurden sie vielfach ‚christlich wohlgeneigt‘ den Lesern erklärt.

Luther und Melanchthon hatten bereits im Jahre 1523 eine mit Abbildungen versehene und in vielen Drucken verbreitete ‚Deutung zweier greulichen Figuren‘ besorgt, nämlich die eines ‚schrecklichen Tieres‘, welches der Tiber zu Rom ausgeworfen, und die eines ‚Mönchskalbes‘, der Mißgeburt einer Kuh, welche zu Freiberg in Meißen erschienen sei. Das Volk sollte darin ‚Zeichen von Gott‘ erkennen: in dem Wundertiere zu Rom, sagte Melanchthon, habe ‚Gott selbst‘ die Greuel des Papsttums ‚abkonterfeit‘, damit man sich ‚für dem verfluchten Antichrist und seinem Anhang‘ hüte. Eindringlicher noch äußerte Luther: vor dem Wundertiere solle ‚die ganze Welt sich entsetzen und erzittern‘, weil es ‚die hohe göttliche Majestät selbs geschaffen und dargestellt hat, als daraus man wol merken kann, was er gedenkt und im Sinne hat. Erschrickt doch jedermann, so etwa ein Geist oder Teufel erscheint oder ein Gepolter in einem Winkel anricht, welches doch Kinderspiel ist gegen diesen Greuel, darinnen Gott selber öffentlich erscheint und sich so grausam erzeigt‘. Das greuliche Tier zu Rom, ‚der Papstesel‘, bedeute den Sturz des Papsttums, das ‚Mönchskalb‘, den Sturz des Mönchtums; denn genugsam sei ‚an diesem Kalb gesagt, daß Gott der Möncherei Feind ist‘: die Papisten sollten ‚an dem Kalb und Kuhe für ihren Augen als im Spiegel sehen, wer sie sind für Gott und was man im Himmel von ihnen hält‘[2]. Eine nicht weniger als zehnfache Bedeutung schrieb Doktor Simon Pauli aus Rostock im Jahre 1578 der ‚erschrecklichen unnatürlichen Geburt‘ eines Kindes in Mecklenburg zu; unter anderem weise sie hin auf den bevorstehenden Einfall der Papisten, Türken und Russen in Mecklenburg, die dann ‚schrecklich, wie Antiochus und die andern heidnischen Könige mit den Juden, mit uns haushalten werden‘. Daß das unnatürliche Kind mit einem ‚langen hohen türkischen und russischen Hute von eines Schneiders Weib geboren‘ worden, zeige deutlich, wie greulich vor Gott dem Herrn die dermalen von den Schneidern angefertigten neuen Kleider seien[3].

---

[1] Elucidarius Bl. C 2 bis C 4. Auch in Sebastian Münsters Cosmographia (Baseler Ausgabe von 1545) finden sich mancherlei Abbildungen von Mißgeburten, Gespenstern, seltsamen Gestalten von Menschen und Tieren S. 71. 230. 354. 421. 507. 615. 729. 749. 752. 763 fll.

[2] Luthers Sämtl. Werke 29, 2—16. Vergl. unsere näheren Angaben Bd. 2 302—305 und ** K. Lange, Der Papstesel. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des Reformationszeitalters. Göttingen 1891.

[3] S. Pauli, Bildnuß und Gestalt ꝛc. Rostock 1578. Vergl. namentlich die Auslegungen der Mißgeburten bei Fincelius, Wunderzeichen Th. 3 (Jena 1562)



Unter steter Berufung auf Luther und unter den schrecklichsten Lästerungen gegen das Papsttum und die Papisten, welche ‚ärger als die Teufel' seien, veröffentlichte der Prediger Christoph Irenäus im Jahre 1584 ein Buch von beinahe 700 Seiten über das Dasein, den Ursprung und die Bedeutung ‚Seltsamer Wundergeburten'. Auch ohne besondere Teufelslarven an sich zu tragen, sei der Mensch, erörterte er weitläufig, an und für sich nach dem ersten Sündenfalle und vor seiner Wiedergeburt in Christo ‚das scheußlichste Monstrum und Teufelsbild'; die besondern Monstra, welche zum Entsetzen aller Welt in unzähliger Menge geboren würden, seien nicht etwa, wie man behaupte, Werke des Teufels oder der Natur und des Zufalls, sondern Gott selbst schaffe sie zur Strafe der Menschen [1]. Er wies auf die vornehmlich seit der Mitte des Jahrhunderts dem Volke bereits durch Einzeldrucke und ‚Abkonterfeiungen' bekannt gemachten Monstra hin und brachte viele neue zur Kenntnis der ‚elenden' Christenheit. Dahin gehörten folgende: im Jahre 1580 brachte zu Hildesheim ein Mutterpferd zwei Knäblein zur Welt, ‚die allenthalben mit allen Gliedern wie andere Menschen gestalt gewesen'. Gleichzeitig wurden ‚zwei scheußliche Monstra am 12. Dezember zu Havelberg in der Mark von einem Weibe geboren: das eine ist über die Maßen schrecklich, ungeschaffen, abscheulich gewesen, nicht anders als ein geschlender oder vermummter Münch und Jesuiter' [2]. In einem Städtlein bei Göttingen gebar ein Weib einen jungen Wolf; ein Weib in den Niederlanden gebar ‚ein Knäblein mit sieben Häuptern, welche jedes nur ein Auge gehabt, desgleichen mit sieben Armen und zweien Füßen, gleich eines wilden Tieres oder Bestien Füßen: der vorderste und fürnehmste Kopf hat gleich wie zwei Schweinsohren gehabt' [3]. Eine Frau zu Bünigheim im Habergau gebar nicht weniger als dreiundfünfzig Kinder, ‚meist vier Kinder aufeinander', einmal ‚in zwölf Wochen sieben Kinder'. Ungleich gesegneter war im Jahre 1555 ‚ein Weib im Cleverland, welches auf einmal dreihundertfünfundsechzig Kinderlein zur Welt brachte; sind halb Knäblein, halb Mägdlein gewesen, zur Kirche getragen und alle getäuft worden'. ‚Es sollen so kleine Kinderlein gewest sein als ein kleiner Finger, allein daß sie menschliche Form gehabt und in der Geburt gelebt.' [4] Alle diese Wunderzeichen wußte Irenäus mit ‚großer Klarheit aus Gottes Geist' zu erklären: zum Beispiel ‚was solche Monstra und Wundergeburten, so seltsame Mäuler und mehr denn eine Zunge gehabt, die auch in kurzen Jahren auf und nach

---

Bl. K. 2; L 5 fll.; N fll. Daß zu den Zeiten Calvins, Bezas, Zwinglis viele Menschen mit Hundsköpfen zur Welt kamen, war ein ‚Zeichen der Zeit, in der man nach Art der Hunde alles anbellt'. Wolfius 2, 954. ** Vergl. auch Mart. Weinrichius, De ortu monstrorum Commentarius. Lipsiae 1595.

[1] Irenäus, Vorrede von 60 Seiten. F 4[b]. B 4[b]. c—e[3].

[2] Bl. T 3[b]—T 4. [3] Irenäus Bl. R. S 4. o 2[b]. [4] Bl. O 3. L ll.

einander geboren,‘ bedeutet haben, hat leider der Eventus bewiesen und die Erfahrung bezeugt‘ in der Zweizüngigkeit Melanchthons, der Wittenberger und anderer Theologen; ‚die zwei=, drei= und mehrköpfigen Kinder‘ müssen unter anderem als eine Vorbedeutung der vermeinten Konkordienformel des Jakob Andreä und seiner Anhänger angesehen werden:

> Auch wird kein Mißgeburt uns heut
> Für Augen gstellt, die uns nicht bedeut
> Ein Straf, und daß zu dieser Frist
> Kein greulicher Monstrum zu finden ist
> Denn der Mensch, so durch Adams Fall
> Verderbt ist durchaus überall [1].

Ebenso erschrecklich als die unzähligen Mißgeburten waren die ‚gleich unzähligen wunderbaren Erscheinungen in der leblosen Natur und am Himmel, so wahrhaft begläubigt‘ waren und ‚mit jeglichem Jahr in Druck ausgingen zur Mahnung aller gutherzigen Christen‘, die ‚solche Zeitungen‘, wünschte der Prediger Rietesel, ‚sich käufen und deren Abbildungen wohl beherzigen‘ sollten [2].

Bereits im Jahre 1556 gab der Arzt Jobus Fincelius eine ganze Sammlung solch ‚schrecklicher Wunderzeichen und Geschichten‘ heraus, welche seit dem Jahre 1517, ‚da Gottes Wort in Deutschland angangen, am Himmel, Erden und andern Kreaturen gesehen‘ worden seien. ‚Dieweil die größten Sünden‘, sagte er in der Widmung des Werkes an die Herzogin Maria von Pommern-Stettin, ‚als Verachtung göttlichen Wortes, Verharrung in wissentlichen groben Sünden und Schanden unter uns im Schwange gehen und von Tag zu Tag also wachsen und zunehmen, daß sie auch in die Gewohnheit kommen‘, so könne Gottes Zorn nicht länger ausbleiben; ‚die übernatürlichen Wunderzeichen‘ seien ‚Bußprediger und Fürboten‘ dieses Zornes und müßten darum durch Schriften ‚in die Leute gebildet und getrieben werden‘ [3]. ‚So man alle Historien durchlieset, wird man nirgends finden, daß jemals so viel Wunderzeichen aufeinander gangen wären als itziger Zeit, daß auch kaum eins dem andern Raum läßt: ehe eins vergeht, kommt ein anderes, daß ohne Zweifel Gott etwas Großes im Sinn hat, und große Not der christlichen Kirchen und schreckliche Veränderung weltlicher Regenten mit Krieg und Blutvergießen fürfallen werden.‘ Der Einwand, daß ‚in jetziger Zeit die Leute ohne das erschrocken genug‘ seien und man sie ‚mit viel Dräuungen nicht bekümmerter und erschrockener machen‘ möge, dürfe man nicht gelten lassen; denn die Gott-

June 7

---

[1] Bl. Ee 2—4. Gg 2 bis JJJ 2b. LLL 2b.

[2] Vergl. oben S. 455, Note 2.

[3] Fincelius A 2—3. ** Janssen citiert nach der Ausgabe von 1557. Die erste bereits 1556 gedruckte erschien zu Nürnberg und findet sich auf der Hof- und Staatsbibliothek in München.

losen müßten sich fürchten lernen, und auch die ernsten Christen sich vor Gottes ewigem Gericht in Erkenntnis ihrer Sünden entsetzen. Alles, was er berichte, habe er nicht leichtfertig und ohne Bedacht zusammengerafft, sondern von frommen glaubwürdigen Leuten, die zum Teil selbst Zeugen dieser Wunderzeichen gewesen seien, in Erfahrung gebracht[1]. Zum Beispiel: in Hessen schrie im Jahre 1530 ein Kind im Mutterleibe derart, daß alles Hausgesind es hörte; zu Pilsen in Böhmen wurde im Jahre 1542 ein Kind geboren, welches einem Kruzifixe ähnlich sah; an vielen Orten Deutschlands erschienen Heuschrecken mit Mönchskappen, grau, gelb und schwarz; in Schlesien fiel faustgroßer Hagel, ,in welchem man deutlich gesehen hat zuschnittene Landsknechtshosen, zuhackte Manns- und andere leichtfertige Kleidung'; auch fielen Steine mit türkischen Hüten; bei Erfurt lief im Jahre 1555 ein Wolf um, welcher die Weibspersonen auf dem Felde herzte und drückte und einen ungewöhnlich großen Rachen aufsperrte. ,Solches alles ist von glaubwürdigen Leuten gesehen und ausgesagt worden.' Unter Hunderten derartiger ,schrecklicher Wunderzeichen', auch Teufelserscheinungen, verkündete Fincelius alles Ernstes: im Jahre 1554 sei in einem Dorfe bei Cammin ein Füllen geboren mit Jagdhundsohren, einem Maul wie zwei Kochlöffel und so weiter. ,Wenn es schrie, so meinte jedermann, es schrie ein großer Gaul; so Edelleute hinzutraten, stellte es sich grausam und wunderlich, lehnte sich auf wider sie mit seltsamen Gebärden und großem Geschrei', Bürger und Bauern dagegen ließ es ruhig herantreten[2]. Fincelius schloß mit den Worten: ,Nachdem ich nicht ohne Mühe und Fleiß diese Wunder Gottes in ein Buch verfaßt, fürchte ich, es möchten sich entweder abgünstige Leute oder böse Verächter unterstehen, dieses zu fälschen damit, daß sie entweder etwas davon oder aber hinzu thun wollen. So ist derwegen an männiglich mein Bitt, wöllen mir dieses Buch ungebessert und ungeändert bleiben lassen. Will jemand dem gemeinen Nutz dienen, der mache ein eigenes für sich.'[3]

Fincelius fügte seinem Werke noch einen zweiten und einen dritten Teil hinzu und konnte mit Recht behaupten, daß seine ,Bücher des besten Ansehens und Beifalls' sich erfreuten. Michael Harder setzte allein in der Frankfurter Fastenmesse 1569 von den drei Teilen zusammen 171 Exemplare ab[4], die Handlung von Sigmund Feyerabend in der Fasten- und in der Herbstmesse des vorhergehenden Jahres 233 Exemplare[5].

Fincelius fand bereits im Jahre 1557 einen Nachfolger in dem Prediger Johann Herold aus Basel. Derselbe veröffentlichte in einem Foliobande seine

[1] Bl. B 4. C 3—5.

[2] Bl. C 2b. J 8. J 8. N 8. Q 5b. R 3—6. T 3b—4. V 7. Vergl. Irenäus P. 2.

[3] Bl. X 3. [4] Meßmemorial VII. [5] Pallmann 160.

durch Ergänzungen bereicherte deutsche Übersetzung eines zehn Jahre früher lateinisch erschienenen Werkes des Predigers Konrad Lykosthenes (Wolffart) über ‚Gottes unergründliche Wunderwerke in seltsamen Geschöpfen, Mißgeburten, in Erscheinungen an dem Himmel, auf der Erde, in den Wassern'. Es sollte ‚den Auserwählten zur Übung und christlichem Nachsinnen, den Bösen zur Straf ihres Unglaubens' gereichen. Obgleich die Leser, heißt es in der Vorrede, in diesem Werke ‚wol erfinden möchten viele Dinge, die allen Menschen und vernünftiglichem Glauben unfähig, als da Ochsen, Schlangen, Hunde geredet, Bäume und Berge sich verändert, auf Holder Weintrauben, auf Eichen Korn gewachsen, aus Weib Mann worden, das Meer entbrunnen, in demselben neue Inseln entstanden und dergleichen viel Dings, den Unerfahrenen schwer zu glauben', so sollten sie doch sich demütig bescheiden. Denn alle diese Wunder seien aus den Büchern glaubwürdiger Leute gezogen, etliche habe er auch mit eigenen Augen gesehen und ‚von Leuten erzählen gehört, die wahrhaftig' seien. ‚Menschliche Vernunft, lieber Leser, soll nit zu tief in Gottes Werken gründen, das will ich dich gemanet haben, denn dieselben wunderbar, groß und unbegreiflich, wie der Mann Gottes, Job, bezeuget, und der Prophet David auszuschreien sich überall fleißet, alle Gläubigen auch also zu thun mahnet.'[1] Der Verfasser führte alle Schriften an, aus welchen er die Wunder geschöpft habe, und nannte siebzehn Gelehrte, welche ihm bei seiner Arbeit behilflich gewesen: Konrad Geßner, Heinrich Bullinger, Huldrich Merian, Johannes Grell, Johannes Oporinus, Rudolf Lavater und andere[2]. Ein im Jahre 1543 geborenes Kind ‚mit feurigen Augen, Maul und Nase wie ein Ochs, Hundsköpfen an den Ellenbogen, einem ellenhohen Schweif mit einem Skorpionhacken, soll geredet haben: wachent, euer Herr und Gott ist vorhanden', worauf ‚im ganzen Europa ein groß Sterben war'. ‚In Ungarn wuchsen im Jahre 1549 den Leuten Schlangen, Kröten und Nattern im Leib; unter diesen war eine gar groß vor andern, die sagte mit deutlicher Stimme: es hilft nicht, wie fast ihr wider die Straf Gottes euch setzend.' ‚In Meißen ging im Jahre 1550 ein Bürger über den Kirchhof, da riß und bäumt sich ein Grab auf, daraus ein Stimm heiter erhört: Wehe, wehe der Stadt! Der gut Mann erschrak, daß er in Ohnmacht fiel. Da sagt man, es sei ein Fisch in der dänischen See gefangen worden wie ein Mönch.'[3]

Die Zahl der ‚Wunderbücher' wurde sehr groß. Adam Ursinus lieferte eine ‚Beschreibung der Wunderzeichen von 1568, 1569 und 1570'[4]; Kaspar

---

[1] Herold a 5. b 3[b]. c 4. Vergl. unsere Angaben oben S. 159—160. ** Eine deutsche und lateinische Ausgabe des Werkes von Herold, beide 1557 gedruckt, bewahrt die Hof- und Staatsbibliothek zu München.

[2] Bl. b 5. [3] Herold S. 497—546. [4] Erfurt 1570.

Goldwurm eine ‚Wahrhaftige Beschreibung vieler Wunderwerke'[1]; Abraham Saur ein ‚Diarium historicum, das ist: Eine Chronika, darin auf einen jeden Tag etliche besondere nam- und wahrhaftige Geschichten, schreckliche Mirakel, so sich zugetragen haben, verzeichnet werden'[2]; Ambrosius Taurer einen ‚Bericht von mancherlei schrecklichen Wunderzeichen'[3].

Für ‚sehr merkwürdig' galt ein im Jahre 1549 von Doktor Nikolaus Medler, Superintendenten zu Braunschweig, bekannt gemachtes ‚Wunderlich Gesicht', welches von vier braunschweigischen Bürgersöhnen in der Woche vor Pfingsten am Himmel gesehen worden sei. Dieselben erblickten unter anderem einen feurigen Löwen, einen Adler mit zwei Köpfen, das ganze genaue Bild des gefangenen Kurfürsten von Sachsen, Christus am Kreuze zwischen den zwei Schächern und überdies eine große schreckliche Person mit einem gewaltigen Schwerte in der Hand. ‚Die zween, so das Gesicht am meisten gesehen', habe ich, versicherte der Superintendent, ‚selbst gesprochen, stimmen einhellig miteinander'. Auch ein Leipziger Bote habe ‚Christum am Kreuz hangen gesehen, doch nicht wie Christum Gestalt, denn er hat einen grauen Bart gehabt'; auch habe er zwei Engel gesehen und einen Mann mit dem Schwerte, der einem vor ihm Knieenden den Kopf abhauen wollte. Das alles sei eine gewaltige Warnung, welche Gott neben seinem heiligen, jetzt so reichlich geoffenbarten Wort erteile. In der Vorrede der Schrift tobte der Verfasser heftig wider die Papisten, welche ‚mit dem Teufel besessen' seien und ‚wider den Heiligen Geist wissentlich sündigen'[4].

Eine besonders tiefe Einwirkung mußten ‚Naturwunder' folgender Art hervorrufen. In einem Dorfe in Mecklenburg ‚wuchs wunderbarlicherweise eine

[1] Frankfurt a. M. 1579. ** Die erste Ausgabe erschien Frankfurt 1557, die zweite ebenda 1567, beide auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

[2] Frankfurt a. M. 1582; ** zweite Ausgabe ebenda 1594. Ein Catalogus prodigiorum, miraculorum etc. war schon 1563 in Nürnberg erschienen. Auf katholischer Seite lieferte Abraham Nagel eine wahrhaftige Beschreibung eines ‚unerhörten Wunderwerks' zu Flochberg (Ingolstadt 1583). Valentin Leucht veröffentlichte eine ‚Historische Beschreibung vieler Wunderwerke, welche bei dem heiligen Kreuz geschehen' (Würzburg 1591), eine andere ‚über die Wunderwerke, welche bei dem heiligen Altarssakrament geschehen (erste Ausgabe Würzburg 1598; zweite Ausgabe Würzburg und Mainz 1606); ferner ein deutsches Viridarium miraculorum. Mainz 1611. ** Hierher gehört auch Tilm. Bredenbach, Collationum sacrorum libri VIII. Coloniae 1584. 1591. 1592. 1599. 1609, eine kritiklose Sammlung von Wundergeschichten.

[3] Hall 1591. In demselben Jahre erschien in Tübingen eine bereits 1571 gedruckte Disputatio de miraculis von Jakob Heerbrand. ** Von hierher gehörigen protestantischen Schriften sind noch zu nennen: 1. Wolfg. Bütner, Epitome Historiarum. Christlicher ausgelesener Historien und Geschichten . . . kurtzer Auszug. Leipzig 1576. 1596. 2. Andreas Angelus, Wider Natur und Wunderbuch. Frankfurt a. M. 1597.

[4] Ein wunderlich Gesicht, nemlich bei Braunschweig am Himmel gesehen ꝛc. 1549.

Hand und ein Angesicht aus dem Pfeiler des Predigtstuhls in der Kirche'[1]. In Zweibrücken hörte man im Jahre 1597 ‚einen Stein in der Stadt rufen, nach solchem Rufen starben in fünf Tagen jählings neunhundert Menschen'[2]. Viel früher schon hatte der Mond deutlich gesprochen. ‚Am 23. März 1582 zwischen 8 und 9 Uhr vor Mitternacht haben', berichtete der Astronom Lambert Floridus Plieninger, ‚glaubwürdige Leute zu Morthingen in Lothringen gesehen, daß der Mond in Gestalt eines verhüllten Weibes Angesicht sich nahe zur Erde gelassen, und hat eine Stimme von sich geben mit hellem Geschrei „Weh, Weh", und solches sechs= oder siebenmal aufeinander; alsdann hat er sich wiederum in sein gewohnsam Ort und Lauf begeben.' Durch dieses Wehegeschrei wollte der Mond die Protestanten warnen vor der Annahme des neuen Gregorianischen Kalenders, wie er denn auch ‚eben zur Zeit, als der römische Beerwolf und Antichrist Gregorius sein boshaftiges Kalenderwerk zu Mord und Blutvergießen der armen evangelischen Christen publizierte', bei einem Dorfe im Voigtlande sich ‚zur Erden zu den Menschen herabließ' und, ‚grimmig ausblickend und schier blutrünstig, deutlich zu mehreren Malen gesprochen: „Weh, Weh, Blut, Blut, Papst und Jesuiter"'.

Wenn so ‚des Himmels Kräfte sich bewegten und redeten', da mußte man ‚auch wol acht haben auf die vielen Blutzeichen, so in Hunderten von Zeitungen glaubhaft aus allen deutschen Landen berichtet' wurden. Im sächsischen Dorfe Ichtershausen, erzählte Plieninger, ist im Juli 1582 ‚die Fischbach Piscina in lauter Blut verkehrt worden, und hat solch Blut sechs Tage gewährt'. Im Jahre 1597 hat es, verkündete eine ‚wahrhaftige' Zeitung, ‚außer und in der Stadt Stralsund zu unterschiedenen Malen Blut und Schwefel geregnet, auch ist Feuer vom Himmel auf St. Marienkirche daselbst gefallen'; gleichzeitig ließ Gott ‚über die Stadt Schilbrick in der Schlesien einen Blutregen ergehen'[3]. In einer ‚Donner= und Wunderpredigt', welche mehrere Stunden lang dauerte, berichtete Hartmann Braun, Pfarrer zu Grünberg in Hessen, im Jahre 1603 auf der Kanzel, welch entsetzliche Dinge sich an verschiedenen Orten zugetragen: am Rhein, im Allgäu und in Bayern habe der Hagel Steine geworfen wie Hühnereier, in welchen man Schwefel und Pech gefunden; in Sachsen und Meißen seien feurige Kugeln vom Himmel gefallen; an einem Ort in Schlesien habe der Hagel ‚Schlossen geworfen wie Hühner= und Gänseeier, darunter auch gefunden mit Angesichtern

---

[1] Lisch, Jahrbücher des Vereins für Mecklenb. Gesch. 22, 263.

[2] Weller, Zeitungen Nr. 848.

[3] Weller, Zeitungen Nr. 840. 843. 845. 848. 849. Weller, Annalen 1, Abt. 2, Nr. 318. ** Im Jahre 1552 hat es zu Hoffstadt in Franken Blut und Fleisch geregnet, berichtet Goldwurm, Wunderzeichen 1567, Bl. 83b. Über die ‚Kalenderwunder' vergl. unsere Angaben Bd. 5, 367—370.

gleich den Krösen, wie sie heutiges Tags getragen, ausgestochen und ausgebrochen werden'[1]. Erfreulicher war der Bericht des Göttinger Bürgermeisters Tilmann Friese, der von ‚etlichen erfahrenen Leuten' gehört hatte, daß Pfennige vom Himmel gefallen seien; er bezweifelte die Thatsache nicht; denn Gott wirke auch andere Wunderwerke ‚in der Luft mit Stein-, Blut- und Kornregen'[2]. Zu Klagenfurt in Kärnten und um Villach herum, schrieb Herold, hat es ‚am 23. März 1550 Korn geregnet zwei Stunden aneinander, das die Landleute aufgehoben und gegessen haben: des Korns habe ich, Johann Herold, gesehen'[3]. Auch in Brandenburg, Thüringen und Schlesien, in Österreich und Bayern regnete es zu verschiedenen Zeiten Korn, anderwärts Milch, einmal sogar großes schwarzes Brot, ein andermal Stücke Fleisch[4]. Im Jahre 1579 hat es in Norwegen Mönche geregnet, so verkündete eine von Jakob Krüger, Prediger in Hamburg, verfaßte Zeitung[5].

Alle ungewöhnlichen Naturerscheinungen wurden als besondere, Unglück verkündende Wunderzeichen betrachtet. ‚Wenn etwa', schrieb Theophrastus Paracelsus, ‚neue Figuren vom Himmel fallen auf die Erde in mancherlei Gestalten, so merket solches Ursach, daß solches nicht geschieht, es sei denn ein Präsagium vorhanden; und fallen solche nicht aus der Natur, sondern aus Gottes Ordnung zu einer Figur, zu einer neuen Alteration in derselben, das solcher Zeichen führt: denn Gott ist solcher Präsagien Meister und Arbeiter, Steller und Formierer.'[6] Der Darmstädter Superintendent Heinrich Leuchter wollte in einer Schrift vom Jahre 1613 nicht einmal die großen Winde und die Regenbogen aus einfach ‚natürlichen Ursachen' erklärt, sondern als Vorzeichen göttlicher Strafen angesehen wissen. Zeige doch die Historie, welch schwere Übel zum Beispiel nach den großen Winden des Jahres 1606 sich ereignet hätten, nämlich Teuerung, Pest, Hauptkrankheiten und Absterben großer Häupter. Die nach dem Erscheinen von Regenbogen verhängten göttlichen Strafen aber seien: Krieg, Aufruhr und Widerwillen in den Landen, unglückhafte Bündnisse. Als man im Jahre 1525 einen nächtlichen Regenbogen erblickt habe, sei sofort der Tod des Herzogs Friedrich von Sachsen und der erschreckliche Aufruhr der Bauern erfolgt: ‚sind viel Tausend darüber aufgeflogen'. Auch jetzt würden sich wieder traurige Dinge zutragen; denn man habe im abgelaufenen Jahre unter andern Naturschrecken ‚starke Gewinde gehabt und hie und da in den Lüften Regenbogen gesehen'. Aber

---

[1] Braun, Drei christl. Predigten 177—189. Die Predigt enthält volle achtzig Seiten im Druck.

[2] Münz-Spiegel 45—46. [3] Herold 523.

[4] Weller, Zeitungen Nr. 359. 516. Fincelius 1, Bl. Q 5[b]; vergl. R 3 und 5. Vergl. die Angaben bei Kornmann 96—97.

[5] ** Weller, Zeitungen Nr. 537. [6] Schindler 214 Note.

die Menschen seien bei solchen ‚traurigen Geschichten‘ wie ‚wilde Bestien‘, unbekümmert um die großen Zeichen Gottes und den bald anbrechenden jüngsten Tag [1].

Den höchsten Schrecken verbreiteten Wundersterne und Kometen.

‚Von dem neuen Wunderstern, so Anno 1604 den 26. September erschienen und bis Anno 1606 gebrannt‘ habe, prophezeite Paulus Nagelius, es werde ‚fast kein Haus noch Winkel zu finden sein, wo man nicht Sonderliches von schrecklichen Fällen mit Ach und Weh zu beklagen‘. Insbesondere bedeute der Stern auch ‚Verfolgung unter den Geistlichen und Vertreibung derselben in Deutschland‘; namentlich würden die Jesuiten ‚der Strafe und Rute Gottes nicht entlaufen, sondern auch einmal herhalten müssen‘; allgemeine Teuerung und Hungersnot, Pestilenz, große Feuersbrünste und unerhörte Mordthaten würden folgen. Albinus Mollerus erklärte: ‚Die Bedeutungen dieses neuen Sternes sind viel größer, erschrecklicher, trauriger, schädlicher als eines Kometensternes, weil er die Planeten alle an der Höhe übertroffen, dergleichen nicht geschehen, weil die Welt gestanden.‘ Unter anderem verkünde derselbe ‚Veränderung in der Religion und hierauf ein großes und unerhörtes Unglück über die Calvinisten; beneben dem Türkenkrieg einen erschrecklichen Fürstenkrieg mit schädlichem Aufruhr, Morden und Brennen‘. David Fabricius Frisius deutete den Stern auf ‚die heftigen Krankheiten des römischen Adlers‘. ‚Die Unterthanen des römischen Reichs werden von den umliegenden und benachbarten Völkern überfallen, ohne Scheu beraubt und geplündert: vielen jucken auch die Ohren nach ausländischer Obrigkeit‘; aber der Adler werde nicht sterben, das heilige Licht des Evangeliums an vielen dunkeln Orten plötzlich zu leuchten beginnen und ein ‚großes Licht der Kirche‘ erstehen. Wolle man diesem Widerstand leisten, so könne es leicht eine starke Reformation mit Gewalt fürnehmen, wobei der Kirchenstaat jämmerlich zerrissen und die geistlichen Staaten in weltliche Hoheit könnten verändert werden. Johann Krabbe zu Wolfenbüttel sah aus dem Sterne voraus, ein neuer Prophet werde ‚große Zeichen und Wunder thun und viele Menschen an sich ziehen und überreden‘. Diese Deutung ‚hilft die große Konjunktion vorm Jahr gewaltig bekräftigen‘ [2].

Anderer Meinung über die Wundersterne war der Mathematiker und pfalzgräflich-veldenzische Leibarzt Helisäus Röslin: nicht sie, welche so freundlich ausblickten, sondern die Kometen seien die Verkündiger göttlicher Strafgerichte. ‚Es geht‘, schrieb er im Jahre 1609, ‚nichts Fürnehmes in der Welt vor‘, ohne daß Gott ‚zuvor durch sondere Zeichen im Himmel und auf

[1] Leuchter 10. 14. 32—35. 37 ffl. 43. 46.

[2] Kurtzer und gründl. Bericht von erschreckl. grausamen Zeiten ꝛc. (Halle 1612) Bl. B 3ᵇ—C 4.



Erden, in der obern und untern Welt die Menschen warne': lehre doch ,die tägliche Erfahrung, wann Gott etwas Sonderliches mit dem Menschen fürnehmen will mit tödlichem Abgang oder sonst mit einem großen Unglück, so wird er auf mancherlei Weise davor gewarnt'. Um so mehr gelte das von ,den großen Zeichen', den Kometen; denn diese seien ,die eigentlich kritischen Zeichen der Welt und der Regimenter, welche auch gleich mit Krankheiten angegriffen werden'. ,Aus Anleitung der seit 1600 erschienenen Kometen' verfaßte Röslin deshalb einen ,Historischen, politischen und astronomischen Diskurs von heutiger Zeit Beschaffenheit, Wesen und Stand der Christenheit, und wie es inskünftig derselben ergehen werde'. ,Ich bin', bekräftigte er dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Hochberg in der Widmung des Werkes, ,keiner derjenigen, von welchen heutigen Tages die Welt voll ist, die sie mit logischen unnützen Geschwätzen und mit astrologischer Betrügerei, auch mit Lügenbüchern erfüllen; wüßte wol zu erzählen, wie mich Gott vor losen Künsten behütet und wunderlich davon abgehalten hat.' [1]

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte Heinrich Langenstein, Professor der Theologie und Mathematik in Wien († 1397), einer der tüchtigsten Vorkämpfer gegen Astrologie und Zeichendeuterei, öffentlich den Wahnglauben bekämpft, daß man es bei einem Kometen mit einer ,vorbedeutenden' Naturerscheinung zu thun habe [2]. Nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Johann Müller, nach seinem Heimatsorte Königsberg in Unterfranken Regiomontanus genannt, ein gleich ernster Gegner der Astrologie, die Entfernung, Größe und Umlaufszeit der Kometen bestimmt und dadurch dieselben in das Gebiet wissenschaftlicher Betrachtung gezogen [3]; im sechzehnten Jahrhundert aber fielen die Gelehrten, mit verschwindend wenigen Ausnahmen, wieder in den alten Kometenaberglauben zurück [4].

---

[1] Nicht die bösen, sondern die guten Sachen würden ,von den Sternen bedeutet', welche ,in der natürlichen Magie gute Zeichen' seien; deshalb sei jener Baseler Doktor, welcher aus dem Wunderstern vom Jahre 1572 ,alle die folgenden Unruhen und Blutvergießen in Frankreich und Niederlanden hergeleitet' habe, ein schlechter Philosoph oder Magus. Anders verhalte es sich mit den Kometen, welche ,mit ihren langen Strahlen einer Ruten gleich in der natürlichen Magie Strafe und Plagen, Krieg und Blutvergießen bedeuten'. Auch darin bestehe ein Unterschied zwischen den Sternen und den Kometen, daß erstere sich auf ,Universal-Sachen', letztere mehr auf ,hin und her in der Welt schwebende Partikular-Sachen' bezögen. Übrigens trete die Wirkung von Kometen nicht immer sofort ein, sondern bisweilen erst im siebenten Jahre. ,Also ich auch von diesem jetzigen Kometen schließen will, daß die Wirkung erst über sieben Jahre sich recht erzeigen und in vollen Schwang und in eine große Unruhe kommen werde.' Röslin Bl. b³. E 1. F 1ᵇ—F 2. H. K. R.

[2] Vergl. Wolf, Astronomie 85.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 148—149. Wolf 181. 388.

[4] Nur Peter Apian, Professor der Mathematik zu Ingolstadt († 1552), und Johann Richter oder Prätorius, Professor zu Altorf († 1616), bekämpften denselben;

Vornehmlich bemächtigten sich auch die protestantischen Prediger und Theologen der Ausdeutung dieser außergewöhnlichen Himmelserscheinungen [1]. Sie vor allem, schrieb einer derselben, hätten die Pflicht, ‚den Gemeinden durch Predig und Schrift die schrecklichen Bedeutungen, Historien und Exempel der Kometen zu erklären und daraus heilsamen Schrecken und Furcht vor den göttlichen Gerichten' einzuflößen [2]. Zu diesem Zwecke veröffentlichte der Theologe Jakob Heerbrand im Jahre 1577 eine ‚Predig von dem erschröcklichen Wunderzeichen am Himmel, dem newen Kometen oder Pfawenschwanz' [3]. Der Prediger Christoph Irenäus schrieb im folgenden Jahre ein ‚Prognosticon aus Gottes Wort, nötige Erinnerung und christliche Bußpredigt zu diesen letzten bösen Zeiten .. auf den Kometen, so von Martini 1577 bis zum Eingang 1578. Jahres gesehen, sampt Erzehlung vieler Kometen und anderer schrecklichen Zeichen und was allwegen darauf erfolget' [4]. Gleichzeitig besorgte der Superintendent Andreas Celichius eine ‚Theologische Erinnerung von dem newen Kometen' [5]. L. Hamel verfaßte in deutschen Reimen einen ‚Theologischen Bericht von dem erschrecklichen Kometen und seinen Effekten' [6]. Kurfürst August von Sachsen ließ wegen dieses ‚traurigen und schrecklichen Zornzeichen Gottes' durch Selnekker und

---

vergl. Wolf 102. 265. 407—408. Unter den Katholiken sprach sich namentlich der Trierer Weihbischof Peter Binsfeld in seinem Tractatus de confessionibus maleficorum etc. (Trevir. 1591) pag. 418—425 für die wunderbare Bedeutung der Kometen aus (‚. . . ex speciali Dei dispositione apparet').

[1] ** Kometen, meinte Luther, bedeuten nur Böses. Luthers Werke, Erl. Ausgabe 62, 319. Ganz im Kometenaberglauben befangen war Joh. Richter oder Prätorius. Vergl. Narratio oder Historische erzelung dern Cometen, so vor diser Zeit sind gesehen worden, und dann auch dessen, so jüngst im Monat November erschienen ist, geschrieben durch Joh. Prätorius. Nürnberg 1578. (Hier wird eingehend ausgeführt, daß die Kometen Unglück anzeigen.)

[2] Von grewlichen Mißgeburten ꝛc. Bl. C 2.

[3] Tübingen 1577. Aus dieser Predigt verfaßte der Leonberger Schulmeister Kreidweiß im Jahre 1578 ‚Eine treue Warnung und gutherzige Vermahnung zur Buße über das schröckliche Wunderzeichen, den Kometen oder Pfauenschwanz, der jetzt eine gute Zeitlang am Himmel ist gesehen worden'. Wegen der allgemeinen Lasterhaftigkeit sei Deutschland reif für den Untergang; fromme Leute halte man für Narren:

> Hierauf so will ich zeigen an
> Mein schlechte Spekulation,
> Wie sich dieser Komet vergleich
> Mit Mahmets Lehr, Gewalt und Reich . . .
> Wie er bedeut des Türken Reich,
> So sieht er auch dem Bapst geleich . . .
> Er gleicht ihm wol mit Tyranney
> Und treibt auch groß Abgötterei. . .

[4] Ohne Ort. 1578. [5] Magdeburg 1578. [6] Frankfurt a. M. 1578.

Jakob Andreä ein Kirchengebet entwerfen und in alle Parochien verschicken [1]. Im Jahre 1580 widmete Adelar Prätorius, Prediger zu Erfurt, der ‚ganzen Christenheit' eine ‚Selige Erinnerung von dem erschrecklichen fewrenden Kometstern am Himmel, des Abends im Oktober und November dieses laufenden 1580. Jahrs von christliebenden Augen und Herzen ersehen und gesehen' [2]. Gründlicher noch nahm sich Zacharias Rivander, Prediger zu Luckenwalde, dieses Kometen an, welcher Krieg und Blutvergießen und den nahe bevorstehenden Jüngsten Tag verkünde; er beschrieb genau dessen Gestalt, Größe und Farbe, und wies zugleich auf ‚mancherlei andere Wunderzeichen' hin, welche sich zu Berlin, in der Herrschaft Mansfeld und anderwärts ereignet; ein Wunderzeichen im Mansfeldischen sei ‚auf ein groß Patent gemahlt' und werde ‚neben einer dazu gedruckten Erinnerung umher feilgetragen'. Aus der Widmung seiner Schrift an den magdeburgischen Hauptmann Otto von Amsdorf ersieht man, daß ‚viele' der Meinung waren, nicht den Predigern, sondern den Mathematikern komme die Ausdeutung der Kometen zu. Aber um diese, sagte Rivander, kümmere er sich nicht: sie mögen ‚sauer sehen, das Gewulcken scheuslich hängen, und wie sie von ihrem Vater, dem Teufel, gelernt, weidlich schmähen' über ihn, den Prediger: er wolle das ihm vom Herrn anvertraute Pfund treulich auswuchern [3]. In sehr vielen Schriften wurde der ‚Komet oder Strobelstern' vom Jahre 1618 als die eigentliche und höchste ‚Posaune' der Ankunft Christi betrachtet [4]. Unter anderem forschte Möbius Völschow, früher ordentlicher Professor der Mathematik und Bibliothekar an der Universität Greifswald, dann Pastor und Präpositus zu Bergen im Fürstentum Rügen, sehr genau nach ‚der Instruktion und dem Kredenzbrief' dieses himmlischen Wunders. ‚Es würde', glaubte er, ‚den lieben Gott sehr verdrießen, wenn wir nicht samt und sonders nach diesem seinem Werke forschten.' ‚Die Posaune klingt sehr hell, der Löwe brüllet, wer wollte nicht hören.' Neben seinem Wort und den prophetischen Dräuungen, welche Gott ‚alle Tage durch seine Diener renovieren läßt', thut er ‚noch andere Zeichen hinzu mit allerhand ungewöhnlichen Schreckbildern, ungewöhnlichen Gesichtern, Feuerstrahlen und Regenbogen, so zu ungewöhnlicher Zeit in der Luft des Nachts gesehen werden.

[1] Weber, Anna von Sachsen 363. [2] Erfurt 1580.

[3] Von dem newen Cometstern des vergangen Jars ꝛc. Wittenberg 1581. Wendelin v. Helbach besorgte, ‚reimweiß fleißig verfaßt und ausgelegt', eine ‚Eigentliche und wahrhaftige Beschreibung dreier erschrecklichen Commeten, deren Deutungen'. Frankfurt a. M. 1580. Vergl. Weller, Annalen 1, 247, Nr. 252. Über die Ausdeutungen des Kometen vom Jahre 1607 vergl. Kurtzer und gründlicher Bericht ꝛc. Bl. C [4]—H [2].

[4] ** Vergl. z. B. die Schrift: Cometa, oder ein Predigt von Cometen, gehalten in der Pfarrkirche zu Darmstadt von Henrico Leuchtero, Pfarrer und Superintendent daselbst. Darmstadt 1619.

Das hat Gott gethan und ist ein Schreckliches für unsere Augen und sind billig höchlich bekümmert.‘ ‚Folgen wir Gottes Wort, so irren wir nicht. Denn es spricht Jeremias nicht allein Kap. 18, 11, sondern macht auch namhaftig, was erfolgen werde, und David sagt, daß Gott groß Unglück bereitet.‘ [1] Auch ‚so mancherlei alte und neue Ketzereien der Arianer und Photinianer, Schwenkfelder und Anabaptisten, Jesuiter und dergleichen Teufelslehren‘ spielten eine Rolle in der Kometenpredigt, welche viele Stunden in Anspruch genommen haben muß, da der Abdruck volle zehn Bogen umfaßt [2].

‚Ein schier mit jeglichem Jahre neues Entsetzen‘ verursachten ferner die unzähligen ‚Praktiken und Prognostikationen‘, in welchen von ‚weit berühmten Mathematikern und Physikern‘ ‚dem Volke gar wunderliche und erschröckliche Prophezeien‘ verkündigt wurden [3]. ‚Forcht und Erschrecknis ist allbereit seit

---

[1] Das alles wurde von dem christlichen Volksprediger an dem Kometen bewiesen aus dessen ‚mala indole, ominosa facie, qualitate materiae, infaustis aspectibus. Saturnus eine Meile in domo mortis lief fürher, wandte sich retrogradus zurück, Mars in domo religionis zunächst dem Kometen leiht die Hand, noch näher folgt ihm auf dem Fuß der geistliche vertumnus Mercurius in cuspide prima im Scorpion, die Sonne ist verschürtzet im Sagittario, der Juppiter ist mitten unter der Erde, diametraliter stehet oben im Cor Leonis‘ u. s. w. Dann wurden ‚ausdrückliche kundbare vestigia‘ bewiesen ‚1. ex Gnomone, aus dem Schwantz, den er gleichsam als einen vorausgestreckten Finger auf uns zuweiset. 2. Horizontis nostri descriptione, wie er als ein communis visitator die Grenzen des Deutschlands herumgehet. 3. Materiae abundantia. 4. Quotidiana imminentia. 5. ex causae concurrentia.‘

[2] Auszug bei Bieberstedt 45—54.

[3] Vergl. z. B. die im Jahre 1545 bei Cammerlander in Straßburg gedruckten ‚Practica und Prognosticacionen von Carion und Salomon‘, welche die Ereignisse bis zum Jahre 1560 vorherverkündeten. Gleichzeitig erschien in derselben Offizin eine andere ‚Große Practica‘ bis zum Jahre 1581 mit ‚großen, wichtigen, schweren, sorglichen, erschrecklichen und zuvor nie gehörten und allen Ständen wohl achtzunehmenden Händel und Prophezeien‘. Vergl. Roskoff 2, 322 fll. Im Jahre 1574 veröffentlichte Paul Grebner ein Sericum mundi filum seu vaticinium, quo nuntiatur subita et plus quam miraculosa orbis terrarum mutatio, h. e. Antichristi Pontificis occidentalis et Mahometi orientalis horribilis interitus etc. Er überreichte sie dem Kurfürsten August von Sachsen und prophezeite zuerst diesem, dann dem Kurfürsten Christian I., endlich dem Kurfürsten Christian II. die Kaiserwürde; vergl. Adelung 4, 65 fll. ** Über den brandenburgischen Hofastronomen Joh. Cario, welcher in Wittenberg studiert hatte, vergl. Möhsen 429. Sprengel 3, 413. S. auch G. Th. Strobel, Miscellanea litterarischen Inhalts. Sammlung 6 (Nürnberg 1782), S. 141 fll. Allein auf das Jahr 1587 sind noch dreizehn solcher Praktiken bekannt. Märkische Forschungen 7, 194. ‚In den stadtkölnischen Sammlungen wird ein Kupferstich bewahrt, der kölnische Straßenausrufer darstellt, aus dem sechzehnten Jahrhundert. Darunter befindet sich auch ein Praktikenverkäufer, der eine Tafel hält mit der Aufschrift: An. 1589. Amen. Der darunter stehende Vers, dessen sich auch wohl die Ausrufer bedient haben mögen, lautet:

vielen Jahren schier bei allem Volk das täglich Brot worden, und dieses mit Recht', heißt es in einem Prognostikon vom Jahre 1585, ‚dieweil es mit jedem Jahre in teutschen Landen immer schlimmer steht und alle Laster und Schand bei Hohen und Niedern sich mehren. Und kannst du nun in diesem gegenwärtigen Prognostikon, treusinniger christlicher Leser, deutlich ersehen, wie viel göttliche Strafen in den nächsten zehn Jahren durch Teuerung, Hungersnot, Pestilenz, Krieg und Blutvergießen über alle Lande kommen werden, denn du weißt es wohl,

daß alle Land in Sorgen stehn,
Als wollens itzt zu scheitern gehn [1].

Als besonders verhängnisvoll wurde von vielen Astrologen, Schicksals- und Wetterpropheten, zum Beispiel von Georg Ursinus aus Plauen, ‚der mathematischen Kunst Liebhaber', das Jahr 1588 bezeichnet: ‚Alles wird traurig sein; alle Elemente werden trauern, alle Menschen auf Erden, die Vögel in den Lüften. Item, alles was in der Erde lebt, wird traurig sein für großem Unglück und zukünftigem Übel. Niemand soll hieran zweifeln, denn gewiß ist's, daß eine große Veränderung über die ganze Welt ergehen werde.' [2]

In Basel erschien im Jahre 1587 eine ‚Neue Zeitung und erschreckliche Prophezeiung oder Weissagung über Deutschland, Polen, Niederland, Brabant und Frankreich, so aufs achtundachtzigste Jahr anfangen werden zu geschehen, nebst Vermeldung, was für Zeichen für den Jüngsten Tag hergehen werden' [3]. Gleichzeitig wurde in einer Augsburger ‚Unerhörten, greulichen und erschröcklichen neuen Zeitung' kundgethan: in Böhmen hätten viele hundert Personen ein solches ‚Gesicht' gehabt, ‚daß sie nicht anders vermeint haben, der Jüngste Tag sei vorhanden und einbrochen', aber auf ihr flehentliches Bitten um Abwendung des Übels habe Gott sie erhört [4].

Al manch practick und zeitung new
findt war und ufrecht bei mein trew.

(Vergl. Organ für christl. Kunst [Köln] 1866, S. 259.)' Norrenberg, Kölnisches Litteraturleben im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts 29—30.

[1] Practica und Prognostication bis auf das Jahr 1605. Ohne Ort. 1585.

[2] Köhler, Lebensbeschreibungen 1, 258—260. ** Der Hildesheimer Chronist Johann Olbecop berichtet zum Jahre 1561: ‚Viele Jahre vorher haben die Prädikanten und Sterngucker von diesem Jahre geschrieben und gepredigt: Anno sexagesimo sibi caveat omnis homo! und wollten gern ihren verführten Haufen schrecken und also zur Buße führen, wie ich hier früher recht vielmal davon geschrieben habe, daß sie Lügen über Lügen, Exempla und Gesichte, Gespenste und Gedichte haben zu Magdeburg und Straßburg von dem einen Kindlein drucken lassen, daß die Lutherischen Buße thun wollten und müßten, sonst wolle ihnen Gott sein Wort wieder nehmen.' Chronik des Johann Olbecop, herausgegeben von K. Euling, S. 469.

[3] Weller, Zeitungen Nr. 656. [4] Weller, Zeitungen Nr. 659.

Seitdem Luther das nahe bevorstehende Weltende so oft angesagt hatte, war der Glaube daran unter den protestantischen Predigern und Gelehrten ziemlich allgemein herrschend geworden. ‚Was Luther, der neue Elias und Paulus, geprophezeit hat, kann ohnmöglich fehl gehen‘, schrieb ein Prediger im Jahre 1562, ‚und sind es ungläubige, gottlose Papisten, Epikurer, Sodomiten und Schwarmgeister, welche darob zweifeln wollten. Ist nicht alles mit Gotteslästern, Fluchen, Schwören, Unzucht und Ehebruch, Wuchern, Unterdrückung der Armen und allen andern Lastern so erschröcklich und viehisch worden, daß man meinen sollte, die letzten Posaunen schon zu hören, so zum Gerichte blasen? Was sollen die unzählig vorher nie erhörten Wunderzeichen und Gesichte anders andeuten, denn daß Christus kommen will in allererster Zeit, zu richten und zu strafen?‘ [1] Philipp Agricola (1577), Mauritz Seydel (1582), Johann Holtheuser (1584) besangen in Liedern und Lehrgedichten den bald herantretenden Jüngsten Tag [2]. Der hessische Superintendent Georg Nigrinus wußte im Jahre 1582 dem Volke zu berichten, daß bereits ein Engel am Himmel erschienen sei, mit einem bloßen Schwerte in der Hand; er selbst habe ‚feurige Balken, lange Spieße und Büchsen‘ am Himmel wahrgenommen: was sollten diese Feuerzeichen ‚anders bedeuten und verkündigen, denn den Jüngsten Tag, welcher mit Feuer kommen wird‘? [3] Michael Mästlin, Professor der Mathematik zu Heidelberg, war von dem nahen Weltende so fest überzeugt, daß er gegen Papst Gregor XIII. die Anklage erhob: weil derselbe in seinem Kalender dieses Weltendes mit keinem einzigen Wörtlein gedenke, so möchte ‚man daraus schier Ursache nehmen‘, zu glauben, daß er und alle Anhänger des Kalenders ‚allesamt vom Jüngsten Tage gar nichts halten und also weder nach Christus noch nach der Welt Ende fragen, ja auch weniger daran denken als die epikurischen Spötter, von welchen der Apostel Petrus, dessen Stuhles Erbe der Papst sein will, redet‘ [4]. Der sächsische Prediger Kaspar Füger belehrte die Bauern: der Papst fürchte die zu rasche Ankunft Christi und habe deshalb den neuen Kalender gemacht, ‚daß sich Christus verirren soll, und nicht wissen, wo er daheim sei, wo er sein Gericht nun anstellen und dazu kommen soll damit sich der Papst desto weniger davor zu fürchten habe und desto länger seine Schinderei, Gotteslästerung und Bubenstücke frei und ungestraft treiben könne. Gott strafe diesen Buben‘ [5].

---

[1] Von grewlichen Mißgeburten Bl. C 2.

[2] Weller, Annalen 1, 252, Nr. 281; 334, Nr. 214; 340, Nr. 254.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 360.

[4] Vergl. Bd. 5, 370 fll.

[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 372. ‚Da die teutschen Leser jetzunder alles in Reimen lesen wollen und schier ihnen sonsten alles zu schwer, so es nicht in Reimen geschrieben ist, so muß man ihnen auch alles in Reimen eindrucken, von göttlicher

Auf katholischer Seite hatte Georg Wizel bereits in den Jahren 1536 und 1548 gegen die Annahme des nahen Weltendes und die bei den Neugläubigen beliebten Ausdeutungen von Naturereignissen als neue Zeichen und Wunder entschieden sich ausgesprochen. ‚Um die Welt', schrieb er, ‚zu erschrecken und dann zu seiner neuen Lehre zu ziehen, hat Luther erdichtet, der letzte Tag stehe bevor, und es seien Zeichen da, daß der Antichrist gekommen sei.' ‚Er hat von den Zeichen der bevorstehenden Ankunft Christi geschrieben und fährt fort, seine früher schon widerlegte Meinung mit Gewalt seinen Zuhörern einzutreiben. Seltsame Hartnäckigkeit des Mannes, diesen Wahn zu verteidigen. Da sollen es Zeichen sein, daß der Tiber in Italien ausgetreten ist, daß Gent in Flandern gefallen ist, es soll die baldige Ankunft Christi bedeuten, daß rauhe Winde wehen und Seestürme sich ereignen. Doch werden diese Thorheiten von vielen nicht nur gelesen, sondern mit gläubiger Verehrung, wie die Orakelsprüche eines himmlischen Hierarchen angenommen. Keiner von ihnen besieht und erwägt aber die Orakel des Evangeliums bei Matthäus und Lukas, sondern alle pflichten den bloßen Vermutungen solcher Büchelchen bei.' ‚Daß es in Schlesien stark blitzt, ist das ein Wunder? Der Nordwind trägt Dächer ab, eilt denn deswegen der Herr vom Himmel herab zum Gerichte? Man hat feurige Kohlen gesehen, die Erde hat gebebt, der Donner gekracht, der Blitz geleuchtet, eine sehr dichte Wolke hat eine Stadt überschattet, aber geschieht denn solches selten in der Welt? Zu Breslau ist ein Turm zusammengestürzt, siehe da, welches Wunder! In Schlesien hat ein Weib nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern aus der Seite geboren. Das ist ja erstaunlich zu hören, aber wie soll dergleichen unter die Zeichen der Wiederkunft des Herrn gehören? O ihr köstlichen Ausleger! Die neuen Evangelisten sollten neue Wunder und Zeichen darthun; da sie aber dazu keineswegs im stande sind, so bringen sie uns Donnerschläge, Winde, Meteore, eingestürzte Gebäude und ihre gebärenden Weiber als Zeichen und Wunder auf. Diese erheben sie mit außerordentlichem Aufwande rhetorischer Wortmacherei und rufen Wunder über Wunder, damit das Volk, derart bethört, sich selbst tröste, daß es ihm vergönnt sei, in der Zeit der Wunder Gottes

---

Straf und Wundergerichten und dem nahe bevorstehenden Jüngsten Tag, ob sie etwan in sich gehen und sich erschrecken und entsetzen wollen.' Zu diesem Zwecke veröffentlichte zum Beispiel Melchior Ambach, Prediger zu Frankfurt am Main, ‚Alte und neue Propheceyen auf diese letzte böse Zeit, ganz dienstlich und nützlich zu lesen, in Rheumen gestellt', unter dem Titel: Vom Ende der Welt und Zukunft des Endechrists. Ohne Jahr. Frankfurt am Mayn. Ohne Ort erschien im Jahre 1614 eine ‚Bettglocke wegen deß Römischen, deß Mahometischen und deß Bepstlichen Reiches Endschafft, daraus jüngster Tag stündlich zu vermuten, die Christen aufmunternd, gegossen durch Albertum Hitfeld, Magdeburgensem'.



zu leben, und damit es den Papisten den Mund stopfen könne, wenn sie nach Wundern fragen.‘ [1]

Weil die zahlreichen Prophezeiungen vom Jüngsten Tage nicht eintrafen, so machten viele Prediger die Erfahrung, daß ‚eine große Masse Volks‘ überhaupt nicht mehr an ein letztes Gericht glauben wollte. ‚Dräuet man den Epikurern mit dem Jüngsten Tag, so sprechen sie‘, klagte der Tübinger Professor Johann Georg Sigwart im Jahre 1599, ‚man hat lang davon gepredigt, wann kommt er einmal? Denkt unser dabei, es wird nichts daraus: hätten wir unterdessen zu fressen und zu saufen, oder Gelds genug zu zählen.‘ [2] Ähnlich heißt es in einem fliegenden Blatte vom Jahre 1581: ‚Viele Leute spotten des Jüngsten Tages und aller derer, die davon predigen‘, ‚und sagen: Man habe so oft und viel vom Jüngsten Tag gesagt, es sei dennoch nichts daraus worden, wo bleibt der Tag des Herrn?‘ [3] Ein Flugblatt vom Jahre 1594 wies auf jene hin, welche, um sich ‚ein groß Ansehen zu machen‘ vor der Welt, ‚das Jüngste Gericht für ein von den alten Weibern erdichtetes Fabelwerk‘ ausgäben [4].

Um nun ‚zu wenigst den gemeinen Mann vor dem grassierenden gottlosen, epikurischen Unglauben thunlichst zu bewahren und mit heilsamer Forcht und Schrecken zu erfüllen‘, wurden immer ‚neue Wunder von den nahenden Gerichten Gottes‘ kundgethan, und sollten ‚hiezu insonders‘, meinte ein Prediger, ‚die Wunder aus dem Toten- und Geisterreiche über die Maßen dienlich‘ sein.

Ist es nicht, fragte er, ‚ein erschröcklich Wunder, daß man in der löblichen Mark Brandenburg in einem Dorfe nicht weit von Berlin in diesem Jahr, Anno 1563, zwei Tote gesehen, die vor langem begraben waren, aber vor etlichen zwanzig Personen leibhaftig sich haben sehen und prophetisch hören lassen von den Strafgerichten Gottes zum Schrecken der Menschen, als das wahrhaftig beschrieben und abkunterfeit worden?‘ [5] Zu Honschotten in Flandern erhoben sich einmal ‚drei abscheuliche Tote‘ und mahnten zur Buße; ‚der Körper des einen war nicht anders zu sehen, als ob er im Feuer stände und brennete; ein anderer knirschte mit den Zähnen und rief mit greulicher Stimme: Weh, Weh über die Gottlosen‘; dann verschwanden sie, und die

---

[1] Angeführt bei Döllinger, Reformation 1, 118—119. ** Der Jesuit G. Scherer spottet über die lutherische Ankündigung des Jüngsten Tages in: Bericht, ob der Bapst zu Rom der Antichrist sey. In etliche Predigen kürtzlich verfasset durch G. Scherer (Ingolstadt 1585) S. 62 ſll. — Ebenso Cochläus, In quatuor Andreae Osiandri Coniecturas de fine Mundi velitatio. Ingolstadii 1545, und Bellarmin, Conciones habitae Lovanii ante annos circiter quadraginta, nunc consensu auctoris publicatae (Coloniae 1615) p. 18.

[2] Sigwart 123ᵃ und 123ᵇ. [3] Scheible, Schaltjahr 4, 646.

[4] Scheible, Schaltjahr 4, 138.

[5] K. Althaus, Predig von kommenden Gerichten (1563) Bl. C.

Gräber schlossen sich wieder; Bürgermeister und Rat aber beeilten sich, das ‚große unerhörte Wunderwerk‘ in Schriften aufzuzeichnen und diese an die umliegenden Städte und Ortschaften zu versenden [1]. Anderwärts ließen einmal dreißig kürzlich Verstorbene ‚eine Musika von Menschenstimmen und Instrumenten‘ vernehmen. In einer Bambergischen Zeitung wurde dieser ‚Totengesang zu singen aufgesetzt im Ton des letzten Stündlins Niklas Hermanns‘, und als neue Kunde hinzugefügt, ‚wie daselb ein Bär, Löwe, Kürisser und geistlich Person schrecklich ist gesehen worden‘ [2]. ‚Ein Musikus, der sieben Jahre im Grab gelegen‘, kam ‚in scheußlicher Gestalt auf die Hochzeit seines Sohnes und sagete zum Schrecken aller Anwesenden, daß alle weltliche Musik vom Teufel sei und er selber in der Höll darob brennen müsse‘ [3].

Bußpredigende Engel stellten sich schon frühzeitig ein. Der Prediger Wendelin von Helbach veröffentlichte im Jahre 1564 zu Dresden eine ‚wahrhaftige neue Zeitung, wie drei Engel vom Himmel die Stadt Cassaw im Ungerland auf Befehl des Herrn Christi zur Buße vermahnt haben‘ [4]. In Eisleben erschien in Reimen, zu singen ‚im Ton: Wilhelmus von Nassaw‘, eine gleich ‚wahrhaftige neue Zeitung von zweien Engeln, welche man für der Stadt Oppenum an dem Rheinstrom bei einem Bildstock drei Tage und Nächte nacheinander gesehen hat; auch wie sie männiglich zur Buße vermahnet; auch angezeigt haben, was von dem 94. Jahr bis auf das 1600. Jahr geschehen soll‘ [5]. Schon früher war ein Engel einer Magd zu Prag erschienen, ein anderer einer Frau in einem Dorfe bei Nachod, und man erfuhr aus einer Nürnberger ‚wahrhaftigen Zeitung‘, was er zu ihr geredet und ihr angezeigt habe: wie erschreckliche Sachen alsbald in der Welt geschehen sollten, daß sie es allen Leuten verkündigen sollte‘ [6].

Nahe bei Köln fand man am 24. Juni 1579 ‚ein kleines Kind in schneeweißen Kleidern‘, welches ‚wunderliche Dinge‘ prophezeite; eine zweite Ausgabe dieser ‚wahrhaftigen und gründlichen Zeitung‘ verlegte das Ereignis auf den 29. Juli und fügte zur besseren Beglaubigung hinzu: das Kind sei gefunden worden mit ‚einer Rute und einem blutigen Schwert‘; eine dritte Zeitung ließ das Ereignis in Laibach sich zutragen, aber erst im Jahre 1593 [7]. Am frühesten, im Jahre 1557, hatte Paul Runge, Bürger zu Schönau, beteuert, daß ihm ein Knäblein im Walde erschienen sei und ihm Gottes grimmigen

---

[1] Scheible, Schaltjahr 3, 501—504.

[2] Weller, Zeitungen Nr. 600 und 606.

[3] Eine newe unerhörte schreckliche Zeitung ꝛc. Ohne Ort. 1587.

[4] Weller, Zeitungen Nr. 278.

[5] Weller, Annalen 2, 411, Nr. 1162.

[6] Weller, Zeitungen Nr. 328 und 749.

[7] Weller, Zeitungen Nr. 510 und 770.

Zorn und Strafe verkündigt habe: ‚und wie ich‘, sagte er, ‚von dem Kinde schied, that es sich in die Höhe gleich einer Spinnwebe‘ [1].

‚Wie zum besondern Troste in diesen letzten armseligen Zeiten, wo auch so viele Teufel leibhaft‘ sich zeigten, ließ Gott ‚auch etliche Male nicht strafende, sondern freundliche Engel erscheinen in schöner wunderbarlicher Gestalt, als ich denn selber‘, offenbarte ein Prediger im Jahre 1593, ‚einen alten Mann gekannt habe, den ein Engel fünf Meilen weit durch die Luft zu seinem kranken Sohn getragen hat‘ [2]. Zwei Prediger berichteten im Jahre 1581: am Ostertage hätten zu Alberhogen am Main zwei Engel einen jungen Gesellen zum Himmel erhoben, wo er das himmlische Jerusalem mit wunderschönen Türmen gesehen habe und von den Engeln aufgefordert worden sei, ‚solches Gesicht jedermann zu offenbaren, zuvörderst dem Pfarrherrn desselbigen Ortes‘; traurig sei es nur, daß die Welt alle solche Zeichen und Wunder ‚höhnisch verachte, ungeachtet sie ihr in die Augen hineinschauen und leuchten‘, und trotz ‚der hellen Zeichen täglich blinder und verstockter‘ werde [3]. Die Verachtung solcher Wunder erklärte man für ‚um so erbärmlicher und beklagenswerter‘, weil ‚doch Gott gleich anfangs, als das liebe Evangelium aufkam, seine Engel zu dessen Ausbreitung vom Himmel herab auf die Erde gesendet‘ habe [4]. So teilte beispielsweise der Superintendent Jakob Weber in seinen ‚Historischen Predigten‘ als beglaubigte Thatsache mit, daß Engel ‚als Botenläufer‘ die ersten Schriften Luthers ‚in vier Wochen durch die ganze Christenheit ver-

[1] Wahrhaftig Geschicht eines Kindes ꝛc. Ohne Ort. 1557. Vergl. Weller, Zeitungen Nr. 221. Weller, Annalen 2, 414, Nr. 1183, verzeichnet eine Straßburger Zeitung über eine Erscheinung des Erzengels Gabriel am 23. April 1602. ** ‚Jakob Frolich, ein Buchdrucker zu Straßburg, ließ dieses Jahr (1557) ein Buch ausgehen und schrieb, daß Paulus Runge, Bürger und zu Schönau wohnhaftig, ein kleines Kindlein in einem Walde auf einem Baumstrunk sitzend gefunden. Das Kind hat ihm streng anbefohlen, er solle allen Prädikanten sagen, daß sie das Volk zum Bußethun ermahnen wollten, und vom Wucher abzulassen und das Korn nicht so teuer zu halten, desgleichen die greulichen Flüche und schweren Schwüre abzustellen. Sonst wolle Gott die Welt mit Feuer, Wasser, Hunger, Fehde und teurer Zeit verfolgen, und der Jüngste Tag wäre nicht fern. Und es werde bald eine große Pestilenz kommen, daß kaum der vierte Mensch am Leben bliebe. Viel Schreckliches stand in Jakobs Buch; ich achte auch davon, wie ich hier bevor bereits geschrieben, daß die lutherischen Prädikanten leider sehen, hören und spüren, daß sie mit ihrem Evangelio, desselbigen Freiheit, ihren Haufen verführt und verleitet haben und die Roheit, Wildheit und Bosheit der jungen Burschen und meist derer vom Adel nicht wieder in die Bahn der Seligkeit zu führen wissen. Denn bei den Leuten ist keine Furcht, kein Gehorsam, keine Liebe oder Treue. Derhalben brauchen sie solche Exempel, wollten gerne ihren Haufen durch solchen Schein der Schrecklichkeit wieder fromm und gehorsam machen.‘ Chronik des Johann Oldecop, herausgegeben von K. Euling, S. 428. Siehe auch oben S. 469, Note 2.

[2] Wahrhafftige newe Zeitung von der Erscheinung eines Engels ꝛc. Ohne Ort. 1593.

[3] Scheible, Schaltjahr 4, 646. [4] In der Note 2 angeführten Zeitung.

breitet' hätten, und daß den Förderern des neuen Evangeliums, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dem Könige Christian von Dänemark, Engel erschienen seien [1].

Auch über neue Propheten empfing das Volk ‚gebührlichen Unterricht'. Im Jahre 1586 wurde ‚allen Christen zur Vermahnung in Druck gegeben eine wahrhaftige und eigentliche Beschreibung der Person und Gestalt, auch alle Wort der Prophezeiung und Predigt des neuen Propheten, so in der Mark vor der Stadt Stettin erschienen und erschröckliche Dinge, so die fünf Jahre nacheinander über die ganze Welt kommen und ergehen sollen, prophezeit und verkündigt hat' [2]. Auch in der Schweiz, in Ulm, Nürnberg und an andern Orten traten Propheten auf. Wegen des Propheten Noa Kalb aus Ulm, eines Bäckers, der im Jahre 1606 göttliche Offenbarungen vorgab und die Leute hauptsächlich durch Ankündigung des Jüngsten Tages in Schrecken setzte, wurden viele Ratsversammlungen und Synoden gehalten. Der Prophet behauptete, er sei der Noa, von welchem Luther in der Auslegung des zwölften Kapitels Danielis Meldung thue, daß ihn Gott noch vor dem Jüngsten Tage erwecken werde. Johann Bartholomäi, Prediger am Ulmer Münster, und Wolfgang Holland, Prediger von Grimmelfingen, hielten die Weissagungen Kalbs für göttlich, aber Kalb endete auf dem Blutgerüst, da sich herausstellte, daß er ein Trunkenbold war und schändliche Unzucht mit Knaben und Mädchen getrieben hatte [3]. Ein noch größerer Prophet, Philipp Ziegler, über welchen ebenfalls ‚wahrhaftige Zeitungen' gedruckt wurden, trieb in Nürnberg sein Wesen. Er nannte sich ‚Origines Philippus von Gottes Gnaden, erwählter und gekrönter König von Jerusalem, Siloh, Joseph und David, der Bruder des Rosenkreuzes Oberster und unüberwindlicher Szepter des Königs in Sion' [4]. Ein sehr übles Ende nahmen die Propheten Esaias Stifel, Handelsmann zu Langensalza, und der dortige Chemiker Ezechiel Meth, welche aus den Schriften des Theophrastus Paracelsus sich ein neues Religionssystem gebildet hatten und dasselbe mit Hilfe ihrer Anhänger in Thüringen und der Umgegend auszubreiten suchten. Sie verwarfen Taufe und Abendmahl und die Auferstehung der Toten; denn ‚sie lebten schon hier im vollkommensten Genuß der von Christo verheißenen Freuden des ewigen Lebens'. Stifel erklärte, er selbst sei ‚Christus nicht nur der Kraft, sondern auch dem Wesen nach'; Meth trat auf ‚als der große Fürst Gottes Michael', auch ‚als das lebendige Wort Gottes' und ‚als Gottes neuerstgeborener Sohn der Heiligkeit'. Ihre Lehren gewannen breiten Boden im Volke, bis endlich Kurfürst

[1] Weber 98. 115—116.

[2] Weller, Zeitungen Nr. 687. ** Über denselben Propheten erschien schon 1585 eine Zeitung, s. Weller a. a. O. Nr. 623.

[3] Weyermann, Nachrichten 370—371.

[4] Soden, Kriegs- und Sittengeschichte 1, 561.

Johann Georg von Sachsen im Jahre 1614 einen scharfen Strafbefehl gegen sie erließ, der dann als ‚Neue Zeitung‘ ‚jedermänniglich‘ in diesen gefährlichen letzten Zeiten, da allerhand Irrthümbe und falsche Propheten überhand nehmen und viel Christen verführen, zur Warnung in Druck verfertigt‘ wurde[1].

Außer den zahlreichen Berichten über Propheten machten auch solche ‚über den Antichrist den Menschen viel zu schaffen‘. Während derselbe nach Angabe der Protestanten schon seit vielen Jahrhunderten in Rom leibhaft vorhanden war, wurde anderwärts bekannt gemacht, er sei im Jahre 1574 ‚zu Babilonia auf der Grenzen Labea geboren worden‘; dann erfolgte die Geburt erst im Jahre 1578, zuletzt wurde er ‚in diesem jetzt laufenden Jahre 1592 in einer Stadt Consa endlich geboren‘[2].

Wie sehr ‚der Wunderglaube aller Art‘ die Köpfe eingenommen hatte, erkennt man deutlich aus des Joachim von Wedel-Wedel für seine Familie niedergeschriebenem Hausbuche, einer der vorzüglichsten und lehrreichsten pommerischen Chroniken. Wedel († 1609) war fürstlich pommerischer Landrat, ein gebildeter, gewissenhafter, lebenskluger und welterfahrener Mann. In der Vorrede seines Werkes beteuert er seinen Nachkommen: ‚Das kann ich mit Wahrheit wohl sagen, daß ich vorsätzlich, aus Gunst oder Mißgunst, niemanden zu lieb oder leid hierin etwas erwähnt, sondern, so viel mir möglich, die herbe lautere Wahrheit respektiert habe.‘ Neben den wichtigsten Nachrichten zur Landesgeschichte verzeichnete Wedel fast in jedem Jahre allerlei Wunderbares, wodurch Gott in die Welt hineinregiere, um sie zu warnen und auf große Dinge vorzubereiten. So heißt es zum Beispiel: Als Kurfürst Moritz von Sachsen starb, ist, ‚wie Joachim Camerarius erzählt, von einer Riesengestalt am Himmel überflüssig Blut und Feuer gestoben; in Thüringen wurde von einem Weib eine Kröte geboren. Im Jahre 1555 ist zu Freiberg in Meissen am hellen Tage der Herr Christus auf einem Regenbogen sitzend gesehen worden; im Herzogtum Cleve sind dreihundertvierundsechzig Kinder in einer Geburt von einem Weibe zur Welt gebracht[3]. Am 5. September 1556 sind zu Küstrin viele Flammen und brennende Säulen am Himmel erschienen, daraus eine Stimme gehört: „Weh, weh der Christenheit!“ Im Jahre 1559 haben sich in der Habererernte am hellen Tag bei Berlin auf dem Felde siebenundzwanzig Spektra männlicher Gestalt, darunter zwölf ohne Häupter, sehen lassen, die mit Sensen weidlich in dem Haber gemäht. Der Kurfürst hat

---

[1] Näheres über die Schwärmer und ihre Schicksale bei Köhler, Lebensbeschreibungen 2, 144—173. [2] Weller, Zeitungen Nr. 498. 747.

[3] Diese Geschichte von der Gräfin Margaretha von Holland galt als eine ‚historia valde memorabilis‘. Vergl. Stieve, Über die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen, Abhandlung der histor. Klasse der bayrischen Akademie der Wissenschaften 16, 211; dazu 205, Note 119. Vergl. oben S. 457 die Angabe von Irenäus.

darüber der Theologen Bedenken erfordert, die es für Gespenste und künftiger Pestilenz Vorboten geurteilt. Im Jahre 1562 sind die Bildnisse Christi, mit Blut überflossen, neben Kriegsheeren und blutigen Kreuzen am Himmel gesehen. Im Jahre 1568 den 16. und 26. August, auch den 14. September, sah Kaspar Forchheim nebst drei andern Beglaubigten vom Adel die Gestalt des Herrn Christi erstlich am Kreuze hangen, dann mit vielen Engeln umgeben auf dem Richterstuhle sitzend und Gericht haltend, auch daneben der Hölle Glut mit vielen verdammten Teufeln. Am 10. Januar 1570 ist Feuer vom Himmel gefallen und hat viele Menschen verzehrt. Am 1. Januar 1574 wird in Polen ein Engel mit zwei Kriegsheeren, gegeneinander streitend, gesehen, und hat der Engel eine Rute, Schwert und Posaune in den Händen gehabt und mit hoher Stimme zweimal „Weh, Weh" überlaut gerufen. Das Geschrei des Kriegsheeres und Krachen der großen Büchsen hat viele Leute also erschreckt, daß man sie für tot hat halten müssen, und ist viel Blut herunter auf die Erde geflossen.' Auch von vielen andern Wundern ist das Buch voll. ‚In Hessen wurde ein Kind mit einem türkischen Knebelbart geboren. In Salzwedel wuchs Kohlkraut mit Weiberkrausen, auch wurde dort ein Kind mit einem türkischen Gesicht geboren, so die Leute zur Buße ermahnt und gleich darauf gestorben. In Schlesien bekam ein Knabe einen Backenzahn von lauter ungarischem Gold, soll ein Erzbube aus ihm worden sein.'[1] ‚Ob nun wohl', bemerkt Wedel, ‚diese übernatürlichen Dinge etwas unglaublich erscheinen, so bestärken es doch andere und fast unbegreifliche Sachen, so der allmächtige Gott in den Elementen, Metallen, Steinen und andern wider die Natur bilden und wirken läßt.' Nur der Bericht, daß ‚zwei Engel in Mähren drei ganze Tage Predigt gehalten in vieler Leute Gegenwart', erschien ihm unglaublich, weil dermalen an treuen Lehrern unter den Menschen kein Mangel sei: der Teufel habe sich wohl, vermutete er, in Engelsgestalten verkappt[2].

Neben den unzähligen, größtenteils auf ‚Schreck und Schauer, Entsetzen und Wehklagen' berechneten Wundergeschichten fand eine andere Gattung volks-

[1] Über diesen goldenen Zahn ließ Jakob Horstius, Professor der Medizin zu Helmstädt, im Jahre 1595 eine eigene Schrift erscheinen, De aureo dente maxillari pueri Silesii (Lipsiae 1595). Er habe, sagt er, diesen Zahn, der dem siebenjährigen Bauernknaben Christoph Müller gewachsen sei, selbst gesehen. Derselbe bedeute, daß Kaiser Rudolf II., dem die Schrift gewidmet wurde, großen Sieg über die Türken davontragen und eine ansehnliche Erweiterung des Reiches erleben werde. — Über die Geschichte des goldenen Zahnes vergl. auch Sprengel 3, 403—406. Man berichtete auch von Kindern, welche gleich bei ihrer Geburt einen goldenen Zahn hatten; vergl. oben S. 452.

[2] Wedel 168. 171. 175. 187. 197. 204. 207. 216. 224. 238. 240. 269. 278. 301. 315. 318. 346. ** ‚In diesem Sommer', erzählt der Hildesheimer Chronist Oldecop

tümlicher Litteratur die weiteste Verbreitung. Es waren die gleichfalls unzähligen Berichte über die allergrausamsten Verbrechen, Martern und Hinrichtungen. Sie sollten gleichen Zwecken dienen, insbesondere aber auch dem Sensationsbedürfnisse der Menge Befriedigung gewähren. Eine sittigende, veredelnde Wirkung konnten solche, in Prosa und Reimen abgefaßte Berichte nicht ausüben, sie mußten vielmehr die Einbildungskraft der Leser mit Bildern von Mord, Unzucht und Grausamkeit erfüllen, und diese daran gewöhnen, das Verbrechen für etwas Alltägliches zu halten.

‚Als ich noch jung war,‘ sagte der Prediger Leonhard Breitkopf im Jahre 1591, ‚vor vierzig oder fünfzig Jahren, da wußt man nit so viel von den allergreulichsten Mordthaten, so jetzund in allerhandt Zeitungen mit jedem Jahre mehr kund gemacht werden. Es sind Christen, aber viel eher Teufel in menschlicher Gestalt, so solche Mordthaten in ihren eigenen Bekenntnissen aussagen und dafür zu gerechter Strafe mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert, verbrannt, gevierteilt oder sonst von christlicher Obrigkeit mit Augenausstechen, Nase-, Hände- und Ohrenabhauen gerechtfertigt‘ werden: das alles werde zur ‚Belehrung, Verwarnung und Anmutung des Volkes‘ beschrieben [1]. So kamen

zum Jahre 1556, ‚ward zu Magdeburg ein Buch gedruckt, worauf außen ein Crucifixus geprägt war; in dem Buche ward gesagt, daß die Gestalt Christi Jesu in den Wolken gesehen worden wäre und Gottes Sohn daran gehangen hätte, darnach von dem Kreuze sich begeben und auf einen Stuhl sitzen gegangen und ein Schwert in der Hand gehalten. Das Buch vermeldet weiter, daß viele Patriarchen vor dem Richter auf den Knieen gelegen und mit ausgestreckten Armen den Richter angerufen. Desgleichen haben auch viele Engel mit Posaunen dabei gestanden und waren bereit und thaten, als ob sie bald in die Posaunen blasen wollten. Auch eine Schar Teufel waren dabei gesehen worden, die viele schwarze Reiter vor sich her nach der Hölle getrieben. Das Buch berichtet weiter, daß auch etliche Teufel die Menschen bei den Haaren genommen und hinter sich auf die Gäule geworfen und der Hölle zugetrabt. Das Gesichte soll nicht weit von Plauen und Elsterberg am Tage Visitationis Mariä geschehen sein und fordert deren vier vom Adel zu Zeugen, nämlich den ehrbaren Kaspar von Forchheim, Albin von Rab zu Schoditz, Christoph Dhes zu Adorf und Friedrich von Doberneck; des von Forchheims Gesinde und eines Bauern Weib sollen das alle sichtbarlich, sagt das Buch, gesehen haben. Und ich Johann Oldecop, Dekan, habe das Buch durchgelesen, das unter dem Titel der Stadt Magdeburg ausgegangen ist. Dieweil aber der Meister seines Namens in dem Buche nicht bekannt ist, achte ich, daß ein lutherischer Prädikant zurücke denkt, da er weiß, daß er mit der lutherischen Lehre und Freiheit viele tausend Menschen verführt hat und er nun dieselben mit seinem Rufen: „Thut Buße! thut Buße!“ nicht wieder zu Gehorsam, Frömmigkeit, Zucht und Ehre und zu gutem Wandel bringen kann, derhalben das schreckliche Gesichte, das wohl möglich, so Gott wollte, vorgebracht, damit die Lutherischen sich bessern möchten.‘ Chronik des Johann Oldecop, herausgegeben von K. Euling, S. 403—404.

[1] Charfreitagspredigt (ohne Ort. 1591) Bl. B. Breitkopf empfahl ‚die christlichernste Lesung‘ solcher Zeitungen, die ‚in deutliche Darstellung oder schöne Lieder‘ gebracht würden, ‚oftmals mit Abconterfeyungen versehen‘.

beispielsweise im Jahre 1570 zwei Mörder zur Kenntnis des Volkes, welche hundertvierundzwanzig Menschen grausam umgebracht haben sollten. Ein im Jahre 1577 in Tübingen gedrucktes Lied besang ‚Peter Nierschen und seine Gesellschaft, wie sie 440 Mord bekannt'. Gleichzeitig wurden in Augsburg sechs Mordbrenner besungen, welche ‚viel Mord und Brand begangen'. Kaspar Herber von Cochem an der Mosel beschrieb im Jahre 1581 die Hinrichtung eines Mörders, ‚welcher von seiner Jugend auf 964 Mördt begangen und gestift' hatte: das scheine allerdings unglaublich, ‚aber man hat das Register gefunden, so der Mörder selbst geschrieben, darin es von Tag zu Tag ist verzeichnet gewesen' [1].

Im Jahre 1583 erschien in Wesel ‚Ein neu kläglich Lied von dem großen Schaden der Unholden, so sie in Westfalen zu Aschenbrügk und andern Orten begangen haben in dem jetzt werenden 1583. Jar, wie auch ihrer hundertundachtzig jämmerlich verbrennt sein worden, im Ton zu singen „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn"' [2]. Fünf Jahre später wurde in einer andern ‚Wahrhaftigen neuen Zeitung' gemeldet, im Jahre 1588 seien in derselben Stadt Osnabrück an einem Tage hundertdreiunddreißig Unholden verbrannt worden [3]; und wiederum drei Jahre später erhielt man aus Erfurt neben ‚einem andern wunderlich und kurzweilig neuen Lied' einen ‚gesangweise gestellten' Bericht, wie man ebenfalls in Osnabrück am ‚neunten Tag Hornungs in dem 1591. Jar auf einen Tag hundertdreiunddreißig Unholden verbrannt' habe [4]. Auch Menschen, die sich ‚in Wölfe verwandeln konnten' und als solche ‚furchtbare Verbrechen' begingen, wurden mit grausiger Lust besungen. In einem Liede auf einen am letzten Oktober 1589 in Bedburg bei Köln hingerichteten Bauer heißt es:

> Schrecklich ist es zu hören an,
> Ein Gürtel hat derselbig Mann,
> Sobald er solchen band um sich
> Zum Wolf ward er gar griselich,

---

[1] Vergl. über diese und andere Verbrecher, welche beschrieben und besungen wurden, Weller, Zeitungen Nr. 360. 361. 416. 442. 481. 482. 513. 517. 524. 543 (dazu Scheible, Schaltjahr 5, 12—16). 546. 548. 570. 587. 590. 592. 593. 621. 705. 707. 815. 844. 845. 853. 870. Ferner Weller, Annalen 1, 203 fll., Nr. 18. 37. 42. 50. 130. 141. 184. 198. 207. 208. 212. 213. 214. 215. 222. 237. 242. 271. 288. 289. 292. 299. 302. 315. 317. 338. 415. 422 und Bd. 2, 434 fll., Nr. 582. 583. 590. 595. 600. 606. 610. 615. 616. 619. 626. 630. 634. 636. 644. 657. 661. 672. Prutz, Journalismus 167.

[2] Weller, Annalen 2, 438, Nr. 609. Vergl. die Straßburger Zeitung vom Jahre 1583, nach welcher am 15., 19., 24. und 28. Oktober 1582 134 Unholden auf ihre ‚unmenschliche Thaten und grewliche Aussag und Bekanntnus mit rechtem Urteil zum Feuer verdammt und verbrennt worden'. Weller, Zeitungen, Nr. 572. Vergl. unsere Angaben oben S. 279. [3] Weller, Zeitungen, Nr. 633 und Annalen 1, 256, Nr. 308.

[4] Weller, Annalen 2, 439, Nr. 618.

Ermord hat dreizehn Kinder klein,
Darzu den eigen Sohne sein,
Ihr Gehirn gefressen und zerspalten,
Daneben auch getödt drei Alten...

worauf eine Schilderung der Qualen erfolgt, welche der Unglückliche zu erdulden hatte[1].

Um ‚immer Neues bringen' zu können und ‚eingefleischten Haß zu kühlen', erfand man die furchtbarsten Verbrechen und hatte dabei ‚so wenig Scheu vor der Kontrolle', daß man zum Beispiel in Augsburg druckte, was in München ‚Erschröckliches geschehen sein solle, wovon jedoch niemand dort auch nur ein Wörtlein wußte'. So ließ der Augsburger Prediger Bartholomäus Rülich im Jahre 1604 eine ‚Jesuiterische newe Zeitung' ausgehen, des Inhalts: die Jesuiten in München hätten Jungfrauen in ihrer Kirche ermordet, und zur Strafe dafür hätte der dortige Rat fünf Patres mit glühenden Zangen zwicken und Riemen aus ihren Leibern schneiden lassen. In einem mit dem Münchener Stadtsiegel erschienenen Erlaß erwiderte der Rat: der ganze Bericht sei eine wissentliche Lüge[2]. Ein anderer Zeitungsschreiber, bei dem, ‚wie bei so vielen, Schreiben und Lügen eins und dasselbe' war, sagte in einer ‚Wahrhaftigen neuen Zeitung' vom Jahre 1614 dem Jesuiten Bellarmin die unnatürlichsten Verbrechen, auch Mord und Giftmischung, nach; derselbe sei ‚in Verzweiflung jämmerlich gestorben' — Bellarmin starb im Jahre 1621 — und lasse sich ‚bei hellem lichten Tage noch heutigen Tags auf einem feurigen hellbrennenden Pferd mit Flügeln, in der Luft, mit greulichem Geschrei und Wehklagen in seinem Pallaste hören, und erschrecke viele Personen also, daß sie in kurzen Stunden sterben'. Der Baseler Buchhändler Ludwig König, bei welchem angeblich diese ‚Famos-Zeitung' gedruckt sein sollte, erließ eine öffentliche Erklärung, daß er gar keine Druckerei besitze; gleichwohl besagte eine neue Auflage des ‚wahrhaftigen historischen Berichtes': ‚Erstlich gedruckt zu Basel bei Ludwig König.'[3] Der Geschichtschreiber Sebastian Franck hatte schon frühzeitig darüber Klage geführt, daß alle möglichen Erdichtungen für Wahrheit verkauft würden. Da ‚jetzt', schrieb er, ‚leider lügen jedermann erlaubt ist und man dazu durch die Finger siehet und nicht danach fraget, wie oder womit man das Geld von den Leuten bringe oder was man redt, schreib, thu oder druck, ist es dahin kommen, wenn die Dichter kein Geld mehr haben, so tichten sie etwa ein seltsam Geticht und verkaufens

---

[1] Aus der Zeitung: ‚Der Post Bot bin ich genannt' (1590) B 3. Vergl. unsere Angaben oben S. 161.

[2] Vergl. über diese und andere den Jesuiten angedichtete Verbrechen unsere Angaben Bd. 5, 536 fll.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 547 fll.

für eine wahre Historie. Damit wird die Welt nit allein verführt und dem gemeinen Mann das Maul aufgesperret, sondern auch den Leuten das Geld abgeluchst und Lügen für bar Geld und Wahrheit in das Land gebracht'. Deshalb wisse ein Historienschreiber nicht mehr, was er ‚nachschreiben solle, weil unter den umschwebenden Büchlein keine glaubwürdige Ansage vorhanden' sei [1].

In den ‚Verbrecher-Zeitungen und Liedern' waren es ‚mehrstens Vater- und Muttermörder, Bruder- und Schwestermörder, Kindsmörder und -mörderinnen, so man zu heilsamem Schauer und Schrecken dem Volke nicht verheimlichen' konnte [2]. ‚Wie ist es dir,' fragte der Prediger Leonhard Breitkopf seine Gemeinde am Karfreitag 1591, ‚wenn du hörest so unmenschliche Gethaten, bei Exempel, daß eine Frau zu Bretteburg vor etlichen Jahren bei Nacht ihren Mann ermordet und seinen linken Arm und die linke Seite bis zu den Lenden gefressen und den Rest eingesalzen hat, um ihn später zu verzehren! Was sagest du von der erschrecklichen Zeitung, daß ein Wirt in Österreich im Jahre 1582, wie er selber bekannt, hundertfünfundachtzig Personen umgebracht hat! Wenn sie tot gewesen, hat er sie in kleine Stücklein zerhauen, selbige kochen lassen und den andern Gästen zu essen gegeben. Dafür ist ihm zur gerechten Strafe jeden Tag ein Glied abgenommen worden bis auf den achten Tag, dann hat man ihn mit glühenden Zangen gerissen, lebendig gespießt, bis ihn der Teufel leibhaft vor allen Augen weggeholt hat. Das war fürwahr die gerechte Strafe, so jedermann gern hören und lesen wird'; ‚auch nützlich für die Jugend, daß sie sich vor solch erschröcklichen Mordthaten hüte und sich warnen lasse' [3]. Als zu Frankenstein in Schlesien

---

[1] Franck, Chronika Teil 2, 270 b—271 a.

[2] In den oben S. 479 Note 1 citierten Zeitungen und Liedern werden solche Verbrechen in Masse erwähnt.

[3] Vergl. oben S. 478 Note 1. Damit die Jugend sich warnen lasse, sollten die Eltern ihre Kinder, ‚wenn Exekutionen' stattfänden, ‚hinzuführen, damit sie leibhaftig die Strafen vor Augen' hätten. Aber welchen Eindruck mußte es auf die Kinder machen, wenn sie bei Hinrichtungen zugegen waren, wie beispielsweise der Baseler Felix Platter als Augenzeuge aus seiner Jugendzeit berichtet: Ein Mörder wurde ‚zum Hochgericht geschleift, da eine große Menge Volks war, also daß ich mich verwunderte. Er ward lebendig mit dem Rad auf die Brechen gebunden, gericht und ihm seine Glieder zerbrochen. Den letzten Stoß gab er ihm auf die Brust, daß ihm die Zunge heraussprang; man flechtet ihn auf das Rad und richtet ihn auf'. Kurz vorher war ein Verbrecher, der eine siebzigjährige Frau genotzüchtigt hatte, ‚durch Meister Niklaus den Nachrichter, der von Bern daher kam, einen stolzen hübschen Mann, mit feurigen Zangen auf den Kreuzstraßen gepfetzt, gab allzeit einen mächtigen Rauch, als ich gesehen. Ward ihm ein Brust, so ziemlich groß, denn er feist war, vom Leib bei der Rheinbrücken, daß sie herfür hing, gerissen. Darnach führt man ihn hinaus zum Hochgericht. Da ward er gar schwach und voller gerunnes Bluts auf den

in den Jahren 1606—1607 siebzehn Personen, unter diesen zwei Knaben, unter grausamen Strafen hingerichtet worden, weil sie Gift ausgestreut und andere Frevel begangen hätten, beschrieb der dortige Prediger Samuel Heinnitz ausführlich diese ‚Giftwerke des höllischen Jägers‘. Er hielt sechs Predigten, welche er auch im Drucke veröffentlichte, über die Verbrecher und ihre gerechte Bestrafung. ‚Viel fromm vernünftige Herzen,‘ sagte er, ‚als sie allhier gesehen, wie die Malefizpersonen, neben anderer Straf und Pein, auch mit feurigen Zangen gezwickt und endlich vier geschmächt und vier verbrannt worden, haben ohne Mitleiden gesagt: Billig wird wieder gebrannt, der andere gebrannt hat.‘[1]

‚Nirgends nichts denn Furcht und Schrecken,‘ fuhr Leonhard Breitkopf in seiner Karfreitagspredigt vom Jahre 1591 fort, ‚Teufel und Gespenster,

Händen, als daß er stets sank, enthauptet, darnach in ein Grab daselbst geworfen und ihm ein Pfahl durch den Leib geschlagen, wie ich selber gesehen hab; denn mein Vater mich an der Hand hinausführte‘. Boos 152—153. Die Schuljugend wurde wohl gar förmlich von der Obrigkeit angewiesen, bei grausamen Hinrichtungen gegenwärtig zu sein. In einer ‚Erschröcklichen Zeitung von zwei teuflischen Knaben, so nicht mehr denn 14 und 15 Jahre alt gewesen, aber nichtsdestominder schon mehre Diebstähle und Mördt begangen, und sonderlich ihren eigen Vater und Vatersbruder, als die trunken dagelegen, durch Gift aus dem Leben geschafft haben‘, heißt es:

> Hört zu ihr Christen insgemein,
> Was Grausams ist geschehn
> Zu Alberhogen an dem Meyn ....
> Als dann die Straf zu sehn,
> Da war die Jugendt all dabei,
> Von Oberkeit befolen,
> Exempel sich zu holen.

Die beiden Knaben wurden zuerst nackt ausgezogen und ‚an allen Teilen‘ derart gegeißelt, daß ‚das Blut herunter runn‘; dann ‚that der Henker glühende Eisen in die Wunden, worauf sie ‚so mörderisch geschrieen und geheulet, als nicht genugsam zu schreiben ist‘; ‚nach solchem wurden ihnen beide Hände abgehauen‘ u. s. w. ‚Und haben solcher Exekution, so bis zur Hinrichtung wol in die 20 Minuten gebauert hat, Knaben und Meiblin neben viel anderm Volk, alt und jung, beigewohnet, um die göttliche Strafgerechtigkeit zu erkennen und sich daran zu spiegeln.‘ ‚Und sang man dabei etliche Psalmen aus Gottes Wort.‘ ‚Der Prediger hat sich vergeblich abgemühet, die mordsüchtigen Knaben zur Buße zu bekehren, denn sie haben aus Eingebung des Teufels hartnäckig alles geleugnet und nicht bekennen wollen, daß sie die Mördt begangen, ohnangesehen, daß viel Anzeichen dafür vorhanden waren und etliche Personen wider sie gezeuget haben.‘ ‚Waren aus teuflischem Geschlecht, denn ihre Mutter und Schwester vor mehren Jahren als Hexen und Teufelsbuhlerinnen waren verbrannt worden; von welchen sie dann ohne Zweifel in allerlei zauberischen geheimen Künsten und Giftmischung waren unterweiset worden.‘ Ohne Ort. ‚Getruckt bei Karl Allwin Schultze. 1603.‘

[1] Heinnitz 1—70. Predigten 1—208 (vergl. S. 61).

Unholde, Hexen, Mißgeburten, Erdbeben, Feuerzeichen am Himmel, dreiköpfige Gesichter in den Wolken und so viele andere Zeichen göttlichen Zornes. Deren ohngeachtet gehen alle Laster im Schwang, erschröckliche Mörder, Giftmischer nehmen zu mit jeglichem Jahr in allen Landen. Daneben treiben Höllenzwinger, Geisterklopfer und dergleichen Gelichters mehr ungescheut ihr Werk und verunehren und schänden das göttlich, geoffenbarte Wort. Wunderdoktoren schreiben Bücher und Scharteken für Gelehrte und gemeines Volk, andere ziehen umher als Goldmacher, betrügen hoch und niedrig, andere verbreiten den seltsamen Mißglauben, als könnten sie durch ihren eigenen Geist die Gestirne und andere Geister bezwingen, und Menschen zu Tode bringen ohne äußerliches Werkzeug. Und solcher geheimen teuflischen Künste giebt es viele und wird damit die ganze Welt betrogen, daß es wahrhaftiglich Zeit ist, der letzte Tag des Gerichtes komme heran.'[1]

[1] Vergl. oben S. 478 Note 1.

VI. Geheimkunst-, Zauber- und Teufelslitteratur — ‚der Teufel selbst'[1].

Zu den Geheimkünsten, welche ‚in vielen Büchern, auch allerhandt kleinen Traktätlein fürs gemeine Volk' verbreitet wurden und die Köpfe verwirrten, gehörte in erster Reihe die mit der Astrologie, der Alchimie und der Kabbala verbundene ‚Wunder-Medizin'.

Als ein großer Reformator der Medizin war der aus Hohenheim in Schwaben stammende Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus Eremita aufgetreten und hatte das höchste Aufsehen erregt und eine große Schar von Anhängern gewonnen. Er wurde ‚der Luther der Heilkunde' genannt. Wie Luther das geistliche Recht verbrannt hatte, so verbrannte Paracelsus im Jahre 1526 bei Eröffnung seiner Vorlesungen als Professor der Medizin an der Baseler Universität die Werke von Galenus und Avicenna, welche er auf das lebhafteste bekämpfte. Er war der erste Professor, welcher seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Für die Arzneimittellehre und die Chemie sind manche seiner Entdeckungen von Bedeutung geworden. ‚Mir nach', schrieb er, ‚ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen, ihr von Köln, ihr von Wien und so weiter, mir nach und ich nicht euch, mein ist die Monarchie'; denn er schöpfe seine Wissenschaft nicht aus Büchern, sondern aus dem reinen Quell der Natur: seine Schuhriemen wüßten mehr als die Alten, sein Bart habe

[1] Bei den früher besprochenen ‚Wunder-Zeitungen' und bei der in diesem Abschnitt in Rede stehenden Litteratur wird man lebhaft an die Berichte in Lucians ‚Lügenfreund' erinnert. Wie zu Zeiten Lucians glaubten auch im sechzehnten Jahrhundert Hohe und Niedere, Staatsmänner und Gelehrte an allerlei ‚Wunderkrämereien', Zauber- und Geistergeschichten; und man konnte den zahllosen Berichterstattern über dergleichen Dinge die Worte Lucians zurufen: ‚Wenn ihr so wenig Achtung vor euch selbst traget, so solltet ihr wenigstens dieser jungen Leute schonen und euch ein Gewissen daraus machen, ihnen dergleichen ungereimte und schauerliche Märchen in den Kopf zu setzen, die, wenn sie sich ihrer Einbildungskraft einmal bemächtigt haben, sie auf ihr ganzes Leben beunruhigen, vor jedem rauschenden Laube zittern machen und allen Arten von Aberglauben und Geisterfurcht preisgeben.' Vergl. Wielands Übersetzung Lucians (Leipzig 1788) Bd. 1, 193—194.

mehr Erfahrung als die hohen Schulen insgesamt; er sei ‚der Monarch der Arkanen'. Seine Gegner überhäufte er mit den ausgesuchtesten Schmähungen. Nachdem er aus Basel, wo er sich viele Feinde zugezogen hatte, geflohen war, durchwanderte er bald als Wundarzt, bald als Theologe, bald als Hexenmeister, bald als Goldmacher den größten Teil von Europa; auch Afrika und Asien, versicherte er, habe er besucht. In Spanien habe er sich bei einem Schwarzkünstler aufgehalten, der im stande gewesen, mit seiner Zauberglocke allerlei böse Geister herbeizurufen; in Konstantinopel habe er den Stein der Weisen von einem griechischen Abte erhalten[1]. Er wollte die Kunst besitzen, das menschliche Leben auf sechshundert Jahre zu verlängern, starb aber selbst in Armut und Elend im Jahre 1541, kaum siebenundvierzig Jahre alt. Außer den Schriften, welche er wirklich, meist in deutscher Sprache, verfaßte, liefen manche andere unter seinem Namen um. Die Anhänger seiner Kurmethode und seiner kabbalistischen Philosophie, die sogenannten Paracelsisten, größtenteils Deutsche, feierten ihn als den Heros des Jahrhunderts[2].

‚In allen vier Elementen', lehrte Paracelsus unter anderem, ‚hat Gott lebendige Geschöpfe hervorgebracht: im Wasser die Nymphen, Wassernixen, Melosynen, Sirenen; in der Erde die Gnomen, Sylphen, Berggeister und Zwerge; im Feuer die Vulkanalen, Salamander und so weiter. Da alles ein Ausfluß aus Gott ist, so sind auch alle Körper mit einem gewissen himmlischen Geiste versehen, von welchem ihre Form, Figur und Farbe abhängt. Die Gestirne werden von Geistern höherer Art bewohnt, welche die Schicksale der Menschen regieren. Die menschlichen Krankheiten werden am sichersten durch die Magie geheilt.' ‚Wollt ihr wissen,' offenbarte er den Professoren der Hochschule, ‚was Magie sei, so sucht die Sache in der geheimen Offen-

[1] Bullinger berichtet von ihm, er sei ein schmutziger und wüster Mensch; sein Diener Oporinus: er sei selten nüchtern gewesen; es habe ihm Freude gemacht, mit den Bauern zu zechen und ihnen vorzutrinken, bis sie alle trunken waren. In zwei Jahren habe er sich nie ausgekleidet; wenn er spät in der Nacht trunken nach Hause gekommen sei, habe er sich aufs Lager geworfen, sein großes Schwert an der Seite, das er von einem Scharfrichter erhalten haben wollte, sei dann wieder aufgesprungen und habe so wild das Schwert in der Luft herumgeschwungen und an die Wände und die Decke gehauen, daß dem Famulus mehr als einmal für seinen Kopf bange wurde. Sigwart, Kleine Schriften 35. ** Die Anschuldigung der Trunksucht sucht Haeser, Gesch. der Medizin 2 (3. Aufl.), 79 als unbegründet darzuthun; der genannte Gelehrte geht aber in seiner Verteidigung des Paracelsus doch wohl zu weit.

[2] ‚Viele wunderkrämerische Erzte und deutsche Traktätleinschreiber' beuteten nur ‚den Ruhm Paracelsi aus'. Im Jahre 1594 erschien (ohne Angabe des Ortes) ‚Wider die thumkünen, selbstwachsende, ruhmräthige, apostatische vermeinte Erzte und leichtfertige alchymistische Landstreicher, die sich Paracelsisten nennen', eine ‚Klage Theophrasti Paracelsi über seine eigenen Discipel und leichtfertige Erzte, aus seinen Büchern auf das kürzeste zusammengezogen'.

barung. Da ihr eure Philosophie nicht aus der Bibel und aus der Offenbarung beweisen und befestigen könnt, so mögen eure Possen ein Ende nehmen. Die Bibel ist der wahre Ausleger und Schlüssel. Johannes nicht weniger als Moses, Elias, Enoch, David, Salomon, Daniel, Jeremias und die übrigen Propheten sind alle Magier, Kabbalisten und Wahrsager gewesen.' Mit sympathetischen Salben und Talismanen könne man Wunden heilen, ohne sie zu berühren; die Talismane seien die Büchsen, worin die himmlischen Einflüsse aufbewahrt würden. Das ‚Magisterium des Magnets' sei ein Spezifikum, um alle Krankheiten aus dem menschlichen Körper zu ziehen. ‚Der Leib kommt aus Elementen, der Geist aus dem Gestirn. Alles was das Hirn vollbringt, nimmt seine Unterweisung aus dem Gestirn.' Im Schlafe schwingt der siderische Leib des Menschen sich zu seinen Vätern auf; er hält Gespräche mit dem Gestirn. Denn auch nach dem Tode kehrt er wieder in die Gestirne zurück, so wie der Erdenleib in den allgemeinen Schoß des Irdischen.'

Die Kraft und Wirkung des Geistes sei unendlich. Vermöge der Einbildungs- und Willenskraft und seiner Verbindung mit den Naturgeistern könne der Mensch durch die Natur hindurchsehen wie durch Glas, die innern Eigenschaften der Körper und alle Heimlichkeiten seiner Mitmenschen erschauen. ‚Es ist möglich', versicherte er, ‚daß mein Geist ohne des Leibes Hilfe durch inbrünstiges Wort allein und ohne Schwert einen andern steche oder verwunde. Also ist es auch möglich, daß ich den Geist meines Widersachers bringe in ein Bild und ihn dann krümme, lähme nach meinem Gefallen. Ihr sollt wissen, daß die Wirkung des Willens ein großer Punkt ist in der Arznei. Man kann damit durch Fluchen Böses verhängen über Menschen und Vieh zu Krankheiten, was aber nicht geschieht durch Kraft der Charaktere, durch Jungfernwachs und dergleichen, sondern die Imagination ist allein das Mittel, zu vollenden seinen Willen. Die strenge Imagination eines andern wider mich vermag mich zu töten.'[1]

[1] Sprengel 3, 430—493. Adelung 7, 189—364. Ennemoser 878. 888—902. Vergl. Lessing, Paracelsus. Sein Leben und sein Wirken. Berlin 1839. Marx, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Göttingen 1842. Lindner, Theophrastus als Bekämpfer des Papsttums. Leipzig 1845. F. Mook, Theophrastus Paracelsus. Eine kritische Studie. Würzburg 1876. Sigwart, Kleine Schriften 1, 25—48. — Auch Kornelius Agrippa von Nettesheim trug in seinem Werke De occulta philosophia, worin er ein übersichtliches System aller geheimen Wissenschaften aufstellte, die Lehre vor: ‚Daraus, daß alle Wirkungen zuletzt geistige sind, folgt die Macht der Phantasie, des Willens, des festen Glaubens; dem einen wachsen Hörner, wenn er lebhaft an ein Stiergefecht denkt, der andere vermag durch seinen Willen ein Kamel zu töten; durch den Blick werden die wunderbarsten Wirkungen ausgeübt, und am Puls des Verliebten kann der Name des Gegenstandes seiner Sehnsucht erkannt werden.' Sigwart, Kleine Schriften 9—11. Vergl. Sprengel 3, 22 fll. Ägidius Gutmann zu

Als ein ,gelehriger Schüler des Wundermannes Paracelsus', von dem er ,alle Kunst erlernt' habe, gelangte ,Georg Am und von Wald auf Dürnhof bei der Reichsstadt Dünkelspiel, der Rechten Licentiatus, Philosophiä und beider Arzneien Doktor', in den Besitz einer ,Universal-Medizin, Panacea Am Waldina' genannt, durch die er ,schier das ganze Teutschland in Staunen und Verwunderung' setzte[1]. ,Eine jede Arznei,' schrieb er, ,die alle Hindernisse und Beschwerungen des Geistes, des Lebens hinwegnimmt, die heilt auch alle Krankheiten. Die Panacea Am Waldina nimmt weg alle Hindernisse und Beschwerungen des Geistes, des Lebens, darum heilet sie auch alle Krankheiten.' Als er von dem berühmten Andreas Libavius, ,der Arzneien Doktor, Physikus, Poeta und Gymnasiarch zu Rotenburg an der Tauber', aufgefordert wurde, die Zubereitung seines Geheimmittels als ,ein frommer Teutscher' zu enthüllen, wies er diese Zumutung entschieden zurück. ,Ist am besten, man schweig, denn die hohen Gaben Gottes den Unwürdigen und Undankbaren nicht sollen offenbaret werden.' Libavius selbst werde aus sieben Ursachen niemals zur Zubereitung der Panacea gelangen. ,Denn erstlich verachtet er Gottes Wort, daß er nicht glauben will, daß die Präparation darin angedeutet, da doch Lutherus in seinen Colloquiis meldet, daß die Bibel das Haupt und die Kaiserin aller Künste sei. Zum andern, daß er nicht zugeben will, daß Gott so mächtig und barmherzig, daß er eine Universalmedizin geordnet, sondern solches dem Teufel zumißt. Zum dritten, daß er Hermetis, Hamuelis, Albumazaris, Theophrasti Paracelsi und der andern wahren Philosophorum und Medicorum Doctrinam, so vom Lapide Philosophico geschrieben, wie er selber bekennt, nit verstehet, und scheucht sich auch nicht von denselben schimpflich zu reden.' ,Der teuere Mann Lutherus meldet in seinen Colloquiis, daß die rechte Kunst der Alchemey sei die wahrhaftig Philosophia der Weisen, die ihm

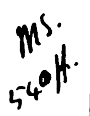
Augsburg schrieb: es komme nur auf den Glauben an, um allerlei geheime Künste auszuüben, auch durch die Luft gehen zu können. Vergl. Gmelin, Gesch. der Chemie 1, 286. Kopp, Alchemie 1, 212 Note 3. ** Über Paracelsus und Kornelius Agrippa von Nettesheim vergl. auch Haeser, Gesch. der Medizin 2 (3. Aufl.), 71 fll. Vergl. Schubert und Südhoff, Paracelsusforschungen. Frankfurt 1887—1889. Jul. Hartmann, Theophrastus von Hohenheim, sein religiöser Standpunkt und seine Stellung zur Reformation, in d. Blättern für württemb. Kirchengesch. Jahrg. 9 (Stuttgart 1894), S. 1 fl. Siehe auch unsere Angaben Bd. 7, 357 fl. und Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte Bd. 4 u. 5.

[1] In einem ,Kurtzen und zum andermal gemehrten Bericht' rc., Ursel 1594 (der Titel dieses ,kurzen Berichtes' ist über 80 Zeilen lang), führte Am Wald auf nicht weniger als beiläufig 150 Seiten alle möglichen ,Testimonia' in lateinischer und deutscher Sprache, in Prosa und Reimen an, welche ihm von Ärzten, Pfarrern, Superintendenten, Advokaten, Schulmeistern, Grafen und Herren über die Wunderwirkung seiner Panacee ausgestellt worden waren.

sehr wohl gefalle, nicht allein um ihres vielen Nutzens willen, den sie mitbringet, die Metalla zu schmelzen, zu scheiden, auszusieden und zuzurichten, sondern auch um der Allegorien und heimlichen Deutung willen, die überaus schön ist, nämlich der Auferstehung der Toten am Jüngsten Tage.‘ ‚In Schimpfreden, Lügen und teuflischen Kalumnien‘ ging Am Wald so unbarmherzig mit seinem Gegner um, daß Libavius in einer Erwiderung ‚über hundert und etlich achtzig grobe Lügen‘, welche Am Wald über ihn verbreitet habe, aufzählte und seinerseits den ‚ehrliebenden Leser‘ mahnte, er solle über diesen ‚ausspeien und sagen: Pfui dich, Teufel‘ [1].

‚Es ist eben nicht anders‘, sagte ein ‚Liebhaber der leidenden Menschheit‘ im Jahre 1608, ‚die Arznei-Doktoren machen es den streitsüchtigen Theologis und Prädikanten nach, sie führen Gottes Wort und Heilige Schrift im Munde und wollen aus demselben gelehret sein, aber schimpfieren sich wie die Gassenbuben. Daneben führen sie mit ihren geheimen verborgenen Künsten alle Welt in Unsicherheit, Irrtum, Geldverschwendung und Jammer.‘ [2]

Wie Am Wald, so besaß auch der Schwabe Ägidius Gutmann zur Abwendung und Heilung aller Krankheiten ein Universalmittel, welches nebenbei noch die Eigenschaft hatte, Gold hervorzubringen. Auch der Prediger Johann Gramann, als paracelsistischer Schwärmer weit bekannt, war der Inhaber einer Lebens-Panacee.



Berühmter noch als paracelsistisch-kabbalistische Wunderdoktoren wurden durch ihre Schriften die fürstlich anhaltischen Leibärzte Julius Sperber und Oswald Croll, welch letzterer auch den Kaiser Rudolf II. bediente. ‚Der Mensch‘, behauptete Croll, ‚ist nach dem Firmamente gebildet und nimmt aus diesem alle seine Kenntnisse her: die astralischen Einflüsse machen ihn zu einem wahren Weisen, denn sein Geist floß aus den Gestirnen, seine Seele aber aus dem Munde Gottes.‘ Alle Teile des Körpers kommen mit gewissen Elementen, Planeten, Kräften und Zahlen überein; der eigentliche Genius des Menschen, der innere, astralische Mensch, die Imagination, ist der ‚Gabalis‘, der als Magnet alle sichtbaren Körper an sich zieht, und mit dessen Hilfe man alles, was man mit den Augen sieht, hervorbringen kann. Am kräftigsten in allen magischen Handlungen ist ‚das Wort‘: durch dieses, insbesondere durch die zu

[1] Vortrab Dr. Georgen am Wald auf die im Truck außgefertigte Spott- und Schmähkarten Andree Libavi rc. (Hanau 1595) H. 11. 15. 29 fll. 51 fll. 69. A. Libavius, Panacea Ambaldina victa et prostrata, das ist: wiederholter beständiger Gegenbericht rc. (Frankfurt 1606) Vorrede, ‚Instruktion‘ S. 14 fll. In einer seiner Schriften wies Libavius nach, daß die gerühmte Panacee nichts anderes sei als gewöhnlicher Zinnober. Sprengel 3, 516.

[2] Von der natürlichen Kunst zur Kurierung von Krankheiten und vielen Gebrechen (1608), Vorrede.

bestimmten Zeiten verfertigten Charaktere und Talismane, werden alle Krankheiten geheilt. Alle Arzneimittel wirken vermöge der magnetischen Kraft, welche sie aus den Gestirnen erhalten; diese aber bewähren sich hauptsächlich im Balsam, der sich mit dem Lebensbalsam im Menschen verbindet und dadurch alle Übel beseitigt. Vermittelst der Magie muß der Arzt diesen Balsam in der ganzen Natur aufsuchen, er entdeckt dann auch das Geheimnis, das Leben zu verlängern. Nicht weniger schwärmerisch war der Leipziger Heinrich Kunrath, Arzt in Hamburg, später in Dresden, der ein ‚Amphitheater der ewigen Weisheit‘ drucken ließ und sich das Ansehen zu geben wußte, den Stein der Weisen als höchstes Lebenselixier gefunden zu haben [1].

Auch aus dem Auslande holte man ‚zum Vorteil aller Kranken aus dem ganzen Volk‘ die Werke aller möglichen Wunderdoktoren und Geheimniskrämer herbei, unter andern die des Bolognesen Leonardo Fioravanti, eines wüst umherschweifenden Abenteurers. Weil ‚in Abhelfung der Krankheiten‘ ‚schier die allerberühmtesten Medici groblich geirrt und nur dunkel dunkeler gemacht‘ hätten, so ließ der Frankfurter Buchhändler Johann Berner im Jahre 1604 die ‚Physika, das ist Experienz und Naturkundigung‘ Fioravantis wegen ihrer ‚unsäglichen Fürtreflichkeit, Hochheit und Geheimnus‘ in deutscher Sprache erscheinen. Derselbe übertreffe ‚weit alle Medici unserer Zeit, indem er, wie hierin zu ersehen, so viele Geheimnus, ja so zu reden, so schöne Wunderthaten der Natur öffnet und an Tag giebt, davon entweder andere geschwiegen oder kein Wissenschaft gehabt haben‘, zum Beispiel ‚Von geheimen, niemals erhörten Experimenten der Chirurgy und Arznei‘, ferner ‚Von allerhand alchymistischen gewissen und probierten verborgenen hohen Stücken‘. Nicht weniger wurde in einem zweiten Werke desselben Geheimniskrämers, ‚Krone der Arznei‘ betitelt, ‚von vielen schönen und bewährten Sekreten der Medizin und Chirurgy‘ und ‚von der Alchimy des Menschen und der Mineralien‘ gehandelt. Jedermann aus dem Volke sollte nach solchen Wunder-

---

[1] Sprengel 3, 528—530. 533—534. Über ein von dem Paracelsisten Michael Bapst von Rochlitz, Prediger zu Mohorn im Meißnischen Kreise, im Jahre 1592 zu Leipzig herausgegebenes ‚Arznei-Kunst- und Wunderbuch‘ sagt Sprengel 3, 514: ‚In unserer ganzen medizinischen Litteratur ist vielleicht kein Buch zu finden, welches eine so ungeheure Menge der abenteuerlichsten Fabeln, der ungereimtesten Mittel und der abgeschmacktesten Radotage enthielte.‘ Außer diesem Buche gab derselbe Prediger-Arzt gleichzeitig zu Leipzig noch ein ‚Giftjagendes Kunst- und Hausbuch‘ und vier Jahre später zu Eisleben ein ‚Wunderbarliches Leib- und Wundarzneibuch‘ heraus. Vergl. auch unsere Angaben Bd. 7, 368 fl. — Es gab auch allerlei ‚Harnpropheten‘, welche dem Volke in ‚neuen Zeitungen und Traktätlein‘ ihre Wunderkuren anpriesen. Sie hatten zahlreiche Kundschaft. Selbst an deutschen Fürstenhöfen mußte der erste Leibarzt jeden Morgen zur Urinschau in das Schlafzimmer des Fürsten kommen. Sprengel 3, 314 bis 315. 315—318, wo die Ärzte angeführt werden, welche dies bekämpften.

schätzen ‚ein sonderliches Verlangen und Begierlichkeit' tragen [1]. Wie Fioravanti mit seinem Wunderbalsam, so wollte Thomas Bovius mit seinem trinkbaren Gold alle erdenkbaren Krankheiten beseitigen [2].

Andere medizinische ‚Geheim- und Wunderschriften' hatten es ‚insonders darauf abgesehen', die menschlichen Krankheiten aus den Gestirnen herzuleiten. ‚Ein rechter Medicus', hieß es in einer dieser Schriften, ‚ist nur ein solcher, welcher der hohen Kunst der Astrologia mächtig ist und die Sterne kennt, von denen der große Paracelsus gelehrt hat, daß alle Planeten im Menschen ihr gleich Ansehung und Signatur haben und ihre Kinder, und jeglicher Mensch in sich sein Sonn und Mond hat, Saturn, Mars, Venus und alle andern Zeichen. In so viel Teil die Gestirne, in so viel Ursprung und Gewächs, in so viel Teil teilen sich auch die Krankheiten, die eine ist Martis, die andere Lunä, eine dritte Sagittarii und so ferner, und läßt sich die Natur in den Krankheiten nicht anders ergründen. Wer nun solches nicht weiß und studiert hat, wie könnt er dich kurieren und heilen? Freue dich, teutsches Volk, daß solches alles mit dem herfür brechenden lieben Evangelium und besseren Kenntnis und Wissenschaft zu tiefer Ergründung gekommen ist.' [3] ‚Patritius ab Alto Saxo' veröffentlichte im Jahre 1613 zu Frankfurt am Main einen dem Nürnberger Mathematiker Wolf Geuß zugeeigneten ‚Wegweiser, die Krankheiten zu heilen durch astronomische Konkordanz'. ‚So ein Arzt', sagte er, ‚den Kranken Arznei will geben, so muß er vor's erste wahrnehmen, wie auf dieselbe Stund der Lauf des Himmels und der Planeten gestaltet sei.' Denn ‚einem jeglichem Planeten' sind besondere ‚Kräuter und Gewächse unterworfen', und man darf ‚die Freundschaften und Feindschaften der Planeten, welche einander lieben und hassen', nicht außer acht lassen zur Heilung der Kranken [4]. Die Schuld an den so häufig herrschenden Pestkrankheiten wurde dem Saturnus beigemessen, dem ‚Kinderfresser', der als ‚Gottes Schulmeister und Henker' seines Amtes walte [5].

Tief verderblich wirkte die durch gelehrte Bücher und kleine Volksschriften in allgemeinen Umlauf gesetzte Meinung, daß die meisten Krankheiten ‚zauberischen Ursprunges' seien. ‚Wisse,' bedeutete eine solche Schrift, ‚daß von sieben Krankheiten, so in diesen unsern letzten armseligen Zeiten den Menschen zustoßen, als Erlahmungen, Erblindungen, Beinfraß, Krümmungen, Krämpfe,

[1] Beide Werke Frankfurt 1604. Fioravanti, sagte Crato von Crafftheim, der Leibarzt Maximilians II., sei ein nebulo pessimus. Sprengel 3, 440, Note 16.

[2] Sprengel 3, 536.

[3] Etliche chymische und verborgene Mittel 2c. Bl. B 2.

[4] Methodus etc. Jetzunder erstmals menniglichen zu Nutz und Wolgefallen in Truck verfertigt. Frankfurt a. M. 1613.

[5] Vergl. Sprengel 3, 255.

Aussatz und andere, mindest vier- oder fünfmal die Verursachungen aus Zauberei und dergleichen Künsten herrühren, und derowegen nicht mit apothekischen, sonder nur mit widerzauberischen Mitteln können kuriert werden, als dann weise und hochberümbte Doktoren der Artzenei selber sagen, daß ihre Ordinari-Kunst in keinem Wege ausreichet, die ungezählten zauberischen Krankheiten zu heilen.‘ ‚Der beste Lehrmeister in solchen Dingen‘ sei Paracelsus. ‚Aus dessen hochberühmten Büchern werde ich dir, lieber Leser‘, versprach der Verfasser der Volksschrift, ‚bei nächster Fastenmesse etliche Traktätlein bringen, so dich wohl unterrichten sollen in dergleichen hochansehnlichen Sachen und durch Gottes Verhängnus bereiteten zauberischen Krankheiten.‘[1] Paracelsus hatte unter anderem gelehrt: ‚Etliche Zauberer machen Bilder in Gestalt eines Menschen, den sie vermeinen und in Gedanken haben, schlagen ihm einen Nagel in die Fußsohlen. Also ist der Mensch unfehlbar getroffen und trägt den Nagel unfehlbar in seinem Fuße. Darauf dann folgt, daß der Mensch hinken muß und nimmer recht auf sein Fuß treten kann, so lang der Nagel in dem Fuß des Bildes stecket. Jetzt aber wenn der Nagel ausgezogen ist, ist auch dem Menschen geholfen. So geschieht's auch oftmals, daß einem Menschen Beulen, Striemen und blaue Mähler gehlings am Leib auffahren und erscheinen oder ihm sein ganzer Leib als leer wird, rechtsam er mit Stöcken geschlagen wäre. Welchem Menschen nun also geschieht oder natürliche gute Ursache, der gedenke nicht anders, als daß er also von einem Zauberer unsichtbar durch ein Bild geschlagen oder getroffen worden. Weiter geschieht's auch oft, daß ein Mensch an einem oder beiden Augen blind wird, oft auch hörlos an einem oder beiden Ohren, stumm, sprachlos, krumm, hinkend oder gar getötet: das alles durch Gottes Verhängnis durch solche Erzzauberer geschicht.‘ So immer aber solche ‚magische Eingriffe‘ vorhanden, da dürfen die Ärzte diese ‚übernatürlichen Dolores und Krankheiten‘ bei Leibe nicht für natürliche ansehen und sie durch ‚apothekarische Arznei‘ heilen wollen, denn dann würden sie zu Spott und Schanden werden. ‚Ein perfekter Medikus‘ müsse vielmehr bedenken, daß einem solchen Kranken nur geholfen werden könne auf dieselbe Weise, wie ihm der Schaden zugefügt worden, ‚das ist durch den Glauben und durch die Imagination‘. ‚Und ist der Prozeß also, daß er gleich ein solches Glied, Hand oder Fuß oder anderes dergleichen Glied mache, wie das sein ist, daran er Schmerzen leidet, oder ein ganzes Bild von Wachs; und dasselbe schmier, salbe und verbinde und nicht den Menschen, wo denn Schmerzen sein als Beulen, Striemen, blaue Mäler, da hilft's und wird dem Menschen solches vergehen. Ist aber der Mensch dermaßen bezaubert, daß er sorgt, er komme um ein Auge, um das Gehör, um

June 22

[1] Etliche chymische und verborgene Mittel &c. Bl. A 3 und Vorrede.

seine Mannheit, werde stumm, krumm, lahm, so soll er ein ganzes Bild machen von Wachs, im festen Glauben, und die Imagination stark in das Bild gesetzt, und im Feuer gar verbrannt nach rechter Ordnung.' Um ‚die Sophisten der hohen Schulen', welchen solche Kuren „zum Gespött" seien, dürfe man sich nicht kümmern. ‚Der Medikus lernt und erfährt nicht alles, was er kennen und wissen soll, auf der hohen Schulen, sondern er muß auch zuweilen zu alten Weibern, Zigeunern, Schwarzkünstlern, Landfahrern, alten Bauersleuten und dergleichen mehr unachtsamen Leuten in die Schule gehen und von ihnen lernen. Denn diese haben mehr Wissen von solchen Dingen, als alle hohen Schulen.'[1] Als Anhänger des Paracelsus verfertigte Bartholomäus Carrichter von Reckingen, ein Leibarzt des Kaisers Maximilian II., eine ‚Practica aus den fürnehmsten Secretis' und ein Buch ‚Von gründlicher Heilung der zauberischen Schäden'[2].

Keine geringere Verwirrung in den Köpfen entsprang aus der mit der ‚Wundermedizin' und den ‚Planetengeistern' in Verbindung gebrachten Alchimie,

[1] Schindler 126—130. 350—352. Johannes Hiller erklärte dem Kurfürsten August von Sachsen eine besondere Art magischer Operation, ‚die da lehrt Bilder machen oder malen in eines gewissen Menschen Namen, darin durch Kraft der Imagination alles das kann unsichtbar vollbracht werden, was sonst an dem Menschen leiblich geschehen müßte'. Diese Kunst könne wohl und übel gebraucht werden. ‚Ein Zauberer mißbraucht diese Kunst also, daß er den Menschen, denen er Feind und ungünstig ist, damit Schaden thue an ihrem Leib, so zu kränken, erblinden, erlahmen, impotent zu machen, auch gar zu ertöten. Er formiert ein Bild, wie gesagt, im Namen und Manier des Menschen, den er zu beleidigen im Sinne hat, und was er alsdann dem Bilde anthut, mit Schlagen, Vernageln dieses oder jenes Gliedes, dasselbe erzeigt seine Effektion an denselben Gliedern des Leibes, der dabei gemeint worden.' Der rechte natürliche Gebrauch dieser Kunst bestehe dagegen unter anderm darin, daß durch sie ‚allen verzauberten Menschen, denen sonst kein natürliches Mittel in der Welt zu helfen im stande, wiederum möge Rat geschehen'. v. Weber, Anna von Sachsen 283—291.

[2] Sprengel 3, 511—512. In welch verständlicher Sprache die Bücher dieser Art sich ausdrückten, zeigt die von Sprengel aus Carrichters ‚Von gründlicher Heilung der zauberischen Schäden' angeführte Stelle: ‚Die Krankheit der zauberischen Hämorrhoiden gehört zum Anfang in dritten Grad des Heustoris resoluti. Aber sobald er unempfindlich wird, so gehört er unter den uviatoriam Arsolutam inflaculectam Capoi Cori, inhalt den Anfang und Ausgang des dritten und vierten Grades' u. s. w. Der Straßburger Arzt Melchior Sebisch faßte im Jahre 1580 die Gründe zusammen, weshalb die Medizin ‚zu dieser unser letzten Zeit gar in Unwert, Mißbrauch und Unordnung geraten' sei. Viele, sagte er, ‚thun sich großer Künste aus, wissen in ihrem Sinn alle Krankheiten zu kurieren, halten auch ihre vermeinte Kunst über die Maßen heimlich, so sie doch hierin weniger gelehret, als die Kuh im Psalter'. ‚Sie erdenken wunderbarlicherweise, wie dieses oder jenes Kraut mit sonderen Zeremonien, item in

welche in ‚Stadt und Land zahlreiche Ausüber und Anhänger‘ zählte[1]. Auch hierüber müssen besondere ‚Zeitungen‘ fürs Volk vorhanden gewesen sein, wie

---

diesem oder jenem Planeten müsse gesammelt werden: dieses am Freitag, das andere am Sonntag; diese Wurzel muß unbeschrieen mit Silber, die andere mit Gold oder Kupfer ausgegraben werden, eine über sich, die andere unter sich und so weiter, und machen hiermit den erfahrenen Medicis ihre Arznei durch solch Gaukelwerk verdächtig. Dieser und dergleichen Fantasterei ist so viel, daß es alles zu beschreiben mir unmöglich.‘ ‚An solchen Gesellen ist aber noch zu wenig, es muß auch der Teufel und seine Gliedmaßen dazu noch das Beste thun. Denn da mischen sich auch mit ein die heillosen von Gott verworfenen Juden, die Hexenmeister, Teufelsbeschwörer, Wachsgießerin, Segensprecherin und was dergleichen Ungeziefer ist und vom leidigen Teufel seinen Ursprung hat. Diesen läuft man haufenweise zu. Solche Leute werden für halbe Götter gehalten. Man trägt ihnen Geld bei der Schwere ihres Gefallens zu, dieweil dieselben Teufelsbeschwörer, aus Anschauung des Wassers oder Harns, nicht allein von der Krankheit, sondern auch vom Namen, Stand, Vermögen und allerlei Gelegenheit unbekannter Personen Bericht geben können. Derselben Art und Eigenschaft ist, daß sie jedermann dahin weisen, daß ihre Krankheit von diesem oder jenem alten Weib, so sie verzaubert habe, herkomme. Desgleichen thun diese auch, so die Krankheiten der Menschen und des Viehs mit Segen, Kreuzen, Charaktern und andern dergleichen Narrenwerk heilen wollen.‘ ‚Letzlich kommen auch mit ihren Rückkörben dahergelaufen die Landfarer, Wurmsamen- und Theriak-Schreier, welche den mehrer Theil Henker, Schinder oder sonst leichtfertige Leute sind; die betriegen offentlich die Welt, also daß man's greifen muß; schreien ein Salb oder Arznei für alle Bresten aus. Für allen Dingen so rühmen sie ihr Menschenschmalz.‘ Birlingers Alemannia 6, 185—187.

[1] Die ungemein große Zahl alchimistischer Bücher, welche der deutsche Büchermarkt fast in jedem Jahre, besonders seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts darbot, beweist das weitverbreitete Interesse des Publikums für diese Geheimkunst. So erscheinen allein in Frankfurt am Main folgende Werke: Im Jahre 1600 Paradisus aureolus Hermeticus von Benedictus Figulus; 1603 das Sammelwerk: Thesaurus chemicus und eine Gesamtausgabe der ‚chymischen‘ Schriften des Arnaldus Villanovanus; 1604 eine deutsche Übersetzung der alchimistisch wichtigsten derselben; 1604 Gerhard Dorns Sammlung Philosophiae chemicae quatuor vetustissima scripta; 1608 Hildebrand von Hildebrandseck ‚Auri ferae artis, das ist der Goldkunst . . . uhrälteste Autores und Anfänger‘; in demselben Jahre des Benedictus Figulus ‚Hortulus olympicus aureolus, das ist ein himmlisches, güldenes, hermetisches Lustgärtlein, von alten und neuen Philosophis gepflanzet &c.‘; 1610 Michael Potiers Compendium philosophicum etc.; 1611 De lapide philosophico tractatus; 1613 ein ‚Alchymie-Spiegel oder kurtz entworfene Practick der gantzen chymischen Kunst &c.‘; in demselben Jahre ein zweiter ‚Alchymie-Spiegel‘; im folgenden Jahre ebenfalls ein Speculum alchimiae und Opuscula quaedam chimica; 1615 eine deutsche Übersetzung von Michael Maiers Lusus serius; 1617 Michael Potiers Philosophiae pura, qua . . . vera totius mysterii revelatio filiis sapientiae offertur, quod typis nunquam visum, quamdiu stetit mundus; in demselben Jahre Michael Maiers Jocus severus, hoc est, tribunale aequum, quo noctua reginae avium, phoenice arbitro, agnoscitur; 1618 Michael Maiers Tripus aureus etc.; und desselben Verfassers Themis aurea, hoc est, de legibus Fraternitates roseae crucis tractatus; ferner 1618 von Chr. Nigrinus ‚Sphynx rosacea, d. i. der Entdeckung der Brüderschaft des löblichen Ordens des Rosen-Kreutzes und deren Famä

aus der Klage des Predigers Leonhard Breitkopf hervorgeht: ‚Gierig greift man nach den Zeitungen, welche verkünden, daß man Gold und Silber machen könne aus niedern Metallen; und man findet wohl gar Schneider, Schuster, Knechte und Mägde, welche, so sie solches gehört und gelesen, alles was sie erspart, einem der vielen umherziehenden betrüglichen Künstler, so Gold machen wollen, wenn er in ihr Städtlein oder Dorf kommt, hingeben und Gold kochen lassen, und elendig betrogen werden.‘ ‚Darum wirf‘, mahnte der Prediger seine Zuhörer, ‚der Weise Büchlein, so du sie hast, ins Feuer, und spar die Pfennige, solche zu käufen, und hüt dich vor jedem, der dich mit dieser vorgeblichen Kunst betrügen will. Die Oberkeit, wenn sie ihres Amtes eingedenk wäre, sollte wohl acht haben auf diese vielen unnützen Buben, so eine rechte Landplage worden sind mit ihrem falschen Schreiben und Dichten und Exerzierung ihrer falschen Kunst.‘ [1] ‚Unerfahrene Ärzte,‘ schrieb Johann Porta, ‚verdorbene Apothekergesellen, schmierige Bader, unnütze faule Gold- und Kupferschmiede, unverschämte Charlatans, Zahnbrecher und Marktschreier, lüderliche Taschen- und Gaukelspieler, Quacksalber, Schatzgräber, Bierfiedler und Landstreicher machen Rühmens von der Goldmacherkunst und lesen chemische Bücher statt des Evangelii.‘ [2] ‚Acht Stücke‘, sagte Virgilius von Salzburg in einer im Jahre 1518 veröffentlichten Schrift über ‚Die phantastische Alchemie‘,

Acht Stück volgen der Alchamei:
Rauch, Aschen, vil Wort untrew,
Erseufftzen und schwere Arbeit,
Onwird, Armut und Noturftigkeit:
Wiltu der Dinger sein frey,
So hüt dich vor der Alchamei [3].

Zur Warnung des Volkes beschrieb Rollenhagen in seinem ‚Froschmeuseler‘ das ganze betrügliche Treiben der Alchimisten und setzte sie derbem Spotte aus, indem er einen Alchimisten über das Geheimnis seiner Kunst, den ‚Stein des Philosophen‘, aussagen ließ, er sei

Die oberste Seel aller Metallen,
Die alles, was ist abgefallen
Von Goldes Art in unrein Wesen,
Ausfeget als ein englisch Besen.

---

und deren Bekenntnuß ohngefährliche Muthmaßung‘; und gleichzeitig eine Fratrum Roseae Crucis Buccina jubilei ultimi. In Oberursel bei Frankfurt kam im Jahre 1602 ein dreibändiges Theatrum chimicum heraus u. s. w. Siehe Kopp, Alchemie 2, 330—389. ** Das Britisch Museum zu London bewahrt ein prachtvoll illuminiertes Werk ‚Splendor Solis‘ alchimistischen Inhalts von 1582, deutsch geschrieben und von deutschen Künstlern mit den zierlichsten Miniaturen und Randarabesken ausgestattet.

[1] Vergl. oben S. 478, Note 1. [2] Schindler 203.

[3] Vergl. Kopp, Alchemie 1, 227—228 Note.

Daß auch kein Unreinigkeit bleibe,
Oder Krankheit in unserm Leibe,
Nehm man des Pulvers nur ein Gran,
So wird gesund der kranke Mann,
Als Theophrast mit seinem Azoth
Die Leute kuriert wie ein Gott.
Aurum potabile weiß Rat,
Wenn alle Welt verzaget hat.
Ja einen alten verlebten Mann,
Der hundert Jahr berechnen kann,
Macht's wieder jung, gesund und stark,
Verneuet Herz, Gehirn und Mark,
Insonderheit die Spiritus,
Darin unser Seele wohnen muß [1].

Gelegentlich erhielt das Volk auch Nachrichten über die Schicksale der an den deutschen Fürstenhöfen sich umhertreibenden Goldmacher. So erschien im Jahre 1597 eine ‚Seltsame unerhörte neue Zeitung, was Gestalt Georg Hanober (Honauer) von Olmütz, vermeinter Alchimist und Goldmacher, zu Stuttgart ist hingerichtet worden‘. Er wurde aufgehängt ‚in einem ganz vergülten Kleid‘,

Von Eisen auch der Galgen war
Und übergüldet ganz und gar,
Daß großer Unkost darauf ging,
Bis dieser einst zu prangen hing.
Hundertundachtzig Mann zu Roß,
Des gemeinen Volks ein großer Troß,
Ihm seinen Tod geleistet han.
Ein ander spiegel sich daran.

‚Es hat dieser Galgen gewogen 25 Zentner und hat gekostet 3000 oberländischer Gulden, daran am 2. April 1597 gehangen ward hochgemelter Jörg, welcher den Herzog neben anderem zugefügten Schaden auch um zwo Tonnen Goldes gebracht hat.‘ [2] Herzog Maximilian von Bayern erließ den öffentlichen Befehl: ‚Die Alchimisterei und Kunst, Gold und Silber zu machen aus einer Materie, die nicht Gold und Silber ist, soll gänzlich und allerdings verboten sein, weil dieselbe selten geschieht ohne Zauberei und Aberglauben und dergleichen Teufelswerk. Die Übertreter des Verbotes sollen entweder mit einer namhaften Summe Geldes oder in Ermangelung desselben

[1] Froschmeuseler T. 1, Kap. 15.

[2] Bei Scheible, Schaltjahr 1, 45—50; vergl. 2, 389—391. Über das Treiben der Alchimisten am Hofe Kaiser Rudolfs II. und an den deutschen Fürstenhöfen siehe unsere Angaben Bd. 8, 185 ff.

mit Gefängnis, Landesverweisung oder in anderer Weise nach rechtlichem Erkenntnis gestraft werden.'[1]

Die Zahl der ‚alchimistischen wie geheim-wundermedizinischen' Bücher war außerordentlich groß[2]. Der venezianische Alchimist Laurentius Ventura rühmte sich, er ‚habe zweihundertfünfzig Bücher, so wegen dieser Kunst beschrieben, in des Pfalzgrafen Librarey überantwortet und dieselbe dadurch bestärken helfen, nichtsdestoweniger aber über dieselben noch andere fünfzig bei sich behalten'[3]. ‚Alle die unzähligen Bücher' aber waren ‚mit Vorbedacht in die allergrößte Dunkelheit gehüllet'. Theobald von Hohenland gab im Jahre 1610 zwölf Ursachen einer solchen Dunkelheit an: die erste, ‚auf daß nicht erkannt werde noch jemand wisse, daß die Kunst wahrhaftig und aller Dinge gewiß sei'; eine andere, ‚auf daß die Philosophen nicht davon dörften noch müßten Rechenschaft geben, was die Gottlosen, wenn sie durch diese Kunst gestärkt würden, Böses verbrächten'. ‚Die Philosophen, denen dieses Magisterium offenbaret worden, haben sich', sagte einer der Adepten, ‚bei der allerschrecklichsten Verfluchung und Vermaledeiung Gottes zusammen verschworen, daß sie dieses hohe göttliche Werk keinem einigen Menschen mit klaren deutlichen Worten beschreiben wollten, damit es ja nicht bösen gottlosen Leuten zu Handen kommen möchte.'[4]

Als ein ‚für allgemeinen Nutzen und Belehrung sonderlich wichtig und unerschätzliches Buch' wurde das im Jahre 1598 erschienene ‚Aureum Vellus oder Gulden Schatz und Kunstkammer' angepriesen. Diese Kammer sollte die ‚allerfürnehmsten, fürtreffenlichsten, auserlesenesten, herrlichsten und bewährtesten' Schriften der alten orientalischen Könige und Weisen enthalten, von dem Philosophen Salomon Trißmosin, dem Präzeptor ‚des großen Philosophi und Medici Theophrasti Paracelsi', verdeutscht und jetzt von einem ‚der Kunst Liebhabern' gesammelt und herausgegeben. Trißmosin berichtet, wie er ‚den ganzen Schatz der Ägypter erschnappt' und die Tinkturen der größten heidnischen Könige kennen gelernt habe. ‚Und ist sich zu verwundern, daß die ewige Gottheit den Heiden solches offenbart hat; sie seind aber verschwiegen

[1] J. Müllers Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. 1873, S. 102. Der Augsburger Arzt Daniel Keller wollte sein Geheimnis, Gold zu machen, um 400 000 Gulden verkaufen. Als sich kein Käufer fand, ging er um das Jahr 1570 mit Marx Fugger einen Vergleich ein gegen den vierten Teil des Gewinnes. Allein Hoffnungen und Unkosten waren vergebens. v. Stetten 1, 226.

[2] Vergl. oben S. 493 Note 1.

[3] v. Hohenland 155. Der Franzose Dionysius Zacharias lernte im Jahre 1539 zu Paris hundert Alchimisten kennen. Schmieder 272. Über Johann Fischart als Herausgeber alchimistischer Schriften vergl. C. Wendelers Aufsatz im Archiv für Litteraturgeschichte 6, 487—509.

[4] v. Hohenland 48 fll.

gewest.' ,Nun ist aber der rote Löw der größte Schatz in dieser Welt, damit die Menschenkinder, welchen er beschaffen ist, groß Wunder ausrichten könnten, damit sie Gesundheit und Reichtum erlangen mögen.' ,Dieser Leo ist ein unaussprechlich tinkturisch Wesen.' Im Buche ,Suforethon' wird ,das lange Leben des Menschen in dieser Welt gefunden und kann sich ein Mensch viel hundert Jahr aufhalten, so es nicht wider Gott wär ... zum Exempel hat der großmächtige, heidnische König Xopholat sein Leben auf 300 Jahr mit beifolgendem Arkano gefrischt'.... ,Über diesem Suforethon müssen sich alle Apotheker mit ihren Sirupis verkriechen, die nur Putredinem und Fäulnis machen im Geblüt.' Das medizinisch-alchimistische ,Arkanum' beginnt damit ,daß man Sulphur aus den Bergen nehmen soll, darinnen das Gold wächst'[1]. Für die nächste Herbstmesse versprach der Verfasser Abhandlungen und Rezepte ,Vom grünen Löwen', ,Philosophische Gespräche vom gelben und roten Mann' und dergleichen mehr[2]. Nicht minder ,klar und jedermänniglich nützlich zu gebrauchen' war der ,Neue gebenedeite philosophische Rosengart, darin von dem allerweisesten König Salomone, Salomone Trismosino' und andern Weisen ,gewiesen wird, wie der gebenedeite guldene Zweig und Tinkturschatz vom unverwelklichen orientalischen Baum der Hesperidum vermittelst göttlicher Gnaden abzubrechen und zu erlangen sei'[3]. Überaus wunderlich ist auch die im Jahre 1616 in Augsburg erschienene Schrift von Stephan Michelbacher: ,Cabala, Spiegel der Kunst und Natur in Alchymia'. Gott ist mir, beteuerte der Verfasser in der Vorrede, ,mit großen Gnaden erschienen' und hat mir Unwürdigen ,seine großen Geheimnisse offenbaret', es sei nun auch seine Pflicht, dieselben ,durch einen Spiegel' bekannt zu machen sowohl zur Gesundheit des menschlichen Lebens als der Seelen Seligkeit[4].

Einer der berühmtesten ,alchimistischen und geheim-wundermedizinischen Künstler und Schriftsteller' war der zu Basel im Jahre 1530 geborene Leonhard Thurneissen zum Thurn, seit dem Jahre 1571 Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. In Berlin, wo ihm das sogenannte Graue Kloster als Laboratorium für seine Geheimkünste eingeräumt worden, legte er eine eigene Druckerei an, beschäftigte Schreiber, Setzer, Druckberichtiger, Schriftgießer, Formschneider, Kupferstecher, Buchbinder: zeitweise über 200 Arbeiter für die vielen von ihm herausgegebenen Schriften. Er lebte auf sehr hohem Fuß: kleidete sich in Samt und Seide, fuhr in einem vierspännigen Wagen, ließ sich von Edelknaben begleiten, zählte die Vornehmsten des Hofes

---

[1] Aureum Vellus (Rohrschach 1598) A 1—4. [2] Bl. 2[b]—4[a].

[3] Rosarium novum et olympicum et benedictum, das ist ein neuer gebenedeiter ꝛc. 2 Teile per Benedictum Figulum. Basel 1608.

[4] Cabala . . allen müheseligen Liebhabern der Kunst zu Ehren mit Hülf Gottes so klar als ein Spiegel fürgestellt. Augsburg 1616.

zu seinen Gästen. Denn er erhielt Geld in Fülle aus seiner ärztlichen Wunderpraxis, aus seinen jährlichen Kalendern und Prophezeiungen, aus Nativitätstellen, aus Talismanen, die er gegen drohende Übel verkaufte. Ein Lot wunderwirkenden Zimmetöls kostete 12, ein Lot Tinktura Antimonii 16 Thaler.

In einem seiner zahlreichen Werke, ‚Quinta Essentia‘, setzte Thurneissen in zwölf Büchern[1] ‚die höchste Subtilität, Kraft und Wirkung beider der fürtrefflichsten und menschlichem Geschlecht am nützlichsten Künste, der Medizin und Alchemy‘, auseinander, ‚auch wie nahe diese beiden mit Sipschaft gefreundt und verwandt sind und das eine ohne Beistand des andern nicht nütz sei oder in den menschlichen Körpern zu wirken keine Kraft habe‘. Das zehnte Buch handelte ‚Von den zwölf Hauptstücken der Alchimy‘, das elfte ‚Von der Seel Solis und Lunä und Zubereitung zu dem Lapidi Philosophorum‘, das zwölfte endlich ‚Von der Ordnung der philosophischen Heimlichkeit‘. Er habe, sagt er in einer ‚Schlußrede über die zwölf vorhergehende Bücher‘, sein Werk

Zusammen gsetzt und bschrieben wor,
Doch dunkel, wie gemeldet vor,
Daß nicht ein jeder drüber fall,
Gleichwie ein tauber Stier im Stall[2].

In einem früheren Werke, ‚Archidoxa‘, hatte er bereits ‚in Summa alle verborgenen Mysterien der Alchymie und sieben freien Künste in acht Büchern reimenweiß allen Kunstliebhabern an den Tag‘ gegeben[3]. Man lernte dort ‚hundertundacht schöner Kunststück‘[4], zum Beispiel ‚Blei zu mutieren in Silber, in Zinn‘, ‚Blei zu verändern in Öl‘, ‚aus Blei Gold zu machen‘, Veränderung des Eisens in Kupfer‘, ‚Veränderung des Eisens in Gold‘, ‚Gold in Öl zu verwandeln‘ und dergleichen mehr. Im Jahre 1575, gleichzeitig mit der zweiten Auflage dieses Werkes, gab er eine ‚genugsame, überflüssige und ausführliche Erklärung oder Erläuterung‘ desselben heraus, ‚darin mancherlei tieffsinnige Explikationes und Eröffnungen vieler streitigen Sachen von Göttern, Engeln, Teufeln, Menschen, Tieren, Charakteren, Siegeln, Zaubereien, Gespensten‘, insbesondere auch Eröffnungen ‚von den Himmeln, Gestirnen, Planeten, Zeichen und Bildern, item von den Elementen, Kometen und deren Kräften, Fakultäten, Wirkungen, Betrieben, Arten und Eigenschaften, samt dem Astrolabio und dem Gebrauch desselbigen, durch welches Nativitäten gestellt, Glück, Unglück, Krankheiten, Tod und Leben, Krieg, Teuerung und anderes, nach astronomischer Weis und mathematischer Rechnung ordentlich und bald

---

[1] Neue Auflage, Leipzig 1574.

[2] S. 175 fll. 202. ‚Die Arznei‘, sagt er S. 204, befinde sich in ‚jämmerlichem verächtlichen Stand‘. Theophrastus Paracelsus erhält S. 34 reiches Lob.

[3] Archidoxa (Berlin 1575). Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 571.

[4] S. 60.

kann kalkuliert und beschrieben und ohne sonderliche Mühe erkannt werden'. Das Werk, rühmt er, sei ‚gemeinem Vaterlande zu Nutz erfunden und beschrieben', und zwar ‚in zierlichen und wohlfließenden deutschen Reimen', wie denn auch ‚Merkurius dreißigtausend Bücher in Versen beschrieben und an Tag gegeben haben soll'[1].

Für einen ‚hochberühmten Kenner geheimer Künste' gab sich auch Johann Faulhaber aus, ‚Rechenmeister und Modist' zu Ulm. Unter andern Schriften veröffentlichte er im Jahre 1613 zu Nürnberg eine ‚Andeutung einer unerhörten neuen Wunderkunst, welche der Geist Gottes in etlichen prophetischen und biblischen Geheimnis-Zahlen bis auf die letzte Zeit hat wollen versiegelt und verborgen halten'. Selbige dem Herzog Johann Friedrich von Württemberg zugeeignete Schrift war zwölf Seiten stark und enthielt auf diesen ‚unwiderlegliche Demonstrationen, dergleichen zuvor in keiner Zungen oder Sprache gesehen worden'[2]. In demselben Jahre widmete Faulhaber dem Kaiser Matthias, der ihn wegen seiner ‚neuerfundenen kabbalistischen, mathematischen und philosophischen Künste' zu sich entboten hatte, eine andere nicht weniger seltsame Schrift von dreizehn Seiten, welche unter dem Titel erschien: Himmlische geheime Magia oder neue kabbalistische Kunst und Wunderrechnung vom Gog und Magog, daraus die Weisen, Verständigen und Gelehrten, so dieser göttlichen Kunst genugsam erfahren, heimlich observieren und fleißig aus-

---

[1] Überhaupt habe er zahlreiche berühmte Vorgänger in Erforschung der irdischen und himmlischen Dinge. So seien ‚Adam, Aristoteles und Paracelsus' hochberühmt gewesen ‚im Verstand natürlicher Dinge'; Seth, Ptolomäus und Stöfler seien drei herrliche Lichter in der Astronomie. ‚Man sehe, was Enoch, Abraham und Lutherus, wann ich gleich den Platonem nicht melden will, in Erkenntnis göttlicher und himmlischer geistlichen Sachen gethan.' ‚Wie ein herrlich Lob haben Mercurius, Trismegistus, Cicero und neulich Johann Sturmius in der Kunst des zierlichen Redens gehabt!' ‚Haben nicht wir jetz zu unser Zeit noch den mehren Teil des Socrati und Mohsi Gesetz, Polizei und Ordnung in göttlichen und weltlichen Rechten, neben des Kaisers Traiani fürnehmsten Satzungen und bürgerlichen Übungen?' Vorrede Bl. 2 und 3. ** Der brandenburgische Kurprinz Joachim Friedrich verlangte im Jahre 1575 von Thurneissen, er ‚möge ihm vertraulich zu erkennen geben', an welchem Orte die für jeden Tag in seinem Kalender verzeichneten Händel und Sachen, als Mord, Brand, Aufruhr, Abgang hoher Personen und dergleichen ‚sich vornehmlich zutragen würden'. Als die Gemahlin des Kurprinzen, die Markgräfin Katharina, insgeheim von diesem Wunsche erfuhr, bat auch sie den Kalenderpropheten, er möge ihr einen Almanach schicken, ‚fein deutlich und eigentlich beischreiben, wie man jegliches verstehen solle, und ihr nichts vorhalten, sowie er ihrem Gemahl geschickt habe'. Moehsen, Beiträge 121. Auf der königl. Bibliothek zu Berlin, sagt Moehsen, befinde sich ein mit Papier durchschossener Kalender auf 1580, worin Thurneissen dergleichen Prophezeiungen, wie es scheint im voraus, der Markgräfin Katharina erklärt und beigeschrieben habe.

[2] Nürnberg 1613.

rechnen mögen die Beschaffenheit des großen Christenfeindes Gog und Magogs‘. Durch den Ulmer Notar Helias Steudlin ließ sich Faulhaber mehrere ihm ausgestellte ‚Testimonia‘ beglaubigen ‚über die unglaubliche mathematische Wunderkunst, so im Propheten Hesekiel verborgen‘, und ‚über die neuerfundene wunderbarliche Kriegskunst wider den Erbfeind, so in der Offenbarung St. Johannis versiegelt‘. Leider wurden ‚die übrigen Testimonien von zukünftigen Dingen und andern geheimen Sachen, so in der Heiligen Schrift noch verborgen, diesmal um gewisser Ursachen willen allhie nicht eingeführt‘ [1].

Andere ‚Freunde teutschen Volkes‘ waren weniger enthaltsam in der Mitteilung zukünftiger Dinge. ‚Es ist jetzunder‘, schrieb der Züricher Mathematiker Konrad Holtzhalbius im Jahre 1618, ‚eine solche hochbegnadete wunderbarliche Welt worden seit dem Aufkommen des heiligen Evangeliums, daß den Mathematicis, Physicis, Philosophis und andern Gelehrten der reformierten und reinen Religion mehr prophetische und die Zukunft weissagende Künste offenbaret worden, als sonsten in vielen tausend Jahren, und sollen alle verständigen Christen, so der Zukunft und was alles durch göttlich Verhängnus bevorsteht, gewiß werden wollen, sich die vielen Büchlein und Zeitungen, so darüber in Druck gegeben werden und mit jedem Jahr mehr ausgehen, fleißiglich käufen und lesen. Schier alles in der Welt ist jetzunder Wunder worden, und eins der größten Wunder ist ohnzweifelich die sicher Vorhersagung der Zukunft. Darum käufet und leset.‘ [2]

Als ‚eines der ersten und besten Mittel, die Zukunft zu ergründen‘, galt mehr wie jemals früher ‚die Kunst der Astrologie‘, welcher fast allenthalben selbst die berühmtesten Männer huldigten [3]. Fürsten und Städte hatten ihre eigenen, oft hoch besoldeten Astrologen. ‚Es ist wohl‘, schrieb Johann Kepler, ‚diese Astrologia ein närrisches Tochterlin; aber du lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomia, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte? Ist doch die Welt noch viel närrischer und so närrisch, daß deroselben zu ihrem Frommen diese alte verständige Mutter durch der Tochter Narrentaydung eingeschwazt und eingelogen werden muß. Und seind der Mathematicorum Salaria so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden müßte, wenn die Tochter nichts erwürbe.‘ [4] Kepler selbst sah sich genötigt, Kalender herauszugeben, in welchen nach astrologischen Regeln die Beschaffenheit der Witterung des bevorstehenden Jahres angegeben wurde und auch Andeutungen über politische Verhältnisse enthalten waren. Auch sagte er vornehmen Leuten

[1] Himmlische geheime Magia Bl. B 2—C.

[2] Zweiter Sendbrieff über die Wunderkünste Johann Faulhabers ꝛc. 1618. Vorrede.

[3] ** Über die Astrologie in Italien während des Zeitalters der Renaissance s. Pastor, Geschichte der Päpste III³⁻⁴, 112 ffl. Zum Unterschied von Deutschland nahm in Italien der Wahn langsam ab.

[4] Wolf, Astronomie 82—83.

ihre künftigen Lebensschicksale voraus und gewann einen solchen Ruf, daß Kaiser Rudolf II. ihn zu seinem Hofastrologen ernannte [1]. Auch der Ostfriese David Fabricius, ein ausgezeichneter Astronom, der durch Entdeckung der Sonnenflecken sich einen bleibenden Ruhm erwarb, war ein Freund der Astrologie [2]. Eingang in die Bürger- und Bauernhäuser fanden die astrologischen Thorheiten vornehmlich durch die Kalender und Planetenbücher, welche zu der am meisten verbreiteten Volkslitteratur gehörten, und zur Abwendung von drohenden Übeln aus dem Stand der Gestirne alle möglichen abergläubischen Regeln und Vorschriften für Haus und Hof, Gesundheit und Leben erteilten [3].

---

[1] Wolf 284—286. ‚Er verglich seine eigenen Lebensschicksale ganz nach astrologischen Regeln mit den Stellungen der Planeten, wobei er sich selbst gleichsam nach den Regeln der Kunst zerlegte und sein Wissen und seinen Charakter danach taxierte; allein trotzdem brach immer wieder der Gedanke an die Unhaltbarkeit dieses Scheinwissens hervor, und häufig finden wir in öffentlichen Schriften und Privatschreiben Keplers Ausdrücke wie diesen: „Wahrlich in aller meiner Wissenschaft der Astrologie weiß ich nit so viel Gewißheit, daß ich eine einzige Specialsach mit Sicherheit dürfte vorsagen."'

[2] Vergl. Wolf 317. Ein Bekämpfer der astrologischen Thorheiten und ‚Zukunftsverkündigungen' war der Franziskaner Johannes Nas in seinem ‚Philognesius Practica Practicarum, d. i. eine gewisse Vorsagung auff vil zukünftiger Jar, darinn man allerley Freyd und Leydt aus den seltsamen Aspecten kurz und lustig beschriben list'. Ingolstadt 1571. Vergl. Schöpf 34. Nächst ihm trat Johann Fischart gegen die Astrologen und Prognostiker auf. ‚Machen', sagte er in seiner ‚Aller Praktik Großmutter' (bei Scheible, Das Kloster 8, 550), ‚das gut geschaffen Sterngeschöpf zu Henkern, Mördern, Unrathstiftern.' ‚Was wir durch angeborn Unart Böses begehen, muß bei ihnen das Gestirn thun.' ‚Binden die Heiligkeit der Religion, die Heimlichkeit des Gewissens, die Gotteskraft der Wunder an die Sterne. Sprechen: wer Gott bitt, weil der Mon im Drachenschwanz fährt, das wird alles gewärt. Beten die nicht Mon und Stern und die blau Bühn an?' Auch Hippolytus Guarinoni sprach sich entschieden aus gegen ‚die lügenden Wahrsager, Planeten- und Geburtssteller, Handpropheten, Wund- und Suchtsegner': ‚Tapp jetzt mit deinen Tatzen drein: daß kein Himmel noch Gestirneskraft dich zu deinem langen oder kurzen Leben bewältigen kann, weil kein Gestirn so edel, so stark, so frei als du bist; ja nit so vermöglich, daß es sich selbsten bewegen, geschweige die vernünftige Seele gewältigen könnte. Wie die heidnischen Weltweisen aus dem Licht der Natur allein des Himmels Ohnmacht gemerkt und frei bekannt, derselbe sei nit so mächtig, daß er sich selbsten bewegen, sondern müsse von den Engeln und Geistern stets herumgewalgt werden. In maßen du jetzt das Kinderspiel leicht vernehmen magst, daß die Himmel von Engeln und nit die Engel, Geister oder Seelen von den Himmeln beherrscht werden.' Vergl. A. Pichler im Feuilleton der Wiener ‚Presse' vom 11. März 1884.

[3] Vergl. Näheres bei Schindler 84. 210. 235. Der Vertrieb der Kalender war ein für die Buchhändler überaus einträgliches Geschäft; vergl. Kirchhoff, Beiträge 2, 14—16. Thomas Erast klagt darüber, daß er am Hofe des Grafen von Henneberg keine Ader habe öffnen, keine Purganz habe geben dürfen, ohne den Kalender zu Rate zu ziehen. Sprengel 3, 411. In der Oster- und in der Herbstmesse 1568 verkaufte Sigmund Feyerabend zu Frankfurt beiläufig 400 Planetenbücher und über 520 Bauern-

In den österreichischen Landen benutzten die Prädikanten die ‚Praktiken', um das Volk wie gegen die katholische Kirche, so auch gegen das Herrscherhaus zu verhetzen. Als Gegner solcher Umtriebe trat der Organist des Schottenklosters zu Wien, Johann Rasch, auf. Er erklärte es für einen Mißbrauch der Heiligen Schrift, ‚die astrologisch Practic mit Bibels Autorität zu bewarhaftigen und zu beschenen'; bitter klagte er über die ‚Lügenbüchel', welche ‚haufenweis aufgekauft in Österreich, Mähren und Behaimb viel Schrecken und Verzagtheit unter das Volk bringen'. In Vers und Prosa macht sich Rasch über die ‚Astrolieger' und ‚Narrsager' und ihre ‚Sterngucdereinarrheit' lustig. In eigenen Satiren, wie ‚Ketzer Katz', geht er gegen die ‚Schwarmwarsagegeister' und ‚astrologischen Prädiganden' und die ‚prädicantische Astrologie' vor. Seine Hauptgegner waren der Prädikant Markus Volmar und der Danziger Arzt Wilhelm Misocacus, welcher den Untergang des Hauses Habsburg prophezeit hatte[1].

Als ein ‚fürnehmliches Mittel, Zukünftiges zu erfahren', galten auch ‚insgemein die Träume, welche in allerlei ‚Traumbüchlein' ihre Deutung fanden. Eine besondere Erwähnung verdient unter diesen eine von Gualtherus Ryff im Jahre 1551 herausgegebene ‚Wahrhaftige, unbetrügliche Unterweisung' über Träume, Erscheinungen und nächtlichen Gesichte[2], durch welche dem Menschen die ihm bevorstehenden künftigen Dinge verkündet würden. Wenn einem zum Beispiel träumt, daß er goldene Zähne habe, so ist das ‚den Rednern fast gut, aber andern Leuten wird dadurch bedeutet Feuer oder Brand in ihren Häusern, etlichen aber Krankheit'. ‚Angewachsene Hörner haben eines Ochsen oder andern schädlichen starken Tiers bedeutet einen unnatürlichen gezwungen Tod, aber gewöhnlich Enthauptung desselbigen, dem ein solcher Traum fürkommt.' ‚Ich habe wahrgenommen und oftmals erfahren, daß es fast gut und glückselig ist, menschlich Fleisch essen in einem Traum, aber von einem Fremden und Unbekannten, denn wo einem träumt, daß er von einem Bekannten oder Freund esse, bedeutet, daß derselbige bald sterben werde. Aber seines eigenen Sohnes Fleisch essen, ist zu dem Allerböseſten und Unglücklichsten, denn solches bedeutet einen schnellen Tod.' Träumet einem von den höllischen Kreaturen, Teufeln, Plagungen und Martern der Hölle, das sein böse und unglückhaftige Träume, auch den Frommen und Gerechten erschrockenlich, denn

praktiken. Vergl. die Register bei Pallmann 156—160. ** Über ‚Kalender und Praktiken' in Österreich s. Nagl-Zeidler 557 fll.

[1] ** Obiges nach Nagl-Zeidler 561 fll.

[2] Wahrhafftige, gewisse und unbetrügliche Unterweisung, wie alle Tröum, Erscheinungen und nächtlichen Gesicht .. natürlich und recht erklärt und ausgelegt werden sollen, als dann solches von den alten Philosophis und Weissagern der Heiden .. warhafftig und gewiß erfunden ist ꝛc. Straßburg 1551.

sie bedeuten Jammer, Trübsal, Bekümmernis, Leid und Traurigkeit. Es soll aber gemerkt werden, so einem von den Teufeln und höllischen Kreaturen träumet, daß solches ausgelegt und erkläret werden soll nach der Gestalt, Weiß, Geberd und Kleidung, darin es einem im Traum fürkommt.' ‚Träumet einem, wie er Bücher esse und verschlinge, ist ein guter Traum den Schulmeistern, Rednern und denen, die ihr Nahrung und Gewinn aus den Büchern suchen; andern Leuten bedeutet solches einen gähen und unversehenen Tod.' ‚Träumet einem, wie er sich selbst erhängt und erwürgt, bedeutet große Angst, Jammer und Not, als auch denselben zu Handen gat, die also erwürgen.' ‚Träumet einem, wie er einem Toten etwas nehme oder ihn seiner Kleider beraube, bedeutet demselbigen den Tod, dem ein solcher Traum fürkommt', und ähnliches mehr[1].

‚Neben den Traumbüchlein' liefen ‚die vielen Kräuter- und Tierbücher', aus welchen das Volk ‚viel wunderbar verborgene Künste' für die ‚Vorhersehung der Zukunft und wichtige täglich Geschäft und Hantierungen, nicht wenig auch für Lieb und Leid gründlich erprobieren' sollte[2]. Reich an derartigen Anweisungen war eines der verbreitetsten Volksbücher: ‚Albertus Magnus' oder ‚Ein Newer Albertus Magnus von Weibern und Geburten der Kinder, von Tugenden etlicher fürnehmer Kreuter, von Kraft der edlen Gestein, von Art und Natur etlicher Tiere....' Da heißt es zum Beispiel: Wenn jemanden etwas gestohlen ist und er legt das Kraut Sonnenwirbel in der Nacht unter sein Haupt, so sieht er den, welcher es gethan hat, und alle seine Gestalt und Eigenschaft; wenn man das Herz und den rechten Fuß eines Steinkeuzlin auf einen Schlafenden legt, so sagt er alles, was er gethan hat und was man von ihm fragt; wenn man das Herz eines Wiesel ißt, solange es sich noch regt, so machet es einen wissen künftige Dinge; das rechte Auge eines Wolfes, in den rechten Ermel gebunden, behütet vor allem Schaden, und so weiter[3].

Geradezu gefährlich waren die Anpreisungen und schriftlichen ‚Erklärungen' der ‚zur Ergründung verborgener Dinge unentbehrlichen Zauberspiegel', welche man öffentlich feilbot[4]. Man verfertigte solche aus Gold, Silber, Kupfer

[1] S. 23. 30. 61. 135. 138. 140. 143 u. s. w.

[2] Etliche chymische und verborgene Mittel ꝛc. B 2.

[3] Albertus Magnus ꝛc. und Ein newer Albertus Magnus ... durch D. Apollinarem (Frankfurt a. M. ohne Jahr) Bl. 11 fll. 23—31; vergl. Meß-Memorial VI und IX. Michael Harder setzte im Jahre 1569 in der Fastenmesse 135 Exemplare von Albertus Magnus ab; die Handlung von Sigmund Feyerabend in der Fasten- und in der Herbstmesse 1568 über 200 Exemplare; vergl. Pallmann 156. Es wurde eines der immer von neuem aufgelegten Volksbücher: ‚Gedruckt in diesem Jahr'.

[4] Etliche chymische und verborgene Mittel ꝛc. Vorrede.

und andern Metallen und benutzte die einzelnen zu verschiedenen Zwecken. ‚Im ersten‘, schrieb Paracelsus, ‚sieht man alle Conterfeyung der Menschen, als von Dieben, Feinden und andern Personen, desgleichen Kriegsrüstung, Schlachtordnung, Belagerung, überhaupt was die Menschen thun, vollbringen und vollbracht haben. Im andern sieht man schriftlich alle vergangenen und geschehenen Reden, Wort, Anschlag, wo und von wem die geredet sind worden, samt allem dem, was in Ratschlägen abgeredet und beschlossen ist; doch mag man etwas Zukünftiges darin nicht erkennen. Im dritten sieht man alle Geschrift in Briefen, Büchern und alles, so in der Erde sein mag. Also werden gefunden die verborgenen Schätz, also wird nackend und bloß gesehen, was verdeckt ist, also wird gezeigt die Stelle, wo etwas verborgen liegt, und wird herzugebracht, was entwendet ist.‘ [1]

Fahrende Schüler verkauften ‚in Stadt und Dorf Büchlein, Zetteln und Pergamene‘ mit ‚magischen Anweisungen und Zeichen gegen den Teufel, gegen Zauberei, Hexerei, Ertrinken und Verbrennen‘ [2]: besonders beliebt wurden die



[1] Schindler 253.

[2] Die längst als Landplage bekannten ‚fahrenden Schüler‘ traten um die Mitte des Jahrhunderts ‚immer zahlreicher auch als Goldköche, Teufelsbeschwörer und Hexenmeister‘ auf. Um das Jahr 1544 kamen, erzählt Crusius (Annal. Suev. III, xi, 653—654), heillose, liederliche Gesellen in Deutschland zum Vorschein, ungeschickte und verdorbene Schüler, welche vorgaben, sie seien im Venusberg gewesen, hätten da Wunderdinge gesehen, wüßten das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, könnten verlorene Dinge wieder herbeischaffen und gegen Hexerei und Zauberei schützen. Sie murmelten seltsame, unverständiche Worte durch die Zähne und rissen die Leute, besonders die Frauen, zur Bewunderung hin, prellten sie um ihr Geld. Durch ihre Worte, versicherten sie, könnten sie bewirken, daß niemand vom Schwerte durchbohrt, niemand durch magische Künste behext werde, daß die Früchte nicht vom Hagel vernichtet würden und kein Tier im ganzen Jahre stürbe. Ferner behaupteten sie, Macht zu besitzen über das wütende Heer, in welchem alle ungetauften Kinder, alle im Kampfe Gefallenen sich befänden. — Der Glaube an den Venusberg, wo diese fahrenden Schüler ihre Wunderdinge gesehen haben wollten, war im Volke ziemlich allgemein verbreitet: dort würden, hieß es, die herrlichsten Feste und Lustbarkeiten gefeiert, Jagden und Turniere, üppige Tänze und Zechgelage gehalten. Vergl. Dolch, Geschichte des deutschen Studententums (Leipzig 1858) S. 110 fll. Hans Sachs läßt spottend in seinem Fastnachtsspiel ‚Der fahrend Schüler mit dem Teufelsbanner‘ den Schüler von sich aussagen:

Es ist uns aufgesetzt allsammt,
Daß wir stätigs im Land einwandern,
Von einer hohen Schul zur andern,
Daß wir lernen die schwarze Kunst
Und dergleichen andere Künste sunst.
Wo man eim was hat gestoln,
Das können wir ihm wieder holn;

Talismane und die ‚kugelsicheren Mittel‘ für die ins Feld ziehenden Soldaten [1]. Für untrüglich gegen Verzauberungen galten die ‚Geistersiegel‘, die Zeichen der Planeten in ihrer siebenfachen Vereinigung, über welche Paracelsus geschrieben hatte: ‚Man mache diese Geistersiegel bei zunehmendem Mond an einer Mittwochen in der zwölften Stunde, mit echtem rotem Zinnober auf Jungfrau-Pergament geschrieben und an einem schwarzen Band am Halse getragen, Nota bene: auf bloßer Brust. Diese sieben neuen Siegel, in zunehmendem Mond gemacht, in der zwölften Stunde, sind wahrhaftig und in allen Proben zu Schrecken und Unthätigkeit der Geister wahrhaftig und gerecht.‘ [2]

Als ‚ein überaus kräftig Mittel, böse Geister und zauberische Leute von sich abzuhalten, Glück und Gesundheit zu haben und genießen, bei rechtem Gebrauch auch wol Zukünftiges zu erfahren‘, wurde dem Volke der Ankauf von Alraunen oder Alrunen (Erdmännchen) anempfohlen, welche ‚mehrenteils, so nicht Gott besonderes Verhängnus wider einen Menschen im Sinne hat, erprobt und wahrhaftig befunden werden‘ [3]. Die Alraunen, glaubte man, würden aus den Angstthränen gehängter Diebe in dem Boden unter dem Galgen erzeugt, und die Henker zogen aus diesen vielbegehrten ‚Geheimmännchen‘ großen Gewinn [4].

Wen Augenweh und Zahnweh kränken,
Dem können wir ein Segen an Hals henken;
Für's Geschoß Wundersegen wir auch haben;
Wir können wahrsagen und Schätze graben,
Auch zur Nacht auf dem Bock ausfahren.

[1] Als der Oberstburggraf von Dohna im Jahre 1587 den französischen Hugenotten 15000 Mann Hilfstruppen zugeführt hatte und eine schwere Niederlage erlitt, fand man fast bei allen Gefangenen und Toten Talismane und magische Zettel, welche sie kugelfest und sieghaft machen sollten; vergl. Moehsen, Beiträge 134.

[2] Schindler 126 fll. [3] Etliche chymische und verborgene Mittel ꝛc. 5—6.

[4] Wie sehr man an die Kräfte der Erdmännchen glaubte, zeigt der Brief eines Leipziger Bürgers aus dem Jahre 1575 an seinen Bruder in Riga, bei Scheible, Kloster 6, 180: ‚Brüderliche Liebe und Treue und sonst alles Gute bevor, lieber Bruder. Ich habe dein Schreiben überkommen und zum Teile genug wohl verstahn, wie daß du, lieber Bruder, an deinem Huse oder Hove Schaden gelitten hast, daß deine Rinder, Schweine, Kühe, Pferde, Schafe alles absterben, dein Wein und Bier versäure im Keller, und deine Nahrung ganz und gar zurückgeht, und du ob dem allem mit deiner Hausfrauen in großer Zwietracht lebest, welches mir von deinetwegen ein groß Herzeleid ist zu hören. So habe ich mich nu von deinetwegen höchlich bemühet und bin zu den Leuten gangen, die solcher Dingk Verstand haben, hab Rath von deinetwegen bei ihnen suchen wöllen und hab sie auch darneben gefraget, woher du solches Unglück haben müßest. Da haben sie geantwortet, du hättest solches Unglück nicht von Gott, sondern von bösen Leuten, und dir könne nicht geholfen werden, du

Häufig sind die Klagen der Zeitgenossen über die vielen ‚zauberischen und verführerischen Schriften und Bücher, welche heimlich verbreitet oder öffentlich verkauft wurden. ‚Heimlich‘, schrieb Anton Prätorius, ‚werden umhergetragen etliche Bücher mit erdichteten Namen, und werden in hohem Wert wie Heiligtum gehalten wegen ihres Alters und der teuern Männer, die sie gemacht haben sollen. Denn sie geben für, Adam, Abel, Enoch, Abraham, Salomon, Raziol, den sie Adams Engel nennen, und der Engel Raphael, der Tobias die Geister vertreiben lehrte, und der Engel Uriel, der Esram verborgene hohe Geheimnisse lehrte, haben sie beschrieben.‘ Neben den öffentlich verkauften Wunder- und Zauberbüchern, welche lateinisch abgefaßt seien, sind ‚in deutscher Sprache überall bekannt etliche schändliche Zaubereibücher, welche ich vorwitziger Leute Nachfragens halber nicht nennen mag‘. Auch gehören dazu ‚die Sibyllenbücher, Traumbücher, Planetenbücher und andere dergleichen, sondern auch die, in welchen man vermeintlich lernt, wie der Menschen Sinn und Gemüt, Glück und Unglück, gegenwärtig und künftig, zu erkennen aus der Haar- und Augenfarbe, an der Nase, aus der Stimme und Sprache, bei den Linien oder Strichen der Hände, am Gang, an der Größe oder Kleine aller Leibsglieder‘ [1].

Für einen ‚überschwenglich weisen Meister in vielen geheimen Künsten‘ galt der italienische Arzt und Philosoph Hieronymus Cardanus († 1576). ‚Aus dem Cardano kann man‘, heißt es in einem ‚Arznei- und Wunder-

hättest denn ein Alruniken oder Ertmänneken, und wenn du solches in deinem Haus oder Hove hättest, so würde es sich mit dir wol bald anders schicken. So hab ich mich nu von deinetwegen ferner bemühet und bin zu den Leuten gangen, die solches gehabt haben, als bey unserm Scharffrichter und habe ihm dafür geben als nemlich mit 64 Thaler und des Bubels Knecht ein Drinkgeld. Solches soll dir nu aus Liebe und Treue geschenket seyn. Und so solltu es lernen, wie ich dir schreibe in diesem Brieve. Wenn du den Ertmann in deinen Hause oder Hove überkömmest, so laß es drey Tage ruhen, ehr du darzu gehest. Nach den drey Tagen so hebe es uff und bade es in warmen Wasser. Mit dem Bade solltu besprengen dein Vieh und die Sullen deines Hauses, da du und die Deinen übergehen, so wird es sich mit dir wol bald anders schicken und du wirst wol wiederum zu dem Deinen kommen, wenn du dieses Ertmänneken wirst zu Rate halten. Und du solt es alle Jahr viermal baden, und so oft du es badest, so solt du es wiederum in sein Seiden-Kleidt winden und legen es bey deinen besten Kleidtern, die du hast, so darffstu Ihme nicht mehr thun. Das Bad, darinn du es badest, ist auch sonderlich gut, wann eine Frau in Kindsnöthen ist und nit geberen kann, daß sie ein Löffel voll davon trinket, so bärt sie mit Freuden und Dankbarkeit. Und wann du für Richt oder Rath zu thun hast, so steke den Ertmann bei dir unter rechten Arm, so bekömmstu eine gerechte Sach, sie sey recht oder unrecht. Hiemitt Gott befohlen. Datum Leipzig Sontag vor Faßnacht 1575. Hanß N.‘

[1] Prätorius 166—167. Vergl. Gödelmann 91—92. 455. Fornerus, Panoplia 87—88.

büchlein' vom Jahre 1584, ‚alles, was geheim und verborgen ist, ganz untrüglich erlernen, denn schon sein Vater war, wie er selber sagt, von einem Spiritus Familiaris darin belehret worden, und war er, der Sohn, so ausbündigen Verkehres mit den Geistern, daß er, so oft er gewollt, alles Zukünftige im voraus wissen konnte. Dahero denn leichtlich abzunehmen, aus welchen Ursachen alles, was er geschrieben, in so hohem Ansehen steht.' ‚So ist bei Exempel alles, was aus der Hand zu lesen ist, nicht bei wahrsagenden Zigeunern zu suchen, sondern viel eher aus dem Cardano, der darüber dich besser unterweisen kann als sonst einer' [1]. Cardanus hatte nämlich die Chiromantie in ein festes System gebracht. Die einzeln Finger stehen, schrieb er, unter der Herrschaft der Gestirne und Planeten: der Daumen wird von Mars, der Zeigefinger von Jupiter, der Mittelfinger von Saturn beherrscht und so weiter. Aus den einzelnen Fingern kann man, wie die Fähigkeiten und die Eigenschaften, auch die Schicksale der Menschen vorhersagen: aus dem Mittelfinger zum Beispiel erkennt man die Fähigkeiten des Menschen zu magischen Künsten, vielfache Arbeit, Armut, Kummer und Sorgen, Quartanfieber und Gefangenschaft; aus dem Ringfinger dagegen kann man Freundschaft, Ehre und Macht weissagen; aus dem von Merkur beherrschten Dreieck in der Mitte der Hand deutet man die Zeichen der Gelehrsamkeit, der Klugheit und der Dieberei [2].

Auch gab es Anweisungen, wie man aus Krystallen, aus der Erde, aus Asche, Kohlen, aus dem Feuer und den Figuren des Rauches, aus Quellen und Wellen, insbesondere aus der Luft, aus Wolken und Nebel, Wind und Sturm wahrsagen könne; denn ‚den Geistern', hatte Paracelsus verkündet, ‚die in den Elementen wohnen, ist alles kund, was in der Natur möglich ist zu erfahren, das ist, wie der Mensch enden wird, Stadt, Land, Leute, item alles Glück und Unglück' [3].

‚Das Geschlecht der allerlei geheime, gauklerische und magische Künste Übenden' und ‚derartig Schriften und Briefe Verkaufenden' war ‚überaus groß'. Sie betrieben ihr Geschäft als Sternseher, Meister des Himmelslaufs und Planetenknechte, Traumdeuter, Zeichendeuter aus dem Vögelflug, dem Sitz oder Geschrei der Vögel'; ferner als ‚Wahrsager, weise Leute, Nachweiser verborgener Diebstähle'; auch als sogenannte ‚Wunderer, Hemmerlinsfährer, Ringschliefer, Dunstmacher, Verblender, Alraunskrämer, Storger, Krischer und Spinnenfresser, Beschwörer, Segner, Teufelsbanner, Hasengreifer, Kugelfänger, Treffschützen, Stichfreien, Schwerttänzer, Buhlzwinger oder Lieblocker, Mäus-

[1] Ohne Ort Bl. 4 b.

[2] Sprengel 3, 401—402, wo auch mehrere andere Lehrbücher der Chiromantie angeführt werden.

[3] Schindler 213 fll.

treiber oder Rattenführer, Spieß- und Degenärzte'[1]. Bei einem umherziehenden, in Lemgo aufgegriffenen Zauberer und Krystallseher fand man viele Drucksachen, ‚Briefe, Tafeln und dergleichen, ein Beschwörerbuch, daneben mancherlei Charten, Kollekten, deutsch und lateinisch, Zirkeln, Charakteren, Kreuzzeichen, etliche große Briefe', mit näheren Belehrungen, wie ‚die Zäuberischen sollten genötigt, die Krystallen beschworen werden, wie einem ein Auge sollte ausgeschlagen werden' und so weiter[2]. In einer ‚Kurzen wahrhaftigen Narration und neuen Zeitung von wunderseltsamen Geheimnussen', die er ‚nicht aus Teufels Betreiben, sondern aus sonderlicher, unergründlicher Gnade Gottes kennen gelernt und seit vielen Jahren geübet' habe, pries ein Abenteurer im Jahre 1573 unter anderem seine Kunst an, ‚Wind und Wetter verkaufen zu können'[3]. Der Meißener Superintendent Gregor Strigenicius warnte aber in seinen Predigten das Volk vor solchen Künstlern. ‚Mit den Windverkäufern', sagte er, ‚ist's Zäuberei und Teufelei.'[4]

‚Als ein Tausendlistiger', schrieb Johann von Münster zu Vortlage im Jahre 1591, wirke der Teufel ‚auf mancherlei Weise, entweder durch Orakel-Weissagung, Vorbedeutungen, Träume, Wahrsagung aus der Erde, Weissagung aus dem Wasser, Weissagung aus dem Feuer, Weissagung aus der Luft, Weissagung aus dem Öl und Ruß, das aus den Schornsteinen gefegt wird, Weissagung aus dem Ringe, Wahrsagung aus den Krystallen, Wahrsagung aus sonderlichen Spiegeln, Wahrsagung aus den Toten, Wahrsagung durch Loose, Weissagung aus dem Gesang der Vögel, die Kunst, aus dem Eingeweide der Opfer oder auch, wie etliche wollen, aus den gehenkten Menschen zu weissagen'. ‚Wer diese schreckliche Gewalt des Teufels recht bedenkt, derselbe wird mit dieser Welt nicht sagen: der Teufel sei nicht so schwarz, als man ihn malet, sondern wird gern mit mir bekennen, daß der Teufel, der Fürst der Finsternis, so viel schwarzer und erschrecklicher ist, als man ihn nimmermehr malen könnte'[5]. ‚Also wahr es ist,' bekräftigte ein Prediger, ‚daß Gott im Himmel lebt und regiert, also wahr ist es auch, wie die rechten evangelischen Theologi lehren, daß wir hier auf der Welt jetzunder in des Teufels Reich gekommen sind. Und ist nie zuvor so schrecklich gewesen denn jetzt, wo der Teufel dermaßen Herr ist, daß er die Menschen schier ganz in seiner Gewalt hat, thut durch sie, was er will und ihm beliebet. Und wann schon hundert eifrig und gottselig Theologi und Skribenten den

---

[1] Aufgezählt bei Prätorius 33. Vergl. Scultetus 6.

[2] Bericht darüber in J. Hockers ‚Der Teufel selbs', im Theatrum Diabol. 1, 95[b]—96.

[3] Getruckt zu Erfurt, S. 2. [4] Predigten über Jonas 90[b].

[5] Münster, Ein christlicher Unterricht von Gespensten (Hanauer Ausgabe von 1591) 87—88.

Teufel mit seinen tausendfältig Künsten und Listen als schwarz und scheußlich nur möglich dem Volke vor Augen gestellt und abgemalet haben, als sie vor Gott schuldig sind allzeit zu thun, so mögen sie ihn doch nimmermehr so schrecklich malen und beschreiben, als er in Wahrheit ist und jetzunder regiert.‘ [1]

Der Teufel hatte auch in der Litteratur des Mittelalters, besonders in den Lebensgeschichten und Legenden der Heiligen, eine gewaltige Rolle gespielt: seine Anschläge und Listen zeigen sich darin ebenso zahlreich und mannigfaltig, als die Arten seines äußern Auftretens. So erscheint er beispielsweise in den Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach bald in allerlei tierischen Gestalten, als Pferd oder Hund oder Katze oder Affe und so weiter, bald in menschlicher Gestalt, als Riese oder als feingekleideter Herr oder als verführerisches Weib; auch trat er als Engel auf, nahm auch wohl die Gestalt einer noch lebenden Person an [2]; häufig schreiben ihm die Berichte flammende Augen, feuriges Haar, feuerspeienden Rachen als besondere Merkmale zu. Aber wie tausendkünstlerisch auch seine Erscheinung, wie unbeschreiblich sein ‚Lügen und Trügen‘, sein ‚Anprallen und Toben‘, er wurde regelmäßig von den Heiligen und Frommen besiegt und erniedrigt, und diente so nur zu deren Prüfung und Reinigung, zur Kräftigung des Gottvertrauens, der christlichen Zuversicht und der christlichen Liebe. So allgemein und unbestritten der Glaube war, daß der Teufel ohne Unterlaß und von allen Seiten her auf den Menschen einwirke, um ihn von Gott zu entfernen und an sich zu ziehen, ebenso allgemein war auch der Glaube, daß er über niemanden wider dessen freien Willen etwas vermöge; daß jeder Mensch vermittelst der Heilmittel und der Segnungen der Kirche im stande sei, den bösen Feind zu überwinden und in die Flucht zu schlagen. Deshalb riefen damals die Teufelsvorstellungen keinen überwältigenden Schrecken hervor [3]; sie beherrschten keineswegs das damalige Leben. Wenn der Fürst der Finsternis auf der Bühne dem Volke vorgeführt wurde, so erschien er nicht als ein kluger und sieghafter, sondern nur als ein dummer und geprellter Teufel.

Einen großartigen Umfang und eine früher ungekannte Tiefe gewann der Glaube an die Macht des Teufels seit dem Ausgange des fünfzehnten

---

[1] Ein Predig über den nahe vor der Thür stehenden jüngsten Tag von M. Heinrich Rieß (1605) S. 3. Die Äußerungen über die Macht des Teufels fast gleichlautend mit J. Hockers ‚Der Teufel selbs‘, im Theatrum Diabol. 1, 38.

[2] Vergl. Kaufmann, Cäsarius 139; ferner dessen Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Cäsarius, in den Annalen des Hist. Vereins für den Niederrhein, Heft 47.

[3] Lecky 1, 28—30.



Jahrhunderts. Die Beschäftigung mit der kabbalistischen und talmudistischen Litteratur förderte ungemein die Vorstellungen von allerlei teuflischen und zauberischen Künsten; auch das Studium des klassischen Altertums erneuerte in Unzähligen den Glauben an all jenes Treiben der Dämonen und ihrer Verbündeten, welches in der vorchristlichen Zeit fast niemals in Zweifel gezogen worden war; die griechische und die römische Mythologie bevölkerte die Köpfe mit allerlei neuen Wahnbildern aus dem Reiche des Teufels [1].

Früher hatte man in der allgemeinen Kirche Schutz und Trost gefunden, bald aber hieß es: die alte Kirche selbst sei ‚ein Behältnis des Teufels'. Während man aber die Glaubenssätze derselben angriff, vielfach selbst die wesentlichen Grundwahrheiten des Christentums in Frage stellte, wurden die Gemüter immer mehr auf das Satanische hingedrängt. Angst und Schrecken vor dessen alles besiegender Macht wurden um so größer, je ruheloser und unheimlicher das Leben unter den ununterbrochenen religiösen Parteikämpfen sich gestaltete. Die alte Gottesfurcht verkehrte sich in Teufelsfurcht, und die Lehre von der vollständigen Schlechtigkeit der menschlichen Natur und von der Unfreiheit des menschlichen Willens war am wenigsten danach angethan, den Teufelsglauben zu beschränken.

Es entwickelte sich eine umfassende und vielgestaltige Teufelslitteratur, welche, soweit sie in deutscher Sprache vorhanden, fast ausschließlich protestantischen Ursprungs ist, und in ihren wesentlichen Grundzügen übereinstimmt mit dem, was Luther über den Teufel und dessen Reich gelehrt hatte.

Luther wies in seiner ganzen Anschauungsweise dem Teufel eine Wirksamkeit zu, welche alles vor ihm darüber Angenommene weit übertraf. Er glaubte an die Gewalt des Teufels und dessen Verführungskünste über die Seelen um so unerschütterlicher, als er aus eigenen Erfahrungen durch zahlreiche Teufelserscheinungen, von welchen er Kunde gab, die vollgültigsten Beweise von dessen unausgesetzter Thätigkeit erhalten haben wollte. ‚Der Teufel', schrieb er in seiner Hauspostille, ‚zieht zuweilen eine Larve an, wie ich selbst gesehen habe, als wäre er eine Sau, ein brennender Strohwisch und dergleichen.' Seinem Freunde Myconius erzählte er: auf der Wartburg sei der Teufel zweimal in Gestalt eines Hundes gekommen, um ihn umzubringen; in seinem Garten sah er den Teufel in Gestalt eines schwarzen, wilden Schweines; in Koburg in der Gestalt eines Sterns [2]. ‚Der Teufel geht mit mir', sagte er, ‚auf dem Schlafhause spazieren, und habe einen oder zwei, die lauschen stark auf mich und sind visierliche Teufel.' Er be=

[1] Über den Dämonen= und Gespensterglauben der italienischen Humanisten vergl. Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien 410—426. (** 7. Aufl. von L. Geiger. Leipzig 1899. 2, 251 fll.)

[2] Myconius, Hist. Reform. 42. Mathesius, Historien Lutheri 184.

richtete Näheres über seine Unterredungen mit dem Teufel und äußerte sich selbst auf der Kanzel wiederholt über sein Verhältnis zu der Nachtseite der Geisterwelt. Auch erfuhr er von seinen Freunden und Mitstreitern allerlei Teufelsgeschichten, welche ‚wahrlich geschehen‘. Zu Seßen führte der Teufel ‚drei Knechte leiblich hinweg‘; in der Mark drehte er einem ‚Wirt den Kopf um und führte einen Landsknecht in der Luft davon‘; in Mühlberg erlitt ein Pfeifer, der Wein und Pferdemist getrunken, dasselbe Schicksal; in Eisenach ebenfalls ein Pfeifer, obgleich Justus Menius und andere Prediger ‚Tag und Nacht bei ihm wachten und Thüre und Fenster verwahrten, daß er ja nicht weggeführt würde‘: ersteren Pfeifer fand man am andern Morgen tot und kohlschwarz in einem Bach, letzteren tot in einer Haselstaude. Besser erging es einem jungen Gesellen in Thüringen, welcher den Teufel, als dieser ihn wegführen wollte, besiegte. ‚Das sind wahrlich‘, sagte Luther, ‚nicht unnütze und vergebliche Historien und Geschichten, die Leute damit furchtsam zu machen; sie sind traun schrecklich und gar kein Kinderwerk, wie die Klüglinge meinen.‘

‚Aus den geschlagenen und überwundenen Teufeln werden Poltergeister oder wilde Lappen, denn es sind verdorbene Teufel. Desgleichen glaube ich, daß die Affen eitel Teufel sind.‘ ‚Die Schlangen und Affen sind vor allen andern Tieren dem Teufel unterworfen, in die er fährt und sie besitzt, braucht derselbigen, die Leute zu betrügen und zu beschädigen.‘ ‚Noch in viel Landen sind Örter, da die Teufel wohnen. Preußen hat viel böser Geister, desgleichen sind in Pilappen (Lappland) viel Teufel und Zauberer. In der Schweiz, nicht weit von Luzern, auf einem sehr hohen Berg ist ein See, der heißt Pilatus Teich, da hat der Teufel ein wüst und greulich Wesen inne. In meinem Vaterland auf einem hohen Berg, der Poltersberg genannt, ist ein Teich: wenn man einen Stein hineinwirft, da erhebt sich ein groß Wetter, und wird die ganze Gegend herum erregt und bewegt. Es sind Wohnungen der Teufel, da sie gefangen liegen.‘ Zu den merkwürdigen Teufelsgeschichten, welche Luther erzählte, gehört auch folgende. Einmal erschien der Teufel einem Arzt ‚in Gestalt eines zottigen Bockes mit langen Hörnern und ließ sich an der Wand also sehen. Der Doktor merkte, daß es der Teufel wäre, und fasset ein Herz, erwischt den Bock bei den Hörnern und reißet ihn von der Wand, schlägt den Bock auf den Tisch, behält die Hörner in der Hand und der Leib verschwindet. Dieses sieht nun ein anderer und gedenkt: ei, hat dies der Doktor gethan, ich will's auch nachthun, bin ich doch getauft wie er. Als ihm nun der Teufel in einer Gestalt eines Bocks auch begegnete, da wollt er dies Mirakel auch nachthun und fuhr dem Bock aus Vermessenheit an die Hörner. Da dreht ihm der Teufel den Hals um und erwürgt ihn.‘ [1]

[1] Bei Förstemann 3, 27—30. 34. 36. 38. 48. 49—50. 52. 57—58. 62. 65.

June 26

Luther sah in allen Schriften, welche wider ihn erschienen, Eingebungen des Teufels; seine Gegner Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen erklärte er für persönlich vom Teufel besessen; sein ehemaliger Freund und späterer Widersacher Carlstadt sei, versicherte er, in Basel vom Teufel erwürgt worden.

Den furchtbarsten Beweis seiner Macht hatte der Teufel, nach Luthers Lehre, dadurch geliefert, daß es ihm gelungen, die ganze von Christus gestiftete Kirche nach kurzem Bestande zu verwüsten, die vom Gottmenschen eingesetzten Sakramente zu verunstalten, die Greuel seines falschen und gotteslästerlichen Gottesdienstes und seiner Zeremonien im Abend- und im Morgenlande zur Herrschaft zu bringen. Der Teufel habe die Kirche, verkündigte Luther, in eine Mördergrube verwandelt, viele Jahrhunderte hindurch das ganze große Reich der Christenheit an Stelle des von ihm entthronten Christus frei beherrscht. Die Bischöfe waren in Luthers Augen ‚Diener des Teufels', die Mönche ‚Geschöpfe des Teufels'; das Fegfeuer und der Cölibat ein Teufelswerk und Teufelsgespenst. Sogar die Heiligen mit ihren asketischen Übungen seien der Leitung und den Einflüsterungen des Teufels unterworfen, und während sie in ihrer Verblendung Gott zu dienen wähnten, Knechte des Satans gewesen. In den Schmalkaldischen Artikeln wurde gelehrt, daß ‚die bösen Geister viel Buberei angerichtet, daß sie als Menschenseelen erschienen, Messen, Vigilien, Wallfahrten und andere Almosen geheischet mit unsäglichen Lügen und Schalkheiten'. Insbesondere wurde die heilige Messe verlästert als eine Erfindung des Satans und als jenes heidnische Greuelopfer, welches schon der Prophet Daniel unter dem Namen Mausim vorherverkündigt habe.

In seiner ‚Kurzen Form' des Katechismus vom Jahre 1520 stand Luther noch auf katholischem Boden mit dem Satze, daß es eine Versündigung gegen das erste Gebot sei, wenn jemand ‚sein Unglück und Widerwärtigkeit dem Teufel oder bösen Menschen' zuschreibe[1]. Später aber lehrte er, daß der Teufel, wie im Leben der Kirche, so auch im gewöhnlichen Leben überall die Hand im Spiele habe. In seinem großen Katechismus vom Jahre 1529 erklärte er mit deutlichen Worten, daß der Teufel ‚Hader, Mord, Aufruhr und Krieg anrichte, desgleichen Ungewitter und Hagel, um das Getreide und Vieh zu verderben und die Luft zu vergiften; er trachte ohne Unterlaß nach dem Leben der Christen und kühle sein Mütlein, wo er sie zu Unfall und Schaden am Leibe bringen könne. Daher komme es, daß er manchem den

[1] Vergl. Löschke 36—37. ‚Wie es sich mit dieser bestimmten Erklärung Luthers vereinigen läßt, daß er selbst unendlich oft sein Unglück und Widerwärtigkeit dem Teufel zuschreibt, ist mir unbegreiflich; auch erinnere ich mich nicht, in seinen späteren Schriften eine ähnliche Äußerung gelesen zu haben.' 37, Note 1.

Hals breche oder ihn von Sinnen bringe, etliche im Wasser ersäufe, daß sie sich selbst umbrächten, oder zu vielen andern schrecklichen Fällen.'

So wurden schon im katechetischen Unterricht Knaben und Mädchen angewiesen, sich beständig unter dem Einflusse des Satans nicht nur an der Seele, sondern auch an Leib und Leben zu betrachten; jedes ungewöhnliche Siechtum, jedes krankhafte Seelenleiden, jede gewaltige Naturerscheinung galt als eine besondere Veranstaltung des Erzfeindes der Menschen; das ganze Leben wurde gleichsam mit einem undurchdringlichen Netze dämonischer Vorstellungen umsponnen.

Was schon die ältesten Konzilien als manichäistisch verurteilt hatten, trat von neuem in das Leben des Volkes ein.

‚Keine Krankheit', sagte Luther, ‚kommt von Gott, als der gut ist und jedermann alles Gute thut, sondern ist vom Teufel, der alles Unglück stiftet und anrichtet und sich in alle Spiele und Künste mengt, scheußet aus Pestilenz, Franzosen, Fieber und so weiter.' An einer andern Stelle bekräftigte er: ‚Der Teufel ist ein solcher Meister, der aus einem Baumblättlein kann den Tod machen. Er hat mehr Gefäß und Büchsen voller Gift, da er die Leute mit tötet, denn alle Apotheker in der ganzen Welt.' Und wiederum: ‚Der Teufel beschädigt und tötet die Menschen durch Mittel, die ihm dazu dienen, vergiftet die Luft.' Es sind viel Teufel in Wälden, Wassern, Wüsten und an feuchten pfuhlichten Orten, daß sie den Leuten mögen Schaden thun; etliche sind auch in den schwarzen und dicken Wolken, die machen Wetter, Hagel, Blitz und Donner, vergiften die Luft und Weide. ‚Zur Zeit der Pestilenz bläst der Teufel in ein Haus; was er ergreift, das nimmt er hinweg.' ‚Viele Taube, Lahme, Blinde und so weiter sind also aus Bosheit des Teufels. Desgleichen soll man gar nicht zweifeln, daß Pestilenz, Fieber und andere große schwere Seuchen und Plagen des Teufels Werk seien, weil er auch der ist, der große Wetter, Brand, teuere Zeit, daß das Getreide und Früchte im Felde verderben, zurichtet und macht.' ‚Von wahnwitzigen tollen Leuten halte ich also, daß alle Thoren und die der Vernunft beraubt sind, vom Teufel also geplagt werden. Denn daß die Ärzte viel der Art Krankheiten den natürlichen Ursachen zumessen und zuschreiben, auch bisweilen mit Arznei lindern, geschieht daher, daß sie nicht wissen, wie mächtig und gewaltig der Teufel ist.' Als ihm einmal berichtet wurde, wie einer an einem Bissen Brot schier erstickt, ein anderer vom Hause herabgefallen und schier tot geblieben wäre, sagte er: ‚Dieses thut alles der Teufel, der ist so nahe hinter uns her; aber die Welt glaubt's nicht, daß es der Teufel sei, sie meint, es geschehe durch Zufall.' [1]

[1] Förstemann 3, 2. 14. 15. 16. 33—34. 63. 94. Vergl. 4, 244. 246. 253. ‚Meine Krankheit, die ich hab vom Schwindel, und ander Ding ist nicht natürlich.' Junker Satan übe seinen Mutwillen an ihm durch Zauberei. Bd. 3, 41. 97. Die

Für eine besonders teuflische Bewerkstelligung sah Luther ‚die Wechselbälge und Kielkröpfe‘ an, ‚welche Satan an der rechten Kinder Statt legt, damit die Leute geplagt werden‘. ‚Etliche Mägde reißet er oftmals ins Wasser, schwängert sie und behält sie bei ihm, bis sie des Kindes genesen; und legt danach dieselben Kinder in die Wiegen, nimmt die rechten Kinder daraus und führt sie weg.‘ In Dessau sah Luther ein Kind, ‚welches‘, erzählte er, ‚zwölf Jahre alt war, seine Augen und alle Sinne hatte, daß man meinte, es wäre ein recht Kind. Dasselbige that nichts, denn daß es nur fraß, und zwar so viel als irgend vier Bauern oder Drescher. Wenn man's angriff, so schrie es. Wenn's übel im Hause zuging, daß Schaden geschah, so lachte es und war fröhlich; ging's aber wohl zu, so weinte es. Da sagte ich zu dem Fürsten von Anhalt: Wenn ich da Fürst oder Herr wäre, so wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Mulde, so bei Dessau fließt, und wollte das homicidium daran wagen. Aber der Kurfürst von Sachsen, so mit zu Dessau war, und die Fürsten zu Anhalt wollten mir nicht folgen.‘ Als man ihn später fragte, weshalb er den Rat erteilt habe, das Kind zu ersäufen, antwortete er: er halte gänzlich dafür, daß solche Wechselkinder nur ein Stück Fleisch ohne Seele seien, ‚denn solches könne der Teufel wohl machen‘: er sei in solchen Wechselbälgen als ihre Seele‘. ‚Es geschieht oft,‘ versicherte Luther, ‚daß den Sechswöchnerinnen die Kinder verwechselt werden und die Teufel sich an ihre Statt legen und sich garstiger machen mit Fressen und Schreien, denn sonst zehn andere Kinder, daß die Eltern vor solchen Unflätern keine Ruhe haben und die Mütter also ausgesogen werden, daß sie nicht mehr stillen können.‘ Eine ‚Historie‘, welche er von dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen erfuhr, veranlaßte ihn zu dem Ausruf: ‚Es ist wahrlich ein greulich schrecklich Exempel, daß der Satan so kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zeugt.‘ [1]

Zu allen diesen Sätzen gesellte sich seine die Gewalt des Satans übermächtig erhebende Lehre von dem ‚knechtischen Willen‘ und den dualistischen Kämpfen des guten und des bösen Prinzips im Menschen: ‚Des Menschen Wille ist in Mitte zwischen Gott und dem Satan, und läßt sich führen, leiten und treiben wie ein Pferd oder ander Tier. Nimmt ihn Gott ein

---

Ärzte, sagte er, ‚non considerant Sathanam impulsorem naturalis causae in morbo, qui causas et morbos illico et facile mutat‘. Lauterbach 109. ** S. auch Cordatus, Tagebuch (herausgeg. von Wrampelmeyer) Nr. 659: Omnia mala et morbi sunt opera Sathanae. Nr. 1051: Teufel in der Luft machen Wetter.

[1] Bei Förstemann 3, 56. 69—71. Weitere Belegstellen für das Gesagte bei Döllinger 2, 413 fll. Luther und das Zauberwesen 904 fll., und in dem Aufsatz: Über das Verhältnis und die Stellung des Glaubens an den Teufel zum Luthertum, in den Histor.-pol. Blättern 12, 39—48. ** S. jetzt auch Cordatus, Tagebuch (herausgeg. von Wrampelmeyer) Nr. 660.

und besitzt ihn, so geht er, wohin und wie Gott will. Nimmt ihn der Teufel ein und besitzt ihn, so will er und geht, wie und wohin der Teufel will. Und ist der menschliche Wille darin nicht frei oder sein mächtig, zu welchem unter den Zweien er laufen und sich halten wolle, sondern die zween Starken fechten und streiten darum, wer ihn einnehme.‘ [1]

Bei dem großen dogmatischen Ansehen, welches Luther genoß, wurden seine Ansichten und Bekräftigungen bezüglich des Teufels und dessen Wirksamkeit auf Erden maßgebend in der neuen Kirche, welche nach ihm sich benannte. Auf Grund dieser Ansichten und Bekräftigungen sind die zahlreichen, fast ohne Ausnahme von Predigern verfertigten Schriften aufgebaut, welche, die verschiedenen Laster der Zeit unter einem Teufelsnamen verkörpernd, die Volkslitteratur mit einem großen Teufelsmagazine bereicherten. So verfaßte Andreas Musculus einen Hosen=, einen Fluch= und einen Eheteufel, Matthäus Friedrich einen Saufteufel, Cyriakus Spangenberg einen Jagteufel, Albrecht von Blankenberg einen Geiz= und einen Wucherteufel, Joachim Westphal einen Faulteufel und einen Hoffartsteufel, Ludwig Milichius einen Zauberteufel und einen Schrapteufel, das heißt Finanzteufel, Florian Daule einen Tanzteufel, Andreas Hoppenrod einen Hurenteufel, Jodokus Hocker eine Schrift unter dem Titel ‚Der Teufel selbst‘. Solcher Schriften erschienen noch mehrere. Zwanzig derselben wurden im Jahre 1569 zu Frankfurt am Main in einem Foliobande gesammelt als ein ‚Theatrum Diabolorum‘, aus welchem zu erlernen, ‚daß wir in dieser Welt nicht mit Kaisern, Königen, Fürsten und Herren oder andern Potentaten, sondern mit dem Teufel zu kämpfen und zu streiten‘ haben. Sechs Jahre später erschien eine mit ‚vier neuen Teufeln gemehrte‘ Auflage des Werkes [2], und im Jahre 1587 eine dritte Auflage, wiederum gemehrt mit zehn neuen Teufeln, als Kleider= und Kröeß=, Neidharts=, Schmeichel=, Pfarr= und Pfründenbeschneider=, Spekulationischer=, Lügen= und Läster=, Gerichts= und Prokuratorn=, Bettel= und Gart=, samt den Sakraments=Teufeln, so zuvor bei diesem Druck nie gesehen und ausgangen‘; der letzte auf dem Titel erwähnte, der Sakramentsteufel, wurde von dem Pre=

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 406 fl.

[2] Genaue Angaben über diese Art Teufelslitteratur bei Goedeke, Grundriß 2, 479—483. ‚Die protestantische Teufelslehre‘, sagt der Verf., ‚begünstigte die dämonische Personifizierung der Laster und anstößigen Gewohnheiten, die durch Teufelsnamen geächtet wurden. Der theologische Eifer schuf eine Art erbaulicher Unterhaltungslitteratur, die für die Sittengeschichte lehrreich und zum Teil lebhaft geschrieben‘ ist. ** Vergl. jetzt das wichtige Werk von Osborn, Die Teufelslitteratur des sechzehnten Jahrhunderts (Acta germanica III, H. 3) Berlin 1893, und dazu Kawerau in Gött. Gel. Anz. 1893, S. 165 fl., und Pastor im Histor. Jahrbuch XV, 884 fl. Osborn lieferte auch eine neue Ausgabe des Hosenteufels von Musculus. Halle 1894.

diger Johann Schütz ‚mit seinen siebenunddreißig Adjuvanten beschrieben‘. Das Werk, in dieser neuen Auflage vierunddreißig Teufel behandelnd, umfaßte in seinen zwei Teilen über 1360 Seiten in Großfolio mit doppelten Kolumnen, sollte aber nach dem Wunsche des Herausgebers Sigmund Feyerabend aller Welt ‚stets zur Hand‘ sein als ‚eine treue Warnung für allerlei List und Mord des Teufels‘. Es sei ‚nützlich nicht allein dem Leien und gemeinen Christen, sondern auch wol vielen Gelehrten, als Pfarrherren, Capelanen und andern der Kirchen Fürstehern, mag wol sagen auch den Gelehrten der Rechten und Arznei‘. Denn es zeige ‚vielfältig an, wie der Teufel nicht allein der Seele des Menschen, sondern auch Leib und Gut nachstelle und wie er derselbigen mißbrauche sowohl wider weltliche Recht und natürliche Ordnung, als wider Gottes Wort, ja wider alle Sinn, Witz und Vernunft, dabei denn mancherlei Exempel und Fälle aus alter Historie und täglicher Erfahrung angezogen werden‘. Die verschiedenen Teufel seien ‚so viel möglich nach der Ordnung der zehn Gebote Gottes nacheinander gesetzt‘, und so bilde das Werk mit seinen vielen Lehren und Ermahnungen ‚nicht ein geringer Teil unseres christlichen Catechismi‘. ‚Und ist das alles mit mancherlei lustigen Historien, Sprüchen, Sprichwörtern, Reimen und Gleichnisreden vermenget und geschmückt, daß es auch Weltleuten, so der Heiligen Schrift und der Kirchenlehrer Bücher leichtlich überdrüssig werden, lieblich und kurzweilig sein mag.‘ [1]

In der That fand die auf die herrschende Teufelsfurcht und Teufelssucht des Volkes berechnete neue Art von Litteratur einen reißenden Absatz. Von den vielen einzelnen früher erschienenen Teufelsbüchern hatte Feyerabend allein in der Fasten- und in der Herbstmesse 1568 beiläufig 1220 abgesetzt [2]. In der Fastenmesse 1569 verkaufte Michael Harder 452 Exemplare solcher Bücher, welche größtenteils nach Leipzig und Magdeburg abgingen [3].

Ein eifriger Gegner dieser neuen Art ‚absonderlicher‘ Volkslitteratur war der katholische Polemiker Johannes Nas. ‚Innerhalb wenig Jahren‘, schrieb derselbe im Jahre 1588, ‚sein viel teuflische Bücher ausgangen, die ins Teufels Namen beschrieben, ins Teufels Namen gedruckt, ins Teufels Namen gekauft und gelesen und für große Kunst beschreit werden, und seind ihre Meister nicht unter den geringsten Wortsknechten berühmt worden.‘ Er führte ganze Alphabete von ausgegangenen Teufelsbüchern an und fuhr fort: ‚Die alten frommen Christen haben ihren Kindern den Bösen mit seinen greulichen

[1] Vorrede zur vermehrten Ausgabe vom Jahre 1587. Gedruckt Frankfurt a. M. durch Peter Schmid. Die Vorrede des zweiten Teiles, ebenfalls von Sigmund Feyerabend unterzeichnet, ist datiert vom 8. Februar 1588. Bei Goedeke ist diese dritte Auflage nicht angeführt.

[2] Vergl. die Register bei Pallmann 156—160.

[3] Meß-Memorial IX.

teuflischen Abnamen nicht nennen lassen, ja wohl dabei zu fluchen gar niemand gestattet, wie der weise Mann sagt: „So der böse Mann dem Teufel flucht, so verflucht er seine eigene Seele.“ Diese jetzige Welt predigt und schreibt Bücher ins Teufels Namen, und das muß alles recht und wohlgethan sein: Ursach, ihr Großvater und Patriarch Martin Luther hat solches angefangen. . . Dem Vater folgt sein Sohn. Wie die Prädikanten sein begeistet, also gebären sie.‘ Die Katholiken dürften ihnen auf diesem Gebiete nicht folgen. ‚Ich selbs bin dabei gewesen wol vor zwanzig Jahren, da solches Teufelsgejayd erstlich ins Geschrei kam, waren etliche gelehrte katholische Männer beisammen, redeten und lachten der schwarzen Engel. Da sprach einer unter ihnen, seliger Gedächtnis, ein hochgelehrter Mann: „Ich will auch einen Teufel ausgehen lassen.“‘ Man habe dies für einen Scherz aufgenommen und belacht; als man aber merkte, daß der Mann ‚es für Ernst fürgebracht, sagten etliche: Ei, mein Herr, von uns Katholischen sollen die Teufel nicht ausgebrütet werden, wir wollen die Sekten darum nicht neiden, gleich und gleich gehört zusammen‘ [1]. Herzog Albrecht V. von Bayern verbot bereits im Jahre 1566 ‚alle die neuen Tractätl, welche in Teufels Namen intitulirt sind: als Hosenteufel, Spielteufel und so weiter‘. ‚Denn obwohl alle die das Ansehen haben,‘ sagt er in seiner Verfügung, ‚als ob sie allerding politisch, und allein guter Zucht halber geschrieben seien, so sind sie doch der ärgerlichen Exempel und Anzüg halber nicht zu leiden, und fast also geschaffen, daß sie dem, dessen

[1] Nas, Angelus paraeneticus, der Warnungsengel (1588) S. 2—9. In einer andern Schrift macht Nas die Bemerkung, in den protestantischen Büchern begegne man fast auf jedem Blatte einem Teufel, während von einem Engel fast nie die Rede sei; vergl. Schöpf 64, Note 3. Gervinus 3, 17—18 führt auf Luthers Vorgang die ‚ganze Teufelslitteratur‘ zurück, ‚von der in prosaischer Eintönigkeit und theologischem Eifer die verschiedenen Lasterhaften als so viele Teufelsbesessene gegeißelt wurden, wie von Brant als Narren‘. ** Ähnlich urteilt Osborn in dem oben S. 515 Anm. 2 citierten Werke. Luther, heißt es hier, war ‚für die Verfassung der Teufelsbücher naturgemäß Wegbahner, Vorbild, Lehrer. Er erschien ihnen tadellos, nahezu sündenlos. Die fanatischen Bekämpfer der katholischen Heiligenwelt scheuten sich nicht, nun den verstorbenen Luther selbst mit dem Namen Sanktus Lutherus zu belegen; die grimmigen Gegner des Papstes sprachen von dem heiligen Vater Lutherus; als Prophet wurde er gepriesen und unpassenderweise gerade der vom Mythus umwobenen alttestamentlichen Gestalt des Elias gegenübergestellt. Diese Auffassung war nicht mehr neu und erhielt sich lange, bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein.‘ ‚Den Pastoren des Theatrum Diabolorum war Luther unfehlbar. Sie nannten sogar seine Schreibart sanft und seine Polemik milde. Seine Schriften wurden in eine Linie mit der Bibel gerückt; wie die Sätze des heiligen Buches galt ihr Inhalt an sich schon als Beweis; über Berechtigung oder Glaubwürdigkeit ihrer Ausführungen und Behauptungen zweifelnd zu grübeln, war allein schon sündhaft. Wer etwas auszusetzen hatte, wurde ohne weiteres als mit dem Teufel besessen gebrandmarkt und im gröbsten Poltertone heimgeschickt‘ (Osborn 170. 171).

Titel sie tragen, zu seinem Reich am meisten dienen. Und ist nicht Not, das christlich Völklin durch Teufels Büchlein von Lastern abzutreiben, weil sonsten der heilsamen guten Schriften bei der katholischen christlichen Kirche eben genug dazu vorhanden.‘ [1]

In der Absicht, eine in der Teufelslitteratur noch vorhandene Lücke auszufüllen, veröffentlichte der Mecklenburger Superintendent Andreas Celichius im Jahre 1595 eine ausführliche Schrift über die Besessenheit, ‚des Satans letzten Zornsturm‘. ‚Obwohl andere‘, betonte er, ‚nicht allein einen Teufel nach dem andern abgemalt, sondern auch die Hölle selbst ausgehen lassen, benebenst dem ganzen Theatro Diabolorum, so weiß ich mich doch nicht eigentlich zu bescheiden, daß jemand diese Arbeit auf sich genommen und andern zu Lehr und Trost von besessenen Personen etwas Gründliches und Ordentliches sollte verfaßt und in öffentlichen Druck gegeben haben.‘ [2] Und doch sei eine solche Schrift überaus notwendig. ‚Fast nahe und fern in allen Grenzen wird die Zahl der Besessenen so groß, daß es Jammer und Wunder ist, und solches mag wohl das rechte Ungeziefer sein, (daß) nu vielleicht unser Egypten und die ganze baufällige Welt zu Grunde soll gerichtet werden.‘ ‚Etliche dreißig besessene Personen‘ hätten in Mecklenburg Furcht und Schrecken verbreitet. ‚Schwache und blöde Gefäße unter Frauen und Jungfrauen sind über solchen seltsamen Spektakeln nicht wenig erschrocken; ihrer viele aber auch dargegen haben Glauben und Liebe hintangesetzt, indem sie eines Teils den Teufeln in den Besessenen abgöttischer und widerchristlicher Weise um Rat gefragt und gleich eine neue Wallfahrt angerichtet, eines Teils sind sie ganz unbarmherzig für den hochbetrübten Patienten geflohen und haben ihnen noch dazu alle Seligkeit abgesprochen.‘ [3] ‚Allhie bei uns in der Nachbarschaft sind wohl drei Prediger im Haupte verrückt und wie es das Ansehen hat am Leibe besessen worden.‘ ‚Auch ist's heutiges Tags überall fast gemein bei jungen Leuten mit der hinfallenden Seuche, daß sie in der Kirche und auf der Gassen zur Erde sinken, welche Christus selbst auch unter die Besessenen rechnet. Und das ist derer Kinder Sold und Lohn, die keine Zuchtrute mehr leiden wollen . . . und machen es wie die bösen Buben zu Bethel, daß sie endlich von den höllischen Bären ganz und gar darniedergerissen und gefressen müssen werden.‘ [4] Aus eigener Kenntnis brachte Celichius Zeugnisse für die Strafgerechtigkeit Gottes bei. ‚Ich habe bei meiner Lebzeit eines Interimsschmiedes Weib gekennet, die ward plötzlich und wunderbarlich besessen, und viel Teufel redeten unterschiedlich aus ihr; denn sie mußte ihres geldsüchtigen

---

[1] Archiv für Gesch. des deutschen Buchhandels 1, 180.
[2] Celichius, Notwendige Erinnerung Bl. B 3[b].
[3] Celichius Bl. A 3. B 2. [4] Bl. D 2. G 3[b].

Mannes entgelten.' ,Ein großer Jurist, dessen Namens ich gern und aus Ursachen hie geschweige, hatte mehr denn eine Tonne Goldes für sich bracht und blieb dennoch unvergnügsam, kam fast nimmer zur Predigt, Absolution und Kommunion', bis er endlich ,wie ein Hund unter Tisch und Bänke kriechen mußte, aus waserlei Geist mögen die wissen, so mit ihm sind umgangen'. ,Ein Suppenfresser' ,beförderte niemand mehr und höher, denn des Calvini Rottgesellen, bis zuletzt der Satan sein Abt ward und plaget ihn daheim und außen mit allerlei umlaufenden Gespensten, inwendig aber in seinem raumen Kopfe und Gewissen brachte er's ihm so nahe, daß er zum Mordspringer ward.' Von denjenigen, welche Kirchengut in Besitz genommen, würden ,etliche mit Leib und Seele vom Teufel hinweggerissen, etliche verlahmen an Händen und Füßen, etliche werden rasend und hirnwütig'[1]. Weil überhaupt alle Welt voll Sünde, Verbrechen und Schande sei, so brauche man sich über die große Zahl der Besessenen nicht zu verwundern; auch darüber nicht, daß meistens ,Weibspersonen, alt und jung, mit diesem Jammer berückt' würden. Denn ,der unruhige Belial ist's gewohnt, daß er sich an Eva und ihren Töchtern am ersten und meisten versucht, weil er durch sie die Sünde und Tod eingeführt hat. So ist's auch ohne das umb ein Weib ein schwach Gefäße, und sie stecken gemeiniglich voller Melancholie und Schwermut. Sankt Paulus schreibt auch aus Erfahrung, daß sie wilde und fürwitzig seien. . . Zudem sind sie jetzt von Natur stolz und üppig, und das Diis eritis similes steckt ihnen noch immerdar im Kropf'; ihre Putzsucht und stinkende Hoffart ,thut dem höllischen Leviathan Thür und Fenster auf, und weil er König über alle Stolzen ist, so dreht er zuweilen solchen schwülstigen Docken die Hälse vorm Spiegel um, oder zeichnet sie sonst, daß sie keinem menschlichen Bilde mehr ähnlich sind'. ,Über das sind auch die Weibspersonen viel ehe und mehr auf teuflische Zauberei verstürzet als die Männer.'[2] Die Herzogin Anna von Mecklenburg, welcher Celichius seine Schrift zueignete, mag über diese den Frauen gehaltene Strafrede nicht besonders erbaut gewesen sein.

Unter den von Celichius aufgezählten ,allerhand Ursachen, um welcher willen unser Herr Gott solche grausame Plagen und Spektakeln' der Besessenheit verhänge, sei ,mit besonderem Fleiß darauf zu sehen', daß er ,gemeinlich durch solche schreckliche Anblicke große Veränderungen in der Kirche und Polizei pflegt anzudeuten, wie alte und neue Exempel ausweisen und bezeugen'[3].

Als Celichius sein Werk zum Troste der geängstigten Christen abfaßte, waren längst allerlei ,Erschröckliche und wunderbarliche Zeitungen' über die

---

[1] Celichius [4] Bl. G 1[b]. H 1—2. H 3. [2] Bl. D 3—4.
[3] Bl. F 2—3.



Künste, welche der Teufel in den Besessenen treibe, zahlreich ins Land gegangen. Bereits im Jahre 1538 war eine ‚Wunderzeitung‘ erschienen ‚von einem Geldteufel, eine seltsame, unglaubliche, doch wahrhaftige Geschichte, zu Frankfurt an der Oder beschehen‘. Der Prediger Andreas Eber und die Richter und Schöffen der Stadt stellten darin ein urkundliches Zeugnis aus über die Art, wie der Teufel dort eine Magd, welche schon früher schwachsinnig gewesen war, besessen habe. Wenn diese Magd ‚mit der Hand einem am Rock, Barett, Wams, Hand, Ermel, Haupt, Bart, oder auf einen Tisch, Bank, Holz, Stein, Erde, Mauer und so weiter gegriffen, hat sie Geld damit erwischt und zum Maul gefahren und darein gebissen, daß es zwischen den Zähnen geknarret hat, und aus dem Maul die Münze blicken lassen‘. ‚Desgleichen hat sie des Nachts im Bett, bei ihrer Wärterin liegend, vom Federbett, Laken, Bettbrett, und worauf sie gegriffen, Geld erwischt und damit gerauscht, und das Maul vollgesteckt, daß sie auch greulich davon geröchelt, daß sie hat wollen ersticken.‘ ‚Sie hat auch etlichen redlichen Leuten, Mannen und Weiben, das Geld von sich selbst, wenn sie einen Griff gethan, vereicht . . und ist allerlei ganghaftig Münz gewesen, als märkische Groschen, Pfennig, Stettinische, Meißnische, Polnische und Böhmische Münz, auch preußische Groschen, und darunter auch etliche böse rote Münz. Und hat sonst, wenn man sie gefragt, seltsame, wunderliche Reden getrieben.‘ Zur ‚Bekräftigung der Wahrheit‘ dieser Geschichte setzte der Prediger sein Siegel unter diese Urkunde, und der städtische Richter fügte ‚mit Wissenheit der Schöffen des Gerichtes Insiegel‘ bei [1]. In vier verschiedenen Ausgaben erschien im Jahre 1562 eine ‚Neue Zeitung von einem Manne, Hans Vater genannt, wie dem der Teufel mit Stricken, Frauen-Schleiern, Jungfrauen- und Mägden-Flechten und Zöpfen beide Hände auf den Rücken bindet und den erbärmlich quälet und martert, — am 24. April ist obgemelter Mann persönlich allhier gen Nürnberg kommen und von etlich hundert Personen wahrhaftig gesehen worden‘ [2]. Drei Jahre früher war aus Nürnberg und aus Wittenberg eine andere ‚Grausame erschröckliche und wunderbarlich Geschicht oder neue Zeitung‘ verbreitet worden, ‚welche wahrhaftig geschehen ist in diesem 1559. Jahr zu Platten, zwei Meil Weges von Joachimsthal; allda hat ein Schmied eine Tochter, die ist vom bösen Feind dem Teufel ein-

[1] Bei Scheible, Schaltjahr 4, 616—620. ** Weller, Zeitungen Nr. 118. Über die Geschichte in Frankfurt a. d. O. vergl. auch Angelus, Wunderbuch (Frankfurt a. M. 1597) S. 203—228. Ebenda 400 fl. einen Brief von Luther an Andreas Eber über den Fall, datiert 1536, Aug. 5.

[2] Weller, Zeitungen Nr. 252. ** Hans Vater von Mellungen ward 1562 in Nürnberg entlarvt, s. Waldau, Neue Beiträge z. Gesch. der Stadt Nürnberg 2 (Nürnberg 1791), 273 fll.

genommen und besessen worden, der hat so wunderbarlich und seltsam Ding aus ihr geredet mit den Priestern, die täglich bei ihr gewest sind' [1]. Eine im folgenden Jahre aus Erfurt ausgegangene ‚Schreckliche Zeitung' über einen ‚vom leidigen Teufel angefochtenen' Hirten in Thüringen wurde sechsmal, in Nürnberg, Augsburg, Hof und anderwärts nachgedruckt [2]. Teufelsbanner, welche in großer Zahl im Lande umherzogen, berühmten sich wohl ‚in gedruckten Zetteln, wie viel sie allbereits wider die Teufel ausgerichtet' hätten, und luden ‚die beängstigten und besessenen Christenmenschen ein, zu kommen und sich heilen zu lassen, denn sie seien die wahren und kräftigen Banner des bösen Feindes und seiner Gehilfen unter den Erd- und Luftteufeln' [3]. In Lemgo verdiente ein Prädikant um das Jahr 1533 mit dem Teufelsaustreiben, welches er als Gewerbe betrieb, großes Geld [4]. Bei diesen Bannungen ‚siehet und höret man anders nichts', schrieb der Lemgoer Prediger Jodokus Hocker im Jahre 1564, ‚denn eitel stoßen, schlagen, schreien und rufen: Packe dich, packe dich, du sollst und mußt heraus, und wie jener sagte: Du sollst heraus, daß dir auch ein Teufel in den Leib führe'. Diese Teufelsbanner seien nur bedacht auf ‚eitel Ehre und weltlich Gut'. ‚Wie dann solches der ganzen Welt bekannt ist, und viel Leute mit ihrem Schaden erfahren haben. Und ich auch selber gesehen an etlichen Orten, daß die armen tollen Leute, beide Großhans und Kleinhans, diesen Schwärmern das Geld bei ganzen Haufen zutrugen und nicht wußten, wie hoch sie sie rühmen und ehren wollten. Und ist kläglich, daß die Welt so geneigt ist, dem Teufel mit voller Hand zu geben, da sie doch dem lebendigen Gott nichts will zukommen lassen.' Vergeblich ‚schmücken unsere vermeinten evangelischen Exorcisten ihre Sachen damit, daß sie gar keiner unchristlichen Mittel, wie sie sagen, sondern Gottes Wort, christlicher Lobgesänge und des heiligen Gebetes zu ihrem Handwerk gebrauchen, damit sie denn auch für den gemeinen Pöbel ein Geplerr machen, als sei es eitel köstlich und göttlich Ding, da sie mit umgehen'. Das sei aber keine Entschuldigung, denn sonst möchte auch ‚ein gottloser Papist seine abgöttische Messe auf gleiche Weise verteidigen, es wären nur eitel heilige Wörter, derer er darin gebrauche' [5]. ‚In Meißen', klagte ein Prediger im Jahre 1563, ‚habe ich in einem Dorf, allwo nicht weniger als siebenzehn Besessene beiden Geschlechts vorhanden, drei trunkene Teufelsbanner, ohngeachtet sie wegen liederlichen Lebens bei jedermänniglich anrüchig, ihr Wesen bei den tollen Leuten treiben und viel Gelds und Gaben ein-

[1] Weller, Zeitungen Nr. 233; drei Ausgaben.
[2] Weller, Zeitungen Nr. 236.
[3] Predigt wider die Teufelsbanner von L. B. Kornmann (Erfurt 1561) S. 3.
[4] Clemen, Einführung der Reformation zu Lemgo (Lemgo 1846) S. 28.
[5] Bannteufel S. 8. 12. 19. 34 (im Theatrum Diabol. 1, 136 ffl.)

nehmen sehen: wollen den Teufel durch den Teufel vertreiben, und gläubt schier alt und jung mehr an den Teufel, als an Gott und sein heilig Evangelium.'[1]

Eine merkwürdige Beschwörung fand im Jahre 1565 an der ‚vom Teufel besessenen Adelsperson Kunigunde von Pilgram' durch den lutherischen Pastor zu Schremberg statt. Als der Teufel bedrängt wurde, hat er, so lautet der Bericht, ‚geschrieen, daß die Leute nicht in der Kirche haben bleiben können; er hat der besessenen Person den Kopf um eine Elle vom Leibe hin- und hergeschleudert, als gehöre er zum Leibe nicht. Da hat man ihn in derselben ihrem Angesicht und Leib sichtlich gesehen, wie man ihn sonst pfleget zu malen. Allda hat er Gott gelästert und geschändet, Gotteswunder, Gottesmarter geflucht, letzlich gesagt: „Ihr sagt viel von eurem allmächtigen Gott, wie mächtig ist er nun? Wie fein könnt ihr mich vertreiben? Ich bin stärker als er", und so Lästerungen unzählige viel mehr'[2].

Es wurden dem Volke auch mancherlei Fälle ‚grausamer Besessenheit' bekannt gemacht, bei welchen katholische und protestantische Beschwörer wetteifernd sich um die Austreibung des Teufels bemühten. So verkündete eine im Jahre 1584 in Ingolstadt gedruckte ‚Erschreckliche, ganz wahrhaft Geschichte', daß sich bei der Beschwörung einer Bürgerin zu Spalt ‚ein junges lutherisches Predigtkäuzlein' vergeblich bemüht und ‚der Böse nur sein Affenspiel' mit ihm getrieben habe, dagegen vor dem katholischen Exorzismus gewichen sei. ‚Etliche, die dabei gestanden, bezeugen und beteuern, daß sie währenddem einen schwarzen Vogel in Gestalt einer Amsel aus dem Munde der Frau fliegen sahen. Das geben wir für keine Wahrheit, weil es keiner von uns gesehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Falle der Not bei unserer priesterlichen Würde mit höchstem Eid und gutem Gewissen beteuern können.'[3]

Die Ohnmacht katholischer und calvinistischer Beschwörung verkündete dagegen Nikolaus Blum, lutherischer Prediger zu Dohna, in einer ‚Historischen Erzählung' aus dem Jahre 1606. Es handelte sich um einen vornehmen böhmischen Studenten, den der Teufel ‚in den Lüften herumgeführt', ‚grausam gemartert und zerrissen, taub und stumm gemacht, die Zunge aus dem Hals gerissen' hatte. Dieser Teufel hatte die besondere Eigenschaft, ‚bald päpstisch, bald calvinisch' zu sein, ‚päpstisch oder calvinisch' zu disputieren, aber ‚luthe-

---

[1] Von Höllenzwängen 5—6.

[2] Weber, Aus vier Jahrhunderten, Neue Folge 2, 304—312. Im Jahre 1566 trieb Georg Silberschlag, protestantischer Pastor an der Kaufmannskirche in Erfurt, den Teufel aus dem Leib einer besessenen Bäckersfrau. Jaraczewski, Zur Gesch. der Hexenprozesse in Erfurt und Umgegend 27.

[3] Der Bericht abgedruckt bei Freytag 2, 361—374.

risch wollte er nicht sein, hat nur wider dieselben gestritten'. Zu einem lutherischen Prädikanten, der ihn beschwören wollte, ,sprach der Teufel: „Pfaff, wenn ich ausfahre, so will ich in dich fahren." Der aber begegnete ihm tapfer und sprach: „Teufel, ich bin Gottes Kreatur, Geschöpf und Eigentum, an mir hast du keinen Teil; fahre in den Papst zu Rom, der ist deine schöne Kreatur." Der Teufel schrie hinwieder: „Freilich ist der Papst meine schöne Kreatur, ich habe aber noch eine andere schöne Kreatur, Gottlieb zu Prag ist auch meine schöne Kreatur." Da ward gefragt, ob einer zu Prag sei, der Gottlieb hieße. Und ward zur Antwort, daß der oberste Jesuiter den Namen habe und führen thäte. ,Ein calvinischer Priester hat den Besessenen absolviert und kommuniziert, aber da ist das Übel ärger worden, mehr denn vorhin hat der Teufel gewütet und getobet.' Auf Befragen, ob er den Teufel durch einen Jesuiten oder einen Kapuziner wolle austreiben lassen, antwortete der Besessene: ,Ich lasse einen Teufel den andern nicht austreiben.' Dagegen verlangte er, nach Meißen gebracht zu werden, ,als einem Lande, in welchem die wahre Kirche ihren Sitz' habe. Man brachte ihn nach Pirna, und dort fand nun die Beschwörung und Austreibung des Teufels statt, welche Blum, der dabei persönlich thätig war, ausführlich beschreibt. Ganze sechs Tage dauerte der Disput mit dem Teufel, der über die Gnadenwahl sich im Sinne der Reformierten aussprach, schließlich aber ,in Gestalt eines feuerigen Gerstenkörnleins und in einem Rauche' ausfuhr. Als darauf ,der erlösete Jüngling auf Prag anheim verreisete, zur Kapuzinerkirche ging, lief ein Mönch auf ihn zu, anrührte denselben, da fiel ein Bild herunter auf des Mönchs Haupt, erschlägt denselben also, daß er niederfällt, jähenden Todes stirbt. Vielleicht hat der ausgetriebene Teufel den jungen Studenten zu Tode werfen wollen, hat aber sein gefehlt und einen Mönch getroffen'. Blum erfuhr dieses ,Wunderwerk' von dem Studenten selbst [1].

Über eine Teufelsaustreibung zu Wien veröffentlichte der Jesuit Georg Scherer im Jahre 1583 eine Predigt unter dem Titel ,Christliche Erinnerung', worin er berichtete, von wie viel tausend Teufeln, ,vermöge und laut ihrer, der bösen Geister, eigenen, doch unwilligen, genötigten Bekenntnis', eine Jungfrau Namens Anna Schlutterbäurin besessen gewesen sei. Der Bischof von

[1] Historische Erzählung S. 1 fll. Seinen Sitz habe der Teufel, schreibt Blum S. 4—6, bei dem böhmischen Studenten nicht im Herzen gehabt als im Tempel der heiligen Dreifaltigkeit. ,Nein, nein; sondern im männlichen Gliede mit Gunst zu melden.' Wenn der Student habe Urin lassen sollen, habe er grausame Marter empfunden und sei es ihm gegangen wie einem Weibe in Kindsnöten u. s. w. ,Und ist ein Wunder, welches wol in acht zu nehmen: ich rede die Wahrheit in Christo und lüge nicht, des mir mein Gewissen Zeugnis giebt... Als er das Meißnerland nur berührte, hat der Teufel seine Gewalt über den Besessenen zum Teil verloren.'

Wien habe sich ‚zu diesem Handel nicht eingedrungen, sondern sei vom kaiserlichen Hofe dazu ersucht und ermahnt worden, wie denn auch die Unsern sich viel mehr geweigert als willig darzu gefunden haben‘. So oft man den Akt mit der besessenen Jungfrau fürgenommen, sein allweg Manns= und Weibspersonen dabei gewesen, fürnehmlich haben in den letzten Tagen dem Exorcismus beigewohnt ansehnliche Herren sowohl vom kaiserlichen als königlichen und andern fürstlichen Höfen, item aus dem allhiesigen Stadtrat, auch Doktores und Magistri der Universität, Hauptleute, Adelspersonen, Bürgersleute‘. Auf die Einrede des ‚gemeinen Mannes‘: ‚Wie es immer möglich, daß so viele tausend Teufel in einem Menschen sein könnten‘, sei zu antworten: ‚Wie viel böser Geister sein gewesen in jenem besessenen Menschen, davon im Evangelio steht Matth. 8, Mark. 5, und Lukas 8, die, nachdem sie ausgefahren, in die zweitausend Schwein im Meer ertränkt und versenkt haben? War es nicht auch eine Legion ihrer Aussag nach auf die Frag Christi des Herrn? Haben dermalen ihr so viel in einem Menschen sein mögen, warum nicht auch jetzt?‘ ‚Die Gelehrten und Verständigen wissen, daß die Teufel weder Fleisch noch Bein haben, sonder Geister sein und derwegen keines Ortes noch Raumes wie unsere Körper bedürfen. Auf einem Nadelspitz könnten viel hunderttausend Legionen der Geister sein.‘ Scherers Ermahnung lautete: Der Christ dürfe ‚nicht sicher oder sorglos sein, als ob kein Feind vorhanden wäre‘, aber auch keineswegs verzagen. ‚Wache und bete. In allen Dingen ergreif den Schild des Glaubens, mit welchem du kannst alle feurigen Pfeile des Bösewichts auslöschen; setze auf den Helm des Heils und nimm das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Summa: arbeite und halte dich ritterlich wie ein Kriegsmann Jesu Christi.‘ [1]

Ein ungeheures Aufsehen erregten im Reiche die ‚wahrhaftigen Zeitungen‘ über die Teufelsvorgänge in der Mark Brandenburg. Im Jahre 1593 ‚hat sich‘, wurde berichtet, ‚in der Neumark in dem Städtlein Friedeberg ein erschrecklich Wesen erhoben, daß der leidig Teufel über die sechzig Menschen, jung und alt, Manns= und Weibspersonen leibhaftig besessen und zu unterschiedlichen Zeiten greulich gemartert hat, daß man mit solchen betrübten Leuten in den Kirchen und sonst sehr viel zu thun gehabt; auch der eine Pfarrer

[1] Scherers Werke, Münchener Ausg. 2, 179—196. Im Jahre 1589 erschien in Würzburg von J. Schnabel und S. Marius eine ‚Wahrhaftige und erschröckliche Geschicht von einem jungen Schmidtsgesellen, Hansen Schmidt von Heydingsfeldt, der von einer ganzen Legion Teüffeln heftig besessen und hernacher durch Mittel der katholischen Kirchen errettet worden ist‘. Über einen absonderlichen Exorcismus, welchen zwei Ambrosianerpatres im Jahre 1605 mit dem blödsinnigen Herzog Johann Wilhelm von Cleve vornahmen, vergl. den Bericht in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 2, 201—211.



daselbst ist unter der Predigt ebenermaßen angegriffen worden'[1]. Das Konsistorium ordnete in allen Kirchen der Mark öffentliche Gebete zur Befreiung der Menschen von der Macht des Teufels an. Jedoch das Übel wurde dadurch nicht gehoben, sondern förmlich ansteckend. In Friedberg belief sich nach und nach die Zahl der Besessenen auf 150[2]. ,Als dies Unglück in der Mark noch nicht geendet, entstand desgleichen im November und Dezember 1594 zu Spandau, daß allda über die vierzig Personen, mehren teils junge Leute als Knaben und Jungfrauen, wenig alte darunter, besessen wurden. An einem solchen Besessenen haben oft fünf oder sechs starke Menschen genugsam zu halten.' Der Rat ließ eiserne Ringe in den Mauern befestigen und die Besessenen mit Ketten daran festschließen. Auch in Berlin ,trieb der Teufel sein Wesen'. Wie zu Spandau, so hat man auch in Berlin ,vor Weihnachten 1594 zu verschiedlichen Malen Silber- und Goldmünzsorten gefunden, und wer sie erstmals hat aufgenommen, ist vom Teufel befallen. Welches ungeheures teuflisches Wesen in der Mark Brandenburg sowohl wie in anstoßenden Grenzen groß Schrecken unter dem Volke gemacht hat'[3]. Prätorius, Superintendent zu Frankfurt an der Oder, machte im Jahre 1595 in einer ,Erschröcklichen und wahrhaftigen Geschichte' des näheren bekannt, wie der böse Geist in Friedberg, Spandau, Berlin und Küstrin ,die Menschen besessen und täglich martere und quäle'[4].

Zu den besondern Veranstaltungen des Teufels wurde auch gerechnet, daß er seit dem ,Aufkommen des lieben heiligen Evangeliums durch Lutherum mehr denn je zuvor durch Gesichte, Gespenster und Spüknisse jeglicher Art die Christen quäle und martere, gleich als wolle er allen Zornsturm anwenden, da ihm wohl bewußt' sei, daß ,der Jüngste Tag nahe vor der Thüre stehe und sein Reich hier auf Erden zu Ende gehen' werde. Unter dem Papsttum seien viele ,Rumpel- und Poltergeister' gewesen, jetzt dagegen, klagte der Superintendent Andreas Celichius, finden sich statt derselben ,die allergrimmigsten

[1] Cramer 4, 53. [2] Moehsen, Gesch. der Wissenschaften 500.

[3] Cramer 4, 53—54. ** Vergl. Jac. Coler, Bericht von den vorhin unerhörten Wunderwercken, so sich neulicher Zeit in der Marck Brandenburg zugetragen und noch täglich geschehen: Neulich wie die Engel etlichen Menschen sichtiglich erscheinen und sie zur Buß vermahnen. Deßgleichen wie auch der Teufel sich hin und wider sehen lest, die Menschen leiblich beutzet und ungewöhnliche Ding durch sie redet und handelt und was davon zu halten sey. Erfurt 1594. Zu Tangermünde wurden unter dem Oberprediger Nikolaus Weide im Jahre 1594 täglich Betstunden gehalten, weil ,mehrere Menschen jedes Alters und Geschlechtes leibhaftig vom Teufel besessen'. Pohlmann 298.

[4] Moehsen 501.

Menſchenplacker aus dem Abgrund der Hölle und erfüllen alle Winkel mit ihren Greweln und Scheweln'[1]. In einem ‚Chriſtlichen Unterricht von Geſpenſten' fragte der unermüdliche proteſtantiſche Polemiker Johann von Münſter zu Vortlage im Jahre 1591: ‚Wer ſiehet und hört nicht täglich allerlei Geſpenſte, Geſchrei und Heulen, Werfen, Rauſchen, Klappern und Zuſchlagung der Särck, Machung der Gräber und dergleichen? Item, wer ſieht nicht täglich viel Geſichte in der Luft, auf Erden und über dem Waſſer, in welchem einer erſaufen und ſonſt Not leiden ſoll? Item, wer weiß nicht zu ſagen von den großen und kleinen Lichtern, welche bisweilen des Nachts und auch oft bei hellem Tage erſcheinen: und ſo ſie groß ſein, wie der gemeine Mann aus täglicher Erfahrung ſpricht, das Abſterben der alten, ſo ſie aber klein ſein, den Tod der jungen Leute bedeuten ſollen?' Münſter erteilte nähern Unterricht darüber, wie ‚man erkennen ſolle, ob die Geſpenſte gut und von Gott, oder bös und vom Teufel herkommen', auch ‚aus welcher Materie die Geſpenſter gemacht werden', und ‚wie der Satan die Natur zu gebrauchen wiſſe, die Geſpenſte daraus zu machen' und was ‚für einen Leib er annehme'. Der Teufel habe zum Beiſpiel ‚zu einem feurigen Geſpenſt des Tages die Sonne, des Nachts den Mond und Sterne; zu einem wäſſerigen Geſichte und andern, die in menſchlicher Geſtalt erſcheinen, hat er die Wolken, die Erde und andere natürliche Ding auf ſeine meiſterliche Art . . . zu gebrauchen. Wem dieſe erzählten Dinge dünken unglaubig zu ſein, der ſehe doch die Gaukler an, wie meiſterlich und behend ſie das Brot eſſen und alsbald Mehl wieder ausſpeien, item, wie bald ſie den Wein, ſo ſie jetzt geſoffen haben, aus der Stirn wieder zapfen können' und ſo weiter. ‚Iſt dies den Gauklern, die doch nur Menſchen ſind, möglich, wie viel mehr iſt die Geſchwindigkeit des Teufels, welcher die Materien der Geſpenſte aus der Natur wunderbarlich ſuchen und treiben kann, möglich und glaublich? Zum andern nimmt er auch einen Leib an, auf daß er ſeine Geſpenſte deſto ſcheinbarer und erſchrecklicher ſehen laſſe, und zwar weil er ein mächtiger und behender Geiſt iſt, kann niemand, daß er entweder lebendige oder tote Leiber annimmt, die Menſchen zu betriegen, leugnen.'[2]

[1] Notwendige Erinnerung Bl. D.

[2] Johann von Münſter, Ein chriſtlicher Unterricht von Geſpenſten ꝛc. (Hanauer Ausg.) 18—19. 76 fll. 91—95. Er erteilte dieſen Unterricht, weil ‚etliche fürnehme, gottesfürchtige Leute von feurigen Geſpenſten, ſo ihnen widerfahren und vorkommen waren', ihn um ſeine Meinung darüber gefragt hatten, ‚auch wie den vernommenen Geſpenſten fürzukommen und desſelben erſchreckliche und ſchädliche Effektus und Wirkungen mit Gott und gutem Gewiſſen zu verhindern wären'... Vorrede a². S. 41 heißt es: ‚Man liſet', daß im Jahre 1569 ein Jeſuit in Augsburg ſich als Teufel verkleidet habe, um eine Magd zu erſchrecken. Dazu die Bemerkung: ‚Ich ſollte meinen, die Jeſuiter bedürften nicht, daß ſie ſich in teufliſche Kleider ſteckten, ſintemal ſie die offenbarliche Lehre der Teufel, von welcher Paulus redet, treiben und verteidigen.'

Namentlich zur Zeit der Pest, versicherte der Prediger Samuel Heinnitz im Jahre 1609, ‚nimmt der Teufel mit den toten Körpern im Grabe was Schreckliches und Grausames vor: wie man denn in Pestilenzzeiten erfahren, daß tote Leute, insonderheit Weibspersonen, die an der Pestilenz verblichen, im Grabe ein Schmatzen getrieben als ein Sau, wenn sie frißt, und bei solchem Schmatzen die Pest heftig zugenommen und gemeiniglich bei solchem Geschlecht die Leute häufig nacheinander weggeräumt‘ [1].

Ludwig Lavater, Prediger zu Zürich, hatte im Jahre 1570 in einer Schrift ‚Von Gespensten‘ vor allzu großer Leichtgläubigkeit gewarnt. ‚Der Mehrteil der Dinge,‘ schrieb er, ‚die man gemeinlich für Gespenst haltet, sind es gar nicht.‘ Aber ‚nichts desto minder‘, fügte er hinzu, ‚sieht, hört und spürt man oft und viel Gespenst und anders dergleichen‘. ‚Der hochgelehrte Philippus Melanchthon schreibt in seinem Buch De Anima, er selbst habe etliche Ungeheuer oder Gespenst gesehen und kenne viel glaubwürdige Leute, die hoch und teuer bezeuget, sie haben nicht allein Gespenst gesehen, sondern auch lang mit ihnen geredet.‘ ‚Viele gottesfürchtige, fromme, ehrliche, wahrhaftige Weibs- und Mannspersonen . . . bezeugen noch, daß sie etwan Nachts, etwan bei hellem Tag Gespenst gesehen oder gehört haben. Etlichemal hat man Leute gesehen reiten oder gehen, etwan feuriger Gestalt, die man wohl kennt und aber vorlängst tot gewesen oder neulich gestorben sind.‘ ‚Viel hat man Nachts gehört Geister umschlirpfen, sich räuspeln, ächzen und sehr seufzen. Wenn man sie gefraget: wer sie seien und was ihnen anliege? so haben sie geantwortet: sie seien diese oder jene Seele.‘ ‚Die Bergleute bezeugen, daß man auch in etlichen Fundgruben Geister oder Gespenst sehe, die seien nicht anders bekleidet, denn wie die Bergknappen, die laufen hin und wieder, und meine einer nit anders, dann sie arbeiten wie die Bergleute.‘ ‚Dagegen findet man auch schädliche und grausame Berggeister, die den Bergknappen zu Zeiten die Schächt und Stollen vorhalten, auch sonst viel böser Bosheiten und Tücken erzeigen.‘ Georgius Agricola, ein berühmter und fürnehmer Bergherr, der vom Bergwerk herrliche Bücher geschrieben, melde, daß zu Annenberg in einer Grube, der Rosenkranz genannt, ein solcher Geist zwölf Bergknappen getötet habe, und ‚wiewohl sie an Metall reich gewesen, habe man darvon müssen lassen‘ [2].

---

[1] Heinnitz, Vorrede C 3.

[2] L. Lavater, De spectris, lemuribus etc. (Tigur. 1570), in deutscher Übersetzung im Theatrum de veneficis 116 fll. 138—140. Vergl. Roskoff 2, 428—431. ** Über Gesichte und Gespenster berichtet Oldecop S. 380: 1555 am 7. Januar bei Gerden in Hannover ein Gesicht, viel Kriegsvolk, das sich erst in der Luft, dann auf der Erde schlägt. S. 452—453: 1559 Dienstags vor St. Veit beim Dorfe ‚to Verl in dem richte to Lechtenberge‘ ein Kampf zwischen Fähnlein mit Reitern, vier schnee-

Der Leipziger Buchhändler Hennig Groß widmete dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig im Jahre 1597 ein großes, ‚der ganzen Christenheit überaus nützliches' Werk über Gespenster, Geistererscheinungen und allerlei andere teuflische Zaubereien [1]. In einem ‚Historischen Tempel der Natur' berichtete Heinrich Kornmann aus Kirchhayn in Hessen im Jahre 1611 ‚so viel Gespenstiges und Teuflisches, daß jedwedem Grauen und Entsetzen beikommen' mußte. Im Anschluß an Paracelsus nahm er ‚viererlei Geschlechter der Menschen an, nämlich Wasserleute, Bergleute, Feuerleute und Wind- oder Luftleute, die als Menschen anzusehen sind und doch nicht aus Adam sind, sonder ein ander Geschöpf und Kreatur, geschieden von uns Menschen und von allen Tieren'. ‚Die Ehe, mit solchen Geistmenschen geschlossen, kann nicht geschieden werden in Ewigkeit, solang das Leben ist, wenngleich die Nymphe oder Wasserfrau sich verlaufen hätte.' ‚Und darüber', schrieb der lutherische Theologe Arnold Mengering, ‚hält Kornmann so hart und fest, daß er die für keine rechten Theologen hält, die ihm hierin abfallen und all sein Geschmier von den Nymphen und Venus-Gesellschaft für Teufelswerk gehalten haben wollen.' [2] In einem im Jahre 1589 zu Frankfurt am Main erschienenen Werke wurde kundgethan, daß einer der Luftgeister sich dahin ausgesprochen habe: ‚Ich bin weder ein guter noch ein böser Engel, sondern bin einer aus den sieben Planetengeistern, die da beherrschen die Mittelnatur, denen befohlen ist zu regieren die vier unterschiedlichen Teile der ganzen Welt, nämlich das Firmamentische, Animalische, Vegetalische und Mineralische Teil. Und unser sind sieben, die wir durch unsere Geschicklichkeit alle siderischen Virtutes und Influentias des obern Kreises in die untersten drei Teile durch die Ascendenten und Descendenten führen und bringen, und darinnen wirken. Denn die Planeten können nicht korporalisch herunterkommen.' [3] ‚Wie ist doch unsere heutige Zeit so reich an wunderbaren Erklärern der Natur und der überirdischen und teuflischen Erscheinungen', rühmte bereits im Jahre 1562 ein ‚Wahrhaftiger und

---

weiße einerseits, vier bunte anderseits. S. 473—474: 1561 an unschuldigem Kindestag eine feurige Wolke ‚to Dorygen', dann über Wittenberg gesehen; am Donnerstag nach Invocavit ein schrecklich Gesicht zwischen Eisleben und Mansfeld bei Sonnenuntergang ein Kruzifix und zwei große Ruten, welche auf zwei große Steinsäulen schlugen, darunter die Abbildung des Sonnenuntergangs. S. 529—530: Anfang 1563 am Himmel vielerorts schreckliche feurige Wolken und ungewöhnliche Sturmwinde. Ein Bericht über ‚vil greuliche und teuflische Spectra und Gespenster', welche sich im Jahre 1601 in einem Schlosse des Bamberger Bischofs bei Cronach sehen ließen und besonders jene belästigten, ‚welche catholischer Religion nit zugethan', bei v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 15, 292—293.

[1] Groß, Magica, Vorrede.

[2] Kornmann 49—50. 78. 113. 171—174. Vergl. Waldschmidt 446 fll.

[3] Alchimia D. 5. Vergl. Waldschmidt 459—460.

wunderbarlicher, durch die neu aufkommende und hellleuchtende Wissenschaft gutgeheißener Bericht von mehreren Himmeln, auch nicht weniger von unterirdischen, chymischen Menschen, Wassermännlein und Nixen, Luftleuten, Feuermenschen, Drachenkindern, Gespensten, so auch von teuflischen Wechselbälgen, so alles allzeit vorhanden gewesen, aber mehr verborgen, in unsern Tagen jedoch schier in jeglicher Landschaft, Wald, Wasser, Stadt und Dorfschaft zu finden sind'. In der Vorrede sagt der Verfasser: ‚O der großen Verhängnisse und Gerichte Gottes, die so offenbarlich herfürtreten, und ist wohl zu beklagen, daß so viele Christen solcher Gerichte nicht achten und den Teufel nicht sehen wollen, der nicht allein in der Hölle, sondern in unterschiedlichen Gestalten in der Luft, Wasser, Wald und Wildnuß umgehet, erscheint und regiert.'[1]

Dem herrschend gewordenen Gespenster- und Teufelsglauben vollständig beipflichtend, verkündete auch der herzoglich bayrische Hofsekretär Ägidius Albertinus in einem für das Volk bestimmten Werke vom Jahre 1616 die wunderbarsten Dinge. Außer ‚den Teufeln in der Hölle und in den oberen Lüften wohnen andere', schrieb er, ‚in den Unterlüften, nehmen aus den dicken Lüften unterschiedliche Leiber und Gestalten an, erscheinen den Menschen sichtbarlich, vexieren, tribulieren und versuchen sie, machen auch Blitz und Donner. Die dritten werden irdische Teufel genannt, wohnen teils in den Wäldern und stellen den Jägern nach und verführen die Wandersleute bei der Nacht, teils in den offenen Feldern, teils in den Spelunken, Höhlen und Gruben, teils auch bei den Menschen in finstern und dunkeln Orten. Die sind nun teils bös, teils nicht, sondern erschrecken die Menschen nur durch allerlei Gesichte. Es sagen auch etliche den Menschen zukünftige Dinge. Andere bewegen sie zu der Melancholie, Unsinnigkeit und Verzweiflung, und verursachen, daß sie in die Brunnen oder in andere Wasser springen und sich selbst umbringen, durch die Fenster hinabstürzen, erstechen, erschießen, erhenken. Sie überreden auch die Menschen, daß sie ihn bisweilen in etwa einem Glas, Krystall oder Spiegel haben, und wann sie beschworen oder erfordert werden, so geben sie den Menschen Red, Antwort, Rat und That. Die vierten werden Wassergeister genannt, wohnen in den feuchten und wässerigen Orten, nahe bei den Teichen, Bächen und Seen. Diese Art der Teufel sind sehr zornig, unruhig, falsch, betrüglich, bewegen die Meere, machen die Schiffe untergehen und benehmen vielen Menschen das Leben. Sie nehmen auch bisweilen einen sichtbaren Leib an sich, erscheinen gemeinlich in Weibergestalten und werden derwegen Wasserfrauen genennet. Diejenigen aber, so an den dürren Orten wohnen, erscheinen den Menschen in sichtbarlichen Mannsgestalten. Desgleichen nehmen sie die Gestalt unterschiedlicher Tiere an sich, nach Beschaffen-

[1] Ohne Ort. Vorrede Bl. b.

heit ihrer Anmutungen. Die fünften sind Erdgeister und wohnen unter der Erde in den Spelunken und Höhlen des Gebirges. Diese Teufel greifen diejenigen an, welche die Brunnen und Metalle ausgraben und den in der Erde verborgenen Schätzen nachtrachten. Sie verursachen in der Erde große Spalt, Wind und Feuerflammen, zerstören und zerschmettern die Fundament und Grundfest der Erde. In der Nacht laufen sie haufenweis aus den Gebirgen herfür, halten in den Feldern erschreckliche Tänze, und wann ihnen ihr Oberster ein Zeichen giebt, so verschwinden sie unversehens und begeben sich wiederum an ihr gewöhnliches Ort. Bisweilen hört man unter ihnen ein Schellenklang, und geben sich unterweilen für Geister der Abgestorbenen aus. Nichts anderes suchen sie, als den Menschen ein Forcht, Schrecken und Verwunderung zu verursachen. Derwegen hat man erfahren, daß sie bisweilen etliche Menschen in ihre Höhlen des Gebirgs geführt und ihnen seltsame und wunderbarliche Dinge gezeigt haben, samb wären sie der Menschen Freunde, und als wären dort die Wohnungen der Seligen. Dieser Teufel sind etliche Hüter und Verwahrer der Schätze, welche durch die Geizhälse verborgen werden. Damit auch solche Schätze den Menschen nimmer zu Teile werden sollen, so stehlen sie dieselbigen, tragen sie auch bisweilen von einem Ort zum andern und verwahren es. Die sechsten werden genannt Lucifugi oder Lichtflieher, denn sie hassen und fliehen das Licht und können nur in der Nacht Leiber an sich nehmen. Derwegen wandern sie nur im Finstern, sind unausforschlich, boshaftig, unruhig, und bringen viel Menschen bei der Nacht entweder mit Gewalt, oder durch ihr Anblasen, oder durch ihr Anrühren um.‘ [1]



Mit den Berichten über ‚die Wohnungen und das tausendfältige Treiben der Teufel auf Erden in Besessenheiten und andern Tribulierungen, Gespenstern und Gesichten, und was Namen hat an allen unsäglichen teuflischen Anschlägen‘, waren gemeinlich noch andere ‚nicht minder erschröckliche, aber wahrhaftige Historien‘ verbunden über ‚die zauberischen Künste, so der Teufel auf Erden durch seine Schwarzkünstler üben‘ ließ, auch über ‚Bündnisse

[1] Lucifers Königreich 5—6. Vergl., wie bereits der Abt Trithemius auf die von Kaiser Maximilian I. ihm gestellten Fragen bezüglich der Teufel antwortete; deutsche Übersetzung seiner Abhandlung im Theatrum de veneficis 361—363. In dem ‚Elucidarius‘, einem der am weitesten verbreiteten Volksbücher, heißt es: ‚Von der Erde bis an den Mond seind die bösen Geister, die heißen Cacodämones; die sind dazu gesetzt, daß sie die Menschen peinigen bis an den Jüngsten Tag; von der Luft nehmen sie den Leib, so sie uns erscheinen.‘ Vorrede und Bl. B 4. In der Vorrede wurde das Buch empfohlen mit den Worten: ‚Man findet hierin Lehren, die in andern Büchern verborgen seind, gar fein erklärt; was man in der Schrift weit muß zusammensuchen, das findet man hierin mit wenig Worten schön begriffen.‘

und Mantelfahrten mit dem Teufel, Teufelsbeschwörungen' und was dergleichen mehr[1].

Eine Fülle derartiger, gläubig mitgeteilter Berichte findet man sogar in der Schrift eines geistig hervorragenden Mannes, welcher einsichtig und nachdrücklich gegen die damalige entsetzliche und wahnwitzige Hexenverfolgung auftrat, nämlich in dem zu Heidelberg zuerst im Jahre 1585 unter dem Namen ‚Augustin Lercheimer von Steinfelden' erschienenen ‚Christlich Bedenken und Erinnerung von Zauberei'. Diese Schrift wurde im Jahre 1587 zu Heidelberg, 1593 zu Basel, 1597 zu Speier und noch im Jahre 1622 zu Frankfurt am Main von neuem gedruckt[2]. Der calvinistisch gesinnte Verfasser, ohne Zweifel der Heidelberger Professor Hermann Wilcken, genannt Witekind[3], hegt nicht den geringsten Zweifel, daß ‚allenthalben der Erdboden, inwendig und auswendig, Wasser und Luft voll Teufel, böser und unsichtbarer Geister' seien; insbesondere ‚wissen und bezeugen solches', sagt er, ‚aus täglicher Erfahrung die Schiffleute und Berghauer, denen sie in mancherlei Gestalt, nicht zum Guten erscheinen'. ‚Unter den Gelehrten findet man solche, die einen Geist zu sich gewöhnen, der ihnen vorliest, was sie begehren, ihnen anzeigt, an welchem Ort dieses oder jenes zu finden sei, ihnen sagt, was in Büchern geschrieben steht, die etwa verborgen liegen, keinem Menschen bewußt, ja die etwan gewesen, nun aber verweset, zerrissen, verbrannt sind, in welchen der Teufel wohl gedenket und weiß, was gestanden ist.' Zu dem teuflischen Geschlechte gehören auch ‚die Fechter, die Balger, die Krieger, denen der Teufel verpflichtet ist eine Weile beizustehen, sie beschirmt, daß sie nicht gehauen, gestochen, geschossen werden, wie jener Kriegsherr, der aus der Schlacht in die Stadt B. geflohen kam, da er die Büchsenkugeln aus dem Ärmel schüttete, häufig wie die Erbsen: hatte ihn keine können verwunden'. Ferner ‚gehören hierher die, welche ihnen die Teufel dienen lassen im Haus und draußen in Gestalt kleiner Männlein, die man in Sachsen und an der Ostsee Drollen nennt, da sie wohl bekannt und nicht seltsam sind, sonderlich in Schweden und Norwegen. Warten die Pferde, füttern, wischen und strälen sie, säubern die Ställe, kehren das Haus, tragen Wasser und Holz in die Küchen, treiben die Wagen, führen das Schiff, bis sie einmal im Haus

[1] In dem oben S. 528 fl. angeführten ‚Wahrhaftigen und wunderbarlichen Bericht', Vorrede Bl. c.

[2] Wir benutzen die Baseler Ausgabe von 1593. ** Vergl. unsere Angaben Bd. 8, 562 fll.

[3] Vergl. A. F. Vilmar in der Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins 5, 228 bis 230 und den von Karl Binz besorgten Neudruck der Speierer Ausgabe vom Jahre 1597 (Straßburg 1888). Dort finden sich S. i—xxxii nähere sorgfältige Mitteilungen über die Person und die Schriften Witekinds.

Mord, Brunst oder anderes dergleichen Unglück und Schaden anrichten, draußen den Wagen umstürzen, daß man Schenkel und Hälse zerbricht, das Schiff versenken'[1].

Auch aus eigener Erfahrung wußte Witekind mancherlei Teufelskünste zu berichten. ‚Ein gar mutwilliger und von Jugend auf böser Lecker, den ich seines Vaters halber nicht nennen will, trieb auch dieses Teufelsspiel, fuhr auf dem Mantel mit seinen guten Gesellen. Da seine Zeit, die ihm vom Teufel bestimmt, verlaufen war, reiste er von Haus an ein ander Ort, da seine Freunde und Verwandten zu besuchen, bei ihnen seiner Furcht und Bekümmernis zu vergessen. Als er bei denen zu Tisch sitzet, wird ihm unversehens der Kopf hinterwärts gedrehet, bleibt also tot. Man meinte, er hätte sonst hinter sich gesehen, so war's der unsichtbare Teufel, der es ihm thäte.' ‚Da ich in meiner Jugend Anno 1547 zu Frankfurt an der Oder studierte, bei Leben des hochverständigen Herrn Doktor Jodoci Willichii, trug's sich zu im Augustmonat, daß im Land zu Mecklenburg bei den Edlen Malzanen aus ihrer Nachbarschaft von ihren Unterthanen ein großer Rüde mit einem weißen Halsband in ihren Hof kam gelaufen. Den fallen die Jagdhunde an, beißen auf ihn zu. Da sie ihm nichts angewinnen konnten, kommen die Stallbuben auch mit Gabeln und Spießen gelaufen, schlagen und stechen auf ihn zu. Da wird er alsbald ein Mensch, ein alt Weib, die bittet um Gnade, man wolle ihrer verschonen. Ward angegriffen und gefänglich eingezogen. Von diesem Handel nahm Doktor Willichius, seiner Profession ein Artzet, Anlaß und Ursache zu disputieren öffentlich in der hohen Schule von solchen Veränderungen der Menschen in Tiere. Bewies und erhielt's mit Beifall aller Gelehrten, die da waren, daß es nur eine Verblendung der Augen wäre, welche in dieser jetzt erzählten Geschichte nicht allein den Menschen, sondern auch den Hunden widerfuhr. Zu diesem Hundsgespenst hat der Teufel dem Weib geraten und geholfen, bis sie dadurch in Gefängnis kommen; da hat er's weit genug mit ihr bracht und sie verlassen.'[2]

‚Etwan nimmt der Teufel einen toten Leib an sich vom Galgen, oder aus einer Schlacht, oder anderswoher. Den trägt, reget und braucht er als wenn er lebte, solange es ihm gefällt. Dieses zu bewähren, will ich erzählen, was ich von dem frommen hochgelehrten Herrn Philippo Melanchthon neben andern viel hundert Studenten gehört habe. In Welschland zu Bononien war eine Lautenschlägerin, die nach ihrem Tode zwei Jahre ging, redete, aß, trank, schlug auf der Laute wie zuvor, da sie lebte, bis daß in einem Gast-

[1] Christlich Bedenken S. 3. 7. 45—46. 52.

[2] S. 16. 54—55. Vergl. S. 61—63 die ‚erschröckliche Geschichte' von einem Edelmann, ‚der Köpfe abhauen und wieder aufsetzen' konnte.

mahl ein Zauberer auf sie merkte, und sprach zu den Gästen: „Das Mensch ist tot." Da sie seiner darüber spotteten, griff er ihr unter den Arm, zog ein Säcklein mit Zauber heraus, das ein anderer Zauberer ihr hatte dahin gebunden. Da fiel sie alsbald zu Boden, war ein Leib ohne Leben.' Nicht weit von Rotenburg an der Tauber erschienen einmal in einem Wirtshause drei Teufel in der Gestalt eines Edelmannes mit zwei Dienern, die, vom Wirte im Namen Jesu beschworen, ‚zur Stund davonfuhren, ließen einen bösen unleidlichen Gestank hinter ihnen, und blieben drei Leichname, die am Galgen gehangen hatten, in der Stube liegen'. ‚Ich habe selbs von einem Zauberer gehört, daß er samt andern von N. aus Sachsen gen Paris mehr als hundert Meilen zur Hochzeit ungeladen gefahren sei auf einem Mantel. Haben sich aber bald wieder davongemacht, da sie gemerkt, daß man im Saale murmelte: „was das für Gäste wären, wo die herkämen"? Es hatte wahrlich derselbige Zauberer rote Augen, die er vielleicht von solchem Fahren bekommen.'[1] Die im Volke umlaufenden Geschichten über den Schwarzkünstler und Teufelsverschworenen Doktor Faust, der auch in Wittenberg sein Wesen getrieben, fanden bei Witekind völligen Glauben. So schreibt er: ‚Faust fuhr einmal in der Fastnacht mit seiner Gesellschaft, nachdem sie daheim zu Nacht gegessen hatten, zum Schlaftrunk aus Meißen in Bayern gegen Salzburg in des Bischofs Keller über sechzig Meilen, da sie den Wein trunken. Und da der Kellermeister ohngefähr hineinkam, sie als Diebe ansprach, machten sie sich wieder davon, nahmen ihn mit bis an einen Wald. Da setzte ihn Faust auf eine hohe Tanne und ließ ihn sitzen, flog mit den Seinen fort.' Eine andere seiner Mitteilungen lautet: ‚Zu K. in Pommern hatte einer von den Knechten, die das Salz da sieden, ein altes Weib, eine Zauberin, bei der er nicht gern war. Gab für, er wollte seine Freundschaft in Hessen, da er geboren, besuchen. Das Weib besorgte, er würde nicht wiederkommen, wollte ihn nicht lassen. Nichtsdestoweniger reiste er hin. Als er nun etliche Tagereise fortgezogen war, kommt auf dem Wege von hinten zu ein schwarzer Bock, schlupft ihm zwischen die Beine, erhebt und führt ihn wieder zurück geradezu durch Felder und Wälder, über Wasser und Land in wenig Stunden heim. Das Weib hieß ihn mit spöttischen Worten willkommen: „Bistu wieder da? so soll man dich lehren daheim bleiben." Thät ihm andere Kleider an, gab ihm zu essen, daß er wieder zu ihm selber kam.' Die Schlußfolgerung besagt: ‚Summa, es ist ohn Zweifel und unleugbar, daß die Geister, ob sie gleich selbst keinen Leib haben, doch die Leiber und leibliche Dinge von einem Ort zum andern führen.'[2] Auf Reichstagen wurde öffentlich und unver-

[1] Christlich Bedenken S. 130. 147. 149.
[2] Christlich Bedenken S. 131—132.

hohlen der Teufel in Ringen und Krystallen verkauft, daraus oder dabei er geredet, warum er gefragt ward'[1].

‚Sich mit dem Teufel einzulassen, ihn bei sich zu haben in Ringen, Gläsern und Krystallen, ihn zu beschwören und in Bündnis mit ihm einzutreten und tausendfältig Zauberkünste mit ihm zu treiben, ist jetzunder', heißt es in einer Schrift vom Jahre 1563, ‚bei hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt mehr in Schwang kommen, denn je in andern Zeiten zuvor, und gehen darüber Zeitungen aus, so schier ungläublich erscheinen, aber nichts um so weniger wahrhaftig sind und Glauben verdienen. Wer kennt noch ein einig Land, wo nicht die teuflischen Schwarzkünstler zu Hause sind und viel Volks an sich locken, Zauberfahrten machen und Erd und Himmel und die Toten beschwören mit ihren magischen, teuflischen Zaubermitteln?' In jedem Stande finde man ‚solche Künstler in großer Zahl', besonders sei auch bei den Jägern die Schwarzkunst zu Hause[2]. ‚Unter den Jägern', predigte der Meißener Superintendent Gregor Strigenicius im Jahre 1602, ‚findet man ihrer viel, die sich unterstehen, mit zauberischen Kunststücken alle Hasen und Hirsche im ganzen Wald an einen Ort zusammenzubringen. Man findet auch Leute, die sich unterstehen, durch ihre Kunststücke alle Vögel über fünf Meilen Wegs zusammenzubringen. Von den Schwarzkünstlern ist oft erfahren worden, alle Schlangen in einem ganzen Revier umher in eine Grube zusammenzubringen; item die Ratten und Mäuse alle aus einer Stadt hinauszuführen; ist ihnen aber nicht allzeit wol bekommen.'[3]

Jakob Ayrer ließ einen Nekromanten seine Künste rühmen:

Verborgen Schätz die kann ich graben,
Machen, daß man Eins lieb muß haben.
So kann ich fahren auch auf dem Bock
Viel Meilen über Stauben und Stock.
So kann ich auch alle Schloß aufthon,
Durch ein zweikeftige Mauer gohn.
Kann machen Esel, Rind und Katzen,

---

[1] Christlich Bedenken S. 88.

[2] Von Höllenzwängen und Teufelsbeschwörungen 3—4. ‚Und bist du nicht auch selbst ein Zäuberer, so du, wenn dir etwas nicht nach Wunsch und Gelusten geht, flugs den Teufel anrufest und sagest: er soll und muß mir helfen, in Teufels Namen will ich das Werk vollbringen; und rühmst dich dann wol: der Teufel hat geholfen.' In einer Aufzeichnung heißt es: ‚Als zu Hof eine Glocke zweimal gegossen wurde und allzeit umschlug, so goß sie der Glockengiesser zum drittenmal ins Teufels Namen, alsdann war sie vollkommen gut.' Spieß, Archivische Nebenarbeiten 1, 63 Note.

[3] Diluvium 599.

Und wenn es Einer kann erleiden,
Kann Augen ausstechen und Ohren abschneiden,
Kann mit eim Finger ein Eisen durchbohrn,
Eim am Kopf zaubern ein Hirschhorn.
So kann ich eim den Kopf abhauen
Und wieder aufsetzen, wer mir will trauen,
Auch so kann ich das Feuer sengen,
Und daß muß donnern und rengen.
Auch kann ich gar wol wahrsagen,
Ein Haus auf einer Hand wegtragen,
Kann fressen ein ganzes Fuder Heu,
Desgleichen ich oft Feuer ausspei... [1]

Thurn von Thurneissen zählte nicht weniger als 24 verschiedene Arten der magischen Künste auf, welche in seiner Zeit betrieben würden, unter diesen ‚eine neue, sehr herrliche Kunst',

Wird Ostendiomantia gnant,
Dadurch man Schlachten, Städt und Land,
Die alten Patriarch, Propheten,
Und Kaiser sehn sol, wie sie ethwen
In ihrem Habit, Kleidern, Zier
Auf Erd vor Zeit hand gewandlet hier:
Wird heimlich ghalten dieser Zeit,
Denn sie ghört nur für hohe Leut.

Eine andere Art besteht darin:

Da einer seinen guten Freund,
Der im Abscheid von dieser Welt,
Den Geist, der von ihm weicht, aufhält,
Murmelt ihm etwas in die Ohren,
So soll, sagt man, demselben Thoren
Die weichend Seel mit Dienst sein b'reit,
Ein Jahr, zwei, drei, wie d' Kunst dich bscheidt.

Eine ebenfalls ‚neu erfundene' Kunst, Animalimagia genannt, ‚böser denn allsam', suche ‚durch Gottes Namen mit heiligen Worten' wilde Tiere zu beschwören, daß sie stille stehen, ‚vom Teufel überwunden, der durch sie redet' [2].

‚Daß Teufelsbeschwörer, Geisterklopfer und die Betreiber vieler anderer magischen Künste und Zaubereien so sichtbarlich zunehmen und alle Welt berücken und betrügen, ist ohn Zweifel', sagte ein Prediger im Jahre 1605, ‚ein sicher Anzeichen des nun bald heranrückenden Jüngsten Tages und letzten

---

[1] Ayrer 4, 2401—2402.
[2] *Εὐποραδήλωσις* Bl. b 47—49.

Gerichtes. In etlichen Städten thun sich, als man durch allerlei Zeitungen hört, Menschen auf, welche Tische in die Höhe gehen machen können und Geister der Verstorbenen klopfen, daß sie Verborgenes künden und Zukünftiges wahrsagen.'[1] ,Daß man vermittelst Zauberei Geister klopfen kann, daß sie erscheinen müssen', hieß es in einer Schrift vom Jahre 1563, ,ist nicht zu bezweifeln, da viele bei solchen Citierungen gegenwärtig gewesen sind, die es glaubhaft und auf ihr Gewissen bezeugt haben, was sie gesehen und gehört haben. Aber es sind nicht die Geister guter und frommer Menschen, so da citiert werden können und erscheinen und allerlei Verborgenes aussagen, sondern böser Menschen, so nach ihrem Tod keine Ruhe gefunden haben und unstet umherirren müssen.'[2] ,Die Seelen der in ihren Sünden Verstorbenen', schrieb Kornelius Agrippa von Nettesheim, ,sind, wie die Dämonen, noch immer in Dünsten und Nebel eingehüllt, vermittelst dessen sie erscheinen und von den Zauberern citiert werden können.'[3] Was das Tischrücken anbelangte, so beschuldigte Samuel Brenz aus Osterberg bei Memmingen, ein zum Christentum übergetretener Jude, seine ehemaligen Glaubensgenossen: ,Sie machen mit Zauberei[4] den Tisch aufgehen in fröhlichen Zeiten und lispeln einander Teufelsnamen in die Ohren, so geht der Tisch, so mit viel Zentnern beladen, in die Höhe.' Der Jude Salomon Zebi aus Offenhausen bestritt in seiner im Jahre 1515 zu Hannover erschienenen Verteidigungsschrift ,Jüdischer Theriak' die Thatsache des ,Tischaufgehens' nicht, behauptete aber, dieses werde nicht durch Teufelswerk oder Zauberei bewirkt, sondern durch die praktische Kabbala unter Anrufung heiliger Namen[5].

In mehreren kabbalistischen und talmudistischen Büchern wurde verkündigt: Der Dienst der Dämonen erreicht die höchste Stufe, wenn der Mensch mit vollem Willen seine Seele in einem förmlichen Bunde dem Satan überliefert, einen persönlichen Umgang mit ihm und seinen Anhängern pflegt, zu bestimmten Zeiten durch Tänze, Gelage und andere Ausschweifungen sich mit ihnen ergötzt. Manche Zauberer verwandeln sich in die Gestalt von Tieren und schaden den Menschen, oder durcheilen in kurzer Zeit große Strecken. Sie bedienen sich auch wohl äußerer Mittel, besonders der Salben aus gewissen Kräutern und Ölen[6]. ,Wenn die Zauberer in Lüften davonfahren wollen,'

---

[1] Ein Predig über den nahe vor der Thür stehenden Jüngsten Tag von M. Heinrich Rieß (1605) S. 5.

[2] Von Höllenzwängen 7.   [3] Vergl. Sprengel 3, 400—401.

[4] Kischuph.

[5] Vergl. Schneider, Geisterglaube 59—60. Es ist demnach unrichtig, was Perty 389 sagt: das Tischdrehen und Tischklopfen sei nordamerikanischen Ursprungs.

[6] Vergl. Görres 4[b], 50—55.

berichtete Sigmund Friedrich aus Lindau im Jahre 1592, ‚so wird der Bock und Mantel nicht allein und nicht allwege dazu gebraucht, sondern sie brauchen auch eine Salbe dazu und ein fettes sonderliches Öl, welches wohl könnte genannt werden, wenn es zu thun wäre. Mit derselben Feuchtigkeit und Öle, welches sie ihr Herr und Meister, der Teufel, hat lernen pressen und aufsammeln, schmieren und kurieren sie sich, auf daß sie nach gethaner Kuration flugs an ein ander Ort wegfahren.‘ [1]

Es gab ‚eigen Büchlein und Blätter‘, in welchen, wie ein Zeitgenosse klagte, gelehrt wurde, ‚wie man mit dem Teufel Zauberfahrten und andere teuflische und gespenstische Künste treiben könne und wie man ihn beschwören soll, daß er einem zu Willen muß sein. Die Teufel sollen, wird in solchen Büchlein dem Volke vorgespiegelt, zu gewisser Zeit Geld und Gut schaffen, und haben dabei unzweifelhaft die Teufel selbst die Hand im Spiele‘ [2].

Zu diesen Büchern gehörte der im Jahre 1575 unter dem Namen des großen Magiers und Astrologen Doktor Faust erschienene Höllenzwang, wodurch derselbe ‚Teufel und Geister bezwungen und beschworen, zu bringen was er gewollt, und zu thun was er begehrt‘ habe. ‚Mit dem Worte Jesu Christi‘, hieß es darin zum Beispiel, ‚binde ich dich, Seloth, daß du sollst erstlich gezwungen sein, mir jetzt den Augenblick zu erscheinen in menschlicher Gestalt, ohne einigen Tumult oder Geräusch, ja ohne greuliche Gestalt, ja ohne Schaden unser Leib und Seele. Ich beschwöre dich, Seloth, daß du herbringest Silber und Gold, soviel als 17 Zentner orientalisches Gold wert ist, und das in solchem Stand und Wesen, daß es von jedermann, ja in allen Landen möge angenehm und gut erkennt werden.‘ Gelang die Beschwörung nicht, so hatte man nicht richtig beschworen; denn es gehörte dazu eine besondere Kunst, welche ‚Doktor Faust‘ mit den Worten vorschrieb: ‚Wer ein Liebhaber ist von Gold, Silber und Edelgestein, der kann durch meine Beschwörung so viel, als er in diesem Buche verzeichnet finden wird, bekommen; er muß aber aus meinem weitläufigen Buch die Kraft und Wörter der Beschwörung zusammenziehen, daß sie in dreimal drei Stunden gelesen oder auswendig gesprochen werden, und die runden Kreise mit dem silbernen Drei-

[1] Von wunderlicher Verzückung Bl. A 4. Vergl. A 3.

[2] Von Höllenzwängen 3—4. Belehrend über das Zauberwesen ist die Schrift von Paul Frisius, Des Teuffels Nebelkappen, d. i. Kurtzer Begriff des gantzen Handels der Zauberey. Ohne Ort. 1583. ‚Am angenehmsten sind dem Satan‘, sagt Thomas Sigfridus Bl. A 4, ‚die Zauberer, welche ihm Kinder geopfert, wie etwa ein Graf, so ein Zauberer gewesen, acht junge Kinder erwürget und den Teufeln geopfert hat, welche ihn auch geheißen haben, er sollte noch seinen eigenen Sohn aus dem Mutterleibe reißen und ihn auch so opfern.‘

fuß wohl einsegnen, mit der Umstehenden Namen, Worten und Buchstaben', und das alles ‚nach Standesgebühr' [1].

Doktor Faust ist der eigentliche Vertreter aller schwarzkünstlerischen, zauberischen Veranstaltungen des Jahrhunderts. Wie unter dem Namen des Theophrastus Paracelsus allerlei Schriften über ‚Geheimkünste' erschienen, so wurden auf den Namen des Doktor Faust, der mit jenem gleichzeitig lebte, alle möglichen sowohl von dem gemeinen Mann als von Gelehrten und Vornehmen gläubig angenommenen Berichte über die Ausübung solcher Künste vereinigt. Bereits im Jahre 1539 verglich der Wormser Arzt Philipp Begardi den Ruhm des Faust mit dem des Paracelsus. Ein späterer Schriftsteller brachte Faust mit dem als ‚Erzzauberer' nicht weniger berüchtigten Kornelius Agrippa von Nettesheim in Verbindung.

Ein ‚tapferer Mann', erzählt Begardi, ‚ist vor etlichen Jahren fast durch alle Landschaft, Fürstentum und Königreich gezogen', hat ‚seinen Namen jedermann selbst bekannt gemacht, und seine große Kunst, nicht allein der Arznei, sondern auch der Chiromanzie, Negromanzie, Physiognomie, Visiones in Krystallen und dergleichen mehr Künste sich höchlich berühmt, sich auch einen berühmten und erfahrenen Mann beschrieben, hat auch selbst nicht geleugnet, daß er sei, auch heiße Faustus, damit sich geschrieben Philosophum Philosophorum' [2].

Das älteste Volksbuch über Faust erschien im Jahre 1587 zu Frankfurt am Main. Es war ein Erzeugnis der streng lutherischen Richtung, welche der Herausgeber Johann Spieß in seiner ganzen buchhändlerischen Thätigkeit vertrat [3]. Von katholischem Glauben findet sich in dem Buche keine Spur,

[1] Bei Adelung 7, 365—408. Am Hofe Kaiser Rudolfs II. zu Prag lebte von 1584—1589 der berühmte englische Zauberer Dr. John Dee, der mit seinem Famulus, dem Apotheker Kelley, mittels einer krystallenen Kugel allerlei Geister zu citieren wußte. Dee führte über diese Citationen genaue Tagebücher, von welchen eins im Jahre 1659 gedruckt worden. Vergl. Meissner, Untersuchungen über Shakespeares Sturm (Dessau 1872) S. 42—46, und Meissner, Die englischen Komödianten 26.

[2] Diese und andere, frühere und spätere Zeugnisse von Zeitgenossen über Faust verzeichnet bei Goedeke, Grundriß 2, 562 fll. ** Daselbst auch die weitere Litteratur über den Gegenstand. Vergl. ferner Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgesch. Bd. 4, II, 3, Nr. 25 fll. und Bd. 7, II, 3, Nr. 21 fl. F. Kluge, ‚Vom geschichtlichen Faust', in der Allgem. Zeitung 1896, Beil. Nr. 9, kommt zu folgendem Resultat: ‚Über das Ende und die letzten Lebensschicksale des geschichtlichen Faustus wissen wir nichts Sicheres, wie wir auch über sein Geburtsjahr und seinen Entwicklungsgang durch kein altes Zeugnis Kunde erhalten.'

[3] Vergl. Fr. Zarncke, Joh. Spieß, der Herausgeber des Faust-Buches, und sein Verlag, in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1883, Nr. 246.

vielmehr wird der katholische Kultus und die Geistlichkeit im Geiste der damaligen protestantischen Polemik verspottet und geschmäht. Mephistopheles erscheint in Gestalt eines Mönchs. Auf seinen Fahrten findet Faust in Köln ‚auch den Teufel zu St. Ursula mit den elftausend Jungfrauen'. In Rom, wo er sich unsichtbar drei Tage und Nächte im päpstlichen Palaste aufhielt, will er ‚alles gottlose Wesen des Papstes und seines Geschmeißes' kennen gelernt haben. ‚Diese Schweine zu Rom', sagt er, ‚sind gemästet und alle zeitig zu braten und zu kochen.' Nach seinem unzüchtigen, höchst unzüchtig erzählten Treiben im Harem zu Konstantinopel läßt ihn das Buch ‚im Ornat und Zierde eines Papstes in die Höhe' fahren, ‚daß ihn männiglich sehen konnte' [1].

---

[1] ‚Faust wird der Favorit der Zaubersage, von dem die deutsche Volksphantasie nicht genug hören und erzählen kann; zugleich greifen die religiösen Zeitinteressen in die Gestaltung der Sage ein und geben derselben ihr eigentümliches Gepräge: Faust ist der vom Luthertum abtrünnige, dem Teufel verschriebene, der Hölle rettungslos verfallene, fluch- und bejammernswürdige Mann, dessen Gesinnung und Schicksale allen guten Christen zum warnenden Beispiel dienen sollen.' Wittenberg erscheint in den Volksbüchern ‚als die zweite Heimat dieses antilutherischen Magus; nur die Magie darf er nicht in Wittenberg, sondern nur an solchen Orten erlernt haben, die der lutherischen Lehre fremd oder feindlich sind: er studiert sie nach dem einen Volksbuche in Krakau, nach dem andern in Ingolstadt'. ‚Wie eng lutherisch und antipapistisch' schon der Verfasser des ersten Volksbuchs von 1587 ‚gesinnt und wie eifrig er diese Tendenz in der Geschichte vom Faust auszudrücken bestrebt war, das tritt kaum irgend so grell hervor als in den Stellen, wo er den Aufenthalt der beiden Weltfahrer in Rom und Konstantinopel erzählt. Heidentum und Papsttum sind ihm gleich schlecht und gleich verhaßt.' ‚Auch der Islam und das Papsttum sahen in den Augen unseres Erzählers einander so ähnlich, daß die Rolle des Propheten und die des Papstes sehr gut vereinigt und von einer und derselben Person — es sei nun der gottlose Magus oder der Teufel selbst — mit bestem Erfolg gespielt werden konnte. Im Palaste zu Konstantinopel erschien Mephistopheles vor dem Sultan als Mohammed in päpstlichem Schmuck und Gewand, und nachdem Faust im Harem sechs Tage und Nächte hindurch die Rolle des Propheten zur Vermehrung der Gläubigen gespielt hatte, fuhr er im Ornate des Papstes auf und davon. Und beidemal war der Sultan höchst erbaut von der Ehre, die ihm widerfahren.' K. Fischer 99—100. 114. 115. Oskar Schade bemerkt: Wäre in dem Buche ‚katholische Zuthat, Maria und die lieben Heiligen hätten den armen Sünder nicht verkommen lassen'. Maria hätte, ‚wie in all den früheren Sagen von Bündnissen mit dem Teufel, sich seiner erbarmt und die Vermittlung bei ihrem Sohne auf sich genommen'. Weimarer Jahrb. 5, 242. ** Vergl. jetzt auch E. Schmidt, Faust und Luther, in den Sitzungsberichten der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften 1896, 1 (Berlin 1896), S. 567 ffl. Hier werden eingehend die Beziehungen zwischen dem Faustbuch und den theologischen Lehren Luthers aufgedeckt. Nach Milchsack (Historia D. Johannis Fausti des Zauberers 1. Wolfenbüttel 1897; vergl. Kampers im Histor. Jahrbuch 1897, S. 713) führt das Faustbuch ‚mitten hinein in die Kämpfe zwischen den strengen Lutheranern und den Philippisten; denn gegen einen der bei diesen Streitigkeiten hauptsächlich in Betracht kommenden Punkte, den

‚Nachdem nun viele Jahre her', sagte der Herausgeber in der Widmung des Buches, ‚ein gemein und große Sag in Deutschland von Dr. Johannis Fausti, des weit beschreiten Zauberers und Schwarzkünstlers, allerlei Abenteuern gewesen und allenthalben eine große Nachfrage nach gedachten Fausti Historie bei den Gastungen und Gesellschaften geschieht', so habe er dieses ihm von einem Freunde aus Speier mitgeteilte Buch veröffentlicht, ‚allen Christen zur Warnung' als ‚schreckliches Exempel des teuflischen Betrugs, Leibs- und Seelenmords' [1].

Synergismus Melanchthons, d. h. seine aus praktischen Rücksichten aufgestellte Behauptung von der Notwendigkeit der thätigen Teilnahme und der eigenen Arbeit des Menschen bei dem Bekehrungs- und Erlösungswerke, richtet sich das Faustbuch; wir hätten es dann nicht mehr allein mit der Darstellung einer Volkssage, sondern mit einer aus dem Geiste des strengsten Luthertums heraus geborenen Tendenzschrift zu thun. Der Nachweis für diese Ansicht', so schließt G. Ellinger sein Referat (Allgem. Zeitung 1897, Beil. Nr. 216), ‚liegt allerdings bis jetzt nur zum kleinsten Teile vor, und man wird den zweiten Band von Milchsacks Buch abwarten müssen, ehe man ein endgültiges Urteil fällen kann. In dem bisher erschienenen Bande verfolgt Milchsack, um die Tendenz des Faustbuches festzustellen, nur die Exposition des Buches sehr sorgfältig, wobei manches helle Licht auf den Aufbau des Werkes sowie auf einzelne bisher wenig beachtete Punkte fällt; deutlich tritt allerdings auch hier schon die Übereinstimmung gerade mit den entscheidendsten Grundlehren der lutherischen Theologie hervor.'

[1] Verzeichnis der zahlreichen Ausgaben bei Goedeke, Grundriß 2, 564—568. K. Engel, Zusammenstellung der Faust-Schriften vom sechzehnten Jahrhundert bis Mitte 1884. Oldenburg 1885, und dazu von demselben Verfasser: Nachricht über drei höchst seltene Faustbücher (von 1589, 1597 und Wagnerbuch von 1596), in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgesch. 1, 329—333. Das Faustbuch von 1589 erzählt bereits sechs neue Historien, welche sich in dem ältesten von 1587 nicht finden, darunter Kap. 55: ‚Ein Mönch will Dokt. Faustum bekehren.' ** Fr. Zarncke, Die Bibliographie des Faustbuchs, in dem Bericht über die Verhandl. der Gesellsch. der Wiss. zu Leipzig 1888, S. 181 fll. Das älteste Faustbuch . . . Mit einer Einleitung von W. Scherer. Berlin 1884. Scherer unterscheidet in den Überlieferungen des sechzehnten Jahrhunderts über Faust drei Schichten: eine oberrheinische, eine wittenbergische und eine Erfurter Überlieferung. Schwengberg, Das Spieß. Faustbuch und seine Quellen. Berlin 1885. G. Ellinger in der Zeitschr. für deutsche Philologie (1887) Bd. 19, 244—246. Ferner von demselben Verfasser: Zu den Quellen des Faustbuches von 1587, in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 1, 156—181, und in der Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. 2, 314 fll. In Michael Lindeners ‚Katzipori' finden sich drei Faustgeschichten, von denen zwei, nicht zum Vorteil verändert, in das Faustbuch aufgenommen worden sind. ‚Wir haben in diesen Geschichten die originalere Gestalt, wie sie ein Menschenalter vor Abfassung des Faustbuches und wohl schon früher im Volksmunde umlief. Der Held dieser Geschichten heißt bei Lindener nicht Faust, sondern Schrannhanß.' Bobertag im Archiv für Litteraturgesch. 6, 142. Weitere Arbeiten über die Quellen des ältesten Faustbuches von Szamatolski und Hartmann in der Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. 1, 161 fll. (die naturwissenschaftlichen Gespräche über Hölle und Paradies, über Himmelserscheinungen sind aus dem

Nach dem Bericht der ‚Historia' war Faust der Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar, wurde in Wittenberg Doktor der Theologie, legte aber die

---

mittelalterlichen Elucidarius entlehnt); ferner von Fränkel und Bauer, ebd. 4, 361 fll. (Entlehnungen aus Agricola, Franck, Brant), und endlich die oben S. 539 Anm. 1 bereits erwähnten Untersuchungen von Milchsack. Wichtig ist hier namentlich die von Milchsack aufgedeckte Übereinstimmung zwischen dem Faustbuch und dem ‚Zauberteufel' von Ludwig Milichius (1563). Ellinger (Allgem. Zeitung 1897, Beil. Nr. 216) hält die Anlehnung des Faustbuches an den genannten ‚Zauberteufel' in einzelnen Fällen für gesichert; dagegen erscheint es ihm zweifelhaft, ob es sich bei sehr vielen Stellen, bei denen Milchsack die Einwirkung der genannten Schrift zu erkennen glaubt, nicht nur um eine ganz zufällige Übereinstimmung handelt, die sich ungezwungen auch ohne Anlehnung an Milichius erklären läßt. Über die von Milchsack auf der Wolfenbütteler Bibliothek aufgefundene handschriftliche Aufzeichnung des ältesten Faustbuches bemerkt Ellinger: ‚Dieser bisher ganz unbekannten Fassung kommt deshalb ein so hoher Wert zu, weil sie zweifellos älter ist als der Druck von 1587, von dem sie auch äußerlich verschiedenfach abweicht. Zunächst weist sie eine von dem Vorwort des Speierer Druckes durchaus verschiedene, mehrfach an Milichius' Zauberteufel sich anlehnende Vorrede auf. Dann aber zeigt auch das Werk selbst vielfach bemerkenswerte Abweichungen, deren Vergleich mit dem gedruckten Text fast überall zu lehrreichen Aufschlüssen führt. Auf die zahlreichen kleineren Varianten kann natürlich an dieser Stelle nicht eingegangen werden; wenigstens aber soll auf die beiden Kapitel hingewiesen werden, die wohl die Handschrift, nicht aber der erste Druck bietet. Das eine erzählt die Geschichte von einem in türkischer Gefangenschaft schmachtenden Adligen, der von seiner Frau für tot gehalten wird, weshalb sie sich zu einer neuen Heirat entschließt, die jedoch nicht zur Ausführung kommt, da Faust in letzter Stunde den Totgeglaubten durch seine Zauberkunst glücklich wieder herbeiführt. Man sieht: wir haben es mit einer ähnlichen Erzählung zu thun wie in der Sage von Heinrich dem Löwen oder dem Volkslied vom edeln Moringer; nur sind die dankbaren Motive hier in einer Weise verarbeitet, die durchaus den Stempel der Darstellungsart des grobianischen sechzehnten Jahrhunderts trägt. Wichtiger ist das zweite im ältesten Druck nicht vorkommende Abenteuer: Faust heilt den erkrankten Bischof von Salzburg und prophezeit ihm von der Zukunft des Papsttums. Es wäre keineswegs unmöglich, daß wir es hier mit einem Stück echter Fausterlebnisse zu thun hätten, dem man vielleicht noch nachgehen könnte; wissen wir doch jetzt, daß der geschichtliche Faust thatsächlich an den Höfen der Bischöfe sich gezeigt, von diesen wohlwollend aufgenommen worden ist und ihnen die Zukunft geweissagt hat: wenigstens ist uns einer dieser Fälle sicher bezeugt, bei dem es sich noch dazu um einen der vortrefflichsten Kirchenfürsten des sechzehnten Jahrhunderts, den Bambergischen Bischof Georg Schenk von Limburg, handelt. Die hier nun mitgeteilte Prophezeiung rührt wohl nicht von dem Verfasser des Faustbuches her, sondern ist aller Wahrscheinlichkeit nach irgendwoher entlehnt, was noch im einzelnen festzustellen wäre. Mit dem antikatholischen Geiste des Faustbuches aber stimmt sie durchaus überein, und wie immer, wo die Religion im sechzehnten Jahrhundert in Frage kommt, spürt man in der Sprache einen erhöhten Pulsschlag, wie man aus den folgenden Worten sehen kann: ‚O Teutschland, dein Cron ist dir genommen, denn der Papst hats über seine Cron gesetzt und wollt für Kaiser und König; wo er will, fleugt hoch er, dann der Adler, lebt also mit euch seines Gefallens,

Heilige Schrift ‚hinter die Thür und unter die Bank', ergab sich einem ruchlosen und gottlosen Leben und studierte allerlei geheime und zauberische Künste. ‚Sein Datum stand dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war; dem trachtet er Tag und Nacht nach, nahme an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen, dann sein Fürwitz, Freyheit und Leichtfertigkeit stache und reitzte ihn also, daß er auf eine Zeit etliche zäuberische Vocabula, Figuras, Characteres und Conjurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, ins Werk zu setzen und zu probieren ihm fürname.' Im Auftrage Luzifers erscheint ihm der hochmögende Dämon ‚Mephostophiles', dem er seine Seele mit dem eigenen Blute verschreibt. ‚Eben in dieser Stund fällt dieser gottlos Mann von seinem Gott und Schöpfer ab, der ihn erschaffen hatte, ja er wird ein Glied des leidigen Teufels, und ist dieser Abfall nichts anders, dann sein stolzer Hochmut, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammentragen und wider Gott kriegen wollten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffart und Übermut von Gott verstoßen wurde.' Faust selbst sagt in seiner Verschreibung an Mephistopheles, er habe sich demselben übergeben, ‚nachdem ich mir fürgenommen, die Elemente zu spekulieren und aber aus den Gaben, so mir von oben herab bescheret und gnädig mitgeteilt worden, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf nicht befinde, und solches von den Menschen nicht erlernen mag'. Nachdem er sich einmal dem Teufel verschrieben, ist er unrettbar verloren. Vierundzwanzig Jahre lang werden ihm alle Künste der Hölle zur Verfügung gestellt, dann fällt er dem Teufel an Leib und Seele als Beute zu, trotz all seines Jammerns und Wehklagens über sein unaufhaltsames Geschick und trotz einer Rede voll Reue und Ermahnungen, welche er am Abende vor seinem schrecklichen Tode an seine Freunde richtete.

Was an tiefen religiösen Ideen und erschütternden Zügen im älteren Volksbuche lag, wurde vollständig verwischt durch eine Bearbeitung desselben, welche Georg Rudolf Widman im Jahre 1599 zu Hamburg in drei Teilen herausgab unter dem Titel: ‚Wahrhaftigen Historien von den greulichen und abscheulichen Sünden und Lastern . . so Doktor Johannes Faustus . . getrieben hat.'[1] Dieses Werk, welches das herrschende Faustbuch wurde, brachte lediglich allerlei Schwänke und wunderbarliche und seltsame Abenteuer, und bezweckte

---

und ist dieser Fuchs ein Herr und läßt euch Affen sein. . . . Aber freu dich wieder, Teutschland, denn er hat dein Geld und Gut an sich gebracht, dargegen wirst du sein Betriegerey mit seinem falschen Glauben gewahr und wird in Teutschland das lauter Evangelium angehn, darzu sich die teutschen Fürsten bekehren und dem Papsttum einen großen Stoß thuen.'

[1] Abgedruckt bei Scheible, Kloster 2, 275—804.



in den jedem Abschnitte beigefügten ‚Erinnerungen‘ hauptsächlich nur eine Verhetzung des protestantischen Volkes gegen das Papsttum[1].

Nicht allein ‚die alten Weiber und Hexen, die man täglich verbrennt‘, sondern auch die Zauberer und Schwarzkünstler müßten, sagt Widman, von der Obrigkeit an Leib und Leben gestraft und ausgerottet werden. Man unterscheide eine doppelte Zauberei, ‚eine zu der Rechten, die andere zu der Linken‘. Erstere sei ‚im Papsttum gar gemein mit Segnen, Weihen und Firmen‘ und sei ebensogut wie die letztere, die eigentliche Schwarzkunst, ‚ein Abfall vom Schöpfer auf den Moloch und von Gott auf die Kreaturen‘[2]. Unter den Päpsten zähle man überaus viele Zauberer und Schwarzkünstler. Gregor VII. zum Beispiel habe ‚in kurzem sechs Päpste mit venedischen Süpplein hingerichtet‘, mit Hilfe eines erfahrenen Meisters ‚etlichen Päpsten die Hälse abgebissen, als Klemens II., Damasus II., Leo IX., Viktor II., Stephan IX., Nikolaus II., unangesehen daß sie doch alle Zäuberer waren und ein Teufel den andern austrieb‘. ‚Wider die geistlichen Prälaten hat er heimlich Christenkinder den Juden übergeben, die haben ihm das halbe Blut von den ermordeten Kindern mitteilen müssen, damit hat er viele Geistliche hingerichtet. Wenn er seinen großen Ermel in seiner schwarzen Kappe schüttelte, stoben klare Feuerflammen und Funken heraus‘, und so weiter. Papst Gregor IX. verstand die nicht ganz gewöhnliche Zauberkunst, daß er

[1] Titel der drei Teile bei Goedeke, Grundriß 2, 567. V, 2. ‚Das Frankfurter Volksbuch hatte den Durst nach der Geschichte vom Faust zwar für das erste gestillt, aber dem Interesse wie dem Nutzen der Leser aus dem lutherischen Volke, auf welche es berechnet war, nicht in allen Stücken Genüge geleistet. Die Erzählung war nicht vollständig und ausführlich, nicht gelehrt und lehrreich, auch in ihrer lutherischen Tendenz nicht antikatholisch und antipapistisch genug. Um diesen Mängeln gründlich abzuhelfen, schrieb Georg Rudolf Widman aus Schwäbisch-Hall sein dreiteiliges, dickleibiges, mit breiten „Erinnerungen“ weitläufig ausstaffiertes Werk, das in Hamburg 1599 erschien und den späteren Faustbüchern zur Richtschnur diente.‘ K. Fischer 134 bis 135. Die durch den Arzt Ch. Nikolaus Pfizer im Jahre 1674 zu Nürnberg besorgte vermehrte Auflage neu herausgegeben von A. v. Keller in der Bibl. des Stuttgarter Litterar. Vereins Bd. 146. Tübingen 1880.

[2] Ärger noch sprach sich darüber J. G. Gödelmann, Professor der Rechte zu Rostock, aus. ‚Wahrhaftig‘, sagte er, ‚das ganze Papsttum ist mit geistlicher Zauberei beladen‘; ‚die rechten eifrigen Papisten, zumal in geistlichen Ständen‘, seien ‚ja so tief und wohl tiefer in des Satans Gewalt und Reich gefangen, als die leiblichen Zäuberschen immermehr‘. Das Segnen von Salz, Wasser, Kräutern u. s. w. sei ‚lauter teuflische, gottlose und gotteslästerliche Zauberei‘, wie der vornehmste Tübinger Theologe Jakob Heerbrand mit Recht geschrieben habe. ‚Der Chrysam‘ sei ‚mit Grund davon zu reden, nichts denn lauter Teufelswerk‘; insbesondere sei auch die Verwandlung von Brot und Wein in der Messe nichts als Zauberei. Gödelmann 63 fll. 480—481. Auch Abraham Scultetus erklärte in seinen Predigten über Zauberei S. 13 diese Verwandlung für einen ‚teuflischen Mißbrauch‘ und eine ‚rechte Zauberei‘.



‚fliegen konnte von einem Ort zum andern‘. Als Papst Paul II. sich dem Teufel verschrieb, ‚griff der Teufel nach dem gespritzten Blut‘.

Jeder Stand und jedes Land habe seine besondern Teufel, ‚höhere Geister‘ fechten an ‚mit Verzweiflung und Ketzerei, wie die Rottengeister und der Papst solche Teufel haben‘; auch gebe es einen besondern zwinglischen und calvinischen Teufel. ‚Der Teufel verstellt sich in Mönchs Gestalt, damit anzuzeigen, daß die Mönche im Papsttum, die heillosen Brüder, seine treuen Diener und Larven sein, darin er sich verkleidet, und ist kein Schalkheit, Bosheit und Schande so groß, so die gottlosen Mönche und alle Zauberer als des Teufels Werkzeuge, welche der Teufel reitet, nicht könnten, wenn es ihnen Gott verhängt, zuwege bringen.‘ Auch als Meerwunder erscheint der Teufel ‚in vollem bischöflichen Ornat und geht mit seinem Bischofsstab auf dem Wasser spazieren‘. Daß Doktor Faust ein ganzes Fuder Heu gegessen, sei gar nicht unmöglich; denn ein anderer Zauberer, Namens Wildfeuer, habe ‚einen Bauern gefressen mit Pferd und Wagen; desgleichen meldet Doktor Hedion, daß ein Magus sei gen Kreuznach kommen, der, als ihm ein Bauer begegnet mit Pferden und Wagen, so Holz auf den Markt geführt, das zu verkaufen, demselben seine Pferd, Wagen und Holz gefressen. Der hat auch auf eine Zeit einen geharnischten Mann verschluckt und wieder ausgespieen‘. Einen Teufel in einem Glase bei sich zu führen, erachtete Widman für gar nichts Auffallendes, habe doch der Schwarzkünstler Petrus Apponus ‚in einem Glase sieben wohlerfahrene Teufel gehabt, deren ein jeder ihn berichtet von einer sondern Kunst aus den sieben freien Künsten‘ [1].

Als eine Fortsetzung des Faustbuches erschien im Jahre 1594 zu ‚Gerapoli bei Konstantinum Josephum‘ in Viertel- und in Achtel-Bogengröße ein Leben des Christoph Wagner, ‚weiland gewesenen Famuli des weltberufenen Erzzauberers Johann Faustens‘, der den Teufel ‚Auerhan‘ auf dem Blocksberg beschwor. ‚Da hüpfte die ganze Erde und ging um, die Sterne fielen vom Himmel und liefen auf Erden um wie eitel Feuerflammen; etliche wurden zu abscheulichen Schlangen und dräueten mit ihren spitzigen Zungen den Wagner

[1] Bei Scheible, Kloster 2, 277—278. 294. 302. 304. 308. 324. 333. 336. 337. 347. 348—349. 354. 416—417. 486. 491. 536—537. 692. 770 fll. 777. 786. Bei Sigmund Friedrich (Bl. B 4) heißt es: ‚Joachim Camerarius schreibt: er habe selbst etliche gesehen, welche ein Haupt getragen, dadurch ihnen der Teufel gesaget, was sie ihn gefraget. Das Haupt wird zuvor bezeubert sein gewesen, wie man die Cristalla und Ringe bezeubert, darinnen man ersehen und erforschen könne, was man will; denn in unbezeuberten Cristallen und Ringen kann man nichts sehen noch erforschen.‘ Der Marburger Magister Philipp Ludwig Elich (1607) verwarf die Ansicht, daß die Magier als solche im stande seien, den Teufel in Krystalle, Ringe u. s. w. gleichwie in Gefängnisse einzuschließen. ‚Daemones enim semper voluntarie adsunt, vel superiorum Daemonum imperio coacti, seque carceri includi sinunt.‘ Elich 201.

zu erstechen; etliche wurden zu fliegenden Feuerdrachen, die stritten und kämpften in der Luft mit großem Getön. . . .‘ ‚Endlich gewahrte Wagner ein Kamel, so aus dem Rauch herfürkommen, und sprach zu ihm: „Was willst du?“ Es antwortete und sprach: „Daß du erscheinst in der Gestalt eines Affen.“ Der Affe erschien anfangs mit vier Köpfen, legte aber auf Wagners Bitte die drei Köpfe ab und wurde ‚ein rechter Affe‘. ‚Der sprang auf und nieder, tanzte Galliard und andere üppige Tänze, schlug bisweilen auf dem Hackbrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trometen, als wären ihr hundert oder mehr.‘ Mit diesem Teufel ging Wagner auf Reisen, besuchte auch die neuentdeckten Welten und führte allerlei Spuk aus, bis er schließlich, wie sein Meister Faust, vom Teufel geholt wurde. Als Zweck seines Werkes gab der Verfasser an: jeder Mensch möchte aus demselben den Teufel besser kennen lernen und sich vor demselben desto fleißiger hüten [1].

Wie ‚alles im Kopfe des Volkes, bei Fürnehmen und Geringen, voll Teufel‘ war, alle nur erdenklichen ‚Teufelspraktiken‘ bei hoch und niedrig ‚für wahrhaftige Historien passierten‘, zeigte sich vornehmlich auch in den Erzählungen, welche über den kurfürstlich brandenburgischen Leibarzt Thurn von Thurneissen, nach dessen eigenen Berichten, vielerorts verbreitet wurden. Einmal war der Teufel in dessen Umgebung in der Gestalt eines Elentiers, welches Thurneissen vom Herzoge von Litauen zum Geschenk erhalten hatte‘. Diesen ‚Teufel führe er‘, hieß es, ‚die Lande auf und nieder, um Geld damit zu sammeln‘. Dann wurde ‚in öffentlichen Reden und Schreiben‘ behauptet, er habe eines Tages in der Trunkenheit bei einem Festmahle seine Rosse und seinen Wagen verschenkt und gleichwohl dem Kutscher befohlen, daß er anspannen solle. ‚Habe mein Kutscher geantwortet: „Herr, worauf wollen wir dann fahren? Habt Ihr Euch doch in Speise und Trank so gar übernommen, daß Ihr nicht wisset, daß Ihr mich samt Euren Pferden und Wagen verschenkt habt.“ Soll ich geantwortet haben: „Ei, gehe in hunderttausend Teufel Namen, du wirst wohl Pferde und Wagen finden.“ Wie er nun von mir gangen, nicht gewußt, was er thun sollte, soll er in Gestalt vier gar schöner und ganz wohlgeformierter schwarzer Rosse, desgleichen einen wohlbereiten Wagen gesehen haben. Es habe aber niemand gewußt oder ausdenken mögen, aus was Materia derselbe Wagen gemacht oder bereit gewesen sei. Der Kutscher sei zu den Rossen gegangen, jedoch mit Furcht und Zittern, weil er gewußt, daß es nicht von Natur erschaffene Rosse, sondern Teufel gewesen, habe sie angerüstet, gezäumt und angespannt und zu mir gesagt, daß alles meinem Befehle nach geschehen. Ich hätte noch eine ziemliche Weile

---

[1] Bei Scheible, Kloster 3, 1—188. Vergl. insbesondere 38—40. 43. 185—186.

im Fressen und Saufen verwartet, danach als mich Zeit gedünkt, daß die gewisse und rechte Stunde, um mit den teuflischen Rossen von dannen zu fahren, gekommen, von meinen Gästen Abschied genommen, und sei auf den Wagen gesessen, desgleichen der Kutscher auf die Rosse, und soll ich gesagt haben: „Nun fahre hin in aller hunderttausend Teufel Namen.“ Von Stund an und im Beisein der Umstehenden sollen sich Rosse und Wagen in die Luft geschwenkt haben, und sei ich also von Basel aus in zwölf Stunden bis gegen Halle in Sachsen angekommen.‘ Ferner besaß ein angesehener Mann in Basel ‚gründliche Wissenschaft‘, daß Thurneissen ein Haus gekauft und mit barem Gelde bezahlt habe, dieses Geld aber habe sich später in Kohlen verwandelt. Als der Verkäufer diese Kohlen dem Kurfürsten von Brandenburg zugeschickt habe, habe Thurneissen, ‚um nicht in Verachtung und Leibesgefahr zu geraten, die Kaufsumme in gangbaren Thalern bezahlt und eine besondere Verehrung zugesagt, auch dem Kurfürsten vieles verheißen, damit er die Sache geheim halte und die teuflische Zauberei nicht unter die Leute ausgesprengt werde‘.

Noch weitere wunderbarliche Zeitungen folgten.

Weil Thurneissen an seinem Hause in Basel ein Türmlein gebaut hatte zur Beobachtung der Gestirne, so wurde ‚glaubhaft‘ versichert: dieses Türmlein sei für den Teufel bestimmt, der dort des Nachts Herberge nähme, um ungehindert mit seinem Zögling sich besprechen zu können. Jedoch nicht allein im Türmlein, berichten andere, sitze der Teufel, sondern auch in Gestalt eines Schuhu auf dem Dache des Hauses: Thurneissen habe ihn dahin beschworen, um von ihm unterrichtet zu werden, ob seine Frau sich mit andern Männern abgebe. Schon in seiner Jugend habe der Teufelskünstler, als er das Goldschmiedehandwerk erlernte, den ganzen Tag mit Fressen und Saufen zugebracht, des Nachts aber mit etlichen Teufeln in Menschengestalt sehr zierliche und künstliche Arbeiten verfertigt. Und damit noch nicht zufrieden, schreibt Thurneissen, haben ‚etliche Baseler ausgesagt, wie sie den Teufel leibhaft bei mir gesehen, mit dem ich auf meinem Dach gesessen. Etliche, welche stattliche und andern Baselern vorgezogene Leute sein wollen, haben unverschämt ausgesagt, daß sie den Teufel in meinem Haus hinter dem Ofen gesehen, der mir, wenn ich bei Tisch sitze und schreibe, diktiere und in die Feder geredet sollt haben‘. Noch andere Baseler ‚berühmten sich frei öffentlich‘, sie hätten in meiner Wohnung ‚einen Spiegel gefunden, darin sie den Teufel als einen Behüter und Beschützer des Meinen leibhaftig gesehen, der auch mit etlichen Ratspersonen geredet sollt haben‘. Über den Tisch seines Schwiegervaters Herbrot habe Thurneissen ‚drei Spinnen gezaubert, die nicht erschaffene Spinnen, sondern drei Teufel gewesen; als das heidnische Kreuz darüber gemacht worden, seien sie mit einem hinterlassenen Gestank davon gewischt‘. ‚Auch sollte ich drei lebendige Eheweiber in Basel und die vierte in Berlin haben, mit welchen

ich durch die Gespenst des Teufels also gebaren und umgehen lassen, daß nicht genugsam davon zu sagen und zu schreiben stünde. Bei Tag und Nacht soll von unbekannten fremden Vögeln um und auf meinem Hause ein so jämmerlich Geschrei und Wehklagen sein, daraus nicht anderes zu schließen, denn daß solches mein Geist sei und mich in kurzer Zeit von hinnen zu sich in den Abgrund der Hölle holen und führen wolle. Ein Gespenst, das ich in mein Haus gezaubert, schreie Tag und Nacht mit kleiner Stimme als ein junges Kind.‘ ‚Allwege wenn ich schreibe, soll ich zwei große schwarze Hunde, die Teufel sein sollen, bei mir liegen haben. Der Teufel mache mir auch die Kalender.‘ [1]

Anderseits wurde zugleich berichtet, daß die Teufel nicht immer dem Thurneissen zu Befehl seien, sondern ihm bereits den Garaus gemacht hätten. Vom Kurfürsten von Brandenburg habe er sich jeden Freitag als freien Tag erbeten, an welchem der Kurfürst nicht nach ihm fragen oder schicken solle; denn an den Freitagen wolle er seiner ‚Zauberei und Teufelsbannungen abwarten‘. Nun habe sich aber einmal an einem Freitage etwas Sonderliches bei Hofe zugetragen, wobei man seiner benötigt gewesen, darum habe der Kurfürst ihn durch einen Edelknaben vor sich bescheiden wollen. Als aber der Edelknabe in seine Wohnung, das Graue Kloster, gekommen, habe er dort drei Teufel in Gestalt ungeheurer schwarzer Mönche angetroffen, die mit Thurneissen gefressen und gesoffen: diese hätten ihn, als er erschrocken zurückweichen wollte, erwischt und dermaßen traktiert, daß er von Stund an des Todes verblichen. Darauf habe der Kurfürst einen Trabanten abgeordnet, um zu erfahren, weshalb weder der Edelknabe noch Thurneissen komme. Auch diesen Trabanten hätten die Teufel auf den Tod verwundet, aber nicht völlig ums Leben bringen können. Nachdem derselbe bei Hofe kundgethan, was ihm und dem Edelknaben widerfahren, habe der Kurfürst das Kloster durch viele Personen umzingeln und seinen Leibarzt gefangen nehmen lassen. ‚Wie nun solches geschehen, seien die Teufel noch bei mir gesessen, aber da ich angegriffen worden, als fliegende Geister davongefahren und mich im Stich sitzen lassen.‘ Endlich ‚hätte man mich‘, fährt Thurneissen fort, ‚mit eisernen Ketten an Händen und Füßen verwahret, mir den Prozeß gemacht und mich als Zauberer zum Feuertode verurteilt‘. ‚Wie nun der angesetzte Tag, solches an mir zu vollbringen, erschien, sei ein solch ungestümer, grausamer und erschrecklicher Wind entstanden, daß jedermänniglich vermeint, der Tag des Herrn sei vorhanden, und daß die Stadt Berlin samt dem ganzen Umkreis der Welt in

[1] Ein durch Nothgedrungenes Außschreiben 1, 84 fll. ** Vergl. über diese merkwürdige Schrift die Mitteilungen Janssens in seinem Aufsatz ‚Zur Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts‘. ‚Katholik‘ 1889, 1, 41 fll.

einem Haufen zu Grund und Boden gehen sollte. Und sei ich, ehe ich recht zum Feuer gebracht, also von den Teufeln, welche mir lange gedient, leibhaftig hinweggenommen und zusehends mit denen in den Lüften davongefahren und zu Stücken zerrissen worden.' Berichte dieser Art wurden ‚nicht allein von dem gemeinen Pöbel, dem es seinem Unverstand zuzumessen sein möchte, sondern wohl von den Fürnehmsten' ausgestreut[1].

Übrigens war Thurn von Thurneissen selbst keineswegs darüber im Zweifel, daß der Teufel häufig leibhaft erscheine und ‚alles in der Welt voll Teufelswerk und Teufelskünsten' sei. In einer Schrift vom Jahre 1575 wies er deutlich darauf hin, wie Satanas noch vor nicht langer Zeit in Rottweil, Basel, Baden und anderwärts persönlich sein Wesen getrieben habe:

So ist gewiß, daß man in Norwegen,
In Island Geist sind, die sich bewegen,
Dienent dem Menschen öffentlich,
Lassen sehen, hören, zeigen sich,
Rufen den Menschen bei ihrem Namen ...[2]

‚Allzumahl Teufel' seien auch:

Die in Cristall und Gläser werden
Beschworen zu uns herab auf Erden,
Die Schätz und alle Bergwerk weisen,
Wo Kupfer, Silber, Gold und Eisen,
Blei, Zinn und Edelsgstein wird graben,
Die auch aller Künste Wissen haben,
Darzu aller Kreuterwurzen Kraft,
Auch aller Metall Eigenschaft
Durch ihr Weisheit den Menschen lehren,
Wann man die fordert und thut beschweren
In Spiegel, Wasser und Cristall[3].

Unzählige Berichte über ‚den Teufel selbst', über leibhaftige Teufelserscheinungen setzten fortwährend das Volk in Angst und Schrecken. ‚Es vergeht schier nicht ein einig Jahr mehr,' klagte eine Schrift aus dem Jahre 1563, ‚ohne daß man die allerschröcklichsten Zeitungen aus vielen Fürstenthumben, Dörfern und Städten hört, wie unverschämt und grausam der Höllenfürst zur Auslöschung des neu scheinenden Lichtes der heiligen Evangelii sichtbarlich sich gebehrdet und in allen Gestalten in diesen unseligen letzten Zeiten die arme Christenheit zermartert und zerplagt.'[4] Auf den Augsburger Reichstag

---

[1] Ein durch Nothgebrungenes Außschreiben 1, 92—94.
[2] *Εὐποραδήλωσις* Bl. 40 fll. 45[b].
[3] Bl. 30[b]. [4] Von Höllenzwängen 7.

vom Jahre 1530 zogen, verkündigte ein Superintendent seinen Zuhörern, sechs Teufel in Mönchsgestalt, weshalb man denn auch mit Recht ‚den Teufel in einer Mönchskappe abmale‘ [1]. Als am Osterabend 1533 das Städtlein Schiltach am Schwarzwalde abbrannte, ließ sich der böse Geist leibhaftig sehen und im Städtlein mit einer Pauke hören [2]; in Straßburg sollte darüber eine Zeitung ausgehen, aber der Rat untersagte den Druck, weil ‚man mit dem Teufel nicht zu schaffen haben wolle‘ [3]. In Rottweil, wo der Rat ‚eine lange Zeit des Evangelii Feind gewesen und etliche gottesfürchtige Leute aus der Stadt vertrieben‘, ging der Teufel, wie Jobus Fincelius berichtete, ‚im Jahre 1545 sichtbarlich um, zuweilen in eines Hasen, darnach in einer Wiesel, auch zuweilen in einer Gans Gestalt, redete mit klarer deutlicher Stimme, mit Bedrohung, er wolle die Stadt anzünden‘ [4]. Anderwärts wurde der Teufel in Gestalt eines Bären, eines Hundes, einer Katze sichtbar [5]. Gar merkwürdig war die von Fincelius im Jahre 1557 mitgeteilte ‚wahrhaftige Historie, die vor wenig Jahren sich in der Mark zugetragen‘: der Teufel schien in blauem Hut als Rechtsanwalt eines Landsknechtes leibhaftig vor Gericht, ‚disputierte gründlich vom Recht‘ und führte zuletzt einen Wirt, den Ankläger des Landsknechtes, ‚über den Markt in den Lüften weg‘, ‚das jedermann zugesehen hat, aber noch niemand hat erfahren können, wo er mit ihm hinkommen sei‘ [6]. In Sachsen, wo er bereits früher gesehen worden, ‚verwandelte er sich‘, schrieb der Prediger Herold, im Jahre 1551 ‚abermals in grausame Gestalten, lief nachts auf den Gassen um, klopfte an die Häuser; mit großem Geplärr und Heulen steckt er jedermann eine Forcht ein‘ [7]. Im Jahre 1559 erfuhr das Volk aus einer ‚grausamen erschrecklichen und wunderbarlichen, aber wahrhaftigen Zeitung‘, daß der Teufel zu Platten, zwei Meilen von Joachimsthal, ‚in Gestalt eines Kuckuck, eines Raben und einer Hummel auftrat und also schrie, wie solche Vögel pflegen zu thun‘. Als der Prediger von Schlackenwald ihn fragte: ‚Siehe, wie bist du der schönsten Kreaturen eine gewesen und verbirgst dich in so mancherlei Gestalt, jetzt in eine Sau, bald in eines andern Viehes Gestalt‘, erhielt er von dem bösen Geiste die Antwort: ‚Lieber Pfaff,

---

[1] Weber, Historische Predigten 109—110.

[2] Scheible, Schaltjahr 4, 96—97. Bücherschatz 128, Nr. 1926. Vergl. Fincelius 1, Bl. E 7 b.

[3] Reuss, La Justice criminelle .. à Strasbourg 266—267.

[4] Fincelius 1, Bl. K 3. Scheible, Schaltjahr 4, 340. Groß, Magica 1, 48 b.

[5] Scheible, Kloster 2, 299. 300. 314.

[6] Fincelius Bl. O 5 b. 7 b.

[7] Herold 529. Auch Fincelius Bl. P 7 b beteuerte: im Jahre 1551 ‚ist der Teufel an vielen Enden des Nachts sichtlich auf den Gassen umgangen, hat an den Thüren angeklopft, hat oft weiße Kleider angetragen, oft mit der Leich gangen und sich traurig gestellt‘.

ich werde oft ein Hase; o die reichen Hansen fressen mich gern.'[1] In Erfurt ‚recitierte er in Gestalt eines Raben einen Psalmvers'[2]; aus Kopenhagen wurde, nach der Mitteilung eines Predigers, ‚gläublich und wahrhaftig bekannt gegeben, daß er zu unterschiedlichen Malen als ein großer schwarzer Vogel auf dem Dache angefangen, ein geistlich Lied zu pfeifen, was etliche Personen deutlich gehört'[3]. Auch auf der Bühne, ‚wo man schier immer die Teufel agierte'[4], ließ sich ‚der schwarze greuliche Satan etliche Male leibhaftig vor dem Volke in Schauspielen sehen'. Von englischen Komödianten wußte darüber der Buchhändler Hans Stern zu erzählen: es müsse ‚schrecklich zu sehen gewesen sein', daß einmal, als dieselben ‚von Doktor Faust spieleten, sich unter den angenommenen Schwarzen, die ihn holen sollten, ein rechter Teufel in leiblicher Gestalt gefunden und die Komödianten, wie sie es gewahr worden, alle miteinander vom Gerüst gejagt' hat[5].

In der Pfarrkirche zu Weimar zeigte sich der Teufel, nach den Angaben der lutherischen Streittheologen Wigand und Heßhus, leibhaft vor den Augen der Gläubigen neben dem kursächsischen Prediger Mirus in abscheulicher greulicher Gestalt, so daß er ‚von vielen etlichemal abkonterfeit und endlich gedruckt wurde'[6]. Andere, mit den konfessionellen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Calvinisten zusammenhängende ‚wahrhaftige Teufelserscheinungen' machte der lutherische Prediger Nikolaus Blum im Jahre 1606 bekannt. Vor fünf Jahren ist der Teufel, besagte seine ‚Historische Erzählung', einer adligen Jungfrau in der Lausitz wiederholt sichtbarlich in Gestalt eines Weibes erschienen und hat ihr im Namen eines großen Herrn eine güldene Kette überreicht, auch ‚ein calvinisches Buch von der Vorsehung'. ‚Er hat ihr gesagt, sie sei nicht recht getauft worden und könne nicht selig werden. Als ihr Vater in solch großer Not an mich geschrieben, um mein Amt angehalten und gebeten, habe ich die Jungfrau besucht, sie getröstet und aus Gottes Wort belehrt,

[1] Die Zeitung bei Scheible, Schaltjahr 2, 466—474.

[2] Groß, Magica 1, 59b.

[3] Wider den Teufel als Gottesfeind, Menschenmörder und listigen Betrüger. Predigt von M. K. Sauerborn (1559) S. 2.

[4] Vergl. oben S. 378—382.

[5] Evenius, Dedikation Bl. 4. Im ‚Simplicissimus' heißt es: ‚Was agieret, spielet und siehet man doch lieber, als die Historiam des verruchten Erzzauberers, Doktor Johannis Faust, darum, daß ein Haufen Teufel darinnen allezeit eingeführet, und in allerhand abscheulichen Gebärden vorgestellt werden. Da doch bekannt, wie schon so manchesmal bei solchen teuflischen Masqueradentänzen und Fausti-Komödien sich aus Verhängnuß Gottes auch rechte Teufel unter denen so verstellten mit eingefunden, und man nicht gewußt, wo dieser Vierte oder Siebente oder Zwölfte (wie in verschiedenen Begebenheiten geschehen, daß einer zu viel gewesen) herkomme.' Vergl. Meissner 91.

[6] Wilkens, Tilemann Heßhusius (Leipzig 1860) S. 191—192.

worauf dann der Teufel mit seiner güldenen Kette, güldenen Kleinodien, calvinischen Buch von der Vorsehung daheim geblieben.' ‚Jetzt jährig und ein wenig darüber ist der Teufel in der Gestalt eines schwarzen Mannes zu Müglen, im Dohnischen Kirchspiel gelegen, zu christlicher Eltern herzlieben und frommen Tochter kommen, hat sie dreimal im Hause und für der Thür erwischt, zum erstenmal zu einem fließenden Wasser geführt, Vorhabens und in Willens dieselbe zu ersäufen, zum andern Mal ins freie Feld, zum drittenmal hat er sie in die Scheune oben auf die Balken geführt, in Willens sie herunterzustürzen. Als das Mägdlein den Gesellen gefragt, warum er sie so herumführen thät, hat er zur Antwort geben: „Darum, du bist nicht recht getauft worden, du bist dennoch mein an Leib und Seele; du sollst mir nicht entrinnen."' [1]

Wie hier der Teufel durch das Wort Gottes lutherischen Bekenntnisses zweimal besiegt wurde, so mußte er zwei andere Male vor dem Erzengel Gabriel weichen. Eine ‚Schreckliche Zeitung' vom Jahre 1594 verkündete nämlich, daß ‚der Teufel in Gestalt eines Menschen gekommen zu einem Huter-Gesellen Gabriel Kummer genannt zu Spandau'. Aber gleichzeitig mit ihm stellte sich der Erzengel Gabriel ein. Dieser ‚blies den Teufel gar hart an, also daß es gar gesauset, und ging ein bloßes glänzendes Schwert aus des Engels Mund, dafür dann der Teufel gewichen'. Darauf gab der Erzengel, der einen mit schönem Gold umwundenen Rautenkranz auf dem Haupte trug, dem Gesellen eine Raute zu essen, und derselbe hörte zugleich ‚eine himmlische Cantorei, latein und deutsch, ein Chor um das andere, gar schön und lieblich; insonderheit ist eine Diskantstimme darunter gehört worden, so hell und lieblich, daß es nicht zu sagen'. Gabriel befahl dem Gesellen, dem obersten Superintendenten in Spandau zu melden, daß er das Volk mit schärferen Worten zur Buße ermahnen solle. Auch in der Kirche sah der Gesell den Teufel in einem Wolfspelz über mehreren Besessenen und anderem Volke tanzen und springen; er warf dem Gesellen einen Strick um den Hals und hätte ihn erwürgt, wenn nicht Gabriel wiederum erschienen wäre und ihn gerettet hätte. Bei einer zweiten Erscheinung war der Erzengel mit einer Sense versehen und drohte, er werde ‚mit dieser Sense die Frommen abmähen', wenn nicht zu Spandau und im ganzen Land täglich des Abends um 7 Uhr eine Betstunde abgehalten würde [2].

In demselben Jahre ersah man aus einem Berichte des Berliner Propstes Doktor Jakob Coler, daß am 28. September gleichzeitig ein Erzengel und ein Teufel an das Bett eines Mädchens, Ursula Seger, der Tochter eines

---

[1] Historische Erzählung; vergl. oben S. 523, Note 1.

[2] Bei Scheible, Schaltjahr 4, 462—467. Verzeichnet bei Weller, Zeitungen Nr. 795.



Bierbrauers, getreten seien: ersterer wunderschön glänzend mit einem gezückten Schwerte in der Hand, letzterer ein schwarzer Mann mit feurigen Augen; statt der Ohren hatte er längliche, gerade Hörner, auf der Stirne ein gekrümmtes Horn. Der Erzengel schlug den Teufel mit seinem Schwerte in die Flucht und schwang dann dreimal dieses Schwert im Kreise, jedes Mal ausrufend: ‚Weh, Weh über Deutschland‘; darauf entzog er sich den Blicken des Mädchens, versprach aber demselben, er werde noch öfter kommen[1]. Einem andern unschuldigen, fünfjährigen Kinde erging es schlimmer: laut einer Görlitzer ‚Erbärmlichen und erschröcklichen neuen Zeitung‘ vom Jahre 1579 wurde es ‚vom höllischen Feuer angezündet‘[2].

Insbesondere machte sich der Teufel, nach allerlei umlaufenden Berichten, viel zu schaffen mit den neuen Theologen, welche sich untereinander bekämpften und nach dem Vorgange Luthers in jedem ihrer Gegner ein Werkzeug des Satans, einen von demselben geistig oder selbst leiblich Besessenen erblicken wollten. Als der Theologe Andreas Osiander im Jahre 1552 starb, wurde von seinen Gegnern ausgesprengt, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht und seinen Körper ganz zerrissen[3]; wie es bereits früher dem Theologen Carlstadt ergangen sei, wurde in Predigten dem Volke kundgethan[4]. Von dem Dresdener Hofprediger David Steinbach, welcher als Freund des Kanzlers Nikolaus Krell ins Gefängnis gebracht worden, verkündigte eine amtliche Schrift vom Jahre 1592, er habe sich nach eigenem Bekenntnis ‚mit Hilfe des bösen Feindes aus der Custodia befreien wollen und sei durch drei verschlossene Thüren gekommen, welche unversehrt geblieben; der Teufel sei oft des Nachts zu ihm in seine Custodia kommen und habe sich in seinem Handbecken gebadet und die Bücher umgeblättert; im Schloßhof sei der böse Geist wahrhaftig gesehen und gehört worden‘[5]. Der märkische Generalsuperintendent Andreas Musculus wurde fortwährend leibhaftig vom Teufel geplagt[6], und der berühmte sächsische Hofprediger Matthias Hoe hielt mit dem Bekenntnisse nicht zurück, daß der Teufel ihm in seiner Studierstube das Licht ausgeblasen, Gepolter angerichtet habe und mit Büchern auf ihn eingestürmt sei[7]. Bei dem Superintendenten Bugenhagen hatte es der Teufel, wie es scheint, weniger abgesehen auf den Hausherrn als auf die Belästigung der Hausfrau. Aber Bugenhagen kannte, wie der Wittenberger Prediger Sebastian Fröschel im

[1] Nach Colers Bericht bei Wolfius, Lectiones 2, 1021—1022.

[2] Weller, Zeitungen Nr. 514.

[3] Erläutertes Preußen 2, 69. 71.

[4] Vergl., wie Sebastian Artomedes, Pfarrer und Konsistorialassessor zu Königsberg, in seinen im Jahre 1590 erschienenen Predigten darüber berichtete. Schenk 34—35.

[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 100—101.

[6] Spieker, Musculus 2, 15.

[7] Vergl. Tholuck, Akademisches Leben 1, 131.

Jahre 1563 seiner Gemeinde mitteilte, ein zwar nicht säuberliches aber wirksames Mittel zur Vertreibung des Teufels [1].

Auch bei Fürsten und hohen Staatsbeamten stellte der Teufel wiederholt in eigener Person sich ein.

So berichtete beispielsweise der Kriegsoberste Claus Berner im Jahre 1551 dem Herzog Albrecht von Preußen, daß der Teufel dreien Fürsten, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, dem Kurfürsten Moritz und dem Herzog August von Sachsen, bei einem Gelage sich ‚scheinbarlich habe sehen lassen'. Auf nähere Erkundigung, welche Herzog Albrecht darüber einzog, erfuhr er von dem Grafen Georg Ernst von Henneberg, der Höllenfürst sei erschienen in Gestalt einer Jungfrau, schön von Angesicht, in einem grünen Rock, mit langen Klauen' [2]. Acht Jahre später offenbarte ein Prediger: ‚Ich habe vor etlichen Jahren einen Fürsten hohen Geblütes gekannt, den ich ehrfurchtshalber nicht nennen will, der mir selber gesagt hat, daß ihm, dieweil er als Liebhaber des heiligen Evangelii allen papistischen Unflat und Götzendienst in seinem Lande ausfegte, der Teufel so gram und feindselig geworden, daß er bei ihm zu verschiedenen Malen in scheußlichen Gestalten sich hat sehen lassen: hat ihm einmal, als er zu Tische saß, als ein grimmiger Hund, eher Wolf, alles, was auf dem Tische stund, gleichwie in einem Ruck weggefressen; ein andermal in Gestalt seines Dieners, aber etliche Fuß größer denn dieser, ihn zur Erde geworfen und blutig geschlagen, und wiederum in Figur einer großen schwarzen Katze, so eine Menschenstimme hat hören lassen, ihm das Angesicht zerkratzet und einen solchen Gestank zurückgelassen, daß sich alle im Schlosse darüber höchlich verwundert haben. Sodann hat er als selbige Katze ein Söhnlein des Fürsten gewürget, bis er endlich, in eine riesige schreckbare Mannsperson umgewandelt, ein solches Heulen von sich gegeben, daß neben etlichen andern der Fürst selber in Ohnmacht gesunken ist.' ‚Solches alles', beteuerte der Prediger, ‚habe ich aus dem Munde des Fürsten wahrhaftig gehört und ist in drei oder vier Jahren nacheinander geschehen.' ‚So greift der Gottesfeind und Menschenmörder, leibhaft erscheinend, auch die an, so im Leben am höchsten gestellt sind. Und sagte der Fürst: Man wisse wohl, daß er nicht der einzige seines Standes sei, dem solch und ander Schreckliches geschehen': einem papistischen Fürsten, der im Begriffe gewesen, zum Abendmahl zu gehen, habe der Teufel, als Jäger verkleidet, eine brennende Hostie von Pech in den Mund stecken wollen [3].

[1] ** In seiner Predigt: Von den heiligen Engeln. Vom Teuffel und des Menschen Seele. Wittenberg 1563. A. 8 b. Vergl. Schenk 23.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 714, Note 2.

[3] In der S. 549, Note 5 angeführten Predigt, S. 3. Forner, Panoplia 13, teilt ein ‚Bekenntnis' von Hexen mit: bei ihren Versammlungen bringe ein Teufel,

Den gestürzten Kanzler Krell besuchte der Teufel, hieß es, ‚etliche Male in seiner Custodia in Gestalt eines schwarzen Vogels und unterredete sich mit ihm, als die Wächter deutlich gehört‘, aber die Sprache, in welcher sich beide unterhielten, ‚konnte man nicht verstehen‘[1].

‚Als ein grausam und abschreckend Exempel, woraus männiglich zu ersehen, wohin es führet, wenn man den Besuchen des Teufels nicht widerstehet, vielmehr sich mit ihm einläßt und durch Handgeschrift verbindet‘, stellte eine ‚Erschröckliche Zeitung‘ vom Jahre 1606 dem Volke das Schicksal des Rechtsgelehrten Henning Brabant, Stadthauptmanns von Braunschweig, vor Augen. Während eines Prozesses, in welchen Brabant mit der dortigen lutherischen Geistlichkeit verwickelt war, verbreitete sich, im Mai 1604, das Gerücht, derselbe werde vom Teufel in Gestalt eines Raben besucht, und das Gesinde beklage sich über die verdächtigen Besuche. Als dann von einem Gefolterten noch verschiedene Übelthaten dem Stadthauptmann nachgesagt wurden, kam dieser selbst dreimal, jedesmal mehrere Stunden lang, auf die Folter. Um von den ausgesuchtesten Marterqualen frei zu werden, erklärte er sich bereit: er wolle auf alle Fragen, welche man ihm stellen werde, mit Ja antworten. Er bejahte dann das ihm vorgelegte ‚Bekenntnis‘, daß er mit Hilfe des Teufels die Stadt an den Herzog von Braunschweig, welcher landeshoheitliche Rechte über diese und ihr Gebiet beanspruchte, habe verraten wollen. Anfangs sei ihm, lautete das ‚Bekenntnis‘, der Satan ‚auf seiner großen Stube, in Gestalt eines großen langen schwarzen Kerls, mit einem hohen Hut und Federbusch leibhaftig erschienen‘ und habe ihn ‚an dem rechten Arm schrecklich gegriffen, darüber er erschrocken und gesagt: „Satan, hebe dich von mir“. Da wäre der Teufel verschwunden und hätte die Thür heftig zugeschlagen‘. Am andern Tage sei ihm der Teufel ‚abermals erschienen unter der Laube in Gestalt eines langen Jünglings, mit einem spitzen Hut und Feder‘, aber er habe noch kein Verbündnis mit ihm geschlossen. Ferner habe ‚auf St. Ägydien Kirchhof ein Rabe auf der Kirche gesessen, der gleich auf ihn zugeschossen und ihm über dem Kopf geschwebet‘. ‚Hernach an einem Sonntage, als man das Essen zu Tische getragen, sei ein Rabe fliegen gekommen, so sich vorn auf den Tisch gesetzt, der genickt, als wenn er mitessen wollte. Er habe gesagt: „Hebe dich von mir, Satan“, darauf der Rabe weggeflogen.‘ Acht Tage später habe der Rabe nochmals sich sehen lassen und ‚Raf, Raf‘ gerufen, jedoch auch damals sei noch kein Verbündnis zu stande

zumeist unter einem Galgen, zur Verhöhnung des Meßopfers, dem Obersten der Teufel ein Opfer dar und reiche statt des Abendmahles den Hexen eine brennende Pech-Hostie und einen Kelch mit einem Schwefeltranke, der ihnen wie Höllenfeuer in allen Eingeweiden brenne.

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 100.

gekommen. Zuletzt aber habe er mit demselben ein solches abgeschlossen auf sechs Jahre, wobei ihm der Teufel zugesagt habe: ‚er wolle ihm in allen seinen Sachen durchhelfen, er solle sich setzen wider die Obrigkeit und jedermann, es solle ihm alles frei durchlaufen; habe ihm die Sünde leicht gemacht und gesagt: er solle nur besser daran, sich besser wider die Obrigkeit setzen und Aufruhr anrichten; solle nur keck und unverzagt sein, er wolle ihm beipflichten und ihn zum großen Herrn machen‘. Dagegen habe er seinerseits ‚bei seinem Teil des Himmels versprochen und zugesagt, daß er des Teufels eigen mit Leib und Seele sein wolle‘; solches Verbündnis sei mit Unterschrift an Eides Statt geschehen, ‚der Rabe habe eine große rauhe Hand mit krummen Fingern herausgezogen und ihm seine Hand sehr hart gedrückt‘.

So lautete das auf der Folter abgepreßte ‚Bekenntnis‘. Die Richtherren, unter dem Vorsitze des Bürgermeisters Haverland, übernahmen sich während der Folterungen Brabants dermaßen in Wein, daß sie sämtlich, nebst dem Stadtvogte, trunken wurden.

Der ‚Teufelsverbündete und Verräter‘ sollte eines fürchterlichen Todes sterben. Am Tage vor der Hinrichtung, am 16. September 1604, hielt einer der Prediger eine Kanzelrede, worin er auseinandersetzte, erstens, wie eine christliche Obrigkeit sich gegen öffentliche Verbrecher und Übelthäter verhalten müsse, und zweitens, wie gottselige Christen solchen Strafen zusehen und dieselben sich christlich zu Gemüte führen sollten. Am 17. September wurde Brabant, durch die Folterungen schon ‚bejammernswert gerissen‘, zur Richtstätte auf den Hagen-Markt geführt. Zuerst wurden ihm zwei Finger der rechten Hand abgehauen. Dann wurde er mit glühenden Zangen an den Armen und an der Brust gezwickt, hierauf ganz entkleidet auf einen Schlachttisch gelegt und entmannt. Damit er nicht durch Ohnmacht dem vollen Gefühl aller Peinigungen entgehe, hielt man ihm Kraftwasser vor. Der Henker zerschlug die Brust langsam mit einem hölzernen Hammer, ritzte den Leib auf, riß das Herz heraus und schlug es dem Sterbenden um das Gesicht. Bis zum letzten Hauche beteuerte Brabant seine Unschuld: er wolle am Jüngsten Tage über seine Peiniger schreien und rufen. Sein Körper wurde, in fünf Teile zerstückt, an den fünf Thoren der Stadt aufgehängt. Die fünf unmündigen Kinder des Unglücklichen verloren ihr ganzes Vermögen; sie lebten und starben in Armut und Not[1].

---

[1] Alles Nähere aus den Originalakten des Prozesses bei F. K. von Strombeck, Henning Brabant, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig, und seine Zeitgenossen. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Stadt- und Justizwesens im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Braunschweig 1829. Andreas Lonner, welcher ‚unter einer ungeheuern Zuschauermenge‘ der Hinrichtung beiwohnte, sprach in einer vor ‚den ehrwürdigen und gelehrten Herren der Universität Gießen‘ gehaltenen Rede den Wunsch

‚Mit solcher Strafe‘, sagte die ‚Erschröckliche Zeitung‘ am Schluß ihres Berichtes über die Hinrichtung Brabants, sollten ‚alle Teufelsverbündete und bösliche Unruhstifter wider die geistlich und weltlich Oberkeit billig belegt werden‘. ‚Darum hüte sich jedweder vor den Fallstricken des Teufels, in die Brabant gelaufen ist, und lebe in Forcht und Erschrecken vor den Erscheinungen Satans, der, wenn er sich schon an solche Personen macht und ihnen in unterschiedlichen Gestalten sich sehen läßt, so in solchem Ansehen gestanden wie Brabant, gar viel leichtlicher noch bei gemeinem Volk seine Künste versucht.‘ ‚Hören wir nicht, zu wie viel tausenden Malen er den Hexen und Unholdinnen erscheinet, die sich mit ihm einlassen und zu vielen Tausenden dann mit dem Feuertode gerechtfertigt werden müssen? Wie viele von denen haben auf den Folterungen gesagt, daß sie, da sie doch nun einmal mit dem Teufel in ein Verbündnis getreten und mit ihm gebulet haben, lieber vom Teufel wollten lebendig weggeführt werden, denn solche Martern erdulden! Als denn auch ihrer nicht wenige, nach Aussage der Prozeßakten, dermaßen sind vom Teufel durch die Lüfte weggetragen worden, daß man nicht mehr gewußt, wo sie geblieben. Auch viele andere Übelthäter holt der Teufel lebendig weg, wie dir, lieber christlicher Leser, in wahrhaftigen Zeitungen bekannt gegeben wird.‘ [1]

Solche ‚wahrhaftige Zeitungen und Lieder über die Wegführungen lebendiger Menschen durch den leibhaftigen Teufel‘ wurden besonders seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts häufig verbreitet. ‚Man könnte‘, meinte ein Prediger im Jahre 1559, ‚solcher Menschen jedweden Alters und Geschlechtes wohl in die Hunderte aufzählen.‘ [2] Um das Jahr 1550 beschrieb Heinrich Wirry von Solothurn ‚ordenlich in Reimesweiß eine wunderbarliche wahrhaftige seltsame Geschicht van einem Pfaffen und seiner Kellerin, wie sie ihm der Teufel angesicht seiner Augen hinwegführt‘ [3]. Im folgenden Jahre erschien eine Leipziger ‚Erschreckliche neue Zeitung, von einem Weib, welches vom Teufel in der Mechelburgischen Grenzet weggeführt ist‘: ‚er erwürgte das Weib sichtiglich in der Luft und ließ es letztlich auf die Erde fallen‘ [4]. Ärger wütete er mit einem andern Weibe, über welches

aus, daß die Jesuiten als ‚teuflische Verbrecher‘ und ‚durchteufelte Zauberer‘ ähnlich wie Brabant bestraft werden sollten. Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 582.

[1] Erschröckliche Zeitung, was sich mit dem Teufelsverbündeten und Verräter Hennig Braband zu Braunschweig zugetragen 2c. Lauingen 1606.

[2] An der oben S. 549 Note 5 angeführten Stelle.

[3] Weller, Annalen 1, 227, Nr. 139.

[4] Weller, Zeitungen Nr. 195. In einem alten Sterberegister der Pfarre Culmbach steht: ‚Anno 1564 die Nacht Fabiani und Sebastiani hat auf der Plassenburg der böse Geist etliche Personen grausam angefasset und beschädiget und zwei, den

Johann Hermann, Prediger zu Oster in Mecklenburg, eine Zeitung ausgehen ließ[1], und der Prediger Erasmus Winter seinen Zuhörern zur Warnung vortrug: am 24. Juni 1568 hat der Teufel ‚nicht weit von der Neuen Brandenburg, in dem Dorfe Oster, auf einer Hochzeit ein fluchendes Weib in Beisein des Pfarrers und Schultheißen vom Tisch genommen, in die Luft geführt, in vier Stücke zerrissen, auf jede Straße ein Viertel geworfen, das Eingeweide aber dem Schultheißen auf den Tisch vor allen Leuten fürgeworfen und gesagt: da er von seinem Wucher und Gotteslästern nicht werde abstehen, auch solches an andern nicht strafen, so werde es ihm bald also und nicht anders ergehen‘[2]. In Wien war man, wie aus einer Predigt des Jesuiten Georg Scherer hervorgeht, des festen Glaubens, daß dort im Jahre 1570 ein Bäcker, welcher über die Fronleichnamsprozession gelästert habe, während derselben in der Luft vom Teufel herumgeführt und später auf einen Nußbaum fallen gelassen worden, ‚daß man vermeinte, es wäre ein Erdbeben geschehen‘[3]. Aus Dresden ergingen im Jahre 1582 zwei ‚wahrhaftige und erschreckliche Zeitungen von einer jungen Dirne, welche sich dem Teufel auf sechs Jahre ergeben und von ihm, ehe die Zeit verlaufen, weggeführt worden; dann von einem Studenten, welchen der Teufel gleichfalls in greuliche Sünden gestürzt und letzlichen mit Umdrehung des Halses erwürgt hat‘[4]. Nach einer Kölner Zeitung vom Jahre 1584 entführte der Teufel eine stolze Antwerpener Dirne und ließ aus ihrem Sarg einen Hund springen[5]. Aus Prag wurde ‚eine gesangsweiß gestellte erschröckliche Wundergeschichte‘ kundgegeben, wie ein Bauer ‚in diesem 1586. Jahr von wegen seiner mannigfaltigen Gotteslästerung von den Teufeln angezündet worden‘[6]. In Königsberg holte sich der Teufel einen Schuhmacherjungen; in Willisau in der Schweiz einen Spieler; auf einer Hochzeit einmal drei Spielleute[7]. Als eine allgemein bekannte Sache

---

Mundkoch und den Furier des Markgrafen Georg Friedrich, sogar erwürgt.‘ Spieß, Archivische Nebenarbeiten 1, 62.

[1] Lisch, Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte 22, 267.

[2] Winter, Encaenia 182.

[3] Scherer, Postille, Predigt am ersten Sonntag in der Fasten.

[4] Weller, Zeitungen Nr. 557. Der Verfasser der Schrift ‚Von Höllenzwängen und Teufelsbeschwörungen‘ S. 8 führt im Jahre 1563 Klage darüber: die Jugend sei so ‚lästerlich, gottlos und teufelssüchtig‘ geworden, daß man nicht erst auf den Universitäten, sondern schon auf den Gymnasien manche Schüler finde, welche in ein Bündnis mit dem leibhaftigen Teufel einträten. Eine Danziger Schulordnung vom Jahre 1568 schrieb vor: ‚Abstineant Scolastici ab execrationibus, iuramentis, *magia*... Nemo faciat *pacta cum Diabolis*, callidius aetati imbecilliori insidiantibus.‘ Löschke 147.

[5] Weller, Zeitungen Nr. 594. [6] Weller, Annalen 2, 438, Nr. 611.

[7] Vergl. Weller, Annalen 2, 440, Nr. 628; 441, Nr. 633. Schopper 240—241. ‚Auf freier Straße‘, schrieb der protestantische Theologe Saubert einem Freunde, ‚ist

wurde von den Protestanten verbreitet, daß der Satan einmal zu Forchheim einen katholischen Geistlichen, welcher die protestantische Lehre bestritten, sichtbar vor den Augen der ganzen Gemeinde von der Kanzel durch die Lüfte weggeführt habe [1].

Auf dem Boden eines solchen allgemein herrschend gewordenen Wunder-, Geheimkunst-, Zauber- und Teufelsglauben, unter der Verrohung und Verwilderung des geistigen und des religiös-sittlichen Lebens, wie sie aus den meisten Erzeugnissen der bildenden Kunst und der Volkslitteratur deutlich zu Tage trat, konnte eine der furchtbarsten Erscheinungen in der ganzen Geschichte der Menschheit, nämlich das Hexenwesen und die Hexenverfolgung, in Deutschland üppig gedeihen.

---

ein Mann vom Teufel zerrissen worden, davon hier ein Arm, dort ein Bein und bald die Lungen, bald die Leber ausgestreut worden: ein schreckliches Beispiel; einige meiner Kollegen sind Augenzeuge gewesen.' Tholuck, Das kirchliche Leben 76.

[1] Vergl. Döllinger 2, 420. v. Liliencron, Mitteilungen 138—139, erblickt in der ganzen Schauerlitteratur mit Recht nur ‚das düstere Bild einer in Roheit und Aberglauben versinkenden Zeit'. ** Charles H. Herford, Studies in the Literary Relations of England and Germany in the sixteenth Century. Cambridge 1891, weist nach, daß Deutschland im sechzehnten Jahrhundert in England nur als das Land der Wundergeschichten, von Schwarzkunst, Zauberern, Hexen, Teufeln, Werwölfen u. s. w. bekannt gewesen, und daß die ‚Wonderful strange news from Germany' eine ganze Flugschriftenlitteratur bildeten.

Nachträge.

Zu S. 18, Anm. 2. Das Verhältnis der Spätgotik zur Renaissance hat neuerdings zu einer lebhaften, noch nicht abgeschlossenen Kontroverse geführt, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Gegen Haenel und Schmarsows ‚Reformvorschläge zur Geschichte der deutschen Renaissance' (in d. Bericht. über die Verhandl. der sächs. Gesellsch. der Wissensch. zu Leipzig, Phil.-hist. Kl. Bd. 51, 1899) hat sich Dehio in Zimmermanns ‚Kunstchronik', N. F. Jahrg. XI, Nr. 18 u. 20 ausgesprochen. Schmarsow hat darauf geantwortet in der Kunstchronik 1900 Nr. 27 und in dem Aufsatz ‚Zur Beurteilung der Spätgotik' im Repert. für Kunstwissenschaft XXIII (1900), 290 fll. Neuerdings hat auch H. A. Schmid Stellung zu der Frage genommen in seinem Aufsatz ‚Über den Gebrauch des Wortes Renaissance' (Kunstchronik 1900 Nr. 30). Die Gründe, welche hier gegen die Verwendung des Wortes Renaissance im Norden vorgebracht werden, erscheinen mir höchst beachtenswert. Hierher gehört auch der Aufsatz von A. Schröder, ‚Spätgotik und Protestantismus' in Schnütgens Zeitschr. für christl. Kunst XIII (1900), 150 fll. Haenels Entdeckung von dem protestantischen Charakter der Spätgotik wird hier vortrefflich und so schlagend widerlegt, daß diese Hypothese als abgethan betrachtet werden kann.

Zu S. 86. Vergl. Bezold, Baukunst der Renaissance 132 fl., der folgendes Urteil fällt: ‚Gegenüber der Größe der künstlerischen Gesinnung, welche sich auch in den späteren katholischen Kirchenbauten noch offenbart, steht mit wenigen Ausnahmen alles, was auf protestantischer Seite geleistet wurde, zurück. Man ist über Versuche, die Form des Kirchengebäudes aus den Anforderungen des Kultus heraus zu entwickeln, nicht hinausgekommen. Die größere Originalität ist auf seiten der reformierten Kirche. Sie hat entschiedener mit der Tradition gebrochen als die lutherische, welche die Formen des katholischen Kultus anfangs nur wenig modifizierte. Man darf die heutige rationalistische Form des lutherischen Gottesdienstes nicht sofort in das sechzehnte Jahrhundert zurückversetzen; sie hat sich erst im Laufe des achtzehnten und neunzehnten entwickelt. Die Gottesdienstordnung ist durch Luthers Schrift: „Die deutsche Messe und Gottesdienstordnung zu Wittenberg für genommen" im Jahre 1536 geregelt. Danach bildete die Predigt zwar den wichtigsten Teil des Gottesdienstes, aber außer dem einleitenden und schließenden Gemeindegesang waren Teile der Messe in deutscher Übersetzung beibehalten worden. Den zweiten Teil des Gottesdienstes bildete das Abendmahl. Das mag die Norm gewesen sein; da und dort behielt man noch mehr von der alten Form bei. Immer aber nahm der Altardienst noch einen breiten Raum ein, und der Gottesdienst hatte statt eines zwei Mittelpunkte. In den baulichen Organismus war aber damit ein innerer Widerspruch hineingetragen, dessen völlige Lösung bis heutigen Tages noch nicht gefunden ist; die gegenseitige Stellung von Kanzel und Altar ist niemals fest geregelt worden. Das sechzehnte Jahrhundert trat an eine architektonische Lösung der Aufgabe von dieser Seite gar nicht heran. Die Stellung des Al-

tars blieb die alte, und man rückte entweder die Kanzel nahe an den Altar heran, um beide der ganzen Gemeinde sichtbar zu machen, oder man beließ die Kanzel an einer Längsseite und suchte durch die Einrichtung des Gestühls Abhilfe zu schaffen. Der bauliche Organismus wurde dadurch nicht berührt. Anders ist es mit einem zweiten Moment. Bei der erhöhten Bedeutung der Predigt mußte allen Gemeindemitgliedern die Möglichkeit gewahrt sein, den Prediger zu verstehen. Die Sitze durften also nicht allzu weit von der Kanzel entfernt sein. Die architektonische Folgerung aus dieser Bedingung wäre die Annahme des Zentralbaues als normale Form des protestantischen Kirchengebäudes gewesen; auf reformierter Seite, auf welcher die Bedeutung des Altars eine geringere war, scheute man sich nicht, diese Folgerung zu ziehen, und es fehlt namentlich in Holland nicht an interessanten Versuchen in dieser Hinsicht. Auf lutherischer Seite hat auch dieses Moment nichts gegen die Tradition vermocht; man suchte sich durch die Aufnahme von Emporen zu helfen, und diese wurden bald als ein unentbehrlicher Bestandteil protestantischer Kirchen betrachtet. Entweder sind sie als Galerien oder Balkone ohne nähere Verbindung mit der baulichen Anlage, oder man brachte sie mit dem baulichen Organismus in Zusammenhang, indem man die Seitenschiffe mit Obergeschossen versah und diese durch Arkaden gegen das Hauptschiff öffnete. Diese Form ist nicht ausschließlich protestantisch. Verbreiteter ist die erste. Wollte man nicht zum Zentralbau übergehen, so erwies sich der einschiffige rechteckige Saal als die entsprechendste Raumform für den protestantischen Kultus. In solchen Sälen aber konnten die Emporen nicht anders denn als Galerien auf Säulen oder Konsolen angeordnet werden. Die Zahl dieser Saalkirchen ist groß, künstlerische Bedeutung haben wenige unter ihnen. So bedeutet der Protestantismus des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts durchaus eine Einbuße. Die großartige Raumentfaltung und die Symbolik des katholischen Kirchengebäudes waren bis auf geringe Reste verloren oder überflüssig geworden, ohne daß von irgend einer andern Seite ausreichender Ersatz geboten worden wäre.‘

Zu S. 174. Über Jakob Handl s. auch Hist.-polit. Blätter 125, 662 ff.

Zu S. 192, Anm, Z. 20, ist nach 17, 137 ff. hinzuzufügen: 20, 193 ff.

Personenregister.

A.

B.

L.

M.

T.

U.

V.

W.

Ortsregister.

A.

B.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erläuterungen und Ergänzungen
zu
Janssens Geschichte des deutschen Volkes.

Herausgegeben von **Ludwig Pastor.**

Bereits liegen vor (gr. 8°):

I. Band, 1. Heft: **Paulus,** Dr. **N., Luthers Lebensende.** Eine kritische Untersuchung. (VIII u. 100 S.) *M.* 1.40.

2. und 3. Heft: **Knepper,** Dr. **J., Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten.** Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums und der politischen Ideen im Reichslande. (XVI u. 208 S.) *M.* 2.60.

4. Heft: **Lemmens,** P. **L.,** O. F. M., **Pater Augustin von Alfeld** († um 1532). Ein Franziskaner aus den ersten Jahren der Glaubensspaltung in Deutschland. (VIII u. 108 S.) *M.* 1.60.

5. und 6. Heft: **Gény, J., Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536.** Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet. (XIV u. 224 S.) *M.* 3.

I. Band vollständig. (XLVI u. 640 S.) *M.* 8.60; geb. in Original-Leinwandband *M.* 10.

II. Band, 1. Heft: **Thurnhofer, Franz Xaver, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden,** Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland. (XVI u. 154 S.) *M.* 2.20.

„Die Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes‘ haben sich je länger je mehr als wertvolles, weil unparteiisches, auf quellenmäßiger Forschung ruhendes katholisches Organ für die Geschichte der Reformationszeit erwiesen. Der erste Band liegt abgeschlossen vor, der zweite wird durch vorliegende Monographie glücklichst inauguriert.“

(Litterar. Centralblatt. Leipzig 1900. Nr. 50.)

„... Wir lernen aus Génys Arbeit eine große Menge interessanter Persönlichkeiten aus den katholisch gebliebenen Humanistenkreisen kennen. Auch sonst ist sie wertvoll durch umfangreiches, hier zum erstenmal veröffentlichtes Urkundenmaterial. Sie wird jedenfalls, auch außerhalb der Kreise, für die sie zunächst bestimmt ist, die verdiente Beachtung finden. Die Arbeit bildet zugleich das letzte Doppelheft des ersten Bandes der ‚Erläuterungen zu Janssen‘, die mit der schönen, besonnenen Studie von Nikolaus Paulus über Luthers Lebensende eingeleitet wurden.... Wir hoffen auf die recht wertvollen historischen Monographien noch öfter zurückzukommen.“ (Neue preuß. [Kreuz-] Zeitung, Berlin 1900, Beilage zu Nr. 142.)

„Der große Geschichtschreiber Johannes Janssen hat den Wunsch geäußert und seine Ausführung in die Wege geleitet, daß Gegenstände seiner ‚Geschichte des deutschen Volkes‘, die von ihm selbst nur kurz berührt werden konnten, aber weiterer Behandlung ebenso wert wie bedürftig sind, quellenmäßig in eigenen Monographien weiter ausgeführt werden sollten. Ludwig Pastor, Janssens Fortsetzer, hat die Herausgabe dieser ausführenden Fortsetzung übernommen und tüchtige Gelehrte hierfür zu gewinnen gewußt. Nachdem Dr. Paulus in einer kritischen Untersuchung die Frage nach Luthers Lebensende abermals erörtert hatte, liegt im oben angezeigten Werke von Knepper eine zweite Monographie vor, worin die Anschauungen elsässischer Humanisten des 15. bezw. 16. Jahrhunderts bezüglich des nationalen Gedankens und der Kaiseridee vorgeführt werden. Ein Anhang bringt eine Auslese von lateinischen und deutschen Originaldichtungen der erwähnten Humanisten, soweit sie für unsern Gegenstand von Interesse sind. Das ganze Unternehmen, wie im einzelnen die vorliegende Arbeit, ist hochverdienstlich und sei hiermit aufs beste empfohlen.“ (Schlesische Volkszeitung, Breslau 1898, Nr. 257.)



